Die Donau
von
ihrem Ursprung
bis
an die Mündung.
Eine Schilderung
von Land und Leuten
des
Donaugebietes.
von
ALEX. F. HEKSCH
Mit 200 Jllustrationen
und einer Karte.

Die Donau

von ihrem

Ursprung bis an die Mündung.

Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes.

Von

Alexander F. Heksch.

Mit 200 Illustrationen und einer Stromkarte.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1881.

Druck von R. v. Waldheim in Wien.

Vorrede.

Ein Werk wie das vorliegende, kann nur das Ergebniß des Selbstgesehenen, Erfahrenen und des mehrjährigen Sammelfleißes sein, mit einem Worte Compilation der bestmöglichen Art, bei welcher die Auswahl des verwendeten Materials und das Auffinden richtiger Quellen eben die Hauptsache bildet.

Wir erachten diese Bemerkung nicht für überflüssig und werden wir am Schlusse dieser Vorrede jene Werke, älteren Bücher, Handschriften und Documente namhaft machen, welche uns als Quellen dienten. Hier wollen wir auch allen Schriftstellern, Fachgelehrten, weltlichen und geistlichen Behörden, städtischen Magistraten, Stiften und Klöstern, und überhaupt allen Jenen unseren Dank aussprechen, die uns durch Mittheilungen und Beiträge in der freundlichsten Weise unterstützten. Wenn dem Verfasser auch der allergrößte Theil der in diesem Buche geschilderten Gegenden, Städte und Ortschaften aus eigener Anschauung bekannt gewesen ist, wenn derselbe auch in die Special-Geschichte der meisten derselben eingedrungen war, so genügte diese noch immerhin mangelhafte Kenntniß nicht zur Erfüllung der hier gestellten Aufgabe. Es galt, um nach allen Seiten hin dem Plane des Werkes entsprechend zu genügen, die neuesten, besten, reichhaltigsten und auch zuverlässigsten Daten zu sammeln.

Das Wissenswertheste über Sage, Legende, Geschichte, Alterthumskunde und Ethnographie der Länder, die der majestätische Strom in seinem Laufe berührt, wie über die Menschen, die an dessen Ufern wohnen, galt es

zusammenzustellen, um dem Kenner der Donau ein zuverlässiges Buch der Erinnerung, dem Reisenden und Touristen einen ebenso zuverlässigen Wegweiser zu bieten, endlich um Jenem, der weder gereist ist, noch dem die Möglichkeit geboten wird, das ganze Stromgebiet aus eigener Anschauung kennen zu lernen, eine möglichst reiche Quelle der Belehrung und Unterhaltung zu liefern; mit einem Worte, dem letzteren ein möglichst gutes Reisesurrogat zu bieten.

Um all dies zu erreichen, haben wir gute Stellen aus Quellenwerken wörtlich und bewährte Berichterstatter selbstredend eingeführt, was unserer bescheidenen Ansicht nach das Gute an sich hat, daß die Schilderung nicht in Monotonie verfällt, das Ganze nicht an Gleichfarbigkeit leidet, sondern durch lebhaftes Colorit und durch die unvermittelten Eindrücke, welche die verschiedenen Schilderer empfingen, Farbe, Licht und Schatten in der angenehmsten Weise vertheilt erscheinen.

Der streng fachwissenschaftliche Maßstab darf an dieses Werk nicht gelegt werden, es wäre sogar ein erheblicher Fehler dieses Buches, wenn es sich in irgend einer der Disciplinen vertiefen würde, denn dadurch wäre es einseitig und würde dem Zwecke der allgemeinen unterhaltenden Belehrung nicht mehr entsprechen.

Wir glauben aber uns schmeicheln zu dürfen, daß wir die richtige Mittelstraße wandelten, um nach jeder Seite hin zu befriedigen; und daß wir dem alten Spruche: „Wer Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen" ziemlich nahe gekommen seien.

Der Verfasser.

Verzeichniß

der

Werke und Manuscripte, welche bei Abfassung dieses Buches als Quellen dienten.

1. Handschrift Nr. 2920 in der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien — der Helena Kottanner.
2. Klosterneuburg. Handschriftliche Aufzeichnungen von P. Ivo Sebald, Secretär Sr. Hochwürden des Prälaten von Klosterneuburg. (Mit geneigter Bewilligung des Letzteren.)
3. Kalocsa. Mittheilungen von Edmund Gajáry, städt. Obernotar.
4. Ingolstadt. Handschriftliche Aufzeichnungen von Ostermeyer, Magistratssecretär.
5. Deutsch-Altenburg. Mittheilungen von Carl Hollitzer.
6. Der Krönungsdom zu Preßburg. Mittheilung des Archäologen Professor Josef Könyöki.
7. Serbien nach dem Berliner Tractat. Handschriftliche Mittheilung von Georg Popovič in Belgrad.
8. Das Donautraject zwischen Gombos-Bogojéva und Erdöd. Von der technischen Direction der Alföld-Fiumaner Bahn.*)
9. Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart. Von Hugo Graf von Walderdorff. 1877.**)
10. Adpartus ad historiam Hungariae. Scripsit Matthias Bél. Posonii 1735.
11. Notitia Hungariae novae historico-geographica. Elaboravit Matthias Bél. Viennae 1737.
12. Codex diplomaticus Hungariae. A Georgio Fejér. Budae 1829—1844.
13. Notitia orbis antiqui. Lib. II. Cellarius.
14. De Moribus German. I. Tacitus.
15. Pertz. Mon. Germ. S. S. Monachi Sangallensis de Gestis Caroli imp. lib. II.
16. Totie Regni Hungariae superioris et inferioris accurata Descriptio. Georg Krekwitz. Frankfurt und Nürnberg. Leonhard Loschge 1686.
17. Schematismus venerabilis cleri almae diocesis Vaciensis 1835.
18. „Concordia“ Slovanský Letopis. Vydali J. Victorin a J. Palárik. Budin 1858.
19. Jonáša Záborského básne dramatické. Vydal Josef Victorin. V Pešti 1865.
20. Dankowský. Fragmente zur Geschichte der Völker ungarischer und slavischer Zunge.
21. Froissart, chronique. Bericht über die Schlacht bei Nicopolis 1396.
22. Mémorial de Saint Helène. (Ueber die Feldzüge in Deutschland und an der Donau.)
23. Bertrandon de la Brocquière. Schilderung von Pest und Ofen zur Zeit König Sigismund's 1433.
24. Amedée Thierry. Attila und seine Nachfolger. Leipzig 1869.
25. Eugen Kowalewsky. Der Krieg Rußlands mit der Türkei 1853—1854.
26. Unter dem Halbmonde. Von Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.
27. F. Kanitz. Donau-Bulgarien.
28. Geschichte des transalpinischen Daciens. Von Sulzer. Wien 1781.
29. Topographisch-historische Beschreibung der beiden Fürstenthümer Moldau-Walachei. Wien 1810.
30. Reise durch einen Theil Ungarns, Siebenbürgens, der Moldau, der Bukowina. Pest 1811. Von Graf Vincenz Batthyányi.
31. Salamon Schweiger. Nürnberg 1665. Reisebeschreibung nach Constantinopel und Jerusalem.
32. Dampfbootfahrt von Linz nach Constantinopel. Pest 1838.
33. Donaureise Linz-Wien. Von F. X. Linde in Melk.
34. Donau-Almanach pro 1879.
35. Die Donau. Von O. L. B. Wolff. Leipzig, J. J. Weber 1843. I. Auflage.
36. Donausagen. Zamarsky. und Dittmarsch 1860.
37. Donaufahrten. Schultes. I. Bd.
38. Die Donau-Regulirung bei Wien. Von der Donau-Regulirungs-Commission 1875. K. k. Hof- und Staatsdruckerei.
39. Donaureise von Linz bis Wien. Matthias Koch, II. Auflage. Wien 1842.
40. Donaufahrten. Von Capitän Camillo Walzel.
41. Visegrád einst und jetzt. Josef Victorin. Budapest 1872.
42. Wuth des Elements und Milde des Menschenherzens. Von Anton Benkert. Budapest 1838.

*) Die Nummern 2—8 wurden von den betreffenden Herren Autoren über unser Ansuchen eigens als Beitrag für dieses Werk geschrieben.

**) Mit Zuschrift Zahl 809 vom 16. Januar 1879 des Stadtmagistrates von Regensburg und Einwilligung des historischen Vereins daselbst, dem Verfasser zur Benützung eingesandt.

43. Bericht über die Sommer-Versammlung des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich. 13.—15. August 1876 in Deutsch-Altenburg.
44. Bad Deutsch-Altenburg. Von Med. Dr. Kreuziger.
45. Ara Antica scoperta in Hainburgo. Stefano nobile de Mainoni. Milano.
46. Freiherr von Sacken. Die römische Stadt Carnuntum 1852.
47. Cronica des Michael Behaim 1465.
48. Münzkabinet. Regensburg 1779. Von Plato Wild.
49. Jahrbücher des Deutschen Reiches. Hirsch, Berlin 1862.
50. Hrotsvit von Gandersheim. XXIX. Band der Verhandlungen des hist. Vereins von Oberpfalz und Regensburg.
51. Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. München 1863.
52. Die älteste Geschichte der Bayern. Braunschweig 1873. Von Dr. Quitzmann.
53. Panorama von Regensburg bis Linz. Ludwig Capeller.
54. Donaustauf und Walhalla. Von Adalbert Müller. Regensburg.
55. Album von Ulm. Prof. Dr. Haeßler. Ulm, J. Ebner's Verlag.
56. Ulm und sein Münster. Friedr. Greßel. Ulm 1877.
57. Drei Tage in Passau. A. Deiter's Verlag.
58. Hildebrandt's Heimkehr. Von Wilhelm Jordan. II. Auflage 1875. Frankfurt a. M. *)
59. Ant. Bonfin. „Decaden" und Averulino di Firenze.
60. Beschreibung des Königreichs Ungarn. Martin Zeiler. Ulm 1660.
61. Die Donau-Katarakte. Anton Boleszni. Orsova 1874.
62. Geogr.-historisches Lexikon von Ungarn. Johann Korabinsky 1786. Preßburg.
63. Gedenkbuch der Einweihung des Graner Doms (31. August 1856). Gran, Peter Stumpf.
64. Taschenbuch der vaterländischen Geschichte. Hormayr, 1837.
65. Krönungs-Album. Budapest 1867. Verlag von M. Deutsch.
66. Die Gegenwart. Bd. IV. 1849. F. A. Brockhaus. Leipzig.
67. K. W. Justi's „Gedichte", 1810.
68. Beiträge zur europäischen Länderkunde. Von Graf Feodor von Karacsay. Wien 1818.
69. Die Landeshauptstadt Linz. Von Dr. Ferd. Krackowitzer. Linz, Ebenhöch's Verlag.
70. K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Mittheilungen. Bände von 1863, 1865, 1871.

*) Mit ausdrücklicher Bewilligung des Herrn Autors benützt.

71. Südslavische Ornamentik und Gebräuche der Südslaven. Felix Lay. Essek.
72. Addison's Heldengedicht über den Sieg Marlborough's und Eugen's von Savoyen bei Höchstädt-Blenheim.
73. Wiener Kunstrenaissance. Von C. v. Vincenti. Wien 1876.
74. Hevesi „Budapest". Budapest 1873.
75. Aquincum und seine Ueberreste von Heinrich Ficker. Ofen 1857.
76. Pest und Ofen. Von Feldmann, 1859. Pest, Gustav Heckenast.
77. Budapest, von Häuffler, 1854. Pest. I. Abth. Historische Skizzen.
78. Magyarországi Dunaszigetek. Ortvay Tivadar. Budapest 1878. (Magy. tud. akademia.)
79. Pozsony és Környéke, 1865. Pozsony, Wigand K. F.
80. Tudományos gyüjtemény. Pest 1817.
81. Ugyanaz. Pest 1818.
82. Magyarország történelme. Irta Horváth Mihály. Pest 1860—63.
83. Zách Felicián, „Tragoedia". Irta Bajza Jenö. Pest 1864.
84. Századok. Thaly Kálmán. Pest 1868.
85. Archaeologiai Közlemények. Rómer Flóristól. Pest. IX. Köt.
86. Adatok a Pozsonymegyei kiskárpátok vidékének történetéhez. Jedlicska Pál. Pozsony 1878.
87. Kézi Könyv az Aldunán. Boleszni Antal. Orsova 1870.
88. Magyarország ethnografiája. Húnfalvi. Budapest 1876.
89. Frater György (Utyeszenich, Martinuzzi). Irta Horváth Mihály.
90. Fraknói Vilmos. Magyar országgyülések. 1875—1876.
91. Széchenyi munkálatai az aldunán. Boleszni Antal. Orsova 1878.
92. Konstantinápolyig és vissza. Bátorfi Lajos. Nagy-Kanizsa 1874.
93. Hazánk és a Külföld. Pest 1869 az Athenaeum nyomd.
94. Magyarország Primása. Közjogi és történeti vázlat. Török János. Pest 1859.
95. Magyarország müemlékeinek rövid ismertetése. Irta Dr. Henszlmann Imre. Budapest 1876.
96. Húnfalvi. Magyarország és Erdély Képekben. Lauffer W.
97. Coopération de l'Armée roumaine en Boulgarie. Capitain Fisch. Bruxelles 1879.
98. Bericht der Europäischen Donau-Commission zu Galatz. 1880.

Inhalt.

Beilagen zur Stromkarte:

Notiz für den Buchbinder:

Die Donau.



1.

Donau-Eschingen.

Einleitung.

I. Name und Ursprung der Donau.



Ein so majestätischer Strom wie die Donau, welcher, vom Herzen Mittel-Europas ausgehend, weite Länderstrecken durchfließt und dessen directes Stromgebiet 14.630 Quadrat-Meilen beträgt; welcher sozusagen der größte Fluß Europas ist, denn die Wolga kommt doch bei europäischen Verhältnissen kaum in Betracht; ein so mächtiger Fluß, wie gesagt, mußte schon in grauer Vorzeit auf das Leben, die Entwicklung und Verhältnisse der Völker von tiefgehender Einwirkung sein und deren Aufmerksamkeit auf sich lenken. Schon bei Herodot finden wir die Donau genannt, deren einen Theil er aus Selbstanschauung kannte, über den übrigen damals gekannten Theil sich aber von Reisenden berichten ließ. Hesiod nennt die Donau „den schön fließenden

Strom", er mußte sie also entweder gekannt haben oder ihm darüber berichtet worden sein.

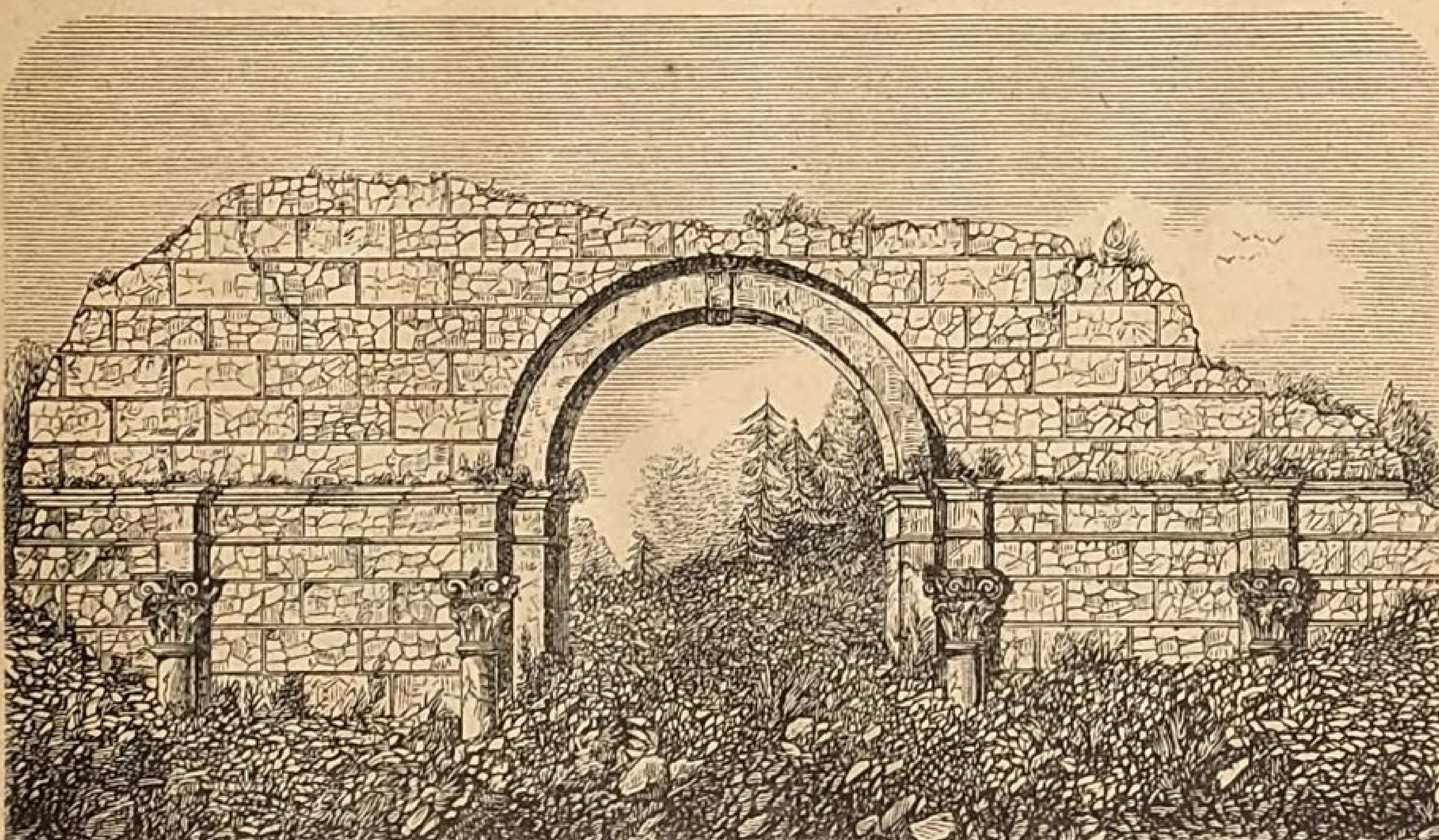
Ueber den Ursprung der Donau waren nicht nur Griechen und Römer, sondern auch noch spätere Geographen selbst bis in die Neuzeit im Unklaren, die Mündungen aber kannten selbstverständlich schon alle alten Völker, von dem Tage an, als der Pontus Euxinus — das Schwarze Meer — befahren wurde.

Von den lateinischen Schriftstellern ist Julius Cäsar der Erste, welcher dieses Stromes erwähnt, indem er denselben Danuvius nennt, als er von den Daci (Dakern) spricht. Zu seiner Zeit, das ist in den Jahren 90—50 v. Chr. Geb., war der Dakerkönig Burvista, den die römischen Schriftsteller Boerevista nennen, zu großer Macht gelangt. Seine verheerenden Züge gingen vom Schwarzen Meere bis an die West-Karpathen, und selbst jenseits der Donau fühlten die Völker den Arm Burvista's, dessen Eroberungszügen eine Empörung des eigenen Volkes ein Ziel setzte.

Als Julius Cäsar Gallien überzog (58—51 v. Chr. Geb.) und dadurch die Hauptmacht der Kelten brach, da wohnten zwischen dem rechten Ufer des Rheins und dem linken Ufer der Donau hinauf bis an die Nordsee Germanen. Wie die Letzteren unseren Strom nannten, darüber giebt es eine Menge Varianten. Bei den Griechen und Römern hieß derselbe Danubius, von dem damals gekannten Ursprung bis Carnuntum, bei manchen Historikern wurde er so bis zum Eisernen Thor genannt, von da an bis an die Mündung Ister. Der Flußgott der Donau fand bei den Römern Verehrung, und wir finden denselben auch auf Münzen dargestellt. Auf diesen und auf Votiv-Altären begegnen wir zweierlei Darstellungen dieses Flußgottes: 1. Bärtig mit angelehntem Haupte, faltenreichem Gewande, auf einem See-Ungeheuer ruhend, mit den Abzeichen der Divinität zur Seite. 2. Mit langem Schnurr- und Vollbart, nackt, schilfbekränzt, den Oberkörper etwas erhoben, den rechten Arm auf einen umgestürzten Krug gestützt, aus welchem Wasser hervorströmt; in der Rechten hält der Gott den Neptuns-Dreizack und ein Schilfrohr. Daß dem Danubius Altäre errichtet wurden, beweist eine bei Donau-Eschingen gefundene Inschrift aus dem Jahre 954 nach Roms Erbauung. Diese Inschrift lautet:

IN. H. D. D. I. O. M. ET.
DANVVIO. EXVOTO PRI.
MANVS SECVNDVS.
V. S. L. M. MVCIANO
ET FABRI . .
. . . .

Dem Namen Donau, Danubius, Danuvius, wird der Ursprung auf verschiedene Weise nachzuweisen gesucht. Man leitet denselben her von Thon wegen der vielen erdigen Bestandtheile, die sie mit sich führt, dann wieder von Tanne und Au,



Römische Mauer bei Petronell. *)

weil der Fluß, nach diesen Auslegern, bei einer großen Tanne zuerst aus der Erde trete. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist aber der Name keltischen Ursprungs, und zwar in zwei Lesarten: zuerst Don-aw, so viel als Tiefwasser, dann aber als Do-avv, zwei Wasser, weil sich die Donau aus dem Zusammenflusse zweier Flüßchen bildet. Dies Letztere ist, wie wir weiter unten nachweisen werden, unrichtig.

Dankovsky leitet in seinen slavischen Fragmenten den Namen von Dan-Hubj, seiner vielen Ueberschwemmungen wegen, ab.

Ueber die eigentliche Quelle der Donau war man selbst bis in die Neuzeit im Unklaren. Jetzt nun weiß man, daß die Donau nicht aus zwei,

*) Das Carnuntum der Römer.

sondern aus dem Zusammenfluß dreier Gewässer entsteht, aus der Brege, der Brigach und der auf dem Schloßhofe zu Donau-Eschingen in Stein gefaßten Quelle.

Der eine Quellenfluß, die Brege, ist ein auf dem Berge Hausebene im Schwarzwalde entspringendes Wässerchen, welches sich durch seinen Forellenreichthum auszeichnet; dieses Flüßchen nimmt seinen Lauf hinter Furtwangen, bei Triberg im Großherzogthume Baden, fließt an Föhrenbach vorbei, nimmt in seinem Laufe den Langenbach, die Linach, Urach, Schöllach und den Eisenbach auf und eilt, so vergrößert, nach Donau-Eschingen; unterhalb dieses Ortes vereint sich die Brege mit der Brigach, welche auf der Sommerau des Schwarzwaldes bei St. Georg, ebenfalls in der Nähe von Triberg, entspringt und bei Villingen vorbei dem Vereinigungspunkte zuströmt. Die dritte Quelle ist die bereits erwähnte im Schloßhofe von Donau-Eschingen, welche, von da in die Ebene fließend, sich mit den beiden vorerwähnten Flüssen vereinigt. Hier unterhalb Donau-Eschingen beginnt, aus der geschilderten Vereinigung, die Donau.

Dieser Fluß hat den stärksten Fall. Nach Genotte entspringt die Donauquelle 10.000 Fuß hoch über dem Spiegel des Schwarzen Meeres. Von Ingolstadt bis Buda-Pest ist deren Fall 813 Pariser Fuß und die Durchschnittsgeschwindigkeit des constanten Laufes 6 Fuß in der Secunde.

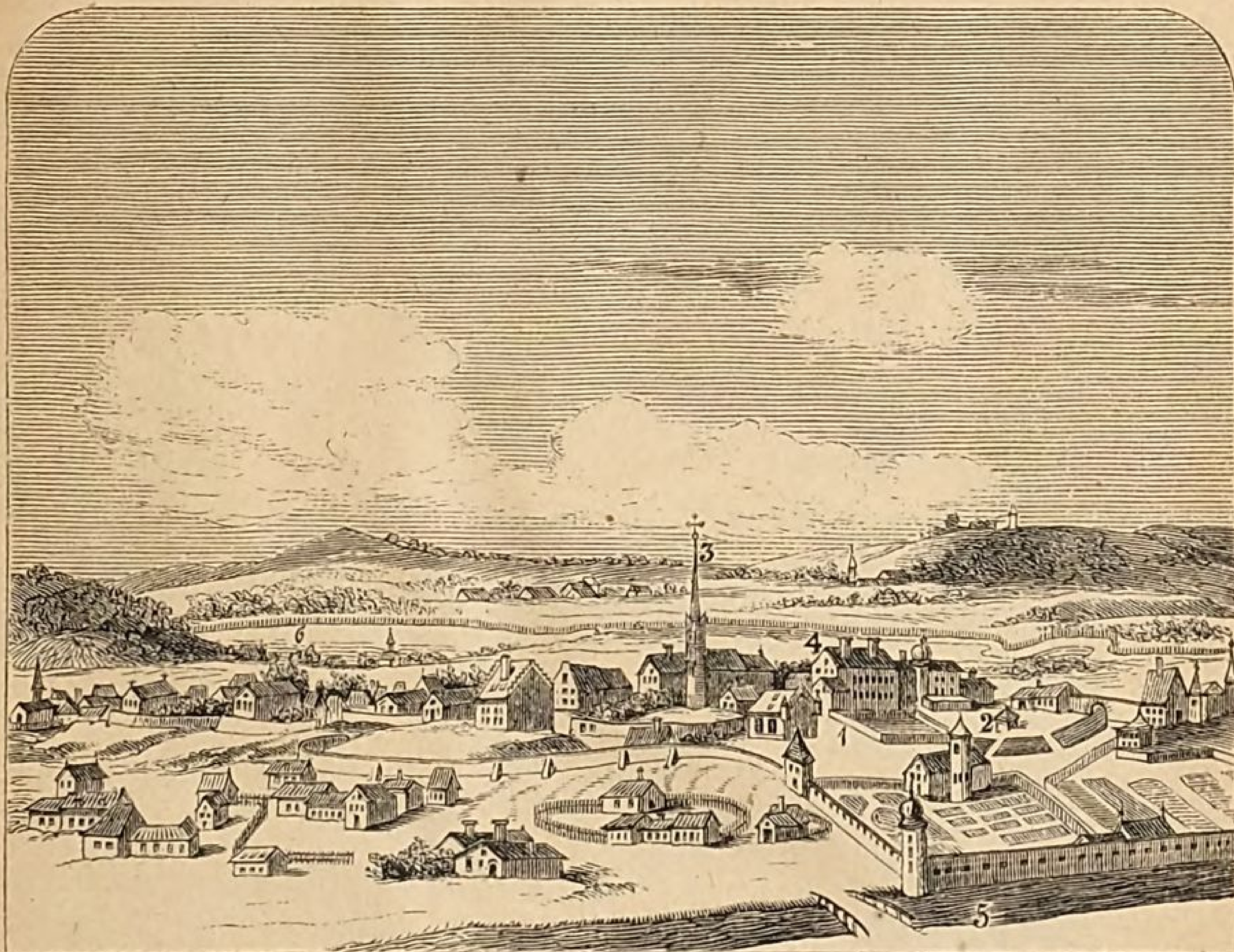
Der Leser findet in den Illustrationen die Schwarzwaldpartie um Triberg, Donau-Eschingen, wie es jetzt ist, und nach einem im Besitze des Verfassers befindlichen alten Kupferstiche Donau-Eschingen im Jahre 1686. Ueber die im Schloßhofe zu Donau-Eschingen befindliche Quelle heißt es in einem von „Georg Krekwitz, auß Siebenbürgen“ über „das Königreich Hungarn und den Donawstrom“ verfaßten Buche: „Thon-Eschingen liegt zwo Meilen von Villingen mit Schloß und Dorff. Allhier entspringet die Donau, nemlich bey 10 Meilen oberhalb Ulm, in der Barr und auf dem Schwartzwald. Die Herren Grafen von Fürstenberg haben hernachmals solchen Ursprung einfaßen und besagtes Schloß dahin bauen laßen, in deßen Hofe der Brunnen ist, so unten her mit Eichenholtz, oben herum aber mit einer Mauer eingefaßet, und die in's Quadrat 18 Schuhe haben solle, wiewol Claverius die Länge bey 26, die Breite von 18 Schuhe

setzet". Den Ursprung der Donau besingt L. Foglar in den nachfolgenden Strophen:

Der Ursprung.

Vom Schwarzwald niederrinnen
Zwei Flüßchen still und schmal:
Die Brigach und die Brege,
Ge'n Eschingen zu Thal.

Da wählen sie ein Bette
Gemeinsam sich zum Lauf,
Der Zweien Einzelleben
Geht in dem Dritten auf.



Donau-Eschingen im 17. Jahrhundert.

1. Ummauerter Ursprung der Donau. 2. Die erste Donaubrücke. 3. Pfarrkirche. 4. Gräflich Fürstenberg'sches Schloß. 5. Brigach-Fluß. 6. Donau-Eschingen Weiher.

Das ist die junge Do-na,*)
Die bis an's Meer entlang
Nach Osten mächtig fluthet
Im „Sonnentrotzergang".

Nun ziehen Quellen, Flüsse
Dem urgewalt'gen Strom,
Und seine Ufer schmücken
Kastell und Stadt und Dom.

Geschichte hat und Sage
Denkmale rings verstreut,
Woran sich Trost und Lehre
Den Völkern all' erneut.

Besitz und Macht und Schönheit
Sind dieses Stromes Gold,
Die Schätze stets wird haben,
Wer seiner Freiheit hold!

---

*) Keltisch: Zwei Flüsse.

II. Die Donau in ihren natürlichen und culturgeschichtlichen Verhältnissen.

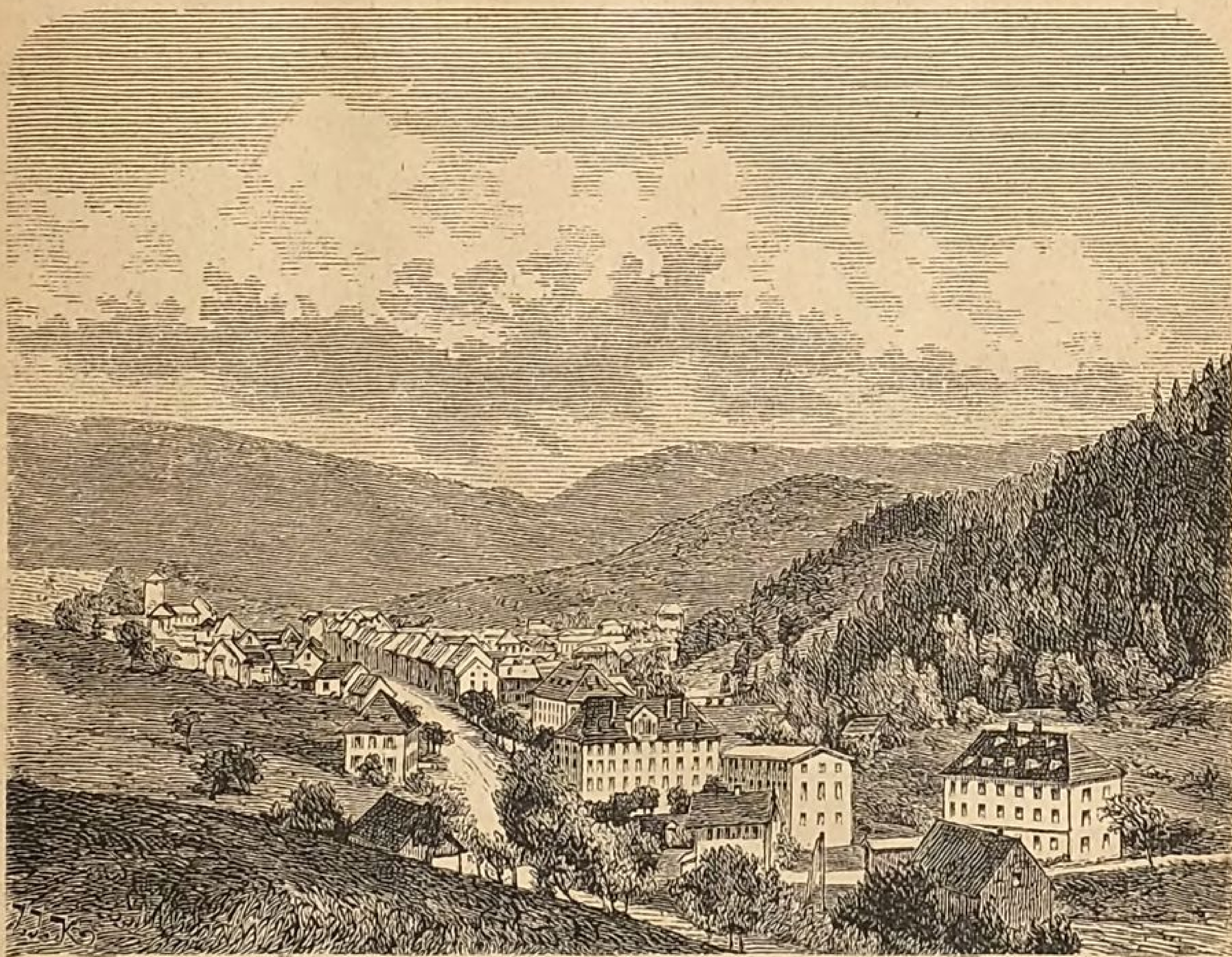
1. Geschichtlicher Ueberblick.

Unendlich vielfach ist das Leben der Menschen an das strömende Wasser geknüpft. Schon das stets sich erneuernde Bedürfniß der Nahrung zwingt den einsamen Naturmenschen, seine Hütte am Ufer eines Baches aufzuschlagen. Dasselbe Bedürfniß treibt die Thiere zu den Flüssen, an deren Ufern sie ihre Sammelplätze und Lagerstätten wählen. Den Thieren folgen die Jäger und Fischer, die an den Flüssen auf- und abziehen, um ihre Beute zu verfolgen. So sehen wir denn schon die uncultivirten Jäger- und Fischernationen Amerikas, denen die Flüsse in den Urwäldern als Wegweiser dienen, gewisse Flußgebiete sich aneignen, und ihre Stämme, ihre Gemeinwesen, ihre Besitzungen nach Flußgebieten abtheilen.

Längs der Flüsse, in den von ihnen getränkten Niederungen, bieten sich in der Regel die schönsten Weiden dar. In regenlosen, wüsten Ländern giebt es oft keine anderen Weideplätze als an den Ufern der Quellen und Flüsse. Und so wird denn der Mensch auch auf der zweiten Stufe seiner Culturentwicklung, als Nomade, an das fließende Wasser gebunden. Fast alle Hirtenvölker Asiens haben ihre Heimat an irgend einem Strome, den sie als ihr Eigenthum betrachten, den sie verehren, von dem sie den Namen tragen und an dessen Ufern sie verkehren.

Auch Ceres wurde, wie Venus, aus dem Wasser geboren. Längs der Flüsse, insbesondere bei ihren Mündungen, oder wo zwei Flüsse zusammenkommen, setzen sich die fetten Schlammtheile ab. Es bilden sich fruchtbare Landstriche, so daß auch die ackerbauende Bevölkerung zu ihren Thälern und Niederungen herangezogen wird. Vermehrt sich die Anzahl der Bewohner und ihrer Bedürfnisse, entwickelt sich dann der Handel und Verkehr, so bieten sich wiederum die Flüsse als die bequemsten und großartigsten Straßen zum Transporte der Waaren und Reisenden, der Kaufleute, der Pilger, der Krieger dar. Die Flußschifffahrt entwickelt sich und lockt Schiffer und Kaufleute zum Wasser heran.

Nun werden Marktplätze und Städte an den Flüssen gebaut. Die größten Niederlassungen erheben sich da, wo zwei mächtige Ströme zusammenkommen, oder an dem Scheitelpunkte eines großen Flußwinkels, wo durch Veränderung des Flußlaufes die Schifffahrt unterbrochen und eine Umladung der Waaren nöthig wird, oder an den Mündungen der Flüsse in's Meer, wo alle Gewässer und Waaren des Flußgebietes zusammenströmen und die



Triberg. (Seite 6.)

Meeresschifffahrt beginnt. Legt der Mensch, auf einer höheren Stufe der Cultur angelangt, endlich Maschinen und Fabriken an, so lernt er bald die schwache Kraft der eigenen Hand durch die gewaltige Triebmacht der Natur ersetzen. Von Allem, was die Natur ihm hier bietet, ist nichts energischer und bequemer als das fließende Wasser. Und so sehen wir, wie sich selbst die Fabriksorte längs der Flüsse hindrängen und die Ufer mit ihren Bewohnern beleben.

Wie in ihrem friedlichen Verkehre, so werden auch in ihren feindlichen Bewegungen die Menschen nirgend häufiger als an den Flüssen zusammen-

geführt. Mit großen Armeen über Flüsse vorzudringen, ist umständlich und schwierig, erfordert Schiffe und Brücken. Die Flüsse werden daher im Kriege als sehr diensame Operationslinien aufgesucht. Sie sind leicht zu vertheidigen, so daß Lager und feste Plätze an ihnen aufgeschlagen und die Corps der Krieger an ihren Ufern vertheilt werden. An ihnen ziehen auch die Heere gerne hin, weil sie die eine Seite leicht gegen den Feind sichern können. Die größten Schlachten sind sonach meist an den Ufern der Flüsse geschlagen worden. Aus demselben Grunde wählen die Völker und Staaten gerne die Flüsse zu Grenzscheiden zwischen ihren Gebieten. Die Flüsse erlangen daher in militärischer und politischer Hinsicht eine ebenso große Bedeutung als in Bezug auf Ackerbau, Handel, Industrie und alle national-ökonomischen Interessen. Je nach ihrer Größe und Mächtigkeit, nach der Richtung ihres Laufes, nach den Combinationen, die sie mit anderen Flußlinien eingehen, je nach ihrer ganzen Gliederung ist diese Bedeutung geringer oder größer.

Diesem Allen nach kann man die Flüsse als die wahren Pulsadern des gesellschaftlichen Lebens bezeichnen. Ihr Lauf deutet die Striche an, welche die Menschen vorzugsweise bewohnen, die Punkte, auf denen sie zu freundschaftlichen Geschäften oder zu Gefechten vorzugsweise zusammenkommen. An den Flüssen liegen die Wiegen der Staaten; sie sind die Wurzeln der großen Städte; sie bilden die Basen politischer Gebäude. Alle Völker haben darum auch ihre Flüsse stets heilig gehalten und im Alterthume sogar als mächtige Gottheiten verehrt. Die Völker, welche ein und dasselbe Stromgebiet bewohnen, sind durch die verschiedenen Zweige des Flusses wie durch starke Bande miteinander verbunden. Sie genießen durch ihren Fluß gemeinsame Vortheile, sie erleiden durch ihn gemeinsame Schicksale. Durch ihre ganze Geschichte zieht sich gleichsam ihr Fluß wie ein leitender Faden hin. Nach den verschiedenen Abtheilungen dieses Flusses zerfällt die Bevölkerung selbst in verschiedene Stämme, Provinzen, Staaten. Wie im Laufe der Zeiten die Physiognomie des Stromes der Hauptsache nach dieselbe bleibt, so gestalten sich auch die Ereignisse und Entwicklungen innerhalb seines Gebietes der Hauptsache nach fast immer auf dieselbe Weise. Noch jetzt wie vor Jahrtausenden führen die kriegführenden Heere dieselben Märsche längs

der Operationslinien des Wassers aus; stets bewegt sich der Handel, vom Wasser gebannt, in denselben Canälen; stets findet er an denselben Punkten seine von der Natur bezeichneten Märkte, seine Tausch- und Ausladeplätze. Der kühne, hochstrebende Geist des Menschen, der sich von dem Naturzwange frei machen und seine eigenen Bahnen gehen will, bleibt doch mit seinen Schöpfungen, oft leise und unmerklich, aber immer unwiderstehlich an die Naturbahnen der Flüsse gebunden.

Von allen Flüssen Europas hat keiner eine so merkwürdige Rolle in der Geschichte gespielt als die Donau, welche Napoleon I. den König der Flüsse nannte. Sie ist von allen Strömen unseres Welttheiles der mächtigste, *) durchfließt eine Reihe der fruchtbarsten Länder und zieht, im Gegensatze zu den übrigen, in ihrer Hauptrichtung von Westen nach Osten. Sie geht im Norden der beiden schönsten und bedeutungsvollsten Halbinseln Europas, Italien und Griechenland, vorbei, und wird so durch ihren Lauf der Hauptcanal für die Vermittlung des Ostens mit dem Westen.

Es gab keine großen Ereignisse und Bewegungen unseres Continents, wobei die Donaugebiete nicht betheiligt gewesen, wobei die Donau nicht selbst eine Rolle gespielt hätte. Schon die ältesten Welteroberer, die Europa betraten, der egyptische Sesostris, der persische Darius, der macedonische Alexander, sie kämpften an der Donau, und alle großen Weltbeherrscher: Trajan, Attila, Karl der Große, Soliman, Dschingis-Khan, **) Napoleon, pflückten an der Donau Lorbeeren und trugen den Namen des Flusses in die Annalen der Geschichte ein.

Zuerst tauchte das östliche Mündungsstück der Donau, das den Griechen benachbart, aus dem Dunkel hervor. Schon trieben die Argonauten und nach ihnen die Milesier hier Handel, schon baute man hier Schiffe, Brücken und Städte, als noch das Quellengebiet in Unbekanntschaft verhüllt war. Von daher, aus dem versteckten Quellengebiete, drangen keltische Völker längs der Donau herab auf denselben Wegen, auf denen später die Karolingischen

---

*) Die Wolga kann man — wie schon gesagt — kaum zu den europäischen Flüssen rechnen.

**) Dschingis-Khan kam zwar nicht selbst an die Donau, aber doch seine Armeen und Feldherren.

Franken und dann die Kreuzritter folgten, bis tief nach Griechenland und zu den Ländern am Schwarzen Meere, zu denen die Donau hinwies. Die Römer, als sie ganz Illyrien und Griechenland erobert, entdeckten die Quellen und den ganzen Lauf der Donau und bestimmten sie zum Grenzgraben ihres Reiches. Sie waren die Ersten und blieben auch bisher die Einzigen, die den Lauf dieses gewaltigen Stromes von der Quelle bis zur Mündung vollständig beherrschten. Sie beschifften zu militärischen wie zu commerciellen Zwecken die ganze Wasserlinie und leisteten hier 400 Jahre dem Andrange der Völker aus Norden in zahllosen Kriegen und Schlachten glorreichen Widerstand. Als Rom sank, wurde die Donau der Hauptleiter der großen Völkerwanderung, die sich nun erhob, die Haupt-Operationsbasis, von welcher die Expeditionen der Barbaren ausgingen. An ihren Ufern schlug Attila sein Lager auf. Von hier brachen die Anführer der Gothen, der Heruler, der Lombarden auf, um die Welt zu verwüsten. Alle Schöpfungen der Römer im Donaugebiete zerfielen. Endlich zog Karl der Große aus Westen an dem Strom herunter und verbreitete, das Reich der Avaren zertrümmernd, fränkische Herrschaft, Cultur und Christenthum bis zur Theiß und den Mündungen der Save hinab. Durch ihn und durch seine Marken, die er in diesen Gegenden stiftete, fing die Donau wieder an, ein deutscher Strom zu werden. Doch war es leichter, die Cultur an dem Rhein und der Elbe zu halten als längs der Donau. Jene Flüsse, die aus Süden nach Norden gingen, konnten leicht als treffliche Operationslinien gegen den Andrang aus Osten dienen. Die Donau dagegen, die von Westen nach Osten gerichtet ist, deren Thore gegen das Schwarze Meer und die scythischen Steppen offen standen, bot sich jenen Barbaren aus Osten stets als ein bequemer Canal dar. Die Stürme der Völkerwanderung dauerten daher im Donaugebiete viel länger als in irgend einem andern Stromgebiete Mitteleuropas. Den Avaren folgten wieder aus Osten die Bulgaren, diesen die Magyaren, die Petschenegen, Kumanen und Andere. Noch bis in's 10. Jahrhundert drangen von der Donau her verwüstende Stürme barbarischer Horden in das civilisirte Europa ein, bis es endlich den Deutschen gelang, die heidnischen Magyaren zu besiegen, zum Christenthume und zur Annahme europäischer Cultur zu bekehren.

Bei jener wunderbaren und großen Völkerbewegung, die im Mittelalter alle westeuropäischen Nationen ergriff, spielte die Donau wiederum eine so bedeutende Rolle wie keiner der übrigen Ströme. Schon vor den bewaffneten Kreuzzügen war sie der gewöhnliche Weg gewesen, den die Pilger zu den heiligen Orten des Orients wählten. Dann trug sie die begeisterten Schaaren des Peter von Amiens und des Gottfried von Bouillon nach Griechenland hinab. Unser deutscher Konrad, Friedrich Barbarossa und viele andere Anführer von Kreuzheeren wählten den Donauweg, der eine lange Zeit mit der Straße, die das längliche Mittelmeer zum Orient anbahnte, concurrirte. Als nach den Kreuzzügen der Austausch levantischer, egyptischer, indischer und nordischer Producte auf eine bisher unerhörte Weise erblühte, war abermals die Donau eine der Hauptstraßen, die sich als Transport- und Handelswege diesem Austausche darboten, und die Donaustädte Passau, Regensburg, Wien und viele andere gelangten zu einem Reichthum und Ansehen, wie sie solche weder vorher noch nachher gehabt haben. Mit Venedigs Stern stand auch der ihrige im 13., 14. und 15. Jahrhundert am höchsten.



Kumanier.

In jener Zeit, in welcher Rudolf von Habsburg und seine Nachfolger die alte, von Karl dem Großen gestiftete Deutsche Mark an der Donau unter dem Namen Oesterreich wiederherstellten und groß machten; als Mathias Corvinus an der mittleren Donau, der moldauische Stefan der Große, der walachische Alexander und andere kräftige, unternehmende Herrscher an der Mündung des Flusses walteten; als noch die Türken selten in Europa

erschienen: da ging ein lebhafter Handel an der Donau herunter, und alle Donau-Angelegenheiten von der Quelle bis zur Mündung gewährten ein erfreuliches Bild. Als aber im 15. Jahrhundert die Türken eine Donauprovinz nach der andern verwüsteten und unterjochten (erst Bulgarien, dann Serbien und das übrige Illyrien, darauf die Moldau und Walachei); als sie endlich an der Donau bis nach Ofen und Gran hinaufrückten, Siebenbürgen abhängig machten und zwölf Sandschaks in Ungarn gründeten; als sie unzähligemal in die deutschen Donauprovinzen einfielen und sogar auch vor Wien (das erste Mal nämlich) erschienen: da verfielen die Donau-Angelegenheiten wieder in unsägliche Verwirrung. Das Schwarze Meer wurde von den Türken geschlossen und so dem Donauhandel aller Ausgang versperrt. Zugleich sank in Folge der Entdeckung Amerikas, der Umseglung Afrikas und der Störung aller alten Verkehrswege der Handel Venedigs und die mit ihm innig zusammenhängende Blüthe der deutschen Donaustädte.

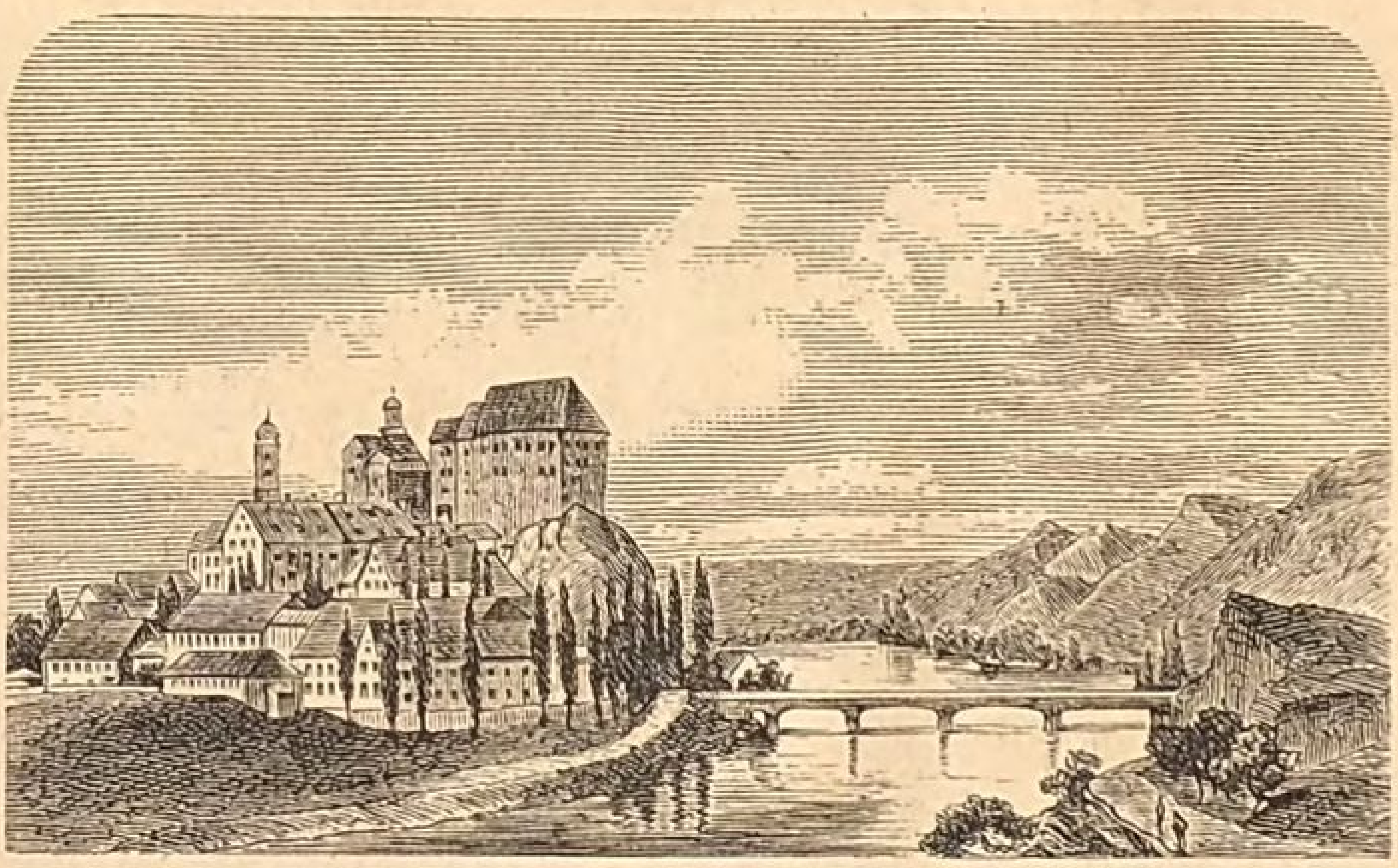
Der dreißigjährige Krieg wüthete in den deutschen Donauländern fast ebenso arg wie die ewigen Türkenkriege in den mittleren und unteren Donaugegenden, und so finden wir denn im 17. Jahrhundert alle Donauländer von der Quelle bis zur Mündung des Flusses in einem trostlosen Zustande. Die deutschen Städte verarmt, die Dörfer verödet, das Land schwach bevölkert, in Wien einen Kaiser ohne Ansehen, Ungarn zerrissen, in Pest und Ofen türkische Paschas, vom Handel auf der Donau kaum eine Spur, die Mündung des Flusses verschlossen, die Serbier, die Bulgaren, die Walachen und andere untere Donauvölker geknechtet und mißhandelt. Die Niederlage der Türken vor Wien am Ende des 17. Jahrhunderts und ihre weitere Bezwingung gaben endlich den Verhältnissen an der Donau eine bessere Wendung. Wie zur Zeit der Kreuzzüge war der Name der Donau in ganz Europa, in aller Völker Munde. Wie damals, eilten unternehmende Männer aus allen Ländern zur Donau, um gegen den Feind der Christenheit zu kämpfen. In einer Reihe blutiger Kämpfe und glänzender Siege wurden die Türken von Wien nach Ofen, von Ofen nach Belgrad, von Belgrad bis zur Aluta in der Mitte des unteren Donaubeckens zurückgedrängt. Bis dahin erweiterten die Helden Karl von Lothringen und Eugen von Savoyen die österreichische Herrschaft am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts.

Nun wurde Ungarn und ein Theil seiner Nebenländer wieder zu einem Ganzen vereinigt und organisirt, viele heilsame Friedenswerke in verschiedenen Theilen des Donaugebietes wurden unternommen. Sogar in den Gebirgen Transsylvaniens (Siebenbürgen) und der Walachei arbeiteten die Oesterreicher an der Wiederherstellung uralter Heer- und Handelsstraßen. Württemberg, Baiern und die anderen deutschen Donauländer erholten sich allmälig von den zerrüttenden Folgen des dreißigjährigen Krieges und eiferten in industrieller Beziehung dem protestantischen Norden nach. Man kann sagen, daß seit jener Zeit, wo die Türken vor Wien geschlagen (1683) und hinter die Save zurückgedrängt wurden, ein Umschwung in jene Länderverhältnisse kam, der einen allgemeinen Fortschritt aller materiellen und geistigen Interessen an der Donau bis auf die neuesten Zeiten zur Folge hatte. Nun kam Josef II., der Beförderer des Ackerbaues in den Donauländern, der Schöpfer der österreichischen Manufactur- und Fabrik-Industrie, welcher viele fremde Fabrikanten in's Land rief und durch deutsche Colonisten die von den Türken verwüsteten Gegenden von Neuem bebaute. Da schwang sich Triest empor und trat rasch in die Fußstapfen des sinkenden Venedig. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde wieder die Schifffahrt des Schwarzen Meeres eröffnet, und der Handel an der Mündung der Donau belebte sich.

Die Kriege des 18. Jahrhunderts, sowie die Feldzüge Napoleon's an der Donau herab, hemmten diesen Aufschwung nur vorübergehend, ja diese letzteren förderten ihn indirect auf mehrfache Weise. Württemberg, Baiern, Oesterreich bauten wetteifernd vortreffliche Kunststraßen zu den Haupt-Donauplätzen heran. Der Verkehr auf diesen Straßen, die Schifffahrt auf der Donau selbst von Regensburg nach Wien, von Wien nach Pest, von Pest nach Belgrad, war in stetem Fortschritt begriffen. In den 30 Friedensjahren, von 1816—1846 und dann später von 1850 an, bewegte sich dieser Fortschritt mit steigender Schnelligkeit. Zu welcher Blüthe schwangen sich in dieser Periode nicht von Neuem die deutschen und magyarischen Donaustädte empor. Manche der in dieser Zeit ausgeführten Städte-Reformen und Erweiterungsbauten könnte man geradezu als völlig neue Städtegründungen betrachten. Buda-Pest, noch vor 150 Jahren eine verfallene, ruinenvolle türkische Pascha-

Residenz, schmückte sich als verjüngte Königsstadt und ist jetzt nach Wien die zweite Stadt an der Donau. Wien selbst breitete im raschen Wachsthume die Flügel seiner industriereichen Vorstädte aus und verdoppelte, ja verdreifachte bald die Zahl seiner Einwohner.

Brünn an der Morawa schwang sich zum Manchester der Donaulande empor, und München, eine noch im vorigen Jahrhundert wenig genannte Stadt, wurde volkreich und durch die Pracht seiner Gebäude in ganz Europa berühmt. Passau, Linz, Regensburg, Ulm, Augsburg erinnerten sich der Zeiten ihrer ehemaligen Handelsgröße und arbeiteten an der Herstellung ihrer früheren



Sigmaringen.

Bedeutsamkeit. In Triest, das noch vor hundert Jahren kaum 10.000 Einwohner zählte, sammelten sich allmälig nahezu 100.000 gewerbsame Menschen, die sich mit allen Donaustädten in innige Verbindung setzten. Selbst an der unteren Donau regte es sich unter dem Schutte und den Ruinen der türkischen Städte. Bukurest, Jassy, Galatz, Braila und viele andere Orte putzten sich stattlicher hervor, dehnten sich in Größe und Volkszahl, hoben ihren Handel, und ihr Name wurde aller Welt geläufig.

Wie in Württemberg, in Baiern, in Oesterreich-Ungarn eine Menge dem Verkehre und dem Volkswohle günstige Reformen durchgeführt wurden, so wandte auch in Serbien, in der Moldau und Walachei und selbst in Bulgarien, in diesem Lande besonders zur Zeit der leider nur zu kurz dauernden Statthalterschaft Mithad Paschas, sich Vieles zum Besseren. Das

serbische Volk erwachte und erlangte, wie die beiden Donaufürstenthümer schon im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, eine größere Unabhängigkeit von der Oberhoheit der Türkenherrschaft und endlich jetzt vollkommene Unabhängigkeit. Mannigfache wohlthätige Institutionen wurden in diesen Ländern durchgesetzt. Die Bevölkerung mehrte sich, die Bodencultur fing an, sich zu heben. Selbst von den Aeckern Bulgariens strömten jährlich mehr und mehr Körner und andere Producte den kleinen Donauhäfen zu. Die ganze Donau, von der Quelle bis zur Mündung, war in dieser neuen und neuesten Zeit in einem friedlichen Aufschwunge begriffen, der die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich leitete. Flußrectificationen und Canalbauten wurden mehrere während dieses Zeitraumes vorgenommen in Oesterreich, in Baiern, in Ungarn. Und als die Dampfschiffe und Eisenbahnen emporkamen, ergriffen die Donaustaaten auch diese Erfindungen mit Eifer. In Buda-Pest, in Wien, in Regensburg, in Ulm bildeten sich eine Menge von Dampfschiff- und Eisenbahn-Gesellschaften.



Bauer und Bäuerin vom Gäuboden.

Bald konnte der ganze Strom, von ganz nahe seinem Quellengebiete bis zum Schwarzen Meere, mit Dampfern befahren werden, und an zahlreichen Punkten aller Donau-Uferländer setzten sich Eisenbahnen zur Seite an seine Ufer, die seinem Aufschwunge wie mächtige Fittige aufhalfen. Zahllose Reisende drängten sich nun dem Strome zu, seine Natur- und Kunstwunder zu beschauen, sein erwachtes Leben zu belauschen, oder um mit seiner Hilfe, wie zur Zeit der Kreuzzüge, zum Orient zu pilgern. Manche der uralten Zollschranken an der Donau fielen und an die Beseitigung anderer wurde die Axt gelegt. Selbst die hemmenden Contumazbarrièren

gegen die Türken konnten zum Theile schon lange geöffnet werden, da nun die Türken selbst sich eines besseren Sanitätswesens zu befleißigen anfingen. Die Erfindung der Eisenbahnen rief auch den für die Donaulande bedeutungsvollen Plan hervor, die beiden Festlandbarrièren, welche sich zwischen Großbritannien, dem größten Handelsstaate, und Indien, dem reichsten Productenlande der Welt, aufhäuften, nämlich die langgestreckte Halbinsel Europa und den Isthmus von Suez, an den schmalsten Stellen und auf den directesten Linien mit Eisenschienen und Canälen zu versehen, so daß der Handel zwischen Indien und Großbritannien auf diese directeste Bahnlinie geführt würde. Von der Spitze des Adriatischen Meeres, mitten durch das Donaugebiet, und dann dem Rhein entlang, ging eines der Hauptstücke dieser beabsichtigten Welthandelsbahn, deren eines Glied die Gotthardbahn bildet. Für die Donauvölker erblüht hiermit die Hoffnung, den alten orientalischen Handel, der sie einst reich machte, wieder in vergrößertem Maßstabe ihre Länder durchziehen zu sehen.

Ob aber die politischen Ereignisse, durch welche diese Aussichten und deren Erfüllung gestört oder wenigstens für lange Zeit darniedergetreten sind, noch lange dauern, oder bald geordneten Verhältnissen Platz machen werden, darüber ist in diesem Augenblicke keine Rechenschaft möglich.

2. Innere Gestaltung des Donaugebietes und seiner Flußlinien: der Hauptsammler.

Die Donau spannt ihr großes Wassernetz über ein Flächenstück von nahe an 15.000 deutschen Quadrat-Meilen aus. Diese Ländermasse hat eine Länge von etwa 300 Meilen, mit der sie von Westen nach Osten gestreckt ist, und eine durchschnittliche Breite von ungefähr 50 Meilen. Alle Gewässer dieses Gebietes fließen aus Norden und Süden in der Mitte zusammen und vereinigen sich in einem Hauptcanal, der in den meisten Sprachen den Namen „Donau" (romanisch modificirt: „Danube"; slavisch: „Dunai"; türkisch und überhaupt orientalisch: „Dunah") führt.

Wir wenden uns zunächst diesem Hauptsammler des Flußgebietes zu. Im Schwarzwalde entspringend, durchläuft er bis zu seiner fünfarmigen Mündung in's Schwarze Meer, die Krümmungen mitgerechnet, eine Strecke

von etwas mehr als 400 Meilen. Im Ganzen ist sein Lauf gerade zu nennen, doch bildet er einige bemerkenswerthe Winkel, in deren Scheitelpunkten er zu einer andern Richtung umspringt. Die wichtigsten Winkel des Donaulaufes sind folgende: 1. Der Winkel bei Regensburg. Bis hierher fließt der Strom etwa 60 Meilen weit nach Ost-Nordost, von da bis in die Nachbarschaft von Buda-Pest, etwa 100 Meilen weit, nach Ost-Südost. 2. Der Winkel bei Buda-Pest. Von da geht die Donau bis Belgrad 70 Meilen weit direct nach Süden. 3. Der Winkel bei Belgrad, von wo die Donau bis Orsova 30 Meilen weit nach Osten läuft. 4. Der Winkel bei Orsova, wo der Fluß auf einer Strecke von 20 Meilen nach Süden umspringt. 5. Der Winkel bei Widdin, wo er sich auf 60 Meilen wiederum nach Osten wendet. 6. Der Winkel bei Tscherna-Woda, wo er auf 20 Meilen nach Norden geht. 7. Der Winkel bei Galatz, wo er sich abermals direct nach Osten kehrt und nach 20 Meilen östlichen Laufes in's Meer fällt.

Durch diese verschiedenen Winkel wird der Fluß in ebenso viele Flußabschnitte oder Flußglieder getheilt, die als ganz verschieden gerichtete Straßen anzusehen sind, und daher auch eine ganz verschiedene Bedeutung für die Geschichte, für Völkerentwicklung und Verkehr haben. Man hätte darum diesen Abschnitten leicht eigene Namen geben können. Da dies nicht geschehen ist, so mag man die verschiedenen Glieder wenigstens nach den an ihren Endpunkten liegenden Städten bezeichnen: z. B. die Buda-Pest-Regensburger Donau, die Buda-Pest-Belgrader Donau u. s. w. Von ihrer Quelle bis Wien fließt die Donau sehr rasch; von Wien bis Buda-Pest etwas minder schnell; von dort bis Belgrad ungemein langsam. Auf der Straße von Belgrad bis Widdin bildet sie mehrere Stromschnellen, die Katarakte und Wirbel der Klissura oder des Eisernen Thores. In ihrem unteren Laufe bewegt sie sich wieder äußerst langsam. Im Ganzen hat sie auf 1000 Fuß ihres Laufes acht Zoll Gefäll. Ihre Breite wechselt von 60 Fuß bis 1½ Stunden; ihre Tiefe beträgt beim niedrigsten Wasserstande im Durchschnitte 10, ihre Geschwindigkeit bei demselben Wasserstande in einer Secunde 10 Fuß. In den unteren Theilen gleicht sie zu Zeiten bei Ueberschwemmungen einem Meeresarm. Zum Flößen von Scheitholz eignet sie sich schon in einiger Entfernung von ihren Quellen. Ihre Tragfähigkeit für kleinere Dampf-,

Segel- und Ruderschiffe beginnt bei Ulm. Bei Regensburg und dann bei Passau wird sie für größere Schiffe, welche über 1000 Centner tragen, brauchbar. Von Wien über Buda-Pest bis Belgrad führt sie die größten Flußschiffe von 3- bis 5000 Centner Tragfähigkeit. Auf der Strecke vom Eisernen Thore nach der Mündung zu können ebenso große Schiffe gehen. Nur 20 Meilen von der Mündung bis Galatz aufwärts ist sie für kleinere Seeschiffe, die nicht über 10 Fuß Tiefgang haben, nutzbar.

Als die wichtigsten physischen Hindernisse des Verkehres auf der Donaulinie lassen sich folgende bezeichnen: 1. Die große Schnelligkeit der Gewässer bis Wien, welche die Bergfahrt erschwert und zum Theile unmöglich macht; 2. theilweise noch die Felsenriffe und die von ihnen veranlaßten Wirbel in der Nähe von Linz; 3. die große Verflachung des Donaubettes in den ungarischen Ebenen, ganz besonders in der Strecke Preßburg-Gönyö; 4. die Stromschnellen und Felsenriffe zwischen Widdin und Belgrad; 5. verschiedene ungemein seichte Stellen im unteren Donautieflande; 6. die Sandbank, welche im Schwarzen Meere vor der Donaumündung liegt und die zuweilen sogar nur acht Fuß Wasser über sich hat. Alle diese Hindernisse sind von jeher die Ursachen großen Unheils, die Gegenstände vieler Klagen, angestrengten Nachdenkens, vielfacher Bemühungen und nicht selten internationaler Verträge und Friedensschlüsse gewesen. Unheilvoller als alle anderen Hindernisse war aber stets für die Donauschifffahrt die Unterbrechung des Donau-Zusammenhanges durch die Felsriegel und Strömungen in der Enge bei Orsova. Dieses Hinderniß bewirkt einen so starken Einschnitt, daß es den Schein annimmt, als habe hier der gewaltige Strom völlig sein Ende erreicht und gestalte sich erst unterhalb dieses Punktes wieder zu einem neuen Flusse. Die Stelle bekam daher auch bei den Donaubewohnern den Namen des Eisernen Thores. Auch hatten die Alten sogar einen besonderen Namen für die Donau oberhalb der Katarakte (Danubius) und einen andern für den Stromtheil unterhalb derselben (Ister). Außer diesem Thore bildet das größte Hemmniß der freien Donaubewegung der Sandriegel vor der Mündung des Flusses, der die Seeschiffe zuweilen zwingt, mitten auf dem Meere die Operation der Umladung vorzunehmen, oder auch ganz ihre Absichten auf den Fluß aufzugeben. Was die seit 1856 wirkende internationale Donau-Commission schuf, war eben auch nicht viel.

Während des Krieges 1877/78 haben die Russen aus Vertheidigungsrücksichten sämmtliche Mündungen mit versenkten Steinschiffen und anderem Sturzmateriale verlegt, derart die Arbeit von langen zwanzig Jahren zunichte gemacht. Wohl sind die Russen verpflichtet, im Sinne des Berliner Friedenstractats diese Barren wieder freizumachen; bis zur Stunde (Frühjahr 1879) ist aber noch nichts in dieser Richtung geschehen.

Die Gebirgsmassen, welche als Wasserscheiden das Stromgebiet der Donau umschließen, reichen sich von beiden Seiten her an zwei Stellen die



Sulina aus der Vogelperspective.

Hand, bis dicht zum Flusse vordringend; einmal oberhalb Wien, das zweite Mal unterhalb Belgrad. Auf diese Weise werden drei große Kessel oder Becken gebildet, welche ehemals, bevor der Fluß die Riegel durchschnitt, mit Wasser gefüllt sein und als große Binnenmeere erscheinen mochten. Jetzt fließen die in diesen drei Becken sich sammelnden Gewässer in einer Menge längerer oder kürzerer Rinnsale zusammen und stürzen, da alle drei Becken sowohl von den Seiten her zur Donau abgedacht sind, als auch der Länge nach in der Richtung des Donaulaufes schief stehen, in Linien zur Donau, welche meist spitze Winkel mit dieser bilden. Das obere Donaubecken wird von den Alpen, dem deutschen Jura- und dem Böhmerwald-Gebirge

umschlungen und endigt mit der österreichischen Stromenge in der Gegend von Wien. Es umfaßt nicht ganz den fünften Theil des ganzen Donau-Areals. Das mittlere Donaubecken wird von den Karpathen, den Alpen und illyrischen Gebirgen umgürtet und umfaßt beinahe drei Fünftel des ganzen Gebietes. Das untere Donaubecken oder das danubische Tiefland wird auf den Seiten vom Balkan und den Siebenbürgischen Karpathen ummauert, ist gegen das Meer hin ziemlich flach und offen und umfaßt etwas mehr als ein Fünftel des Ganzen.

3. Die Nebenflüsse des oberen Donaubeckens.

Von der Nordseite fließen dem oberen Donaubecken keine irgend namhaften Flüsse zu, weil der Hauptsammler hier sehr nahe an den Fuß der Grenzgebirge hinangedrängt wird. So geschieht es von der Quelle an über 100 Meilen weit, bis zur Morawa in Mähren. Auf dieser ganzen Strecke nimmt die Donau nur Flüßchen von 5, 10—15 Meilen Länge auf, von denen wir hier, nur der historischen Erinnerung wegen, die Nab, den Regen und die Altmühl, die sämmtlich in der Nähe von Regensburg münden, nennen wollen. Die längeren und mächtigeren Wasseradern laufen von den Alpen her dem rechten Stromufer zu. Iller, Lech, Isar, Inn, Traun und Enns sind hier die bedeutendsten. Mit Ausnahme des Inn haben fast alle diese Flüsse für die Schifffahrt wenig Bedeutung. Es sind größtentheils wilde Alpengewässer, die mehr zerstören, als friedliche Schöpfungen begünstigen. Sie fließen meist sehr rasch auf einem abschüssigen, steinigen Terrain und sind fast alle nur flößbar. Allein der Inn ist auf einer bedeutenden Strecke, etwa 20 Meilen weit von Hall bei Innsbruck an, schiffbar. Bei Iller, Lech und Enns ist es wichtig, daß sie ihrem Hauptstücke nach mit der Donaulinie einen rechten Winkel bilden; für die Isar, daß sie mit dieser Linie fast ganz parallel läuft. Sehr eigenthümlich und isolirt, zwischen dem oberen und mittleren Donaubecken in der Mitte, steht das Flußgebiet der mährischen Morawa (March) da. Sie bildet gleichsam ein kleines Nebenbecken für sich, das von den böhmischen, schlesischen und karpathischen Bergen eingeschlossen ist. Der Hauptrichtung nach nimmt sie ihren 20 Meilen langen Lauf von Norden nach Süden. Ihr Hauptnebenzweig ist der Tayafluß.

4. Die Nebenflüsse des mittleren Donaubeckens.

Wie das mittlere Donaubecken selbst die großartigsten Proportionen hat, so bilden auch seine Gewässer die bedeutendsten Combinationen und bieten die längsten Flußlinien dar. Mit den Gewässern abwärts schreitend, trifft man auf dem linken Ufer zunächst auf die Gruppe der sogenannten slovakischen Flüsse: Waag, Neutra, Gran und Ipoly. Sie rinnen durch Thäler, die sich sehr gleichen und von Karpathen-Armen gebildet werden, laufen einander parallel in Bogen aus Osten und Norden nach Süden der Donau zu und münden in der Nähe des großen Buda-Pester Donauwinkels ein. Der bedeutendste dieser Flüsse ist die Waag, welche etwa einen Lauf von 50 Meilen Länge hat und sich 20 Meilen weit, bis über Trentschin hinaus, für große Flösse schiffbar erweist. Von Ipoly (der Eipel) an, also von dem Punkte, wo die Donau den genannten Winkel macht, gelangen in der Ausdehnung von 50 Meilen abwärts nur kleine Bäche zur Donau. Dann kommt die Theiß, der großartigste Nebenfluß, den die Donau überhaupt aufzuweisen hat. In der Theiß vereinigen sich die Gewässer des ganzen Mittelstückes der Karpathen, sowie des größten Theiles von Siebenbürgen. Ihr Gebiet umfaßt etwa 2500 Quadratmeilen, also den sechsten Theil des ganzen Donaugebietes. Von der Mündung bis zur Quelle stellt ihr Hauptsammler eine Flußlinie von über 100 Meilen Länge dar. Dabei besitzt diese Hauptlinie noch Nebenzweige, wie Szamos und Maros, von 40—60 Meilen Länge, mit denen sie tief in die karpathischen Länder hineingreift. Bis Tokay fließt die Theiß von Osten nach Westen. Dann wendet sie sich nach Süden. Leider hat sie einen trägen und viel gewundenen Lauf mit vielen seichten Stellen. Im Frühling, zur Zeit der Wasserhöhe, gleicht sie einem Meeresarme. Im Sommer schrumpft sie in höherem Grade zusammen als diejenigen Donauflüsse, welche von den beschneiten Alpen kommen, denn letztere werden auch in der heißen Jahreszeit noch aus den schmelzenden Gletschern gespeist. Die Theißschifffahrt ist daher vielen Unfällen unterworfen, wiewohl dieser Fluß seit uralten Zeiten bis über Tokay hinauf beschifft wurde. Bis Csongrad (30 Meilen weit) wird sie mit großen Fahrzeugen befahren. Bis Szegedin, bis zur Mündung der Maros, trägt sie ebenso schwer belastete Dampfer und

andere Schiffe wie die Donau. Ihre Hauptzuflüsse empfängt die Theiß von der linken Seite aus den Siebenbürgischen Karpathen. Es sind dies von Norden nach Süden: 1. die Szamos, 2. der Körös, 3. die Maros, 4. die Temes. Diese sämmtlichen Flüsse strömen, in ihrer Entwicklungsweise einander sehr ähnlich, in parallelem Laufe aus Osten nach Westen, haben von allen Flüssen des Donaugebietes, welche diese Richtung verfolgen, den längsten Lauf und erweisen sich auf einer ziemlich langen Strecke schiffbar, obschon sie wenig beschifft werden. Die Maros (mit einem Laufe von über 60 Meilen) ist der vornehmste jener vier Flüsse. Sie bildet mit dem Hauptstücke des Theißlaufes einen fast vollkommen rechten Winkel und kann bis Arad (nicht ganz 15 Meilen weit) mit großen, schwer beladenen Schiffen befahren werden.



Fischer an der Theißmündung.

Auf der rechten Seite der Donau münden im mittleren Becken zunächst die Gewässer der Raab, den slovakischen Flüssen gegenüber. Die Raab hat im Ganzen eine nordwestliche Richtung, zieht manche kleine Alpengewässer an sich, ist aber für Verkehr und Schifffahrt wenig bedeutend. Ihr Lauf, der mitten zwischen dem Platten- und Neusiedlersee hindurchgeht, beträgt etwa 30 Meilen. Noch unbedeutender ist die Sárviz, welche aus Sümpfen die trägen Gewässer des Plattensees empfängt und unweit Tolna zur Donau schleicht. Dagegen nimmt die Donau auf derselben Seite einige andere Flüsse auf, die an Größe und Bedeutung mit der Theiß rivalisiren: die Drau und Save. Diese beiden Flüsse laufen einander parallel, auf den meisten Punkten in einer Entfernung von nur 10—15 Meilen, und besitzen in ihrer ganzen Entwicklung große Aehnlichkeit. Beide kommen von den östlichen Alpen; beide strömen in ostwestlicher Richtung; beide haben ein ziemlich mageres und schmales Gebiet und eine nicht sehr bedeutende Auszweigung durch Nebenflüsse. Der einzige wichtige und einflußreiche Nebenfluß der Drau ist die Mur, die aus zwei Hauptstücken besteht, einem oberen nach Ost-

Nordost bis Bruck, und einem unteren nach Südost gerichteten bis zu ihrer Mündung in die Drau. Diese letztere, die Drau selbst, macht gar keinen bedeutenden Winkel, sondern legt fast durchweg, 80 Meilen weit, einen geraden Lauf zurück. Bis Marburg in Steiermark (40 Meilen weit) läßt sie sich mit ziemlich großen Schiffen, von einer Tragfähigkeit von 1000 Centner, befahren. Bis Essek eignet sie sich für Dampfschiffe, ihr Bett ist indessen,



Sachsen von der Aluta.

wie das der Save, durch Untiefen, Sandbänke, eingewurzelte Baumstämme der Schifffahrt noch vielfach ungünstig. Auch wird der Verkehr gewöhnlich alljährig dreimal auf einige Zeit völlig unterbrochen; im Winter durch das Eis, in der Zeit der Wasserhöhe durch Ueberfluß und Heftigkeit der Strömung, in der trockenen Jahreszeit durch großen Wassermangel der Nebenflüsse. Die Save hat einen Lauf von 90 Meilen. Ihr Hauptsammler macht, wie die Drau, keine großen und scharfen Winkel. Sie bietet eine schiffbare Wasserlinie von 70 Meilen Länge dar, bis in die Gegend von Laibach. Von

Sissek an, wo die Kulpa sich mit ihr vereinigt, kann sie 50 Meilen weit große Boote von 1000—1500 Centner Ladungsfähigkeit tragen. Bis Sissek wird sie auch mit Dampfschiffen befahren. Die Save verfolgt ihren Lauf, parallel der unteren Donau, von Osten nach Westen, und mündet in letztere bei Belgrad. Die untere Donau bildet daher, in ihrer Verlängerung durch die Save bis Sissek oder Laibach eine einzige, ununterbrochene, schiffbare und ziemlich gerade Flußlinie von beinahe 200 Meilen Länge, aus der Spitze des Adriatischen Golfs bis in's Schwarze Meer. Die wichtigsten Nebenflüsse der Save befinden sich auf ihrem südlichen Ufer und kommen aus den illyrischen Bergen. Es sind dies die Kulpa (bis Karlstadt, 10 Meilen weit, schiffbar), die Unna, der Verbas, die Bosna, die Drina. Diese Flüsse haben in ihrer Entwicklung, Größe und Laufrichtung sehr viel Aehnlichkeit. Sie stehen senkrecht auf ihrem Hauptsammler.

Noch müssen wir hier der auf dem rechten Donau-Ufer unterhalb Belgrad mündenden serbischen Morawa erwähnen. Wie die mährische Morawa, oder die March, ein kleines Zwischen-Bassin zwischen dem oberen und mittleren großen Donaubecken bildet, so stellt die serbische Morawa ein sehr ähnliches Zwischen- und Uebergangs-Bassin zwischen dem mittleren und unteren Donaubecken dar. Sie entsteht aus zwei ziemlich gleichgroßen Fluß-Systemen, dem der Ost- und dem der West-Morawa, die sich, aus entgegengesetzten Richtungen fließend, begegnen, vereinigen und den Hauptstamm der Großen Morawa bilden, der direct nach Norden der Donau zufließt.

5. Die Flüsse des unteren Donaubeckens.

Während im oberen Donaubecken nur von der rechten Seite, im mittleren Donaubecken bedeutende Zuflüsse nur von der linken Uferseite her auftreten, geschieht der Hauptzufluß in der letzten Donau-Section wieder vom linken Ufer her. Die bedeutendsten dieser Flußadern sind: die Aluta, der Sereth und der Pruth, welche sämmtlich etwa einen Lauf von 60 Meilen haben und schiffbar sind, obschon sie wenig beschifft werden. Die Aluta entspringt in Siebenbürgen, läuft anfangs 20 Meilen weit nach Süden, macht hierauf in der Nähe von Kronstadt einen Winkel und nimmt dann, 20 Meilen

hindurch, ihre Richtung nach Osten. In der Nähe von Hermannstadt bildet sie abermals einen Winkel und fließt endlich, die siebenbürgischen Gebirge in dem berühmten Rothenthurmpaß durchbrechend, 30 Meilen weit nach Süden der Donau zu, mit der sie einen rechten Winkel bildet. Sereth und Pruth, sowie auch der benachbarte, aber nicht mehr zur Donau gehörige Dnjestr bieten in ihrer Entwicklungsweise wenig Verschiedenheit dar. Diese drei Flüsse bewegen sich von Norden nach Süden und haben einen im Ganzen geraden, im Einzelnen vielgewundenen Lauf, ohne bedeutende Winkelbildungen; auch ist ihnen eine sehr geringe Auszweigung durch ihre Nebenflüsse gemein, die sämmtlich unbedeutend sind. Beide, Pruth und Sereth, münden in die Spitze des untersten Donauwinkels bei Galatz aus. Die Flüsse, welche auf der rechten Seite der unteren Donau, vom Balkan her, zukommen, sind alle von kurzem und sehr schnellem Laufe und ohne Ausnahme für die Schifffahrt ungeeignet. Der größte und namhafteste unter ihnen ist der aus der Gegend von Sofia herabkommende Isker, dessen Thäler und Gewässer stets eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte gespielt haben.

6. Weltstellung der Donau.

Das Donaugebiet ist mehr von gewaltigen Gebirgsmauern umgürtet als irgend ein anderes großes Flußsystem Europas. Im Süden erheben sich die Alpen und ihre Fortsetzung in Illyrien und der türkischen Halbinsel, im Norden die Karpathen, die böhmischen Berge und der deutsche Jura. Im Ganzen kann man also die Donau als ein isolirtes und auf sich selbst beschränktes Flußsystem bezeichnen. Desto wichtiger sind aber die verschiedenen Oeffnungen oder Thore, welche die Natur in diesen Mauern gelassen und die der Mensch zum Verkehre benutzt hat. Diese Thore führen überall in mehr oder weniger benachbarte Fluß- und Ländergebiete hinüber, und von jeher passirten zahlreiche Völkerschaften, bewaffnete Armeen, Handelszüge und Karawanen durch sie aus und ein. Am meisten geöffnet ist die Donau bei ihren Quellen und an der Mündung. Darum von beiden Endpunkten her ein beständiges weltgeschichtliches Einströmen, von der Mündung nach Westen herauf, von den Quellen nach Osten hinab. Von der Mündung kamen und kommen die Völker und Producte des Orients, von der Quelle strömt das Leben des Occidents herein.

Bei den Quellen bietet sich zunächst der Rhein und hinter ihm Frankreich dar. Hier fand, da der deutsche Jura kein Hinderniß abgiebt, eine völlige Verschmelzung des Donaugebietes mit Deutschland, besonders mit dem Flußgebiete des Rhein statt; stets führten hier gangbare Straßen, in neuerer Zeit auch Canäle, zum Rhein hinüber. Diese Verschwisterung der Donau mit dem Rhein, auf die schon im Nibelungenliede hingedeutet wird, ist sogar uralt. Mit Hilfe des Main, des Rhein, der Straßen und Canäle stellen Rhein und Donau eine einzige ununterbrochene Verkehrsbahn dar, und zu keinem andern großen Strome tritt die Donau in so innige Beziehung als zu dem Rhein. Ueber den Rhein hinüber weist die Donaulinie gerade in das Herz Frankreichs hin. Ihren Lauf verfolgend, kam Attila auf die Felder von Chalons, nach ihm die Magyaren und andere Donauvölker in dieselbe Gegend. Aus Frankreich, und vom Rhein nach Osten hervorbrechend, drangen die Kelten, dann Karl der Große, weiter die Kreuzfahrer, endlich Napoleon an der Donau herab. Die Natur- und Industrie-Producte Oesterreich-Ungarns nehmen längs der Donau hinauf denselben Weg über den Rhein nach Frankreich hinein. Ein Seitenzweig dieses Weges zieht sich nach Südwesten, zwischen Alpen und Jura, in die Schweiz. Auf diese Seitenbahn, über den Bodensee hinweg, warfen sich die Alemannen, in Helvetien einbrechend; vom Bodensee her drangen die Römer in's obere Donaugebiet ein. Jetzt legen sich Hauptlinien der Donau-Eisenbahnen in diese Richtung. Nirgends greift aber die Donau tiefer in das Herz von Deutschland als bei dem großen Winkel von Regensburg, dem Ausgangspunkte des ganzen Verkehres Mitteldeutschlands mit der Donau (über Nürnberg). Weiter im Osten von Regensburg nähert sich dann die Elbe vermittelst des Moldauthales dem Donaulaufe. Von Passau, von Linz, von Wien aus giebt es nahe und kurze Uebergänge in's obere Elbgebiet, welche die Donau mit dem ganzen Elbstrome, mit Norddeutschland, mit Hamburg in Verbindung bringen. Das obere Elbgebiet (Böhmen) ist von Bergen eingeschlossen, die aber nach den unteren Elbländern und nach den Oderländern hin sich höher und unwegsamer gestalten als nach der Donau hin. Der böhmische Elbquellenkessel ist daher von den unteren Elbländern stärker abgeschnitten als nach der Donau zu; derselbe kam auch seit der Zeit der Markomannen immer in weit innigere Beziehung zur Donau,

als zu irgend einem andern Fluß-Systeme, und ist seiner ganzen Geschichte und Stellung nach eigentlich als ein halbes Donauland zu betrachten. Die Eisenbahnen sind längst ohne Schwierigkeiten von der Donau zur böhmischen Elbe hinübergeschritten, während von Böhmen aus die Eisenbahnverbindungen mit der Oder und unteren Elbe erst viel später ausgeführt werden konnten.

Mit der Morawa (March) reicht die Donau der Oder die Hand. Das Morawabecken ist im Norden nicht durch Gebirge verschlossen. Zwischen den hohen Karpathen (dem Tatra), dem Riesengebirge und den Sudeten flacht sich hier das Gesenke ab. Es ist hier eines der merkwürdigsten Verkehrsthore des ganzen Donaugebietes. Schon in den alten Zeiten ging hier nach Carnuntum, der großen Handelsstadt gegenüber der Mündung der Morawa, ein Handelsweg (unter Anderem auch eine Bernsteinstraße) zur Donau durch. Hierher kamen die nordischen Pelzhändler. Hier war stets ein großer Völkerandrang, dem die Römer von Carnuntum, von Vindobona (Wien) aus Widerstand leisteten. Durch dieses mährische Thor drangen zu wiederholten Malen die Polen, die Mongolen, die Russen ein. Hier liegen die berühmten Schlachtfelder von Olmütz (gegen die Mongolen), des Marchfeldes, von Austerlitz. Hier dürfte auch eine Haupteinbruchsstation für die Russen sein, gegen welche die Festung Olmütz das Thor bewacht. Eine Zeit lang war das obere Odergebiet (Schlesien) selbst politisch mit dem Haupt-Donaustaate (Oesterreich) verbunden. Durch das mährische Thor gehen Kunststraßen und Eisenbahnen zur Oder, zur Weichsel und ein lebhafter Handel mit den Oderländern und den Weichselländern am Baltischen Meere. Gegen Süden sind die oberen Donaugegenden durch die gewaltigen Alpenmauern stärker abgeschieden als an irgend einem Theile ihres Gebietes. Der bequemen Uebergänge aus den Donauthälern in die Thäler der benachbarten Flüsse, z. B. des Po, der Etsch, sind nur wenige: der Paß von Worms zur Adda, der des Brenner zur Etsch, der Paß bei Cortina zur Piave, der Paß bei Ponteba zum Tagliamento u. s. w. Daher blieben auch hier die Donauvölker (Deutsche) von ihren Nachbarn (Romanen) strenge geschieden. Indessen drängt hier, nahe zum Fuß der Alpen, tief in die europäische Ländermasse der lange Adriatische Golf hinein. Dieser Golf ist aus Nordwest nach Südost gerichtet und bildet somit eine schöne, schiffbare Straße nach Griechenland, zur Levante,

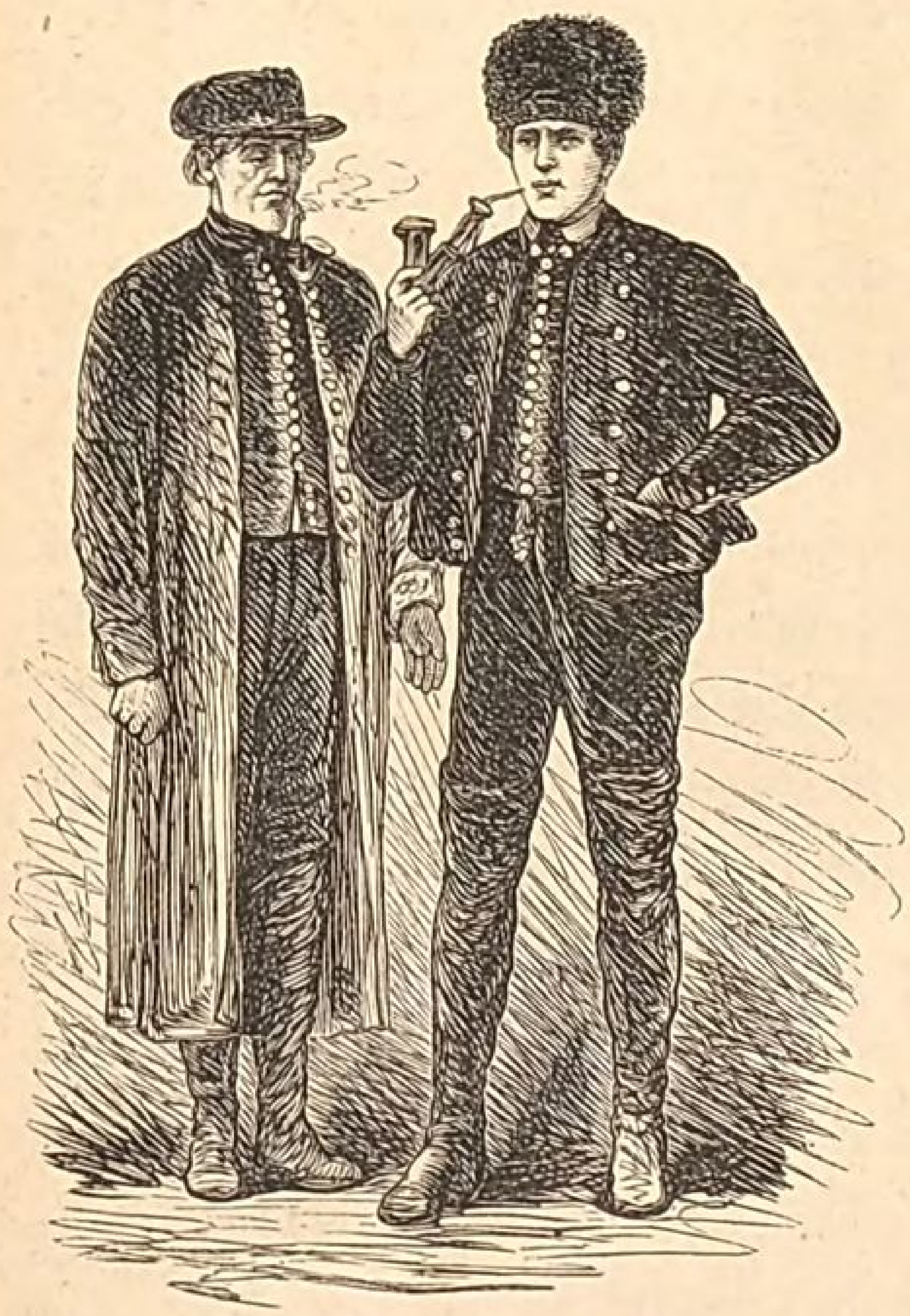
nach Egypten. In Verbindung mit dem Mittelländischen und dem Rothen Meere durch den Suezcanal giebt er einen Theil der großen Weltverkehrsstraße zwischen dem productenreichen Indien und dem bedürfnißreichen Europa ab. Seine innerste, nördlichste Spitze nähert sich den Quellen der Donau-Nebenflüsse bis auf 12—30 Meilen, und die Haupt-Donaulinie selbst streicht in einer Entfernung von 40 Meilen an ihm vorüber. Diese Umstände haben trotz der Gebirgsmauern immer die Vermittlung eines lebhaften Verkehrs zwischen der Donau und dem Adriatischen Meere begründet. Adria, Aquileja, Venedig und jetzt Triest, die Haupthandelsstädte der Adriatischen Golfspitze, haben stets einen lebhaften Handel mit den Donauländern unterhalten. In der Spitze des Adriatischen Golfs besitzt die Donau einen ihrer hauptsächlichsten Stapelplätze zum freien Meere hin, gleichsam einen ihrer Mündungshäfen. Daher meinten auch die alten Griechen, es liefe hier ein Arm der Donau zum Meere hin. Durch die Eisenbahn, die jetzt dahin führt, ist allerdings die griechische Sage zur Wahrheit geworden. Die Donaulinie und die Spitze des Adriatischen Meeres standen von jeher politisch in inniger Wechselbeziehung. Vom Adriatischen Meere aus rückten die römischen Legionen in's mittlere Donaugebiet vor und machten den großen Strom zum Grenzgraben ihrer italienischen und alpinischen Besitzungen. Von der Donau aus strebten auch die Ungarn, die Oesterreicher zum Adriatischen Meere und suchten sich im Besitze seines wichtigen Busens zu behaupten. Jetzt führen mehrere Kunststraßen und Eisenbahnen aus den Donauländern durch jene Pässe hin. Von dem Golfe von Venedig oder Triest aus übersieht und regulirt man die Verkehrsangelegenheiten der größeren Hälfte der Donau, die sich in einem weiten Bogen um diese Spitze herumschlingt, zum Theile selbst auch die des mittleren Donaubeckens. Die Hauptflußlinien dieses Beckens, die Drau und Save, dringen, weite Straßen nach Osten eröffnend, bis zu diesem Golfe heran, und schon zu der Römer Zeiten gab es Schifffahrt und Handelsbewegung längs dieser Ströme, die auf jene Meeresspitze berechnet war. Die Save läuft in ihrem Hauptstücke mit der Nordostküste des Adriatischen Meeres parallel und nähert sich dieser an verschiedenen Punkten noch mehr durch die Thäler ihrer zahlreichen Nebenflüsse: durch die Kulpa, die Unna, den Verbas, die Bosna, die Drina. Jetzt, wie früher, gehen an diesen

Flüssen Handelsstraßen, Saumwege und Karawanenzüge hinauf und zum Adriatischen Meere hinab, wo sie den Handel einer zahllosen Menge kleiner Häfen, wie Fiume, Zengg, Zara, Spalato, Ragusa, Cattaro u. s. w. beleben. Diese dalmatinischen Häfen waren von jeher die Stapelplätze alles Waarenaustausches zwischen den illyrischen und den transadriatischen Ländern.

Gehen wir aus dem Süden zu den Nordgrenzen des mittleren Donaubeckens hinüber, so finden wir die gewaltige Bergmasse des karpathischen Gebirgsstockes. Derselbe bildet zwei Hauptgebirgs-Complexe oder Knoten: erstlich im Nordwesten, wo das Tatragebirge mit seinen Zweigen (den slovakischen Gebirgszügen) ein Bergland von 30 Meilen Länge und Breite erfüllt; dann im Südosten, wo die Siebenbürgischen Karpathen mit ihren zahllosen Zweigen ein noch größeres und unwegsameres Bergland formiren. Zwischen diesen beiden breiten Erhebungsmassen, die sich dem Norden und Osten verkehrhindernd entgegenwerfen, zieht sich der schmalere und niedrigere Höhenzug der mittleren Karpathen verbindend hin. Zwischen beiden Gebirgsmassen, der slovakischen und der siebenbürgischen, liegt das flache Theißland, das mit seinen Ebenen und vielen Thälern tief in die Karpathen hineingreift und sich den jenseitigen Thälern und Ebenen am Dnjestr und der Weichsel so weit nähert, daß nur noch ein schmaler Wald- und Höhendamm dazwischen bleibt. Durch die zahlreichen Thore dieses Dammes wird der Verkehr der Theiß- und Donauländer mit den Weichsel-, Dnjepr- und Dnjestrländern vermittelt. Da der Uebergang nicht schwer war, so brachen hier auch von jeher viele Völker zur Theiß und Donau herein, namentlich die Magyaren, nach ihnen noch einmal die Mongolen, häufig die Polen. Jetzt ist hier wiederum einer der gegen die Russen zu bewahrenden Einlässe.

Wie das Zwischenbassin der mährischen Morawa im Norden, so ist auch das der serbischen Morawa im Süden für die Beziehung der Donauländer zur nahen und fernen Nachbarschaft von äußerster Wichtigkeit. Um seine Bedeutung ganz zu verstehen, muß man einen Blick auf die Gestaltung des Aegäischen Meeres und der Länderbrücke bei Constantinopel werfen. Das Aegäische Meer dringt mit seiner nordwestlichen Spitze, dem Busen von Salonichi, am tiefsten in die Ländermasse der griechisch-türkischen Halbinsel hinein. Hier mußte sich ein bedeutender Marktplatz, ein großes Emporium bilden

(Thessalonich, Salonichi). Am Bosporus, mitten auf der großen europäisch-asiatischen Völkerbrücke, mußte gleichfalls ein großer Völkermarkt entstehen (Byzanz, Constantinopel). Von der Donau aus mußte man von jeher Bedürfniß fühlen, sich mit beiden Punkten in Verbindung zu setzen. Die Donau selbst wirft sich nun, nachdem sie sich beiden Punkten bedeutend genähert, in ihrem unteren Laufe wieder nach Norden herum. Dagegen aber bietet sich das Thal der Morawa, das sich kurz vor dem Punkte, wo die Donau, durch das Eiserne Thor stürzend, ihr unteres Tiefland betritt, zur Vermittlung dar. Durch die Stromschnellen und durch den Riegel unwegsamer Gebirgsmassen beim Eisernen Thore war ohnedies der Donauverkehr so gut wie abgeschnitten. Er verließ daher hier seit alten Zeiten zum großen Theile die Hauptstrombahn und trat in die Morawathäler ein. Die Morawa giebt auf der einen Seite (besonders ihr östlicher Zweig, die Nissawa) der in derselben Richtung auf Constantinopel gehenden Maritza durch die Vermittlung des Iskerthales bei Sofia die Hand, auf der andern Seite aber den macedonischen Flüssen Vardur und Karasu (Strymon), die nach Thessalonich führen. Sie vermittelt auf diese Weise den Verkehr der Donau mit dem Aegäischen Meere, mit der Propontis, mit Byzanz, mit Kleinasien. Die Hauptstraße ist die südwestliche durch die Morawa-, Isker- und Maritzathäler auf Byzanz, von der die macedonische Straße auf Thessalonich sich abzweigt. Wer mag die macedonischen, griechischen, persischen, römischen Heere alle nennen, die auf dieser großen Straße zur Donau sich ergossen?! Wer kann die Schlachten zählen, die hier, längs dieses Tractes, in den Thälern der



Bauer aus dem Ries und Bauernbursche von Nördlingen.

Morawa, der Nissawa; des oberen Isker und der Maritza den zur Donau hinabsteigenden oder den nach Byzanz von jenem Strome her vordringenden Feinden geliefert wurden? Durch diese Thäler wälzten sich, Lawinen gleich, die Kelten, welche auf der einen Seite Macedonien und Griechenland bis Delphi, auf der andern Thrakien bis zum Bosporus und sogar Kleinasien verwüsteten. Hier bei der Morawa verließen die Kreuzfahrer den Donauweg und wanderten durch dieselbe Thälerkette in's Morgenland. Unzählige Male erschallte auf dieser wichtigsten Straße der türkischen Halbinsel die Janitscharenmusik der Großveziere, die in Serbien oder in's mittlere Donaubecken einbrachen. Ebenso zogen in Friedenszeiten die Karawanen der asiatischen und europäischen Kaufleute seit Jahrtausenden diese Straße und gaben Anlaß zur Errichtung großer Bazare und Marktplätze, sowie zur Anlage der menschenreichen Städte Adrianopel, Philippopel, Sofia u. s. w. Noch jetzt ist sie die große Post- und Courierstraße für viele Reisende und alle Depeschen, die aus den Donaugegenden in den Orient abgehen. Der Torso der europäisch-türkischen Eisenbahnen, der noch des Ausbaues harrt, folgt derselben Richtung. Das untere Donaubecken endlich oder das Donautiefland, das von dem mittleren Donaubecken durch hohe Bergmassen äußerst scharf abgeschnitten ist, öffnet sich weit gegen das Schwarze Meer und gegen die Steppen im Norden desselben. Die Reihe der hohen Siebenbürgischen Gebirge endigt gegen Osten in einer Entfernung von 40 Meilen von der Meeresküste, und somit bleibt gegen Norden hin das ganze Donauland ohne Schutz. Das



Bauernfamilie aus der Umgegend von Straubing.

Gebiet des Sereth und Pruth ist blos von niedrigen Hügeln umgeben, und die Mündungsgegenden der Donau liegen ebenso flach wie die pontischen Steppenländer, mit denen sie verschmelzen, und deren Natur und Beschaffenheit sie theilen. Da demnach auch die Producte der unteren Donauländer denen der übrigen Pontusgegenden im Norden ziemlich gleichen, so war der Waarenaustausch und Handel in dieser Richtung nie sehr bedeutend. Desto bedeutender dagegen entwickelte sich der kriegerische Verkehr. Das fruchtbarste Donautiefland erschien den Nationen Scythiens oder Rußlands in ähnlicher Weise als gelobtes Land wie die schöne Lombardei für die Völker Germaniens. Frei und ungehindert drangen alle Reitervölker und barbarischen Nomaden, die das Schwarze Meer, vom Kaukasus oder Ural kommend, umkreisten, hier zur Donau ein und ergriffen meistens Besitz von der ganzen Donaugegend bis aufwärts zu den ersten Katarakten. So die alten Daker und Geten, später die Gothen und viele andere Völkerschaften während der Völkerwanderung; so die Hunnen, die Avaren, die Bulgaren, die Petschenegen, die Kumanen, die Mongolen, die Türken und Tataren. Jetzt dringen in dieses selbe breite, weit offene Steppenthor zwischen Siebenbürgen und dem Pontus die Russen herein. Jedes Volk, das, den Pontus im Norden umwandernd, in Europa einzog, nahm vor allen Dingen zuerst das untere Donauland weg. Im Süden wird das untere Donauland von den hohen Mauern des Balkan oder Hämus umschlungen, der es von Thrakien scheidet. Der Balkan ist von mehreren Pässen durchschnitten, von denen im Westen: die berühmte Porta Trajana, im Osten: der Paß von Nadir-Derbent und seine Nebenthore bei Varna und Schumla die wichtigsten sind. Durch diese Pässe gehen Handelsstraßen von Constantinopel her in's untere Donaugebiet hinein, auf denen orientalische Waaren zugeführt und danubische Producte ausgeführt werden. Die wichtigste Straße aus den unteren Donaugegenden geht unweit der Küste des Schwarzen Meeres über Varna und Schumla. Auch ist dies eine sehr gewöhnliche Heerstraße nach Norden gewesen, auf der Griechen, Römer und Türken zur Donau vordrangen, und welche die Barbaren aus dem Norden, die Gothen, die Bulgaren, dann die Ungarn und Russen häufig betraten, auf der sie einander einige der berühmtesten Schlachten lieferten. Im Angesichte der Donau ausgebreitet liegt das Schwarze Meer, das sich

mit seiner größten Ausdehnung in der Richtung des Donaulaufes von Westen nach Osten forterstreckt und mit seinem äußersten Busen beim Phasis tief in die asiatischen Länder eindringt. Vermittels der Wasserstraße, welche das Schwarze Meer in dieser Richtung eröffnet, tritt die Donau mit den Handelsstraßen in Verbindung, welche vom Lande des goldenen Vließes und von Trapezunt aus sich zum Euphrat und Tigris, dann zum Kur nach Georgien und zum Kaspischen Meere hin auszweigen und die nördlichen Aeste der großen indischen Handelsstraße bilden. Es gab Zeiten, wo durch die Venetianer ein lebhafter Frachtverkehr zwischen der Donaumündung und diesem Ostende des Schwarzen Meeres unterhalten wurde, während die Deutschen (Regensburger, Wiener u. s. w.) die indischen Waaren von der Donau weiter aufwärts spedirten. Jetzt, wo die Donau ganz mit Dampfschiffen befahren ist und leicht auch eine directe Dampfschiffslinie nach Trapezunt und zum Phasis eröffnet werden könnte, wäre es möglich, diese alte Handelsstraße wieder zu beleben. Freilich müßten dazu die Russen nicht an der Donaumündung sitzen. Es thut der Donau, diesem Könige der europäischen Flüsse, gewaltigen Abbruch, daß sie in ein so beschränktes und verschlossenes Meerbecken mündet. Das Schwarze Meer bietet eine Fläche dar, die fast nur zur Hälfte die Ausdehnung des ganzen Donaugebietes hat, aus dem ihm die Gewässer zuströmen. Auch besitzt dieses Meer nur einen einzigen schmalen Ausgang zu anderen Meeren: den Bosporus. Daher ist es möglich, daß ein einziges Volk diese Küsten und das Meer selbst beherrschen und das enge Eingangsthor jedem fremden Verkehre und Interesse versperren kann. Eine solch' einseitige Sperrung hat auch der Pontus (das Schwarze Meer) häufiger erlitten als irgend ein anderes Meer. Erst waren die Griechen, namentlich die Milesier, hier die ausschließenden Herren; dann war es Mithridates. Hierauf kamen die Römer und später kämpften die Genueser und Venetianer lange um den Schlüssel zum Schwarzen Meere und entrissen ihn sich wechselweise. Endlich erschienen die Türken und übten das Monopol des Handels und der Schifffahrt mit Ausschluß aller anderen Nationen. Jetzt, nachdem die Türken von den Russen aus der Hälfte der Küstenlänge des Schwarzen Meeres verdrängt sind, ist vorläufig das Meer wieder allen Völkern geöffnet. Aber die Russen streben, leider mit vielem Glück, nach der Alleinherrschaft

auf und an dem Pontus, und werden, sollten sie früher oder später ihr Ziel erreichen, dann auch nach Belieben oen Verkehr selbst hindern oder gestatten. Diese Beschaffenheit des Schwarzen Meeres, und besonders der Umstand, daß dessen einziges Ausgangsthor, der Bosporus, gleichsam eine zweite, äußere, leicht zu verstopfende Mündung des Donauflusses bildet, die erst zu anderen Meeren und Ländern führt, hat natürlich auch den Donauverkehr von jeher außerordentlich gelähmt. Außerdem aber führt auch der Bosporus mit seinen Fortsetzungen zum Aegäischen Meere eigentlich rückwärts und eröffnet daher der Donau keine weiten und directen Verbindungs-Canäle. Es wird den Donaulanden in vielen Fällen leichter, sich über Triest, Salonichi, Constantinopel auf Landwegen mit den Ländern jenseits des Meeres in Verbindung zu setzen, als von der Mündung aus auf dem Seewege über das Schwarze Meer, den Bosporus, den Hellespont und den Archipel.

Die Donauvölker.

7. Die Donau-Deutschen.

Nach den drei scharf geschiedenen Becken, in welche das ganze Donaugebiet zerfällt, gliedern sich auch naturgemäß die Völkergruppen, die hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen und behauptet haben. In dem oberen Becken dominiren die Deutschen, in dem mittleren die Magyaren und Slaven, in dem unteren die Dakoromanen (Walachen) und Bulgaren. Man kann daher diesen Becken kurzweg den Namen des deutschen, des magyarisch-slavischen, des walachisch-bulgarischen geben. Die Deutschen allein haben das ganze obere Donaubecken mit allen seinen Haupt- und Nebenflüssen und Thälern besetzt. Von der Quelle der Donau an sitzen sie längs des Stromes, 100 Meilen abwärts, bis zu dem Thore bei Preßburg. In den Thälern der Alpen sich ausbreitend, sind sie auch noch über die Wasserscheide des oberen Beckens hinausgegangen und halten auch die oberen Zuflüsse der Raab, der Mur und der Drau fest. Namentlich besitzen sie fast das ganze Murgebiet, das Draugebiet, 25 Meilen abwärts, bis in die Nähe von Klagenfurt, vom Raabgebiete eine Reihe kleiner Zuflüsse und Nebenthäler. Innerhalb dieses ganzen oberen Donaulandes haben die Deutschen ihre Sprache, ihre Sitten, ihre

Race zur Alleinherrschaft gebracht und alles Fremdartige, was sie hier vorfanden, oder was hier eindrang, vertilgt. Die einzigen Ausnahmen davon bilden: 1. das obere Innthal, das Engadin, wo sich Romanorhätier erhielten; 2. das Nebenbecken der Morawa, in dessen mittlerem Theile Slaven, nämlich czechische Morawer, eingedrungen sind. Die Deutschen breiten sich innerhalb des oberen Donaugebietes etwa über 3000 Quadrat-Meilen aus: also über den fünften Theil des ganzen Donau-Terrains. Ihre Anzahl beläuft sich auf weit über 10 Millionen Seelen. Die Donau-Deutschen theilen sich in vier Hauptstämme: in Schwaben, Baiern, Franken, Oesterreicher. Die Schwaben haben die Donauquelle inne und breiten sich längs der Donau, 30 Meilen weit, bis zur Mündung des Lech aus; auch wohnen sie längs der Iller und der rechten Seite des Lech bis zu den Quellen dieser Flüsse. Sie sind die Wächter der Donauquellen gegen Westen und vermitteln in ihren Städten Ulm und Regensburg den Verkehr der Donau mit dem Rhein, Frankreich und der Schweiz. Die Schwaben haben von jeher bedeutenden Antheil an allen Donau-Angelegenheiten genommen. Bei allen Donau-Kriegen und Expeditionen waren sie zahlreicher als andere nicht danubische Deutsche repräsentirt: so bei den Kriegen Karl's des Großen gegen die Avaren, bei den Kreuzzügen, bei den Türkenkriegen, insbesondere auch bei den deutschen Wanderungen in die unteren Donauländer. In Bezug auf die Auswanderungen waren sie so thätig, daß bei Walachen und Ungarn fast alle einwandernden Deutschen „Schwaben“ genannt wurden. Dasselbe gilt von den Baiern, die sich von der Lechmündung bis zum Inn längs der Donau, 30 Meilen weit, ausdehnen. Sie sitzen längs der Ostseite des Lech, längs der ganzen Isar und längs der Westseite des Inn, sowie jenseits der Donau bis zu den böhmischen Waldgegenden hinauf. Ihr Hauptstromgebiet ist das der Isar. Die Franken wohnen den Baiern gegenüber auf der linken Seite der Donau, etwa von der Lechmündung bis in die Nähe des Einmündungspunktes der Isar. Ihre Hauptflüsse im Donaugebiete sind: Altmühl, Naab und Regen. Die (deutschen) Oesterreicher gingen aus einer Menge mit Schwaben, Franken, Baiern und auch anderen Deutschen bevölkerter Colonien hervor. Doch nahmen die Baiern, ihre Nachbarn, einen so überwiegenden Antheil an der Colonisirung der österreichisch-deutschen Donauländer, daß man sie

der Hauptsache nach als das Muttervolk der österreichischen Deutschen betrachten kann. Man hat daher auch die österreichischen Deutschen in Bezug auf Abstammung den Baiern zugezählt und diesen ganzen Stamm den baierisch-österreichischen genannt. Die österreichischen Deutschen haben sich längs der Donau an beiden Ufern 40 Meilen weit von der Innmündung bis zur Morawa oder bis zum Donauthore bei Preßburg verbreitet. Dann sind sie längs des ganzen Inn und seiner Nebenzweige, längs der Traun, der Enns, bis zur Quelle hinaufgedrungen und in das Raab-, Mur- und Draugebiet eingetreten. Auf der linken Seite der Donau haben sie sämmtliche kleinere Flüsse und Thäler, die von den böhmischen Gebirgen herabkommen, besetzt, und jenseits der Wasserscheide dieser Gebirge stoßen sie mit den Czechen und Morawen zusammen.

Die Oesterreicher sind von den Donau-Deutschen das bedeutendste Volk. Ihre Tapferkeit und Staatskunst hat den größten Donaustaat gestiftet, den die neuere Zeit gesehen: das Kaiserthum Oesterreich, das beinahe die Hälfte aller Donauländer und die schönsten, reichsten und fruchtbarsten Theile des Donaugebietes umfaßt. Sie und mit ihnen im Bunde die anderen Donau-Deutschen, Baiern, Franken und Schwaben, überhaupt dann auch alle deutschen Stämme haben nach den Zeiten der Römer am meisten zur Verbreitung der Cultur längs der Donau beigetragen. Ja sie sind die einzigen Träger der Cultur an der Donau gewesen; wohin sie nicht kamen, hat keine culturliche Entwicklung stattgefunden. Zunächst haben sie am meisten auf das mittlere oder magyarisch-slavische Donaubassin eingewirkt. Deutsche (Oesterreicher, Baiern, Franken, Schwaben) waren die Apostel, welche den Magyaren das Christenthum predigten. Deutsche waren die Staatsmänner, welche von den ungarischen Königen berufen wurden, ihre Staatsangelegenheiten zu ordnen, die Trabanten und Krieger, ihr Land zu vertheidigen. Deutsche Kaiser, Feldherren und Truppen trugen bei, Ungarn und seine Nebenländer aus den Händen der Türken zu befreien. Dieses Befreiungswerk wäre übrigens weit eher gelungen und viel erfolgreicher gewesen, hätte auch die staatliche Consolidation mit sich gebracht, wenn nicht der Wiener Hof und dessen Rathgeber mehr als 150 kostbare Jahre damit zugebracht hätten, die Bürger Ungarns katholisch machen zu wollen und das Land um seine Verfassung zu

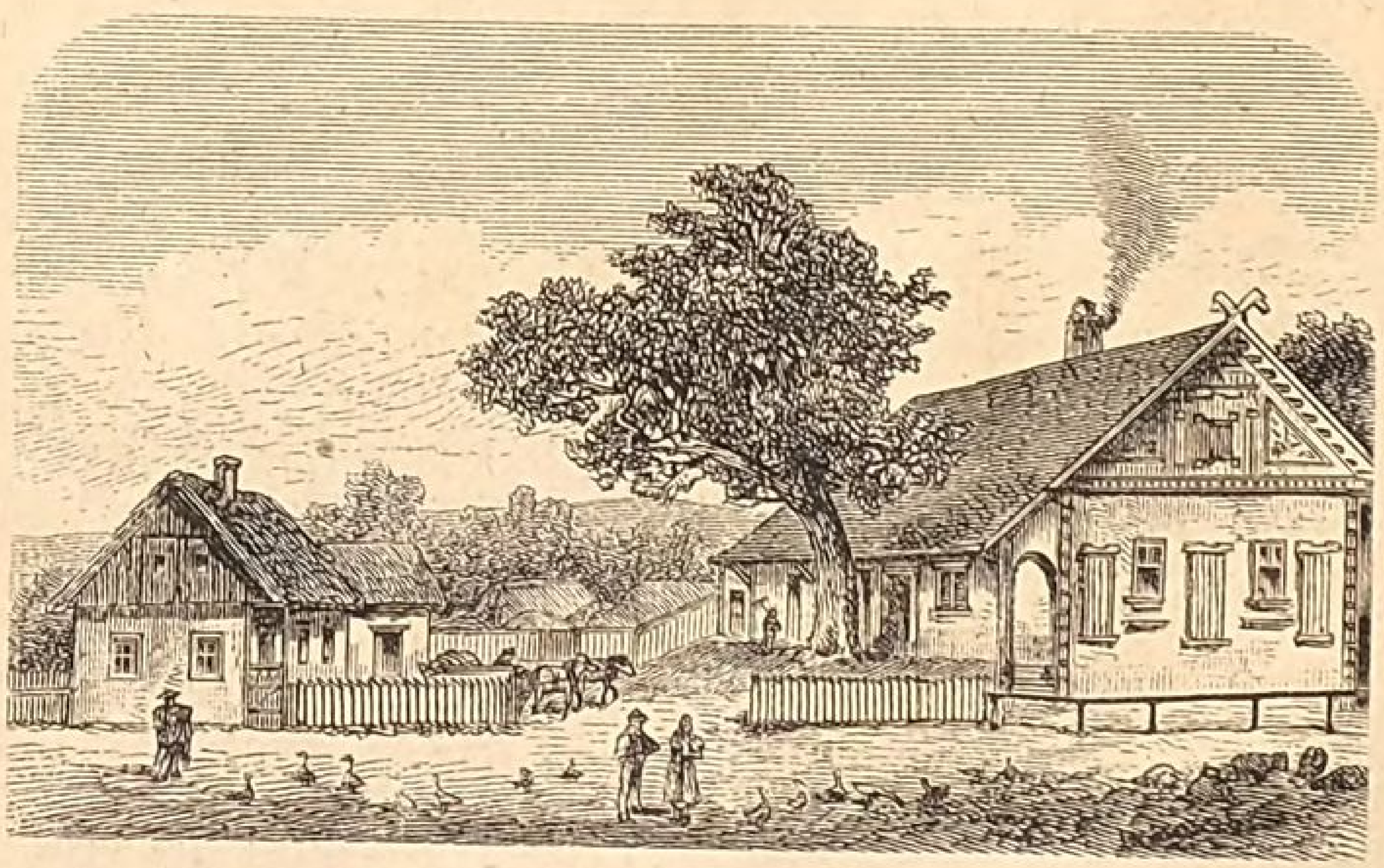
bringen; — dabei gingen die Herren Heister, Caraffa ꝛc. so weit, daß man sich aus dem kaiserlich österreichischen Paschalik Eperjes in das türkische Sandschak Ofen flüchtete, und daß der Osmanli als der mildere Feind betrachtet wurde. Durch diese Politik ging auch Siebenbürgen auf 140 Jahre für Kaiser und Reich verloren. Das Ganze aber endete mit dem für die Wiener Machthaber riesigen Fiasko des Linzer und Szathmárer Friedens und dem Scheitern der Absichten Josef's II., der bei den Deutschen Ungarns keine Stütze fand. Diese Letzteren hielten getreulich zur ungarischen Verfassung, ebenso unentwegt 1680 wie 1790 und 1849 bis 1867 bis zur endlichen Wiederherstellung der letzteren. Doch davon an geeigneter Stelle.

Deutsche, mit Musterwirthschaft vorangehend, lehrten die Ungarn den Ackerbau, den Handel und alle segensreichen Künste des Friedens; selbst die Pflege und erste Anpflanzung des vielgepriesenen Ungarweines besorgten Deutsche. Alle Gebildeten bei den unteren Donauvölkern haben sich den deutschen Bildungstypus angeeignet. Eine deutsche Idee war seiner Zeit die Gründung des merkwürdigen Contumaz-Cordons an der Donau, der Europa von den Verheerungen der Pest errettete. Wo die Römer eine Handelsstraße ausgeführt oder angefangen hatten, da vollendeten oder restaurirten sie die Deutschen. Von jeher wurden Deutsche von den nichtdeutschen Donauvölkern und ihren Fürsten berufen, um bei ihnen im Dienste der Cultur zu wirken. Und so finden wir denn die Deutschen selbst außerhalb ihrer eigenen Donauheimat in allen anderen Donaustrichen verbreitet. Um die ganze Stellung, welche die Deutschen an der Donau einnehmen, zu bezeichnen, ist es wichtig, gleich hier auch jene weiteren deutschen Ansiedlungen längs der mittleren und unteren Donau in's Auge zu fassen.

In größeren Gruppen zusammen sitzen die Deutschen an der mittleren und unteren Donau erstlich in der Nachbarschaft von Ofen und Pest; dann am Fuße der Karpathen in der Nähe von Leutschau und Käsmark (die sogenannte Zips); weiterhin in einem großen Striche längs der Donau bei Fünfkirchen; ferner in einem bedeutenden Striche längs der Maros im Banat; in mehreren anderen Strichen im Banat; in mehreren Thälern und Landschaften im Innern von Siebenbürgen. Auch außer jenen zusammenhängenden Gruppen sind sie in zahllosen vereinzelten Ackerbau- und Bergbau-Colonien

im mittleren Donaugebiete verstreut. Ueberall aber, wo man aus den Gebieten der Walachen, Süd- und Nord-Slaven, mit Ausnahme der Bunyevci (katholischen Serben) in der Bacser Gespanschaft, in die Dörfer, Aecker und Gemeinden der Deutschen gelangt, glaubt man in ein Paradies zu treten, so gewaltig und glücklich wirkt deutsches Leben und deutscher Betrieb auf die reichen Donaugefilde ein.

Die Magyaren und die mit denselben seit Jahrhunderten eng verschmolzenen Kumanier und Jazygen haben keinen Sinn für architektonische Schönheit, Symmetrie oder Ornamentik — ihre Städte sind daher



Haus deutscher Ansiedler in Süd-Ungarn.

colossale Dörfer oft bis zu 75.000 Einwohner, welche aber dem deutschen Begriffe einer Stadt nicht entsprechen. Dagegen ist das Innere ihrer Behausungen rein und behaglich, geräumig, die Bewohner nicht eingepfercht. Ihre Viehheerden und Pferdezucht sind blühend und von einer Ausdehnung, wie man solche in Mitteleuropa nicht kennt. — Magyarische Städte dies- und jenseits der Donau sind, obgleich, wie erwähnt, nur dorfmäßig aussehend, sehr reich und haben oft einen Extravillan-Communalbesitz von mehreren Quadrat-Meilen bester Gründe, erster Qualität. Der Magyar ist, wenn auch reich, immer einfach und schmucklos, nicht so wie der Südslave, der oft seinen ganzen Besitz an Münzen und Schmuck sich und seinen Familien-Mitgliedern anhängt.

In den ungarischen Städten ist die Hauptmasse der mit Industrie beschäftigten Bürger deutsch oder deutscher Herkunft. Nur diejenigen Ortschaften haben ein städtisches und vollkommen civilisirtes Ansehen, die von Deutschen oder unter ihrer Leitung gebaut und organisirt worden sind. Die Städte, bei welchen die deutsche Hand nicht geholfen, gleichen mehr lagerartigen Sammelplätzen von Menschen als civilisirten Wohnsitzen. Die meisten nützlichen städtischen Einrichtungen rühren von den Deutschen her, und ertheilten die Könige von Ungarn die Städteprivilegien nach deutschen Vorbildern und deutschen Stadtrechten, und die vornehmste Sprache der ganzen Donau bis



Slovaken aus dem Waagthal, aus dem Marchthal und Drótár.

in die Walachei hinab ist die deutsche. Deutsche Handwerker, Manufacturisten, Kaufleute zogen nach der Moldau und Walachei. Deutsche Apotheker und Aerzte wanderten in Menge nach diesen Gegenden. Im Ganzen kann man alle im mittleren und unteren Donaugebiete (außerhalb des oben als eigentliches deutsches Heimatland bezeichneten Bezirkes) lebenden Deutschen auf drei und ein halb Millionen,*) demnach die ganze Summe aller Donau-Deutschen

*) Nur für Ungarn giebt in den Vierziger-Jahren dieses Jahrhunderts Häufler's historisch-geographisches Tableau der österreichischen Monarchie 986.000 Deutsche an, für Siebenbürgen 250.000, für die Militärgrenze 185.000.

Die im Jahre 1870 vorgenommene genaue Volkszählung (mit Zählblättchen nach dem Systeme des Statistikers Dr. Engel in Berlin) ergab folgendes Resultat für die verschiedenen Nationalitäten auf dem Gebiete der St. Stefanskrone:

auf etwa 12 Millionen anschlagen: was ungefähr ein Drittel der ganzen Masse der Bevölkerung des Donaugebietes vorstellen möchte. Der Einfluß deutscher Macht ging im vorigen Jahrhunderte, von 1718—39, oder vom Frieden zu Passarowitz bis zum fluchwürdigen Frieden zu Belgrad, an der Donau herunter bis zur Aluta in die Walachei und weit an der Morawa herauf, bis tief nach Serbien hinein. Seitdem haben freilich österreichische Macht und deutscher Einfluß an der Donau Rückschritte gethan. Eine Welt-Calamität, ein bedauernswerther Verlust nicht blos für Deutschland, sondern für die ganze europäische Civilisation würde es aber sein, wenn das deutsche Leben sein Primat an der Donau ganz verlieren sollte; denn kein Volk hat nach den Römern so viel für die Cultur jener Länder gethan, als die Deutschen. Sie sind die Wohlthäter des Donaugebietes.

	Ungarn	Siebenbürgen	Zusammen
Magyaren	5,504.200	652.221	6,156.421
Deutsche	1,596.630	224.289	1,820.922
Rumänen (Walachen)	1,249.217	1,221.852	2,470.069
Slovaken (Karpathische Slaven)	1,817.099	126	1,817.228
Kroaten (und Bunyevci)	276.654	. . .	276.654
Serben	267.344	. . .	267.344
Ruthenen	469.203	217	469.420
Verschiedene	8.276	3.019	11.295

In diese Tabellen sind nicht aufgenommen Kroatien und Slavonien, sowie die ehemalige Militärgrenze, deren Bewohner, zusammen 2,160.717, auf Kroaten und Serben zerfallen, in Slavonien giebt es auch Magyaren, die Deutschen wurden dort nicht separat gezählt. Die Israeliten wurden nicht als Nationalität, sondern nur als Religionsgenossen gezählt, was auch correct ist.

Nach dem Glaubensbekenntniß rangiren die Bewohner des Reiches der St. Stefanskrone (Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien, Fiume und ehemalige Militärgrenze) wie folgt:

Römisch-katholisch	7,502.000
Griechisch-katholisch (Uniaten)	1,587.485
Armenisch-katholisch	5.104
Griechisch-orientalisch (Orthodoxe)	2,570.648
Armenisch-orientalisch	605
Evangelisch, Augsburger Conf.	1,109.154
Reformirt, helvetischer Conf.	2,072.332
Unitarier	54.438
Andere Christen	2.714
Israeliten	552.133
Nicht-Christen	214
Totale	15,417.327

8. Die nördlichen Donau-Slaven.

Die Gebiete, welche die Slaven innerhalb des Donausystems besetzt haben, bieten kein so massenhaftes und compactes Stück dar wie die der Deutschen. Durch Deutsche, Magyaren, Walachen werden die Slaven in zwei Hälften auseinandergehalten; dazu sind sie in eine Menge Stämme getheilt und unter die Oberherrschaft sehr verschiedener fremder Völker, der Deutschen, der Magyaren, der Türken, der Russen gestellt. Man kann sie in zwei Hauptabtheilungen bringen: in die der nördlichen und in die der südlichen Donau-Slaven. Die Ersteren haben sich in einem langen Striche längs des ganzen Südabhanges der mittleren und westlichen Karpathen, in den Quellengebieten und oberen Thälern der Theiß und anderer Donauzuflüsse verbreitet; sie gehören theils dem russischen, theils dem czechischen, zum kleinsten Theile dem polnischen Slavenstamme an. Ihre Hauptabtheilungen sind von Westen nach Osten: die Moraweri, die Slovaken, die Ruthenen. Die Moraweri wohnen im mittleren Gebiete der Morawa (March) und theilen sich in Hannaken, Horaken, Sabetschaken und andere Stämme. Die höheren Stände und Stadtbewohner bei ihnen sind entweder Deutsche oder haben doch deutsche Bildung empfangen. Sie reichen nirgend bis zur Donau, von welcher der Strom der deutschen Bevölkerung sie ferne hielt. Ihre Zahl beläuft sich auf anderthalb Millionen.

Die Slovaken haben sich längs der oben beschriebenen Gruppe von Flüssen im Norden des Pester Donauwinkels verbreitet, längs der Waag, der Neutra und des Gran, und müssen hier wahrscheinlich als uralte Bewohner gelten. Auch sie kommen nirgend, nur mit Ausnahme des Punktes bei Preßburg, der Donau nahe. Der Strom der magyarischen Bevölkerung trieb sie von da zurück. Ihr Hauptflußgebiet ist das der Waag. Ihre Anzahl beläuft sich auf nahezu zwei Millionen. Die Ruthenen oder Russinen sind die Nachbarn oder Slovaken im Osten und bewohnen fast alle die oberen Thäler der kleinen Theißzuflüsse. Sie theilen sich in die Stämme der Lissaken und Lemaken. (Anzahl, siehe die Tabelle auf Seite 42.) Sie bilden einen Keil, mit dem der große russische Volksstamm aus seinen gewaltigen Steppenländern des Ostens in's Donaugebiet hineinragt. Dieser Völkerkeil ist um so

merkwürdiger, weil er gerade in der von uns schon bezeichneten mittleren Karpathensenkung liegt, in jenen Pässen und Thoren, durch welche ehemals auch die Magyaren und nachher die Mongolen in's Donauland vordrangen. Auch an den Quellen des Pruth, in einem Theile der Bukowina, berühren die Ruthenen das Donaugebiet. Die Ruthenen sind zwar in Bezug auf Religion mit der westeuropäischen katholischen Christenheit unirte Griechen; aber diese Union ist nicht nach dem Herzen der Nation. In Bezug auf Sprache, Sitte, Körperbau und Geistesanlagen sehen sie den Unterthanen des Czaren ähnlich wie Zwillingsbrüder. Die ganze Masse der nördlichen Donau-Slaven beläuft sich auf die Summe von etwa vier Millionen.

9. Die südlichen Donau-Slaven.

Weit zahlreicher und viel wichtiger als die nördlichen sind die südlichen Donau-Slaven. Sie haben sich längs der ganzen Südseite der Donau, vom Schwarzen Meere bis zur Spitze des Adriatischen Meeres ausgebreitet. Ihre Hauptstämme sind von Westen nach Osten: die Slovenen oder Winden, die Sloveno-Kroaten, die Serben und das Volk der Bulgaren. Die Slovenen oder Winden sitzen neben den österreichischen Deutschen, in den oberen Theilen der Save- und Drauthäler, in den Provinzen Kärnten, Krain und Steiermark. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwa 1,200.000. Sie sind von jeher nicht sehr wichtig gewesen, weil sie sich, wie die Morawer, unter dem Uebergewicht der Bildung und des Einflusses der Deutschen verlieren. Nur in den ältesten Zeiten, und zuweilen im Vereine mit den Kroaten, haben sie eine Art von politischer Unabhängigkeit und Bedeutung erlangt. Sie theilen sich in Gorenzi (Bergleute), in dem obersten Thalbecken der Save, in Dolenzi (Thalleute), in Unterkrain, in Kareter (auf dem Karstgebirge in der Nähe von Triest) und in sogenannte Vandalen (Wenden in Ungarn). Die Nachbarn der Slovenen im Osten sind die Kroaten oder Sloveno-Kroaten, die sich selbst Chorwati nennen. Sie sitzen längs der mittleren und unteren Drau, in dem Mesopotamien zwischen Drau und Save, an der mittleren Save und an einigen Nebenflüssen der letzteren, in den Flußgebieten der Kulpa, der Unna und des Verbas, theils unter österreichischer, theils, bis vor Kurzem, unter türkischer Herrschaft (Bosnien und Herzegowina). Sie zählen nicht ganz

zwei Millionen Seelen: nämlich in Kroatien und der ehemaligen Militärgrenze 700.000, in Ungarn die in unserer Tabelle angegebene Zahl. Der Rest sitzt in den Nordprovinzen der ehemaligen Türkei. An die Kroaten grenzen wieder weiter östlich die Serben, die in dem Flußgebiete der Bosna (Bosniaken), der Drina und der Morawa (Serben im engeren Sinne) ihre Heimat besitzen und von da aus sich in der Gegend an der Mündung der Morawa, der Save und der Theiß ausgebreitet haben. An der Donau und Theiß aufwärts wohnen sie bis tief nach Ungarn hinein, bis zum Franzenscanal (in der Bacska), bis zur Mündung der Maros, bis Szegedin (im ehemaligen Temesvarer Banat). Im Osten stoßen sie an die Bulgaren, im Süden an die Macedonier. Sie sind ein kriegslustiges und unternehmendes Volk und die Hauptkaufleute und Karawanenführer auf jener großen Handelsstraße, die durch das Morawathal nach Constantinopel führt. Zugleich geben sie die zahlreichsten Schiffer und Matrosen ab auf der ganzen mittleren Donau und Theiß, von Bulgarien bis Szegedin und Buda-Pest. Kleine Colonien der Serben, die Handel, Krämerei und niedere städtische Gewerbe betreiben, giebt es fast in allen ungarischen Städten, wo sie Raizen oder Rascier (von der Provinz Rascia in Alt-Serbien) genannt werden. Als Wächter der großen Donauhandels- und Kriegsstraße, die sich bei Belgrad in die türkische Halbinsel abzweigt, nehmen sie von allen Südslaven sowohl in commercieller als politischer Beziehung die bedeutendste Stellung ein. Ihre Anzahl beträgt innerhalb des Donaugebietes nahe an drei Millionen. Genau nach letzter Aufnahme: 2,959.430. Die Wenden, die Kroaten, die Slavonier, die Bosniaken, die Serben im engeren Sinne sind sämmtlich nur die Glieder eines großen slavischen Stammes. Man nannte diesen bisher wohl nach den Hauptvölkern den Serbischen oder auch den Kroatisch-



Serbischer Holzhauer.

Serbischen; der neuere und historisch am meisten begründete Name aber, den auch die Eingeborenen selbst adoptirt, ist der des illyrischen Stammes. Vergleicht man die Wohngebiete dieser Slaven mit der Grenze des alten Illyricum der Römer, d. h. des Landes zwischen Drau, Save und der nordöstlichen Küste des Adriatischen Meeres, so findet sich, daß sie gerade diese Grenzen ausfüllen. Der Hauptfluß der illyrischen Slaven ist die Save, den sie bis zu seiner Mündung herab, bis zu seinen Quellen hinauf, mit allen seinen Nebenflüssen und mit Einschluß der benachbarten Morawa bewohnen. Er ist die Hauptpulsader ihres Lebens. Auch haben sie die Grenzen dieses Flußgebietes nur bis zum schmalen Küstenlande am Adriatischen Meere, zur Drau und zur unteren Theiß hin, überschritten. Die Gesammtzahl aller slavischen Illyrier beläuft sich auf nahe an sechs Millionen Seelen (innerhalb des Donaugebietes). Kein slavischer Volksstamm hat in neuer und neuester Zeit in so hohem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gezogen als die Illyrier. Ein Theil derselben (die Serben im engeren Sinne) hat sich durch eine Reihe blutiger Kämpfe und Revolutionen seit Anfang dieses Jahrhunderts vom türkischen Joche frei gemacht und völlig unabhängig hingestellt. Ein anderer Theil, die Kroaten, hat sich seit mehreren Jahrzehnten ebenso eifrig im Namen ihrer alten Verfassung und Privilegien ihre staatsrechtliche Autonomie im Rahmen der österreichisch-ungarischen Monarchie wieder erworben.

Oestlich von den Illyriern, im unteren Donaugebiete, auf der rechten Seite des Stromes, wohnen die Bulgaren, ein uraltes slavisches Volk, das seinen Namen von einem uralisch-tatarischen Völkerstamm bekam, der sie einst beherrschte.

Von allen slavischen Völkern auf der Balkan-Halbinsel blieben bislang die Bulgaren die — unpopulärsten. Das kriegerische Volk der Serben, das in einem langwierigen Kampfe um seine Freiheit und Unabhängigkeit die Schlachtfelder seiner Heimat mit Blut gedüngt und nach dem Untergange des von ihm repräsentirten Staates in einer Reihe prächtiger poetischer Kundgebungen, denen selbst Goethe lauschte, ein scharf ausgeprägtes Nationalgefühl nachklingen ließ, dieses Volk der Romantik stand dem Abendlande stets am nächsten. Viel später bekam man von den anderen illyrischen Slaven,

zuerst von den Montenegrinern, dann von den einzelnen Stämmen der bosnischen Slaven und den Herzegowinern (als ethnographischer Begriff, indeß identisch mit den Ersteren. Dasselbe ist mit den mohammedanischen Slaven der beiden jetzt durch die österreichisch-ungarischen Truppen occupirten Länder der Fall, die man fälschlich „Türken“ nennt, obgleich dieselben nur serbo-kroatisch sprechen; sowie die mohammedanischen Albanesen, welche Nachkommen der Pelasger sind. Selbst nennen sich die Letzteren Skipetaren) und zuletzt von den Bulgaren zu hören. Von diesen Letzteren ist selten etwas von Belang zu uns in's Abendland gedrungen. Es waren hierbei zuerst Ethnologen, welche die Bulgaren-Frage auf die Tagesordnung brachten, indem sie auf die verschiedenartigen Widersprüche, wie sie über dies Volk vom rein historischen Standpunkte colportirt wurden, hinwiesen, und so ein neues Gebiet der Forschung erschlossen. Die Bulgaren wurden über Nacht ein sogenanntes „interessantes“ Volk. Die wissenschaftlichen Untersuchungen schwollen an, man vertiefte sich in mühsame Quellenforschungen, um schließlich die interessante Entdeckung zu machen, daß die heutigen Bewohner der südöstlichen Donaugestade mit ihren Ahnen finnisch-ugrischen Stammes nichts weiter gemein haben als den Namen, mit dem heute eben ein slavisches Volk bezeichnet sein will. So ist uns der Name dieses relativ auf der Balkan-Halbinsel weitaus am zahlreichsten auftretenden Volksstammes mit der Zeit geläufiger geworden, und mit den weiteren Aufklärungen über seine friedliche Natur, seinen Drang nach Arbeit und seine Fähigkeit, Cultur anzunehmen, begannen die Bulgaren dem Abendlande sympathisch zu werden.

Bulgarische Ansiedler in Ungarn und Slavonien sind die berühmtesten Gemüsegärtner. So z. B. haben solche das Festungsglacis zu Essek gepachtet, mit einem Bewässerungs-Röhrennetz durchzogen und treiben einen bedeutenden Handel mit den dort gepflanzten Gemüsen. Das Gleiche ist der Fall mit den Bulgaren, die sich in der Colonie Neupest bei der ungarischen Landeshauptstadt niederließen.

Ueberdies hat das türkische Regiment durch seine Grausamkeiten gegen die Bulgaren zu dieser Umstimmung wesentlich beigetragen.

Doch hierüber später.

Der unermüdliche Forscher Robert Rösler versuchte zu beweisen, wie im Jahre 489 n. Chr., als die Ostgothen unter Anführung ihres jugendlichen Königs nach Westen abzogen, das Los der Balkan-Halbinsel gefallen war, nämlich, daß sie nicht germanisch, sondern slavisch werden sollte. Auf diesen Abzug harrte aber kein Volk gieriger als die Bulgaren, die nach der erfolgten Thatsache in Thrakien einbrachen und das Land mit Feuer und Schwert verwüsteten. Sie drangen bis vor die Thore Constantinopels, und um ähnlichen Invasionen künftighin einen Damm entgegensetzen zu können, schnitt Kaiser Anastasios die äußerste Ostspitze der thrakischen Halbinsel zwischen Selymbria und Derkon (jetzt: Siliwri und Terkos) durch eine gewaltige Landmauer von der offenen Provinz ab. — Noch sieht man sporadisch Spuren dieses imposanten Bauwerkes, gegen das seinerzeit die Horden der Bulgaren vergeblich anstürmten .... Als Belisar sie kurz hierauf unweit des heutigen Tschataldja bei Constantinopel auf's Haupt schlug, blieb die Hauptstadt lange Zeit hindurch von ihrem Besuche verschont. Man wußte nur so viel, daß sie das offene Land brandschatzten und mit einzelnen herbeigerufenen Slavenstämmen (Anten und Sklavenen) die Landsitze occupirten, welche durch den Gothen-Abzug frei wurden. Nach diesen Thatsachen beginnt demnach bereits in der Mitte des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung das Einströmen von slavischen Volksstämmen aus den sarmatischen Tiefländern in das Balkan-Gebiet,



Bulgare und Skipetarin.

wo sie mit der Zeit die Individualität der Bulgaren vollkommen verwischen sollten. Auffällig erscheint es, daß diese Letzteren sich mit gewisser Vorliebe den türkischen Avaren anschlossen und sogar mit ihnen gemeinsam in Pannonien einfielen. Als die Avaren mächtig wurden, blieb dies Verhältniß um so inniger, nach dem Verfalle ihres Reiches aber fielen sie wieder ab, pactirten mit Kaiser Heraklios, während neue Bulgarenstämme in Moesien einbrachen. Es darf nicht übersehen werden, daß Schriftsteller hierbei die scheinbar unwichtige Bemerkung fallen lassen, wie die einbrechenden Horden auf die sieben Antenstämme an der Donau stießen, die sich „vorzüglich als Feldarbeiter" hervorthaten. Die Charakteristik des heutigen Bulgaren, der nunmehr vollkommen Slave ist, deckt somit jene seines Urahnen ziemlich scharf und zeigt eclatant, wie eigentlich der ugrische Völkerstamm in den ersten Balkan-Slaven aufgegangen ist, ein ethnologischer Proceß, der allerdings eine scharfe Linie zwischen den Ur-Bulgaren und ihren heutigen Namensbrüdern zieht. Damals hielten die Saviren die Dobrudscha besetzt, die Donaugestade die Uturguren, den Süden und Westen des Landes die Anten, der große Bruderstamm der Bulgaren aber, der am Azow'schen Meere zurückgeblieben war, zog die Wolga hinauf, vermuthlich ihre einstige Heimat, und die Forschung giebt dieser Mutterhorde den Namen Wolga-Bulgaren. Zur Zeit der Chalifenherrschaft ziemlich mächtig, und wie Schemseddin sagt, zwischen Türken und Slaven erwachsen, sind sie späterhin von



Türke und griechische Ansiedler in der Dobrudscha.

der Karte verschwunden, wie die Mutterhorde der Ungarn am Ural, von der noch Erwähnung gemacht wird, als das magyarische Reich in den Theißniederungen bereits staatliche Formen angenommen hatte. Als staatliche Individualität aber ist Donau-Bulgarien noch weit eher zu Grunde gegangen als Wolga-Bulgarien. Im 10. Jahrhundert ward ihre Sprache durch slavische und türkische Elemente verdrängt, und ein Jahrhundert später verloren sie ihre Unabhängigkeit.

Wie man sieht, ist der finnisch-ugrische Urstamm der Bulgaren, der ohnedies durch die erbitterten Kämpfe mit den Nachbarvölkern immer mehr zusammenschmelzen mußte, zuerst von den Avaren aufgesogen worden, dann von den Slaven und schließlich von anderen turanischen Völkern. Weit früher als die Türken in Europa auftauchten, waren die Bulgaren Bekenner des Islams. Ueber die dogmatischen Formen ihres Heidenthums ist uns leider nichts bekannt geworden. Auch sonst in ihrem kriegerischen und bürgerlichen Leben weit mehr an den Mohammedanismus sich anlehnend, ist mit den Stämmen der Donau-Bulgaren erst ein wesentlicher Umschwung eingetreten, als das Christenthum überhand zu nehmen begann und das eigenthümliche Mischvolk der Anten-Bulgaren sich consolidirte. Wie schwer es hierbei fallen muß, diesem interessantesten Volksstamme der Balkan-Halbinsel, dem sich neuester Zeit die Forscher intensiver denn je zuwenden, den richtigen Platz in der Ethnologie zuzuweisen, erscheint wohl selbstverständlich. Daß die Ur-Bulgaren der finnisch-ugrischen Familie angehörten, gilt heute für so ziemlich bestimmt. Da aber die heutigen Bulgaren, ihrer Sprache, ihren Sitten und nationalen Kundgebungen nach, typische Slaven sind, anderen Charakteristiken zufolge aber immerhin von den Serben ethnologisch abstehen, so frägt es sich, wo die Fühlungspunkte liegen, die einerseits auf den stattgefundenen Umwandlungsproceß einer ganzen Race, andererseits auf die Anklänge an ein autochthones Element unter den ursprünglichen Balkan-Völkern hinweisen, um sich schließlich klar zu werden, mit welchem Volke man es hier eigentlich zu thun habe. Trotz aller Gründlichkeit bei Untersuchungen etymologischer und philologischer Natur, trotz des eifrigsten Studiums aller Schriftsteller, zumal arabischer, die sich leider mehr mit den Wolga-Bulgaren beschäftigen als mit den „schwarzen Bulgaren“ der Donau, steht

eine befriedigende Lösung dieses Räthsels noch immer zu erwarten, und wir können, den Zeitbedürfnissen Rechnung tragend, nur mit dem vorhandenen Factor rechnen, daß die heutigen Bulgaren thatsächlich Slaven sind . . Sie haben mit ihren einstigen Vorfahren, den slavischen Anten, die mit den eigentlichen Bulgaren nichts weniger als identisch waren, die Eigenschaft gemein, daß sie leidenschaftliche Ackerbauer sind und mit Zähigkeit an ihrer Scholle kleben, was man von den bulgarischen Saviren und Uturguren, namentlich aber von den Letzteren, welche als Söldlinge sogar mit König Alboin nach Italien zogen, mit den Römern in Afrika gegen die Vandalen kämpften, und mit den türkischen Avaren brüderlich in Pannonien einfielen, nicht sagen kann. Der heutige Bulgare ist somit ein anderer Mensch als der Ur-Bulgare. Jener ist slavischer Abkunft, dieser finnisch-ugrischer; wo die Berührungspunkte zu finden sind, das ist Sache der Wissenschaft, der die Frage noch offen bleibt.

Die Gebiete, welche die heutigen Bulgaren einnehmen, begreifen einen großen Theil des ehemaligen Tuna-Vilajets in sich, ferners die westlichen Balkan-Landschaften, in denen sie am compactesten die Bergdistricte um Izlads bewohnen, den größten Theil Macedoniens und einen großen Abschnitt Thrakiens. Sie gehören der griechisch-orientalischen Religion an, haben aber durch ihre langjährigen Anstrengungen und durch diplomatische Intervention russischerseits seit einigen Jahren, auch schon unter türkischer Herrschaft, eine eigene bulgarische Kirche gebildet, und sich vom Phanar und dem Constantinopeler griechischen Patriarchen losgesagt. Einige Hunderttausende bekennen sich zum Islam und führen den Namen Pomaken; nur wenige sind Katholiken. Ihre Gesammtzahl wird neuester Zeit bis auf fünf Millionen geschätzt, eine etwas hoch gegriffene Ziffer, auf alle Fälle aber sind sie das relativ zahlreichste Volk der europäischen Türkei. Ihr eigentliches Stammland nimmt seine Ausdehnung zwischen der unteren Donau, dem Hauptzuge des Balkans und dem Schwarzen Meere, und begreift ethnographisch auch noch den Kreis von Sofia in sich. Das Land ist ein Plateau, das in Terrassen zum Donaustrom abfällt und von tief eingeschnittenen Flüssen, wie: Lom, Ogust, Skit, Isker, Wid, Osma, Jantra und dem Schwarzen Lom, gegliedert wird. Die Districte im hohen Balkan enthalten

ausgebreitete Waldungen, die Abdachungen Maulbeerbäume und Obstgärten. Neben seinem fetten Weideboden zunächst des Stromes besitzt Bulgarien in den höher gelegenen Gebieten ein ausgebreitetes Culturland, welches jährlich über 45 Millionen Kilo Getreide liefert und somit für die Balkan-Halbinsel als eine wahre Kornkammer gelten muß. Außerdem florirt die Schaf- und Bienenzucht und beschäftigt sich ein großer Theil der Bevölkerung mit der Erzeugung von Aba-Tuch, Filigranarbeiten (Widdin), Sattelzeug und Thonwaaren (Rustschuk), Teppichen (Berkowatz), Lederwaaren (Tirnowa) und rohen Eisenwaaren (Gabrowa).

Trotz dieser nicht ungünstigen localen Zustände waren die Bulgaren dennoch das am meisten bedrückte Volk der europäischen Türkei. Unter das Joch des ottomanischen Knechtungs-Systems gebeugt, ist der Bulgare nebenher vollständig dem Steuerpächter ausgeliefert gewesen, der sehr oft statt des Zehnts das Drei-, Vier-, Fünffache eintrieb, den armen Bauern, welche die hohen Abgaben nicht leisten konnten, die Hütten niederreißen ließ und auf ihre Felder Beschlag legte. In diesem Elende mußte aber der Bulgare den Behörden auch noch Frohndienste leisten, sich an Straßen- und Festungsarbeiten betheiligen und jedem Befehle, bei Gefahr seiner Aufhebung, Folge geben. Man hat bei uns geglaubt, daß seit der Reformbewegung in der Türkei auch das Loos der „Rajah" gebessert worden sei, da aber die in diesen Reformen den christlichen Bewohnern des ottomanischen Reiches gemachten Concessionen nur eine formelle Bedeutung haben und bei dem Abgange aller Gerechtigkeitsliebe seitens der Behörde ohnedies nie praktischen Werth erlangen konnten, so ist im Großen und Ganzen die alte Misère die herrschende geblieben. Im Uebrigen war ja auch das von Reschid Pascha im Jahre 1839 mittels des „Hati-Scherifs von Gülhane" mit großem Aplomb inaugurirte Reformwerk eine einfache Komödie, als die sie von der europäischen Diplomatie, die russische ausgenommen, leider nicht angesehen wurde . . . Auch der Hati-Humajum (1856), der die Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse im türkischen Staate decretirte und den Christen im Rahmen der Gemeinde-Autonomien stimmberechtigt machte, hatte für die Rajah nur eine illusorische Bedeutung. In den „Medschlis", den Communalvertretungen, blieben die Christen doch immer in der Minderzahl. Sie wurden nur formell

den Berathungen hinzugezogen, aber es geschah am Ende immer dasjenige, was die Herren Türken oder auch Moslims anderer Nationalität in ihrer Majorität beschlossen. Auch seine Zeugenschaft gegen Mohammedaner wurde nicht angenommen, obwohl sie durch den betreffenden Hatt officiell decretirt wird.

So erscheint bisher die Rajah, und aus ihr vor Allem der Bulgare, dessen Feigheit und somit wenig kriegerischen Eigenschaften eine Bedrückung in größtmöglichem Style noch am eheſten zu- lassen, der Laune und Willkür der Behörden bedingungslos ausgeliefert. Durch Vergewaltigung haben die Bulgaren ihre einstigen Privilegien eingebüßt — ja, man hat ihr Phlegma, ihre Arbeitslust, ihre angeborene Sanftmuth dazu ausgenützt, um von ihnen Dinge zu erpressen, die ein anderes Volk nimmermehr geleistet hätte.



Prota und Archimandrit im Festornate.

Während der kriegsgeübte Serbe, der Kroate und Montenegriner auf Schritt und Tritt dem verhaßten Gegner auf den Leib rückte, ließ der friedliebende, und allerdings auch sehr feige, Bulgare jede Schmach über sich ergehen, und wurde er in seiner Verzweiflung von Haus und Hof getrieben, so fand er einen andern Platz, wo seine Schaufel wieder die Ackerfurche zog. Das Erträgniß dieser neuen Arbeit aber floß wieder einem andern Steuerpächter zu, und des Jammers ist kein Ende . . . Obgleich seine Existenz einer immerwährenden schweren Plage gleicht, bleibt er dennoch mäßig, und etwaiger baarer Verdienst, den er aus der Fremde heimbringt, wandert in den Sparsäckel

seiner Familie, um eventuellen Falles von den — Steuer-Executoren confiscirt zu werden. Lange Jahre hatte diese freche Gewaltherrschaft unbelästigt durch äußere Intervention oder innere Gegentendenzen über ein so eminent zur Cultur hinneigendes Volk triumphirt, sie verstand es nicht nur, die Rajah zu mißbrauchen, sondern sie auch zu verachten, wozu der Bulgare allerdings Anlaß bot, und so mißbrauchte sie die bulgarische Feigheit, Friedfertigkeit und Furcht vor den Gewalthabern! . . .

Aber das Maß mußte mit der Zeit voll werden und der lang angehaltene Druck war umsomehr geeignet, der Reaction Intensität zu verleihen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts brachen die ersten Bulgaren-Aufstände aus, und sie haben sich seit jener Zeit in einer blutigen Reihe von Episoden immer wiederholt. Der beste Gradmesser für die barbarische Wirthschaft der ottomanischen Statthalter und Steuerpächter, wenn ein Volk, wie die Bulgaren, seine Gärten und Aecker verläßt, Weib und Kind in der einsamen Hütte zurückläßt, und mit der Mordwaffe in der Hand, die sonst nur das Grabscheit führte, zum Kampfe auszieht, dann muß die Vergewaltigung Dimensionen angenommen haben, gegen die mittelalterlicher Despotismus reines Kinderspiel ist. . . . Der rabiate Serbe giebt in Bezug auf die herrschende Knechtung nicht den wahren Maßstab. Durch eine Kleinigkeit gereizt, wagt er sogleich seinen Kopf und zückt das Messer gegen den Beleidiger. Er ist tollkühn und rauflustig, faßt die Vaterlandsliebe von jenen großen Gesichtspunkten auf, die den Enthusiasmus bis zum Fanatismus entwickeln, und giebt seiner kümmerlichen Existenz durch die „süße“ Gewohnheit des Kampfes das nöthige Relief. Nicht so der Bulgare. Die Freiheit ist ihm ein unklarer Begriff, sein Geist hat nicht den gehörigen Schwung und sein Herz neigt sich mehr seiner Familie zu als wie der Interessengemeinschaft. Diese Eigenschaften brachten es mit sich, daß die Bulgaren die Lieblinge des „weißen Czaren“ wurden, dem die Serben einen viel zu „meuterischen Geist“ bekundeten. Es war Osman Paswan Oglu, der in Bulgarien zuerst die Fahne des Aufruhrs erhob. Nachdem das Volk durch Jahrhunderte alle Schmach geduldig ertragen hatte, erwachte seine Thatkraft sozusagen über Nacht, und die zusammengerafften Schaaren bemeisterten weite Landstriche, zogen als Sieger in Widdin ein und schalteten jahrelang überhaupt als Herren in vielen Gebieten

des Landes. Leider mußte es sich schon damals — Ende des vorigen Jahrhunderts — darthun, daß den Bulgaren jede Fähigkeit, sich selbst zu regieren, abging, daß sie keine rechten Begriffe von staatlicher Administration und Consolidirung der nationalen Elemente hatten, Uebelstände, die insoweit zu entschuldigen wären, als diese schönen Dinge ja ohnedies von den Türken niemals zu erlernen waren. . . In den letzten Jahrzehnten hat sich im Lande eine sehr gut organisirte und mit ziemlichen Erfolg arbeitende Verschwörung, die sogenannte „Hetärie“ berüchtigt gemacht. Es war die Revolution in Permanenz, genährt durch russische Agenten mit dem „Rubel auf Reisen“. Als besonders geeigneter Schauplatz erwiesen sich die unpraktikablen Bergdistricte zwischen Izlads und Sofia, sowie im hohen Balkan, wo sich die Freiheits-Apostel den schon früher bestandenen Haiduken-Abtheilungen anschlossen und so zu einer mächtigen Vehmgilde anwuchsen, die ihrem Rachegelüste frei die Zügel schießen ließ. Man erschlug die Steuerpächter, hob türkische Wachposten aus, überfiel die Karawanen der Paschas und Bedrücker und blokirte Dörfer und Städte, worin ihre Feinde herrschten. Ein verzweifeltes Schicksal wollte es, daß selbst diese weit verzweigte Verschwörung ihren Zweck nicht erreichte und in ihrem Thatendrange ebenso erlahmte wie die früheren Freiheitskämpfer und zuletzt in gemeines Räuberwesen ausartete.

Der türkische Große hat sich nie grausamer gezeigt als wie im Siege. Die Blätter der Geschichte geben überall hiervon Kunde, und zwar in der erschreckendsten Weise. Es braucht, diesen Erfahrungen gemäß, somit nicht eigens betont zu werden, wie nach der Bezwingung der Bulgaren-Aufstände Yatagan und Pfahl unter den Bezwungenen aufräumten, und welche Schüchternheit seitdem unter dem Bulgarenvolke platzgegriffen hat. In den letzten Jahren aber stand die Tyrannei der Machthaber wieder in voller Blüthe, man saugte das Land bis zum letzten Lebenstropfen aus, entführte christliche Mädchen und sperrte die reclamirenden Eltern in den Hungerthurm, schleifte die schuldbelasteten Hütten und trieb die Bauern zur Frohnarbeit . . . Auch das wird nun vollends enden, bis die Bulgaren mit den anderen Südslaven sich geordneter staatlicher Verhältnisse erfreuen werden.

Solamen miseris, socios habuisse malorum. Wenn es ein Trost ist, im Unglück Gefährten zu haben, so mögen sich die Christen der europäischen Türkei damit trösten, daß es auch den muselmanischen Unterthanen des osmanischen Reiches nicht besser ergehe. Die Christen sind durch die Zahlung des Haradj (spr. Haradsch) vom Kriegsdienste befreit, auf dem Osmanli aber lastet außer allen Steuergattungen auch noch die Blutsteuer. Eine wie die andere wurde ohne jede Schonung eingetrieben. Die Bewohner Anatoliens, besonders jene von Aleppo, des Vilajets Aïdin und Trapezunts wissen ein Lied davon zu singen. Die Türkei geht an ihren Großen und an der Effendi-Welt zu Grunde. Ein Sultan, wie es Abdul Aziz, und ein Minister, wie es Hussein Avni gewesen, sind im Stande, das Vermögen Frankreichs durchzubringen.



Ungarin aus dem Pester Comitat.

10. Die Magyaren.

Die Magyaren, gleich ihren Vorgängern ein uralisch-asiatischer Stamm, haben sich, von den Deutschen gegen die czechischen Slaven zu Hilfe gerufen, seit dem 9. Jahrhundert in's Donaugebiet eingedrängt und daselbst alle Reste der ihnen verwandten und schon früher dort eingedrungenen asiatischen Völker, der Hunnen, Avaren und später der Petschenegen, Kumanen, Jazyger, sowie auch viele slavische Elemente in den Schooß ihrer Nationalität aufgenommen. Als ein Reiter- und Hirtenvolk nahmen sie das große, flache, weiden- und steppenreiche Centralstück des mittleren Donaubeckens, das im Kleinen ein Bild der russischen Steppenlandschaften giebt, in Besitz, ein compactes Ganze von etwa 1500 Quadrat-Meilen. Sie wohnen zu beiden Seiten der mittleren Donau, von Preßburg 50 Meilen abwärts bis in die Nähe der Drau-Mündung, in dem größten Theile des Raabgebietes, des Sárviz- und des Plattensees. Doch leben sie in diesen westlichen Gegenden vielfach mit deutschen

Colonisten untermischt. Weniger oder fast gar nicht findet dies an der Theiß statt. Ueber die Karpathen eindringend, erreichten die Magyaren zuerst die Theiß und breiteten sich längs dieses Flusses zu beiden Seiten aus. Die Theiß wurde der ungarische Nationalfluß, sowie die Save als der illyrisch-serbische Hauptfluß angesehen wird. An beiden Ufern ist die Theiß auf einer Längenerstreckung von 60 Meilen vom magyarischen Elemente bevölkert. Hier liegt die Hauptkraft der Nation, von hier kommen die besten Reiter; hier liegen die echt magyarischen Städte Debreczin, Szolnok, Csongrád,



Ungarische Kroninsignien und St. Stefansfeier.

Szegedin u. s. w. Nur die Mündung der Theiß ist von Serben und ein Theil ihrer oberen Quellen und Zuflüsse von Ruthenen und Walachen besetzt. Der Hauptsammler des ganzen Stromgebietes, der Faden der Donau selbst, wird von den Magyaren, die geringes Handelsgenie haben, am wenigsten benutzt. Deutsche und Slaven sind die vornehmsten Handelsleute auf dieser großen Wasserlinie. Dagegen zogen die Magyaren hundertmal mit kriegslustigen Heeren den Strom entlang, auf der einen Seite durch das Thor bei Preßburg nach Deutschland hinein, auf der andern durch das Thor bei Belgrad in die griechisch-türkische Halbinsel hinab. Die Magyaren haben sich zwischen die Slaven (im Norden und Süden), die Deutschen (im Westen), die

Walachen (im Osten) eingekeilt. Nach allen vier Seiten hin hatten sie daher Gelegenheit zu beständigen Kämpfen. Von den Slaven haben sie, so weit nämlich das Donaugebiet reicht, einen Theil direct ihrem Staatswesen eingefügt und einen andern Theil haben sie zur Union mit demselben anfänglich gezwungen, dann aber verfassungsmäßig bewogen: die Kroaten und Slavonier, welcher Verband nun schon bei 800 Jahre besteht und staatsrechtlich geordnet ist. Von den Deutschen empfingen sie vom 16. Jahrhundert an ihre Könige und schon früher ihre Cultur. Am meisten unterdrückten sie ihre östlichen Nachbarn, die Walachen oder Dakoromanen, die sie fast ganz rechtlos machten, und dieselben erst vom 18. Jahrhundert an an den Landtagen theilnehmen ließen. Auch besetzten sie in den walachischen Landen, an der Aluta, Maros und Szamos ganze Striche mit eigenen Volksgenossen. Die von Magyaren bevölkerten Landschaften in Siebenbürgen sind nur um Weniges größer als die von Deutschen dort colonisirten. Den magyarischen Hauptstamm bilden hier die Szekler. Ein ganz kleiner Strich im Serethgebiete, jenseits der Karpathen, in der Bukowina, ist ebenfalls von den Magyaren bevölkert. Die Anzahl der Magyaren im Donaugebiete, zugleich ihr ganzer Bestand in der Welt, beläuft sich auf etwas über 6,100.000 Seelen. Während die übrigen Donauvölker alle noch außerhalb des Donaugebietes eine große Masse mit ihnen sympathisirender Stammbrüder besitzen, stehen die Magyaren ganz isolirt unter den Völkern. Ihre gelehrten Reisenden haben den ganzen Osten, sogar das ferne Indien vergebens durchstreift, um das Mutterland, oder ein mächtiges nahestehendes Brudervolk aufzufinden. Unter Béla IV., nach dem Mongolen-Einfalle, fanden Ungarn, die entsendet wurden, noch Reste der Magyaren am Don — aber schon hundert Jahre später waren auch diese spärlichen Reste unauffindbar geworden. Die Magyaren sind von allen Donauvölkern das einzige, das ganz allein auf die Donau angewiesen ist und innerhalb dieses Stromgebietes seine ganze Existenz erfüllt.

11. Die Dakoromanen.

Das Hauptland der Daker, oder wie sie sich seit ihrer Romanisirung durch den Kaiser Trajan nennen, der Dakoromanen, oder wie Deutsche und Slaven sie nennen, der Walachen, war von alten Zeiten her Siebenbürgen, der Kern von Dakien. Hier lag Sarmizegethusa, die alte

Hauptstadt ihres großen Königs Decebalus. Von hier aus verbreiteten sie sich, längs der nach allen Seiten hin abfließenden Gewässer, in die am Fuße jenes Berg- und Quellenlandes liegenden Ebenen. Dies geschah im Süden längs der Aluta, des Schiul, der Dimbowitza u. s. w. bis zur Donau; im Westen und Nordwesten längs der Maros, Körös, Szamos u. s. w. bis zur Theiß; im Osten und Nordosten längs der Zuflüsse des Sereth und des Pruth bis zum Pruth und Dnjestr. In dieser Weise geben schon die alten Schriftsteller die Grenzen Daciens an. Aus den Ebenen wurden sie in den Zeiten der Völkerwanderungen häufig vertrieben. Dann zogen sie sich (oder vielmehr wohl nur ihre Krieger, ihre Patrioten, die tonangebende Partei) in die siebenbürgischen Gebirge zurück, die bis auf die jüngste Vergangenheit ein gewöhnlicher Zufluchtsort vertriebener walachischer Fürsten waren. In ruhigen und günstigen Zeiten kamen sie dann aus jenen Bergen hervor und nahmen wieder Besitz vom Lande ihrer Väter. Da der größte Theil ihres Vaterlandes in dem nach Osten geöffneten Donautieflande, gerade im Wege der großen Völkerströmung aus Asien, liegt, so haben ihre Nationalität und ihr Staatswesen nie zu rechter Blüthe und völliger Unabhängigkeit gedeihen können. Seit den Römerzeiten haben sie fast immer nur halbsouveräne Staaten gebildet und ihre Fürsten waren bald südlichen Nationen (den Byzantinern, den Türken), bald westlichen (den Ungarn und später auch den Fürsten Siebenbürgens), bald östlichen (den Avaren, Bulgaren, Petschenegen, Tataren u. s. w.), bald nördlichen (den Polen und zeitweilig auch den Russen) tributpflichtig oder unterworfen, oder doch unter deren unabweisbarer Beeinflussung, wie das die letzten Ereignisse dargethan. Trotzdem nehmen sie als Grundbevölkerung noch jetzt so ziemlich dieselben Wohnsitze ein, die sie schon in den frühesten Zeiten innehatten. Nur längs der Theiß sind sie von den Magyaren und deren Vorgängern völlig vertrieben, sowie auch im inneren Kerne ihres Berglandes (in Siebenbürgen) aus vielen Strichen durch magyarische und deutsche Colonisten verdrängt worden. Im Ganzen besitzen sie innerhalb des Donaugebietes beinahe 3000 Quadrat-Meilen, und ihre Volkszahl mag sich auf mehr als fünf, nahezu sechs Millionen Seelen belaufen.

Aus Rumänien und Bessarabien fehlen aber ganz genaue Zählungsdaten. Ein großes Stück ihres Landes, das Mesopotamien zwischen Dnjestr

und Pruth (Bessarabien) ist seit dem Berliner Vertrag Rußland bereits incorporirt. Die fruchtbarsten, reichsten Provinzen desselben, Moldau und Walachei, das vereinigte Rumänien, sind im Begriffe, nach Erlangung einer vorübergehenden Halb-Souveränetät die türkische mit der russischen Oberhoheit zu vertauschen. Von Europa und namentlich von den uneinigen Deutschen und Magyaren in politischer Verblendung verlassen, betrat jetzt der nordische Koloß diese herrlichen Landschaften, die mit Deutschland und Ungarn durch ein starkes Lebensband, die Donau, verbunden sind, als wenig rücksichtsvoller Verbündeter, und nistete sich wieder an der Donau ein, von wo er 1856 so glücklich weggedrängt wurde — eigentlich das einzige ersprießliche Ergebniß des damaligen Pariser Vertrages. Diese Russificirung wird nicht ohne die empfindlichsten Schmerzen für Deutschland und Oesterreich-Ungarn ausgeführt werden; zu ihrer Verhinderung gelobte einst Metternich, „den letzten Thaler und den letzten Soldaten" hingeben zu wollen.

Dies nun sind die Nationen, welche die Grundbevölkerung des Donaugebietes ausmachen, die dort entweder seit uralten Zeiten (wie die Donau-Deutschen, die Donau-Slaven, die Dakoromanen) oder doch seit 1000 Jahren (wie die Magyaren) vollkommen einheimisch geworden sind. Man sieht, daß es keinen großen Volksstamm in Europa giebt, der nicht an der Donau repräsentirt wäre; wir finden sowohl den germanischen, den slavischen, den finnisch-ugrischen als auch den romanischen (letzterer an den Innquellen und in dem Lande der Dakoromanen). Es erklärt sich diese Erscheinung aus der Weltstellung der Donau, als des von Westen nach Osten langgestreckten Centralflusses Europas, der zur Hälfte dem Occident, den Weströmern, den karolingischen Franken, den Deutschen, der occidentalischen Cultur, zur andern Hälfte dem Orient, den Griechen, den Oströmern, den Nachbarvölkern Asiens, der asiatischen Barbarei anheim fiel, und von den Wanderungen der Völker aus Norden ebenso erreicht und gekreuzt werden mußte, wie von den europäischen Völkerbewegungen aus Süden.

12. Die vereinzelten Einwanderer im Donaugebiete.

Die Weltstellung der Donau, die einen so bunten Völker-Complex an ihre Ufer und Flußadern zog, hat auch den vereinzelten Einwanderungen in

die Gebiete des Stromes den Charakter außerordentlicher Mannigfaltigkeit aufgedrückt. Der wichtigen Rolle wegen, welche diese vereinzelten Einwanderer im Leben der Donauvölker spielen, müssen wir ihnen hier ebenfalls einige Aufmerksamkeit widmen. Wir können die vereinzelten Einwanderer in occidentalische und orientalische theilen und begreifen unter den ersteren: Italiener, Franzosen und außerdanubische Deutsche. Die Italiener leben in vielen Donaustädten, z. B. in Wien und Buda-Pest, verstreut, sind besonders in Kroatien, Kärnten, Krain und anderen Italien benachbarten Donaustrichen eingedrungen und haben sich in verschiedene Gesellschaftsclassen, in die Kauf-



Schokatzen und Colonisten Mecklenburger Abstammung.

mannschaft, den Adel gemischt, wo sie stets bedeutenden Einfluß übten. Die Franzosen finden wir als Lehrer, Erzieher, Künstler, Kaufleute ebenfalls in allen Donaustädten, als Ackerbauer aber in einigen Colonien des Banats, wo sie sich jedoch schon ganz verdeutscht haben, nur die Ortsnamen blieben, so im Torontaler Comitat Charleville, Saint Hubert &c. Außerdanubische Deutsche haben sich aus der Rheinpfalz, aus Nassau, Hessen, Sachsen, sogar aus Niedersachsen, Friesland und Flandern zu verschiedenen Zeiten im Donaugebiete als Colonisten ansässig gemacht und dabei meist ihre Nationaleigenheiten bewahrt. Deutsche aller Stämme wandern auch noch jetzt häufig in die Donaugegenden ein, um sich bald als Ackerbauer, bald als Industrielle in den Städten niederzulassen.

Unter den orientalischen Einwanderern haben wir Griechen, Türken, orientalische Juden, Armenier und Zigeuner zu nennen. Die Griechen betrieben den Seehandel an der unteren Donau seit uralten Zeiten. Sie gründeten dort Handelsstädte und sind noch jetzt die vornehmsten Schiffer und Kaufleute in Galatz, Braila und anderen Donauhäfen. Sie brachten der Mehrzahl der unteren Donauvölker das Christenthum, und letztere erkennen zum Theile noch den griechischen Patriarchen zu Stambul als ihr kirchliches Oberhaupt an. Mit Hilfe der Türken gelangten seit einem Jahrhundert (seit 1709) viele Griechen zur Herrschaft in den türkischen Lehensfürstenthümern, ebenso der hohe Clerus aus dem Phanar. Griechische Familien, griechische Sprache, Sitte breiteten sich dort bis zu den Quellen des Pruth aus. Griechische Handels-Etablissements wurden selbst in den Städten an der mittleren Donau gegründet. Und wie es schon griechische Kaufleute und Bankiers an dem Hofe Attila's gab, so finden wir sie auch zu allen Zeiten in der Hauptstadt von Ungarn (Buda-Pest); sogar in Wien sind noch jetzt einige der ersten Bankiers Griechen. Die Türken, aus Klein-Asien und vom Bosporus her vordringend, sind auf denselben Wegen zur Donau gekommen, auf denen Sesostris, dann Darius und andere südwest-asiatische Eroberer kamen. Sie machten längs der Morawa, der mittleren Donau, der Drau und Save, der Aluta, Theiß und Maros zahllose verheerende Einfälle und unterwarfen sich endlich die ganze Donau bis über Pest hinaus. Durch die Deutschen, später durch die Russen zurückgedrängt, hatten sie bis 1877 von allen ihren ehemaligen Donau-Provinzen nur noch Bulgarien und Bosnien besetzt. Da sie an der Donau, wie überall in Europa, nur im Feldlager standen, so haben sie in den verlassenen Provinzen keinen Theil ihres eigentlichen Volksstammes zurückgelassen, denn die dortigen Mohammedaner sind keine Osmanli, sondern nur convertirte Slaven. Selbst in Bosnien und Bulgarien gab es nur wenige Türken als Handelsleute, Beamte und Wächter der ruinenhaften Donaufestungen. Einzelne erscheinen auch als Handelsleute in Buda-Pest, Semlin, Brood und anderen Donaustädten. Die Gesammtzahl der ansässigen wirklichen Türken im Donaugebiete beläuft sich kaum auf 100.000 Seelen.

Außer denjenigen Juden, die, durchweg deutsch redend, sich im ganzen Donaugebiete verbreitet haben, sind auch mit den Türken noch Juden

eingedrungen, welche von den aus Spanien vor 400 Jahren vertriebenen und zu den Türken geflüchteten Israeliten abstammen, und die man orientalische Juden zu nennen pflegt. Türkisch und spanisch redend und Handel mit der Levante betreibend, besitzen sie fast auf der ganzen großen unteren Donau-Handelsstraße Comptoire, namentlich in Wien, Buda-Pest, Semlin, Salonichi und Constantinopel. Die Armenier sind von zwei Seiten in's Donaugebiet gekommen, vom Süden des Schwarzen Meeres her mit den Türken, von dessen Norden her seit dem Falle ihres Reiches im 15. Jahrhundert. Auch die Russen haben in neuer und neuester Zeit große Partien Armenier zur Auswanderung veranlaßt, von denen dann auch wieder viele in die Karpathen und Donauländer kamen. Einige Städte des Donaugebietes, wie Szamos-Ujvár und Elisabethstadt in Siebenbürgen, sind fast ganz von Armeniern bewohnt. Dann aber findet man sie auch überall unter den Walachen und Magyaren als Viehhändler, Weidenzüchter, zum Theile auch als große Gutsbesitzer und selbst unter dem Adel dieser Länder. In den türkischen Donaustädten waren sie vornehmlich die Zollpächter und Bankiers, und als solche oder als Kaufleute trifft man sie bis Wien und Triest. Die Zigeuner, die sich seit dem 15. Jahrhundert mit unerhörter Schnelligkeit bis an die äußersten Enden Europas verbreiteten, fanden sich auch, und zwar zahlreicher als irgendwo, in dem Gebiete der Donau ein und erlangten hier eine zweite Heimat. Sie haben sich zahlreich unter die Magyaren, in viel größerem Maße aber noch unter die Dakoromanen gemischt. Als Pferdehändler, Schmiede, Musikanten durchziehen sie das ganze mittlere und untere Donauland, als Goldwäscher wandern sie an den siebenbürgischen Flüssen auf und ab. Sie sind die National-Musiker der Magyaren und Walachen geworden. Ihre Anzahl wird sehr verschieden angegeben; gewiß aber ist es, daß sie sich über 200.000 Seelen beläuft, nämlich 30.000 in Ungarn, 50.000 in Siebenbürgen, 30.000 in Illyrien und der Bulgarei und zum wenigsten 100.000 in der Moldau und Walachei. Es giebt daher ohne Zweifel mehr Zigeuner im Donaugebiete als in allen übrigen Stromgebieten Europas zusammengenommen.

Stellen wir sämmtliche Donauvölker zusammen, so ergiebt sich, daß vom deutschen Stamme über 12, vom slavischen nicht ganz 11, vom

magyarischen etwas über 6, von den dakoromanischen beinahe 6 Millionen, von vereinzelten fremden Elementen (Italiener, Rhätoromanen, Franzosen, Griechen, Türken, Armenier, Juden, Zigeuner) etwa 1 Million, also im Ganzen 35 bis 37 Millionen Menschen das Gebiet des Stromes bewohnen. Die südlichen Slaven, mit der Donau liebäugelnd, pflegen sie wohl „Matra Dunai"



Wandernde Zigeuner.

(Mutter Donau) zu nennen. Die Donau spielt in allen slavischen Volksliedern, sogar in denen der Südrussen (der Kosaken) eine große Rolle; sie betrachten die Donau gewissermaßen als ihren eigenen, ihren heiligen Fluß. Viel mehr Recht zu dieser Aneignung hätten freilich die Deutschen, die nicht nur in Beziehung auf ihre Anzahl, sondern auch in Rücksicht auf Bildung, Industrie und welthistorische Thätigkeit überhaupt unter den Donauvölkern die erste Stellung einnehmen und mit ihren wichtigsten Interessen an den Strom geknüpft sind.

13. Die Donau-Staaten und Donau-Provinzen.

Eine Untersuchung über die Einwirkung des Stromgebietes und seiner Verzweigung auf die Gestaltung der Donau-Staaten, auf ihre Abgrenzung, ihre innere Gliederung in Provinzen, würde ein tiefes Eingehen sowohl auf die geographischen Einzelheiten des Flußgebietes, als auch auf die politische Entwicklungsgeschichte jener Staaten voraussetzen. Beides würde uns hier zu weit führen, und es kann nur unsere Aufgabe sein, in allgemeinen Zügen das Bestehende zu schildern. Die Staaten, deren Geschicke und Existenz sich mehr oder weniger an das Donaugebiet knüpfen, sind folgende: die **Schweiz**, **Baden**, **Sigmaringen**, **Württemberg**, **Baiern**, die **österreichisch-ungarische Monarchie** mit einem Theile ihres Länder-Complexes, die ehemaligen Donau-Provinzen der Türkei, Rußland.



Rumänen von der Aluta.

Der Schweiz, und zwar dem Canton Graubündten, gehört nur das obere kleine Quellenbecken des Inn an, das Land Engadin, eingeschlossen zwischen Gebirgsarmen der Rhätischen Alpen und geöffnet bei dem engen Passe von Finstermünz. Ebenso erstreckt sich der Besitz des Großherzogthums Baden nur auf die kleinen Donau-Quellenflüsse Brege und Brigach und einige kleine Landschaften an der oberen Donau selbst. Das Fürstenthum Sigmaringen verbreitet sich von der Donau aus zu beiden Seiten in einigen kleinen Nebenflußthälern. Das Königreich Württemberg, dessen Hauptstück das Neckarthal bildet, zieht sich längs der Donau hin bis zu dem Punkte, wo sie schiffbar wird, bis zur Einmündung der Iller bei Ulm, und gestaltet von hier an der Iller hinauf bis zum Fuße der Alpen auf der einen Seite, auf

der andern bis auf die Höhen der Rauhen Alp seinen Donaukreis. Das Königreich Baiern besteht zur einen Hälfte aus Main- und Rhein-, zur andern aus Donau-Provinzen. Von der Iller bis zur Mündung des Inn, und vom fränkischen Jura bis an den Fuß der Alpen hat es, allmälig wachsend, alle Donaulandschaften seinem Staatsgebiete einverleibt. Es sind dies ungefähr die Grenzen der alten römischen Provinz Vindelicien. Iller und Lech bestimmen die Grenzen der baierischen Provinz Schwaben. Die oberen Isarthäler mit Stücken der Inn-, Lech- und Salzachthäler bilden die Provinz Ober-Baiern.

Das untere Isarland und die Landschaften am unteren Laufe der baierischen Donau bis zum Kamme des Böhmerwaldes hinauf sind in der Provinz Nieder-Baiern zusammengefaßt. Das Naabthal (der alte Nordgau) ist die jetzige Ober-Pfalz.

Das Kaiserthum Oesterreich und Königreich Ungarn umfassen zu beiden Seiten des Stromes alle Donauländer vom Beginne der ersten Donauenge bei Passau bis zum Eisernen Thore beim Ausgange der zweiten Donauenge. Die verschiedenen Provinzen und Länder vertheilen sich nach den natürlichen Abtheilungen des Flußgebietes also: 1. Das Erzherzogthum Oesterreich unter und ob der Enns streckt sich als schmales Uferland auf beiden Seiten des Stromes, vom Thore bei Passau bis zum Thore bei Preßburg hin und ist im Norden von den böhmischen Bergen, im Süden von den Norischen Alpen begrenzt. Es umfaßt alle die kleinen Thäler und Flüsse, welche von diesen Bergen herabkommen, und wird nach diesen Flüssen und nach einigen das Land quer durchschneidenden Gebirgsarmen in verschiedene Kreise getheilt, und zwar in den Traun-, Inn-, Salzach-, Mühlkreis, in den Kreis ob und unter dem Wiener Walde, den Kreis ob und unter dem Mannhartsberge. Die Römer nannten dieses Uferland: Noricum ripense (Ufer-Noricum). 2. Die Markgrafschaft Mähren erfüllt das ganze Flußgebiet der Morawa bis zu dem Punkte, wo die Morawa sich mit ihrem Hauptnebenflusse, der Thaya, vereinigt, und von da aufwärts bis zu den Quellen aller Morawa-Adern in den Sudeten, den Karpathen und dem mährisch-böhmischen Gebirge. Zu allen Zeiten der Geschichte zeigt sich Mähren innerhalb dieser natürlichen Grenzen als ein besonderes Land. 3. Die Grafschaft Tirol, das alte Rhaetia prima,

wird gebildet aus dem oberen Etschthale bis dahin, wo dasselbe in die lombardische Ebene mündet, dann aus dem oberen Thale des Inn bis dahin, wo dieser Fluß in die baierische Ebene hinaustritt. Endlich aus allen den Nebenthälern und Nebenflüssen dieser beiden Hauptthäler. Tirol gehört also nur zur Hälfte zum Donaugebiete. 4. Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain), das Noricum mediterraneum der Römer, besteht aus allen oberen Thälern der Mur, der Save und Drau, von den Quellen dieser Flüsse bis dahin, wo sie in die pannonische Ebene hinaustreten. Davon dehnt sich Steiermark längs des oberen Murthales aus und vereinigt außerdem noch einige Strecken anderer Thäler mit diesem seinen Hauptkörper. Kärnten umfaßt völlig und fast ausschließlich das obere Draubecken bis zu dem Thore bei Unter-Drauburg. Ebenso erstreckt sich Krain auf das obere Savebecken bis zu dem Thore bei Rann. Jede der drei Provinzen ist von hohen Gebirgen umgürtet. 5. Das Königreich Ungarn, mit der ehemaligen Militärgrenze, umfaßt sämmtliche Thäler und Ebenen längs der Donau und ihre Zuflüsse im Süden bis an die Save-Donaulinie, im Osten bis an den Fuß der siebenbürgischen Gebirge, im Norden bis auf den Rücken und die Wasserscheide der Karpathen, im Westen bis an den Fuß der Alpen. Seine Unterabtheilungen werden ebenfalls durch die Flüsse und Gebirge gebildet. Es zerfällt in die Kreise diesseits und jenseits der Donau, diesseits und jenseits der Theiß. Der Kreis diesseits der Donau erstreckt sich längs der linken Seite der Donau. Derselbe besteht aus den slovakischen Comitaten, die sich zwischen dem Pester Donauwinkel und den Karpathen einkeilen und auf die Flüsse Waag, Neutra, Gran beschränken, dann aus dem großen niederungarischen Pusztenlande, dem merkwürdigen Mesopotamien zwischen Donau und Theiß. Der Kreis jenseits der Donau erstreckt sich auf die Ebene, die von der Drau und Donau herausgeschnitten wird und im Westen bis an den Fuß der Alpen geht. Es ist das Hauptstück des alten Pannonien. Der Kreis diesseits der Theiß besteht aus allen den Flußthälern, die der oberen Theiß von der rechten Seite zufließen. Der Kreis jenseits der Theiß ist das lange Uferland, das sich an der ganzen linken Seite der Theiß zwischen ihr und dem Fuße der siebenbürgischen Gebirge hinzieht. Das quadratische Stück, das Theiß, Donau und Maros herausschneiden, hat den besonderen Namen des

Banats. Die mittleren und unteren Drau- und Saveländer sind im Gebiete Ungarns: Kroatien und Slavonien, jenes zwischen Kulpa, Save und Drau, dieses das lange Mesopotamien zwischen Drau und Save, das alte Savia. Das mit dem ungarischen Reiche durch die gesetzliche Union vereinigte ehemalige Großfürstenthum Siebenbürgen, der Kern des alten Dakien, erstreckt sich über das große viereckige Hochland, das aus den Quellenbecken der Aluta, der Maros, der Körös, der Szamos und anderer Donau-Nebenflüsse gebildet wird. Sein Gebiet schreitet an allen diesen Flüssen bis zu dem Punkte vor, wo dieselben durch große und berühmte Bergthore zur Ebene übertreten. Auch die meisten Comitate von Siebenbürgen und Ungarn finden ihre Grenze und Absonderung in irgend einem mit dem Zuge der Gebirge und dem Laufe der Flüsse zusammenhängenden Naturverhältnisse.

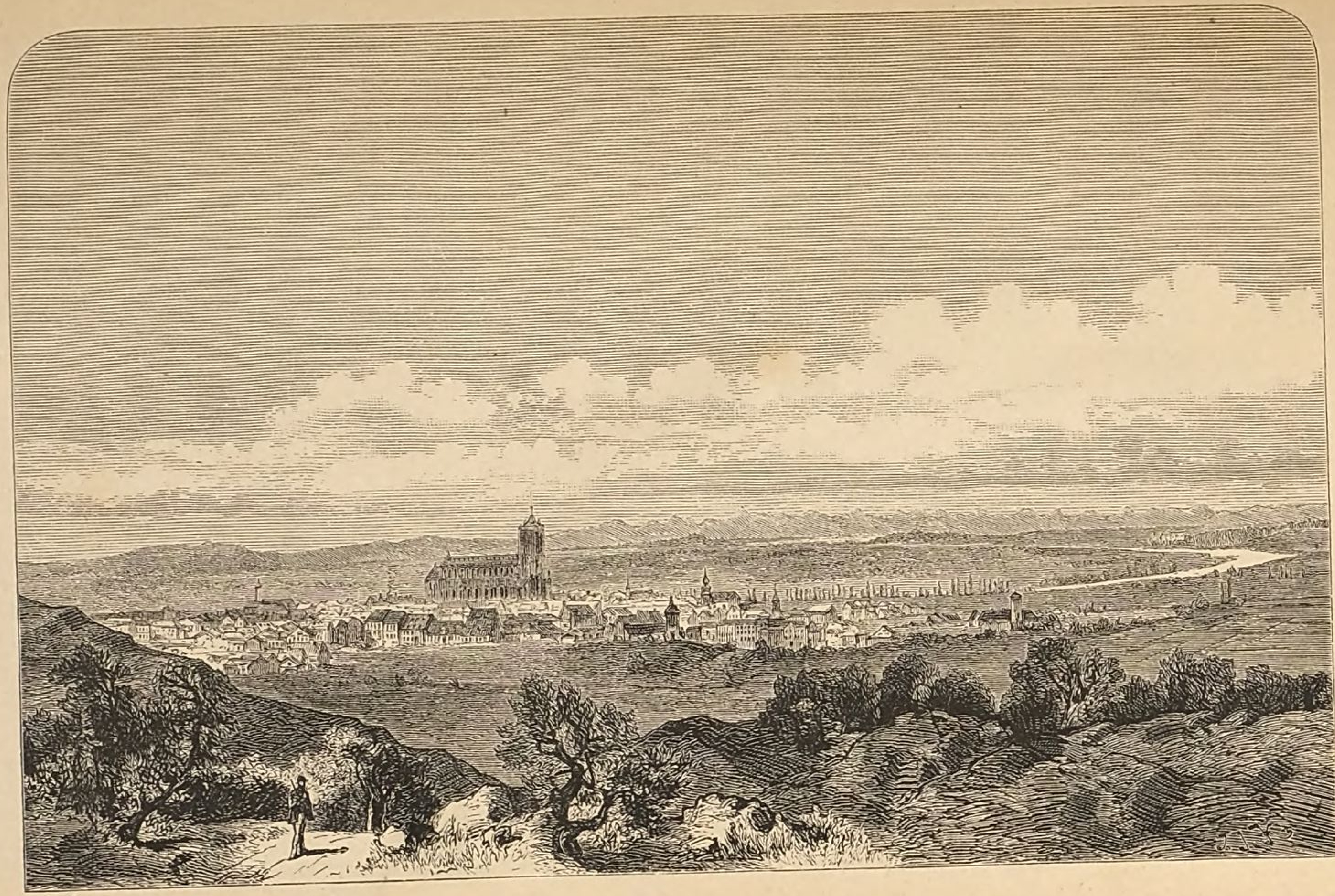
Zu den Donauländern, welche bis jüngst unter türkischer Herrschaft standen, gehörten zuvörderst: Türkisch-Kroatien, die westlichste türkische Donau-Provinz. Sie besteht aus den Thälern und Fluß-Systemen der Unna und des Verbas. Die zweite Provinz ist Bosnien, das sich auf die Fluß-Systeme der Bosna und Drina beschränkt. Die dritte, Serbien (das alte Moesia superior), hat sich in dem weiten Flußgebiete der Morawa entfaltet, dieses ganz an sich gerissen und noch einen Theil des naturgemäß damit zusammenhängenden Uferlandes längs der Save und Donau hinzugefügt. Eine vierte Provinz ist Bulgarien (Moesia inferior), das lange Uferland längs der unteren Donau, zwischen dieser und dem Balkan. Als eine besondere Unterabtheilung Bulgariens gliedert sich zunächst die Dobrudscha (seit dem Berliner Vertrag das „Transdanubische Rumänien“, bei den Alten Scythia minor genannt) ab. Sie keilt sich in das Innerste des unteren Donauwinkels ein und wird von dem Donauarme und dem Schwarzen Meere umgrenzt und umschlungen. Einen andern Hauptabschnitt Bulgariens macht der Isker, der größte bulgarische Fluß, der, wie die anderen kleinen Flüsse, quer durch das Land geht und das bisherige Sandschak von Widdin, das ehemalige Dacia ripensis (Ufer-Dakien) abschneidet. Die zur Zeit der Ueberschwemmung meilenbreite, im Norden viele Sümpfe bildende, schwer zu überschreitende Donau hat hier immer zwischen den nördlichen und südlichen Uferländern eine scharfe Naturgrenze gemacht. Zwischen der Donau und den siebenbürgischen Gebirgen

liegt die Walachei, bisher ein tributpflichtiges türkisches Lehensfürstenthum, das sich längs der Donau vom Eisernen Thore bis zu dem großen Donauwinkel bei Galatz, bei der Einmündung des Sereth, hin erstreckt. Den Haupteinschnitt in diesem Lande macht die Aluta, die quer durchschneidet und die Kleine Walachei oder das Banat von Krajowa von dem übrigen Körper der Walachei absondert. Die Moldau, der andere ehemalige türkische Vasallenstaat und nun integrirender Bestandtheil der „Principatele Unite", das ist Rumäniens, hat sich zwischen dem Dnjestr im Osten und Norden, den siebenbürgischen Gebirgen im Westen und dem Donau-Delta im Süden gestaltet. Ihr oberes Quellenland, die Bukowina, gehört seit mehr als hundert Jahren zu Oesterreich, der fruchtbare Landstrich zwischen Dnjestr und Pruth (Bessarabien), wie schon erwähnt, wieder zu Rußland. Den Hauptkörper der ehemaligen Moldau bildet das Stromgebiet des Sereth mit seinen Nebenflüssen. Was die russische directe Herrschaft und den hegemonischen Einfluß an der unteren Donau betrifft, so haben sich dieselben erst in neuerer Zeit eingedrängt. Rußland hält jetzt das linke Uferland des Pruth (Bessarabien) und einen Theil des Donau-Delta mit seinen Mündungsarmen des Stromes besetzt. Es hat sonach, trotz internationaler Donau-Commission, den Schlüssel des Donaustromes in seinen Händen. Außerdem wußte es durch schlaue Politik, unter dem Titel einer Freundes- und Schutzmacht, seinen eisernen Arm auf das Fürstenthum Rumänien (Moldau und Walachei) zu legen, und überschwemmte während des letzten Feldzuges mit seinen Truppen diese Donauländer und zwang sie zur Theilnahme am Kriege.

Nachdem wir flüchtig die kleinen und großen Staaten berührt, die direct an den Donau-Angelegenheiten betheiligt sind, deren Gestalt und Grenzen im Ganzen aus der natürlichen Organisation und Verzweigung des Flußsystemes und seiner Thäler hervorgingen, und die auf die Donau als die Hauptpulsader ihres Lebens hinblicken: suchen wir nun in den nachfolgenden Abschnitten die geographische Position der vornehmsten Donaustädte, d. h. ihre Stellung, die sie durch die Naturverhältnisse im Gesammt-Organismus des Stromgebietes einnehmen, in Kürze anzudeuten. Unser Hauptaugenmerk aber wenden wir deren Geschichte und damit verknüpften Erinnerungen zu.

In den vorhergehenden Abschnitten glauben wir den Leser mit der allgemeinen geschichtlichen und ethnographischen Entwicklung der Völker des Donaugebietes bekannt gemacht zu haben, und treten nun die factische Donaufahrt an.

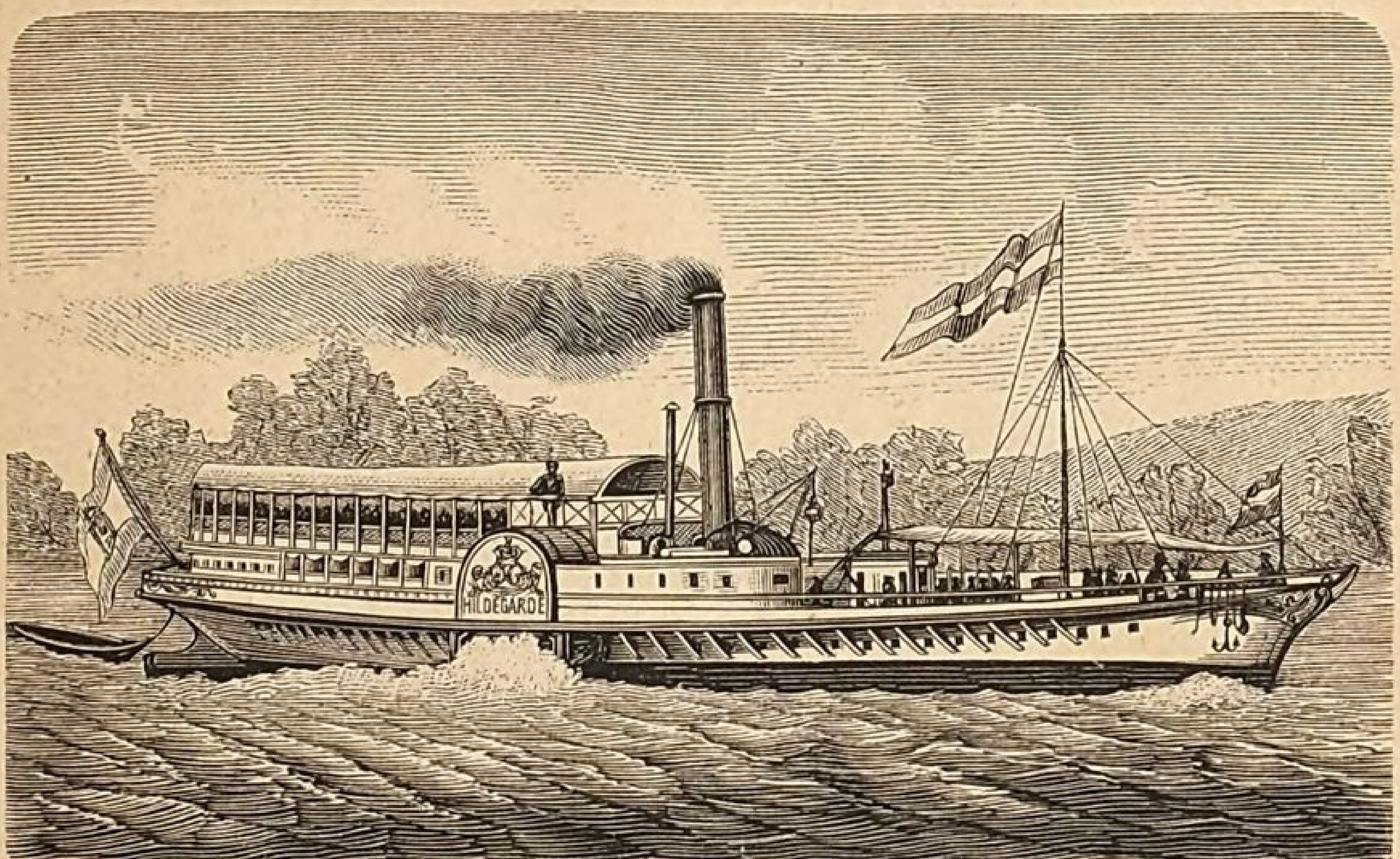
Wir beginnen da im Westen mit dem Quellengebiete der Donau, welches am Schwarzwalde im Großherzogthume Baden liegt.



2.

Ulm.

Die Donaufahrt.



Donau=Dampfer.

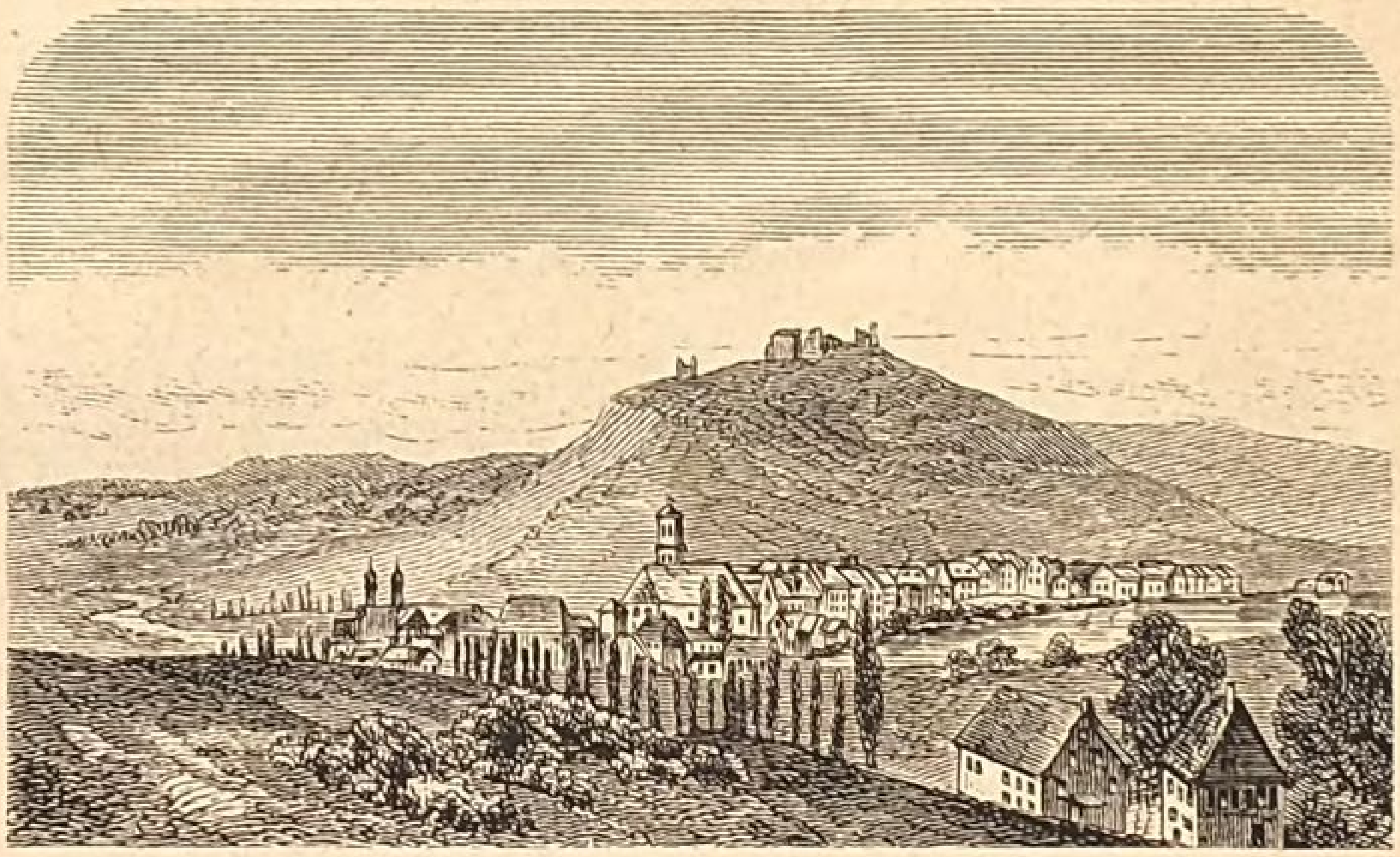
I. Von Donau=Eschingen bis Ulm.

Donau, des Ostens schöne Braut,
Nimm an der Pforte deutscher Lande
Noch Gruß und Heil in heim'schem Laut
Auf deinen Weg zum fremden Strande.
(„Donaufahrt" von A. Grün.)

Die Donau haben verhältnißmäßig weniger Sänger gepriesen als den Rhein — so sagt auch E. Duller in seinem Werke „Das malerische und romantische Deutschland" — obwohl die Donau deutschen Ursprunges und mancher deutscher Volksstämme Länder durchströmt, fehlt ihr doch die Eigenthümlichkeit eines sich gleich bleibenden Charakters, der

sich ebenso auf den ersten Blick und stets als deutscher erkennen ließe wie jener des Rheins; sie wechselt ihre Physiognomie wie ihr Bette. Die Donau bis Passau, die bei Linz, die unterhalb Preßburg, die zwischen dem Banater und slavonischen Ufer und jene unterhalb des „Eisernen Thores" scheinen grundverschiedene Ströme.

Betrachten wir den landschaftlichen Charakter der Donaugegend bis Ulm. Vom Zusammenflusse der drei Donauquellen bis zu genannter Stadt ist der jugendliche Strom die Seele eines reizenden Idylls; sanfte Höhen umschmiegen liebliche, stille Fruchtthäler mit reinlichen Häusern, woraus so



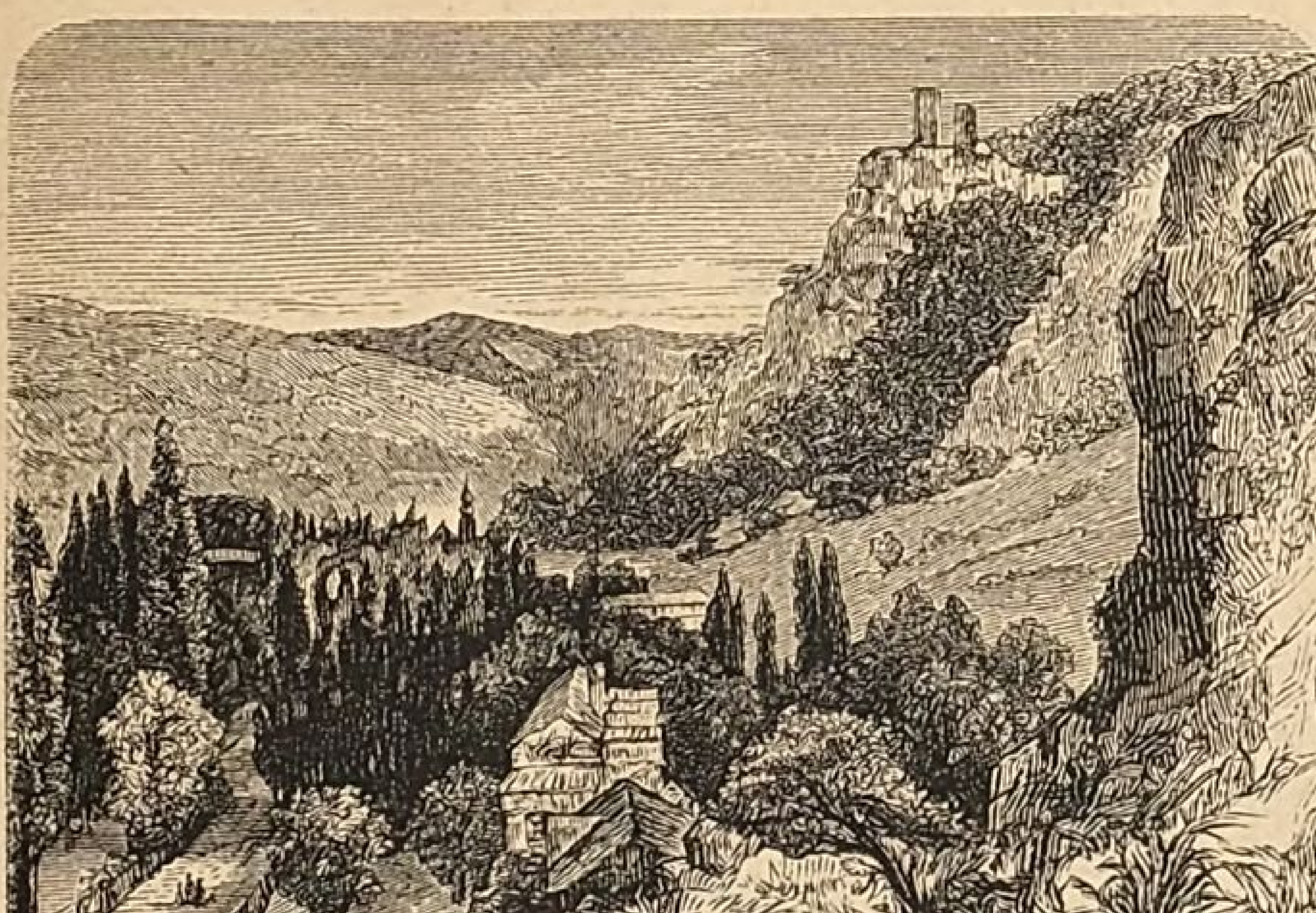
Tuttlingen. (Seite 76.)

frische, frohe und rührige Gesichter herausgucken, wie man sie irgend im patriarchalischen Schwaben findet; wohlgenährte Heerden weiden behaglich auf den saftigen Ufertriften und fleißige Menschen schaffen in zufriedenen Familien die Tagesstunden über tüchtig d'rauf los.

In solchen Gegenden ist's, wo auch die Natur mit dem Menschen nur Glied einer Familie ist, wo sie ihre Werktags-Physiognomie hat und mit den Menschen zugleich am Sonntag sich in einen besonderen Staat zu werfen scheint.

Im ersten Absatze der Einleitung schilderten wir den Ursprung der Donau und wie dieselbe aus dem Zusammenfluß der drei Urquellen entsteht, um unterhalb Donau-Eschingen unter dem Namen Donau ihren Lauf zu beginnen.

Das hier genannte Städtchen ist die Residenz des Fürsten von Fürstenberg, in der ehemaligen standesherrlichen Landgrafschaft Baar, jetzt Kreis Villingen des Großherzogthums Baden, Bezirksamt Hüfingen. Das Städtchen liegt in einer Ebene, welche eine freie Aussicht gewährt; die Donauquelle auf dem Schloßhofe daselbst entspringt 2134 Fuß über dem Meere. Als Eschingen wird der Ort schon unter den Karolingern genannt und war vom 13. bis zur Hälfte des 15. Jahrhunderts Eigenthum der Herren von Blumenfeld, von denen es an jene von Stein überging; — dann war es im Besitze der Grafen von Habsburg und kam 1488 an die



Rauhenstein. (Seite 79.)

Grafen von Fürstenberg, bei deren Geschlecht es bis heute verblieb; diese Familie theilt sich in die landgräfliche und fürstliche, von welcher letztere die jüngere ist.

Nach der 1874er Zählung hat Donau-Eschingen 3109 Einwohner, der ganze gleichnamige Kreis deren 24.279. Außer dem schön gebauten und wohlerhaltenen Schlosse besitzt Donau-Eschingen noch mehrere hübsche stattliche Gebäude, und zwar das fürstliche Archiv, Bildergalerie, Opernhaus, Zeughaus, welch' letzteres sehr seltene und merkwürdige Waffen, Rüstzeuge, Trophäen &c. enthält. Das Brauhaus von Donau-Eschingen erfreut sich in Süddeutschland eines bedeutenden Rufes und werden da täglich 10.000 Liter Bier nach baierischer Art gebraut und weithin verführt.

Der wirkliche Zusammenfluß von Brege-Brigach und dem Schloß-brunnen findet eigentlich außerhalb Donau-Eschingen beim Dorfe Pforen statt, und fließt die Donau anfänglich von Nordwesten nach Südosten und gelangt so vor den Markt Neidingen. Hier starb Karl III. (der Dicke) am 12. Januar 888 in dem ehemaligen Nonnenkloster Reichenau, wo sich auch späterhin das Erbbegräbniß der Landgrafen von Fürstenberg befand. Karl der Dicke ging hier in ein besseres Jenseits ein, nachdem er des Thrones verlustig erklärt worden und in der letzten Zeit sogar Mangel und Armuth litt. Nachdem die Donau das Landstädtchen Geisingen berührte, wendet sie ihren Lauf nördlich und durchschneidet ein gesegnetes fruchtbares Land. Hier ist die Donau mit dem ersten größeren Object überbrückt und zählt das freundliche Städtchen 1045 Einwohner. Von dem nahen Warttemberge hat man eine herrliche Aussicht über die ganze Baar.

Nun folgt Möringen, dessen Schloß durch eine Begebenheit in den deutschen Gauen bekannt wurde, welche von vielen deutschen Dichtern behandelt und selbst im Volksliede besungen worden ist. Zuletzt war es Gustav Schwab, der in einem Romanzen-Cyklus dieses Ereigniß besang. Wir halten uns jedoch an das alte Volkslied, welches allen späteren Dichtungen als Grundlage diente (Gräten's Bragur III. und VIII.) und wollen den Leser damit bekannt machen, ehe wir unsere Donaufahrt fortsetzen.

Der Herr von Möringen zog zur Erfüllung eines Gelübdes nach dem Lande des heiligen Thomas. Ehe er sich aber auf den Weg machte, frug er, während einer Nacht, sein Ehegespons, ob es getreulich durch volle sieben Jahre seiner warten wolle? Die Frau gelobte ihm dies, frug aber, betrübt über die beabsichtigte lange Abwesenheit des Gatten, wer denn ihr Beistand und Schutz bieten sollte. Er beruhigte sie über die Treue seiner Lehensmannen und seiner Schloßleute, welche ihrer Herrin so getreulich gehorchen würden, wie wenn er selbst daheim wäre.

Als nun am andern Morgen sein Kämmerer in's Zimmer trat und dem Möringer das Wasser zum Waschen reichte, theilte ihm dieser seinen Entschluß mit und befahl ihm, „seiner Frawen zu pflegen", wofür er ihn nach der Rückkehr reichlich belohnen wollte.

„Do sprach der Kammerer tugendleich:
Edler Ritter, es däucht mich gut,
Ihr bliebt herhaim bei eurem Reich,
Die Frauen tragen kurzen Mut.
Vernehmt mich recht, was ich euch sage,
Daß ich der Frauen eben pflig
Nit länger dann sieben Tage."

Darob war der Ritter wohl sehr besorgt, aber der junge Herr auf Neuffen, dem er die Meinung des Kämmerers mittheilte, beruhigte ihn und meinte, er wolle die Sache recht gewissenhaft auf sich nehmen und die Frau des Möringer's schützen, auch wenn dieser dreißig Jahre lang ausbliebe. Der gute Ritter, recht leichtgläubig, wie sich das für damalige Zeit ziemte, zog beruhigt von dannen und verblieb auf der Pilgerfahrt die vollen sieben Jahre, die er gelobte. Gegen Ende des siebenten Jahres schlief er in einem Garten ein, und es träumte ihm, daß ihn ein Engel wecke und ihm die Heimkehr befehle, denn:

„Der jung von Neuffen nimmt Dein Weib."

Der arme Mann wachte tief betrübt auf — betete lange und inbrünstig und schlief wieder ein.

Als er nach festem Schlafe erwachte, saß er daheim vor der Mühle seines Rittergutes. Er dankte dem Heilande, der Muttergottes und allen Heiligen für den so gnädigen Beistand und ging unerkannt, in seiner Pilgrimskleidung, in die Mühle. Dort erfuhr er denn, daß seine Gattin noch am selben Tage ihre Hochzeit mit dem Ritter von Neuffen begehen wollte. Traurig ging der Herr von Möringen nach seiner Burg und bat um Einlaß als müder Wanderer und um ein Almosen.

Der Thorwart meldete dies seiner Herrin, welche den Pilgrim einzulassen befahl und den frommen Mann ein ganzes Jahr zu nähren versprach.

„Da der edel Möringer
In sein eigen Burg einging,
Ihm war leid und also schwer,
Daß ihn da kein Mann empfing.
Er satzt sich nieder auf ein Bank:
Wie dem edeln Möringer
Eine kleine Weile ward so lang!"

Am Abend des Festtages, als Brautleute und Gäste froher Dinge waren und das Gelage seinem Ende nahte, bemerkte ein alter Dienstmann der Möringer, daß es auf der Burg stets Sitte gewesen, daß kein Gast zur Ruhe ging, bevor er ein Lied gesungen.

Der Herr von Neuffen hieß nun die Pfeifer und Lautenspieler inne halten und forderte den Gast auf, jener alten Sitte nachzukommen. Dieser stimmte nun ein Lied an, worin er die Braut tadelte. Die Frau ward darob sehr betrübt und setzte dem Pilgrim einen goldenen Becher mit Wein vor. In diesen warf nun der Möringer seinen Trauring und sandte den Becher durch den Mundschenk seiner Gattin; diese erkannte sofort den Ring und daß ihr Herr zurückgekehrt sei; sie erhob sich, warf sich vor ihm auf die Kniee, betheuerte, daß sie ihrer Frauenehre noch nichts vergeben habe, und bat um die Verzeihung des heimgekehrten Gatten. Auch der junge Ritter von Neuffen unterwarf sich freiwillig der ihm verdient erscheinenden Strafe; der edle Möringer jedoch ließ Gnade für Recht ergehen, indem er also sprach:

„Herr von Neuffen, es soll nit seyn,
Vergeßt ein Theil der Euern Schwer
Und nehmet euch die Tochter mein,
Und lasset mir die alte Braut;
Mit der kann ich mich wohl verrichten,
Sie war zuvor meines Herzens Traut!“

Darein willigte der junge von Neuffen gar gerne, und in Friedensfreude endete die Wallfahrt des edlen Möringer's.

Kurz nach Möringen verstärkt sich die Donau durch Aufnahme des Flüßchens Elta, tritt da aus dem Badischen in's Gebiet des Königreichs Württemberg und gelangt an die Stadt Tuttlingen, im sogenannten Baar. Die Stadt liegt auf dem rechten Ufer der Donau, welche hier bedeutend an Tiefe, Breite und Stromschnelligkeit zunimmt.

Tuttlingen ist eine gewerbereiche Stadt mit 7180 Einwohnern, welche sich vornehmlich mit der Weberei befassen; außerdem bildet einen bedeutenden Erwerbszweig der Transitohandel nach der Schweiz. Die Stadt hat zwei Kirchen, ein vortrefflich eingerichtetes Spital, das Katharinenstift genannt. In der Nähe der Stadt liegt auch das bedeutende Eisenwerk Ludwigsthal und eine größere Brauerei. Bereits im 9. Jahrhundert

erscheint Tuttlingen urkundlich genannt. Im 14. Jahrhundert kam es an Württemberg, bei dem es auch bisher verblieb. Während des dreißigjährigen Krieges hatte es durch die Gräueln dieses verwüstenden Bruderkampfes viel zu leiden. Im Jahre 1633 wurde es von den Kaiserlichen erobert, 1638 diese wieder daraus vertrieben, 1640 besetzten es die Baiern, welche wieder 1642 von den Franzosen verjagt wurden; diese wieder erlitten 1643 hier eine große Niederlage durch die Kaiserlichen.

Nun hatten es die Baiern inne, welche jedoch dem kühnen Befehlshaber der nahen Festung Hohentwiel weichen mußten, der die Vertheidigungswerke Tuttlingens zerstörte. Im Jahre 1703 vereinigten sich da die französischen und baierischen Heere; genau ein Jahrhundert später, 1803, zerstörte eine große Feuersbrunst die ganze Stadt, die sich jedoch seither weit schöner aus ihrer Asche erhob und während der letzten dreißig Jahre um mehr als dreitausend Einwohner zunahm. Auf einem steilen Berge hinter der Stadt liegt die Ruine der im dreißigjährigen Kriege zerstörten Veste Honberg. Die oben erwähnte alte Schmelzhütte Ludwigsthal bildet eine Sehenswürdigkeit, liegt aber überdies in reizender Gegend, daß sich schon dieser wegen ein Ausflug dahin lohnt.

An einigen kleinen Ortschaften vorbeifluthend, gelangt nun die Donau vor die kleine Bergveste Wildenstein. Diese liegt auf einem sich steil aus der Donau erhebenden Felsenkegel, der auf allen Seiten isolirt dasteht. Diesem Felsen gegenüber ist am Ufer eine Mauer aufgeführt, von welcher eine Zugbrücke nach dem Wildenstein führt. Auch im dreißigjährigen Kriege gerieth die Festung nur durch List in Feindes Hand, bis dahin ward sie noch niemals eingenommen. Die ursprünglichen Besitzer dieses Felsenhorstes waren die Herren Wilde zu Wildenstein, dann kam er an jene von Gundelfingen, dann an die Grafen von Zimmern, später an die Grafen von Helfenstein, als diese ausstarben, durch Erbschaft an die Landgrafen von Fürstenberg, welche ihn 1733 an Baiern verkauften. Von dem Fels bietet sich ein äußerst romantischer Ausblick.

Von Tuttlingen an macht die Donau vielfache Krümmungen und schlägt die Richtung von Südwest nach Nordost ein und tritt in das Gebiet des ehemaligen Fürstenthums Hohenzollern-Sigmaringen, welches seit 1850 mit Preußen verbunden ist. Die Stadt Sigmaringen, diese ehemalige kleine Residenz, zählt blos 3490 Einwohner, hat ein altes weitläufiges Schloß, hoch auf einem Felsen ober der Stadt gelegen, darin schöne Gemäldegalerien, Waffensammlung und Bibliothek. Als Amtssitz des preußischen Regierungsbezirkes befinden sich hier mehrfache Behörden. Die Brücke, welche hier über die Donau führt, ist ein sehr zierlicher Bau. Siegmar soll das Schloß schon im 9. Jahrhundert erbaut haben, dann kam es an die Grafen von Pfullendorf, welche dem Gegenkaiser Heinrich's IV., Rudolf von Rheinfelden, so tapferen Widerstand leisteten, daß daran sein Feldzug scheiterte. Nach dem Erlöschen des Geschlechtes von Pfullendorf fiel die Grafschaft an das Haus Montfort, welches fortan seinen Namen von dem Schlosse führte. Die nächsten Besitzer waren die Grafen von Werdenberg. So wechselte das Schloß gar oft seine Herren, welche alle durch Um- und Zubauten Spuren ihres Daseins hinterließen. Im großen Rittersaale des Schlosses sind die Bildnisse der Grafen und nachmaligen Fürsten von Hohenzollern seit Tassilo in Lebensgröße angebracht.

Im Portale des Thurmes, in welchem das Archiv aufbewahrt wird, steht die Statue des letzten Werdenberg.

Das Schloß zu Sigmaringen ist bekanntlich die Wiege der preußischen Dynastie, somit des jetzigen deutschen Kaiserhauses. Man erzählt sich, daß Napoleon I. einst fragte: „Was ist das für ein altes Nest da!" worauf man ihm antwortete: „Sire, das ist der Horst des schwarzen Adlers!" Die Donau verfolgt noch immer die Richtung von Südwest nach Nordost und

gleicht in dieser Stromstrecke mit den zahlreichen Felspartien, Burgen und Schlössern der vielgepriesenen Rheingegend. Unter den Schlössern ist eines der pittoreskesten wohl die Burg Rauhenstein, auf welche die Verse Matthison's passen:

„Fröhlich hallte der Pokale Läuten
Dort, wo wild verschlungene Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz entwich.

. . . .

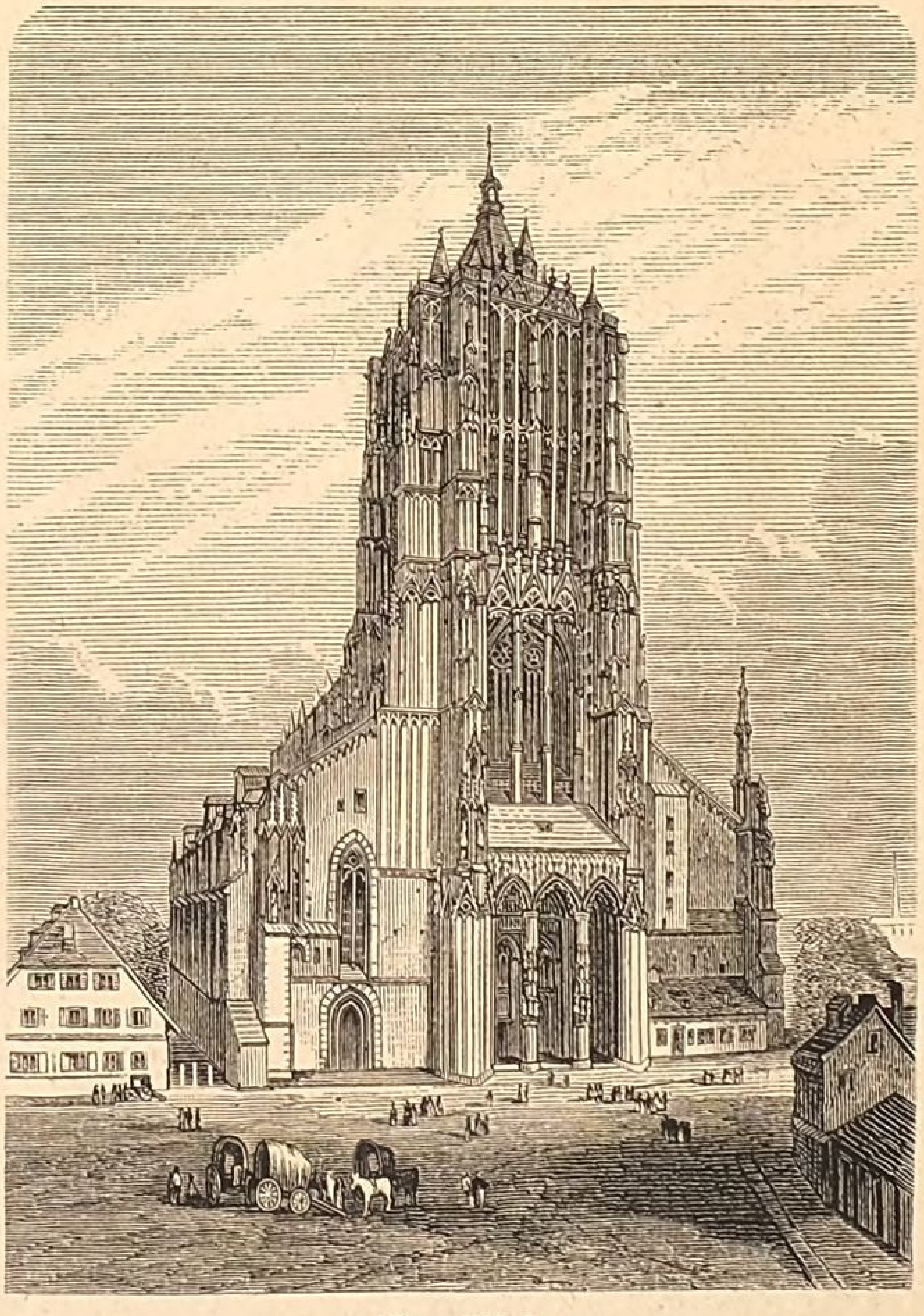
O, der Wandlung! Grau'n und Nacht umdüstern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit!
Schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls erfreut,
Disteln ranken einsam auf der Stätte.“

. . . .

Nach Sigmaringen berührt die Donau württembergisches Gebiet mit dem Städtchen Ridlingen, welches vordem eine der fünf vorderösterreichischen Donaustädte war. Im Alterthume hieß es Turadinum. Heute ist es ein gewerbereicher Ort mit 2117 Einwohnern, Eisenbahn- und Telegraphen-Station, Viehmarkt, einem Kornhaus mit Fruchtschranne, nebst mehreren alten Kapellen. Hier bekommt die Donau neue Zuflüsse durch die Schwarzach und Biber, welche bei dem Dorfe Zwiefalten sich in die Donau ergießen. Unweit dieses Dorfes liegt die Abtei gleichen Namens, welche heute in eine Irrenanstalt umgewandelt ist; hierher lockte einst Heinrich der Stolze seinen Schwager Friedrich von Schwaben, um ihn zu ermorden, dieser entkam der Gefahr und sann auf Rache, aus welcher der so lange dauernde, für Deutschland unheilvolle Kampf der Welfen und Waiblinger entstand.

Den Lauf der Donau verschönen nun die Ruinen von Rechtenstein, Reichenstein, sowie der ehemaligen Abtei Marienthal; an mehreren Orten vorbeifluthend, erreicht die Donau Echingen, welches ein sehr alter Ort ist, von dem man vermuthet, es sei das Dracuina des Ptolemäus. Dieser Ort gehörte früher den Grafen von Berg, die ihn an Oesterreich verkauften, von dem er an Württemberg kam. Die Stadt Echingen gehört zum Donaukreise des Königreichs Württemberg und zählt 3547 Einwohner, hat mehrere Baumwollspinnereien, schöne öffentliche Gebäude und Anstalten

nebst einem Gymnasium, außerdem ein katholisches Convict, ein mit reichen Stiftungen versehenes Hospital und Türkischroth-Färbereien, welche eine Specialität bilden. Bemerkenswerth ist das Versammlungshaus des ehemaligen schwäbischen Ritter-Cantons Donau, sowie die schöne Marienkirche mit einer



Ulmer Münster.

ausgezeichneten Statue der heiligen Jungfrau. Nahe der Stadt fließt die Schima in die Donau und findet man Spuren einer alten Römerstraße. Fortwährend nordöstlich fließend, zieht die Donau an Berg und Oepfingen vorbei durch das taube Ried zur alten Stadt Ulm, womit sie die Grenze des Königreichs Württemberg erreicht.

Damit erreichen wir vom Westen her die erste größere Donaustadt. Ulm, mit 26.300 Einwohnern nach der Zählung vom Jahre 1871, an der Mündung der Iller und dem Einfluß der Blau in die Donau, wo die letztere schiffbar wird, ist Ausgangs- und Endpunkt aller Donauschifffahrt und wird mit Constantinopel durch eine ununterbrochene Dampfschifffahrts-Linie verbunden. Von Ulm aus zweigt sich der Donauhandel zum Rhein, nach Frankreich, zur Schweiz hinüber. Ulm ist zugleich Festung und als solche die Wächterin der Donaulande gegen Westen. An Ulm reiht sich Augsburg am Lech, der, mit dem Donaulaufe einen rechten Winkel bildend, eine treffliche Operationslinie gegen alle längs der Donau fortschreitenden Kriegsstürme aus Westen oder Osten abgiebt. Daher ist das in der Nähe liegende Lechfeld berühmt durch die Schlachten, die auf ihm geschlagen worden. Die Stadt Augsburg (Augusta Vindelicorum) war schon zur Römerzeit blühend, erlebte dann im Mittelalter eine zweite Periode der Handelsblüthe und schwingt sich jetzt (bereits 50.300 Einwohner zählend) von Neuem empor. Sie liegt gerade im Centrum der Ebene des oberen Donaubeckens, darum müssen wir hier auch auf diese Stadt reflectiren, deren Handel in die Donaurichtung gravitirt. Aus diesem Becken laufen hier bequem alle Straßen zusammen. Aus Süden tritt die italienische Straße durch das Lechthal herein; aus Norden die mitteldeutsche Centralstraße von Nürnberg, die im Rednitzthale, das direct südlich auf Augsburg hinweist, heraufkommt. Auf Augsburg und Ulm folgt, in commercieller Hinsicht fast noch bedeutender, Regensburg (nahezu 30.000 Einwohner), eine seit uralten Zeiten wichtige Position, an dem am weitesten nach Norden und in's Innere von Deutschland eintretenden Donauwinkel, in dessen Spitze die Flüsse Regen, Naab, Altmühl münden. Bei

Regensburg stoßen demnach die Schenkel dieses Donauwinkels (aus Südwesten und aus Südosten) zusammen. Von Ulm und Regensburg aus geht dann der Donauverkehr in's Innere von Deutschland auf Landstraßen und Eisenbahnen über, die in derselben Richtung fortgebaut wurden, nordwestlich auf Nürnberg, nordöstlich auf Prag. Regensburg war in Folge seiner Lage einst der Haupt-Flußhafen Deutschlands für den orientalischen und italienischen Handel. Die baierische Hauptstadt München an der Isar gehört zwar ebenfalls, dem Stromgebiete nach, in dieses Donaustück, doch ist dieselbe nicht durch ihre natürliche Position, sondern nur durch fürstliche Laune bedeutend geworden, ist jedoch in commercieller Hinsicht auch heute nur von untergeordneter Bedeutung.

Wir haben somit die Wichtigkeit der Stromstrecke zwischen Ulm und Regensburg dargethan, und wollen uns nun mit dem altehrwürdigen Ulm selbst eingehends befassen.

Nachdem wir in Vorstehendem die centrale Lage Ulms so recht im Herzen Schwabens schilderten, wollen wir erwähnen, daß diese Stadt schon im grauen Alterthume von Bedeutung war und später einen Höhepunkt von Macht, Reichthum und Ansehen erreichte, der sie zu europäischer Berühmtheit brachte. Man nimmt an, diese Stadt sei das Ulema des Ptolemäus, welches durch Attila zerstört worden ist und dann vom Franken Chlodwig um's Jahr 501 wieder aufgebaut wurde. Wie über den Ursprung fast aller Städtenamen, giebt es über den von Ulm auch mancherlei Deutungen. Einige leiten ihn von den zahlreichen, in der Umgebung wachsenden Ulmen her; Andere wieder von dem altgermanischen Worte Holm, eine Höhe am Fluß, und eine dritte Deutung führt auf den Namen des Volksstammes der Hulmiger, doch festgestellt ist keine von allen; nur so viel ist erwiesen, daß Ulm urkundlich schon unter den Karolingern als villa regia vorkommt, und zwar ist das älteste Document dieser Art aus dem Jahre 843; ferner ist historisch festgestellt, daß Ludwig der Fromme im Jahre 854 hier öffentlich zu Gerichte saß, ebenso daß Arnulph im Jahre 892 im Ulmer palatium regium die doppelte Feier des heiligen Christfestes und des Sieges in der Normannen-Schlacht beging. Nach raschem Aufblühen zum Schlusse des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung widerfuhr Ulm das erste Mißgeschick im

..e 1134. Diese alte Schwabenstadt hielt treu zu den Hohenstaufen und ..de dafür von Heinrich von Baiern zerstört, in Asche gelegt und deren Bürger in die Gefangenschaft geführt. Diese opferwillige Treue wurde aber von den Hohenstaufen anerkannt und Konrad baute die Stadt nicht nur vom Jahre 1140 an wieder ganz auf, sondern verlieh auch derselben mancherlei Gerechtsame und Privilegien. Diese letzteren trugen namhaft dazu bei, den Handelsverkehr Ulms zu heben. Immer unentwegt zu den Hohenstaufen haltend, tödtete im Jahre 1246 der Pfeil eines Ulmer Bürgers den Gegenkönig Heinrich Raspe. Sich fortwährend kräftigend, war Ulm schon vor dem Interregnum freie Reichsstadt geworden. In dieser Machtperiode entspannen sich aber leider Zerwürfnisse im Innern zwischen Patriziern und Gewerken; diese Reibungen dauerten über 40 Jahre, und erst mit dem Jahre 1345 trat eine bessere Ordnung der Dinge ein, nachdem die Anmaßung der übermüthigen Patrizier für alle Zeiten eingedämmt worden war. Unter der neuen demokratischen Verfassung hob sich die Stadt bis auf 60.000 Einwohner und gelangte zu solchem Ansehen, daß damals folgender Volksreim im Schwange war:

Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Straßburger G'schütz,
Nürnberger Witz
Und Ulmer Geld
Regiert die Welt.

Trotz des damals blühenden Raubritterthums wußten sich die Ulmer nicht nur die Ritter von den Mauern der Stadt ferne zu halten, sondern sie bildeten sich auch genügenden Schutz, um einen blühenden Handel nach der Schweiz, Tirol, Italien und donauabwärts bis nach Ungarn zu treiben.

Die Entdeckung Amerikas, noch mehr aber die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, welche dem Levantiner und Orienthandel eine neue Richtung gab, schädigte sehr die handelspolitische Bedeutung aller Donaustädte, Ulm nicht ausgenommen.

Zur Zeit der Reformation, und zwar schon im Jahre 1530, schloß sich die Stadt, unter Führung ihres Bürgermeisters Bernhard Besserer, der neuen Lehre an und hatte dafür manche Drangsal zu bestehen. Der übereifrige Karl V. nahm ihr Verfassungen und Privilegien.

Der dreißigjährige Krieg kostete der Stadt aus öffentlichen Mitteln allein 400.000 Gulden und im Jahre 1635 büßte sie durch die Pest 15.000 Seelen, das ist ein Viertel ihrer Bewohner ein. Seitdem erholte sich die Stadt nie wieder, vielmehr litt sie auch im Successionskriege in den Jahren 1702 und 1704 wieder ungemein viel. Während der französischen Kriege war Ulm dreimal feindlichen Angriffen ausgesetzt; im Jahre 1802 hörte es auf, freie Reichsstadt zu sein, und kam an Baiern; erlebte 1805 die schmachvolle Uebergabe des Generals Mack und wurde 1810 an Württemberg abgetreten. Unter dem wirklich liebevollen Schutze dieses Staates erholte sich die Stadt allmälig wieder.

Im Mittelalter trug eine Reihe wirklich berühmter Künstler und Gelehrter wesentlich zum Glanze der Stadt bei; unter Anderen Agricola, Beham, Freintheim, Hans Nydthart, Martin Schön, Syrlin, Schaffner u. s. w.

Wie wir bereits erwähnt haben, hebt sich Ulm wieder beträchtlich, und so hat während der letzten dreißig Jahre dessen Bewohnerschaft sich um nahezu 12.000 vermehrt. Von den hauptsächlichsten Handelsartikeln dieser Stadt erwähnen wir Leinwand, Leder, die bekannten Ulmer Pfeifenköpfe, gemästete Schnecken und Gemüse; der dortige Spargel erfreut sich eines Weltrufes.

Was aber Ulm berühmt macht, das ist sein Münster, die größte und höchste Kirche Deutschlands und dabei eines der sehenswerthesten Denkmale mittelalterlicher Baukunst. Der Grundstein zu diesem herrlichen Werke wurde am 30. Juni 1377 gelegt. Der von dem Dome eingenommene Flächenraum beträgt 69.056 Quadrat-Fuß, also um 22.000 Quadrat-Fuß mehr als der Straßburger Münster und um 11.000 Quadrat-Fuß mehr als die Stefanskirche in Wien. Die Thurmhöhe ist 337 Fuß.

Das Innere bildet fünf parallel laufende Schiffe, deren mittleres 141 Fuß hoch ist, der Chor hat 90 Fuß Höhe und 100 Fuß Länge, die äußere Länge der Kirche ist 486, die äußere Breite 205 Fuß. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören außer dem Münster: die Michaelis-Kirche, das Rathhaus, der von Jörg Syrlin aufgeführte Marktbrunnen, die von Württemberg und Baiern gemeinschaftlich aufgeführte Donaubrücke, in deren Mitte sich die Grenzen der beiden Staatsgebiete begegnen.

Der Porticus des Münsters, den wir in separater Abbildung bringen, ist ein Meisterstück in der Ausführung und im Style und erregt noch heute die Bewunderung aller Architekten und Kunstkenner. Die Ansicht der Stadt, die wir geben, ist von der württembergischen Seite, von dem aufsteigenden sogenannten Schlachtfelde aufgenommen.

Bevor wir von Ulm scheiden, wollen wir dessen Wichtigkeit als Bundesfestung besprechen.*)

Im Jahre 1810 erfolgte die neue Theilung des Ulmer Gebietes; das auf dem linken Donau-Ufer wurde württembergisch, das am rechten Ufer baierisch. Der Deutsche Bund übernahm es, beide Theile durch die Anlage der Vorwerke und Ummauerungen zu verbinden und so eine Festung ersten Ranges herzustellen. Im Herbste des Jahres 1842 wurde mit dem Baue am linken, 1844 am rechten Ufer begonnen. Der Anfang wurde gemacht mit dem Baue der Wilhelmsburg, der Wilhelmsfeste, der oberen Stadtbefestigung, des Kienlesberges und des Gaisberges, alle nördlich der Stadt gelegen; dann folgte 1843 die untere Stadtbefestigung, 1846 das Fort Alpeck, 1847 der untere, 1848 der obere Kuhberg, 1849 der Eselsberg, 1850 der Oeslinger Thurm, 1852 das Friedrichsau-Fort, 1855 der mittlere Kuhberg, Söflinger-Thurm und Saffranberg. Vollendet wurden sämmliche Festungswerke an beiden Ufern des Stromes im Jahre 1859. Die Kosten dieses gemeinsamen Baues betrugen 18 Millionen Gulden. Officiere aus allen deutschen Bundesstaaten nahmen an dem Baue thätigen Antheil. Bis zum Jahre 1855 führte die Oberleitung des Baues der königlich preußische Major von Prittwitz. Es mag wohl ein Ausdruck des Dankes und der Anerkennung gewesen sein, als man im Jahre 1870 beim Ausbruche des Krieges dem im hohen Greisenalter stehenden Mann als Gouverneur den Oberbefehl über die Festung ertheilte. Wäre das Schicksal der deutschen Fahnen damals minder günstig gewesen, das Werk hätte sicher seinen Meister gelobt. Seitdem Straßburg und Metz wieder deutsche Festungen sind, wurde der Werth Ulms wohl zurückgedrückt, es wird aber nie die strategische Bedeutung verlieren als der größte Hauptwaffenplatz Süddeutschlands,

*) Nach Angaben des königlich baierischen Hauptmannes Leeb.

als Knotenpunkt von sieben bedeutenden Eisenbahnlinien. Für den ungünstigsten Fall, daß Deutschland, trotz seiner nun hinausgerückten Grenzen, im Laufe eines Krieges gezwungen würde, sich hinter seinen Grenzen vertheidigen zu müssen, ist eine Kriegsbesatzung von 20.000 Mann zur Vertheidigung dieser Stellung bestimmt; die räumliche Ausdehnung derselben gestattet aber noch weiteren 40.000 Mann Zuflucht.

Die Friedensbesatzung der Festung und diese als solche selbst stehen vertragsmäßig unter dem Deutschen Reiche, welches auch für die Erhaltungskosten aufzukommen hat. Den Oberbefehl als Gouverneur führt ein vom deutschen Kaiser ernannter königlich preußischer General. Die Besatzung besteht am rechten Ufer aus königlich baierischen Truppentheilen, auf dem linken aus königlich württembergischen Truppen; die Gesammtstärke beider Contingente beträgt im Frieden beiläufig siebentausend Mann. In tactischer Organisation sind diese beiden Besatzungs-Contingente nicht verbunden, sondern steht jedes unter eigenem Corps-Commando. Die eigentlichen Festungsstäbe jedoch, wie die der Fortification und der Artillerie-Direction stehen direct unter dem Festungs-Gouvernement, als dem Vollzugsorgane des Deutschen Reiches. Als Sehenswürdigkeit dürfte sich, insbesondere für den Laien, ein Besuch der Wilhelmsburg (2066 württemb. Fuß über dem Meeresspiegel), respective eine Besteigung der Plattform der Wilhelmsfeste empfehlen. Die Erlaubniß hierzu wird in der Adjutantur ertheilt und ist dort stets ein Wallmeister zu finden, der dem sich mit der Erlaubnißkarte ausweisenden Fremden als Führer dient.

Die Aussicht vom Thurme der Festung lohnt die Mühe reichlich.

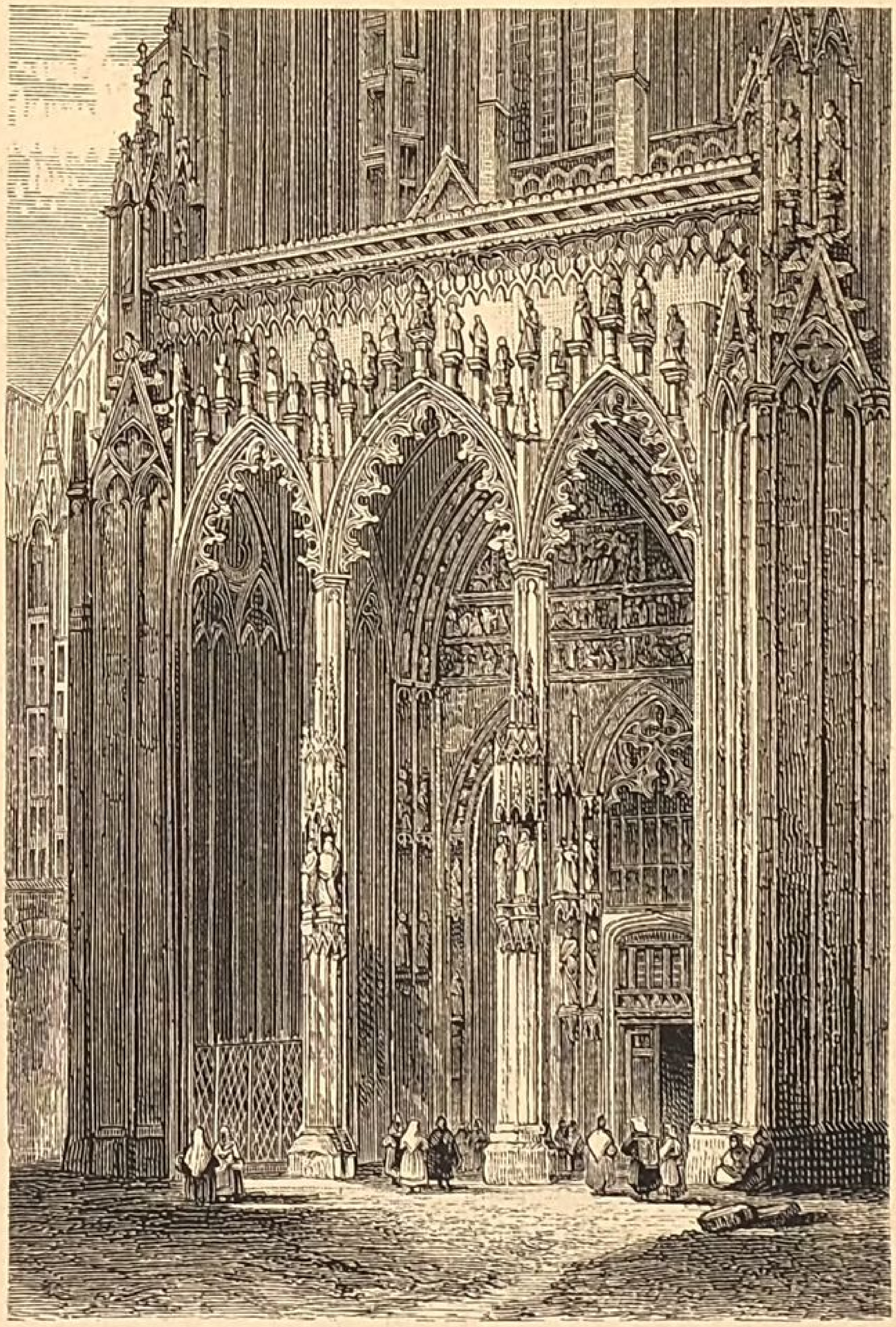
Zum Schlusse dieses Abschnittes geben wir die dichterische Behandlung einer Ulmer Sage von A. Kopisch.

Der Sperling am Ulmer Münster.

Am Ulmer Münster in Stein gehauen
Ist eben ein Spätzelein zu schauen,
Wie einen Halm es schiebt in's Nest.
Dasselbige ließ auf's allerbest
Ausbilden der Stadtrath ehrenvest,
Daß es für immer ein Vorbild wär',
Der künftigen Zeit zu Nutz und Lehr'.

Denn ohne des Spätzeleins Verstand
Kam nie der Münsterthurm zu Stand.
Vernehmt nun, wie in grauen Tagen
Die Sache sich wirklich zugetragen.
Es weiß der Heide, der Jude, der Christ,
Daß ohne ein rechtes Baugerüst
Ein Thurm nicht wohl zu bauen ist,
Auch daß man's in der ganzen Welt
Aus Balken und Bohlen zusammenstellt,
Worauf dann auf und ab die Leiter
Klettern die lustigen Bauarbeiter,
Der Meister aber ordnet dann,
Wie Steine man heben und setzen kann.
Da nun der Münster so hoch sollt' sein,
Begehrt er die Rüstung auch nicht zu klein.
Man zieht mit Aexten hinaus in den Wald,
Fällt lange Bäume mit großer Gewalt,
Und legt den längsten sogleich die Quer
Ueber den größten Wagen her,
Spannt dreißig gute Ochsen davor
Und zieht gemach zum nächsten Thor.
Doch wie man hinkommt, ist's zu klein,
Man kann mit dem Balken nicht hinein,
Der Balken ist draußen, die Ochsen sind drein;
Das Thor ist auch so felsenfest,
Daß sich's durchaus nicht rücken läßt.
Da rief man herzu den Magistrat,
Doch wußte der für den Fall nicht Rath;
Sie mochten in alle Bücher seh'n,
Es war der Fall nicht vorgeseh'n.
Es stand verdutzt so Mann als Frau,
Und stockte der ganze Münsterbau.
Viel Monden vor dem Thore stand
Der lange Balken, das ist bekannt,
Und stünd' vielleicht noch heute dort.
Doch war zum Glück ein Gelehrter am Ort,
Der hat auf vielerlei Dinge Acht,
Woran vorher kein Mensch gedacht.
So sieht er einmal nach der Mittagsruh'
Einem kleinen pfiffigen Spätzlein zu,
Das trägt zu Neste Lappen und Stroh,
Die Spätzin half ihm munter und froh.
Jetzt bricht er einen Halm, der läßt
Sich quer nicht schieben in's schmale Nest
G'rad als wär's der Balken am Thor,
Bleibt er mit seinem Halm davor.

Da denkt der gelehrte Mann mit Lachen:
Was will das arme Thier nun machen?
Auf einmal wendet der Spatz, nicht dumm,
Den Halm mit der Spitze zum Nest herum,
Und schiebt ihn mit dem Schnäbelein
Fein leicht und lustig in's Nest hinein.



Porticus des Ulmer Münsters. (Seite 85.)

Das seh'n, war dem Herrn Gelehrten lieb,
Er setzte sich bald an's Pult und schrieb
In bester Form an den Magistrat,
Und gab den unvorgreiflichen Rath:
Daß man es in der Balkensache
Gerad wie der Spatz mit dem Halme mache.

Der Magistrat war nun so klug,
Daß er erst Leute vom Fache befrug,
Damit die ganze Welt ersehe,
Daß hier nichts übereilt geschehe.
Die Leute vom Fache trauten nicht eben,
Weil selbigen Rath ein Gelehrter gegeben.
Indeß ward der Versuch gemacht,
Und richtig der Balken in's Thor gebracht.
Man versucht's mit dem zweiten, auch das gelingt;
Es gelingt mit allen, so viel man bringt,
Da vereint sich der Magistrat auf's Neu',
Auch rief er dazu das Gewerk herbei,
Und stifteten da sogleich ein Vermächtniß,
Dem Spatzen zu erhalten ein steinern Gedächtniß.
Der Magistrat war wohl zu loben,
Noch steht das Spatzenbild da droben.
Zwar über die Einfalt jener Zeit
Lacht Jeder anizo weit und breit;
Doch wenn wir ein wenig zurückedenken,
Und auf uns selbst die Obacht lenken,
So finden wir: wie gar oft im Leben
Wir Müh' mit allerlei Balken uns geben.
Vergleichsweis' haben die manche Gestalt,
Gar viel will man zwingen die Quer mit Gewalt,
Was leicht wär', wenn wie der Spatz man fänd'
Bei jeder Sache das rechte End.

II. Von Ulm bis Regensburg.

Es begrüßt der Reisende, wenn er Ulm über die Donaubrücke verläßt und baierisches Gebiet betritt, den Ort Neu-Ulm.

Dieses Städtchen gehört zum baierischen Kreis Schwaben und zählt 5268 Einwohner; die Industrie dieses Ortes besteht zumeist aus chemischen Fabriken. Nun folgt Wiblingen, bei welchem Ort die Iller in die Donau strömt; hier befand sich einst ein im 12. Jahrhundert von den Grafen von Kirchberg gestiftetes Benedictiner-Kloster. An mehreren Orten vorbei gelangen wir nach Elchingen, bei welchem Orte im Jahre 1805 am 14. October Marschall Ney jene Schlacht gewann, die ihm den Herzogstitel eintrug. Elchingen zählt nur 481 Einwohner und hat an Sehenswürdigkeit einen prachtvollen Klosterbau.

An einem sanften Hügel mälig aufsteigend, zeigt sich nun das Städtchen Bergheim mit 548 Einwohnern, nahe welchem Orte im Jahre 1525 die aufständischen Bauern eine der blutigsten Niederlagen erlitten, nachdem sie früher an den hartherzigen Edeln und Rittern furchtbare Rache genommen und Alles verwüstet hatten. Wer von den Aufständischen in dieser Schlacht nicht seinen Tod durch das Schwert fand, ging in den Fluthen der Donau zu Grunde, in welche die Ritter die Flüchtenden jagten. Doch verscheuchen wir diese trüben Erinnerungen und freuen wir uns dessen, daß wir die Kinder einer wirklich besseren Zeit sind, denn nur finstere Fanatiker können das die „gute alte Zeit" nennen, was selbst noch im vorigen Jahrhundert an der Tagesordnung war; erst seitdem der freie Ackerbürger den freien Boden bearbeitet, kann von menschenwürdigem Dasein gesprochen werden. So recht erfreulich wirkt der Segen der Neuzeit auf uns, wenn wir am

rechten Donau-Ufer dem stattlichen Günzburg entgegenschreiten, welches uns freundlich willkommen heißt. Die Donaustrecke bis dahin zeugt von Wohlstand und Arbeitsamkeit der Bevölkerung; wohlbestellte Felder, üppige Wiesen, wohlgepflegte Dörfer wechseln miteinander ab. Die Tracht des Landvolkes in dieser Gegend weist auf einen großen Conservatismus hin und vermochte weder die Mode, noch der Einfluß der französischen Besatzungen zu Anfang dieses Jahrhunderts daran viel zu ändern. Der Kopfputz der Frauen ist oft mit schöner Stickerei geziert und gleicht dem der fränkischen und Thüringer Bäuerinnen. Die Männer behielten ebenfalls die alte Tracht, wie sie auch um Ulm üblich ist. Diese besteht aus einem sehr langen, unten breiten Rock mit großen, runden metallenen Knöpfen, einer rothen oder hellfarbigen Weste, die auch tief hinabgeht, kurzen Hosen, dicken Strümpfen und stark mit Nägeln beschlagenen Schuhen. Das eigenthümlichste Toilettenstück bildet der Hut, der eigentlich ganz gut die Stelle des Regenschirmes vertreten kann. Geschmackvoll ist dieser Anzug nicht, aber er entspricht dem Klima und der Beschäftigung. Günzburg liegt im baierischen Ober-Donaukreise an dem kleinen Flusse Günz und zählt 3758 Einwohner. Das schöne auf einer Anhöhe liegende Schloß gehörte einst den Markgrafen von Burgau, welche hier auch das Münzrecht ausübten. Im Jahre 1805 kam die Stadt von Oesterreich an Baiern und erholte sich bald von den Kriegsleiden. Nach der Behauptung mehrerer Alterthumsforscher soll schon im Jahre 340 unter Constantin dem Großen hier eine Stadt gestanden haben, welche den Namen Contia führte.

Ebenfalls am rechten Donau-Ufer liegen die beiden Bergschlösser Reisenburg und Landstrost; das erstere wird schon im 12. Jahrhundert urkundlich genannt, liegt auf steiler Anhöhe knapp am Fluß und bietet eine herrliche Aussicht.

Die Donau macht nun einige Krümmungen, hält aber im großen Ganzen die Richtung nach Nordosten ein, nimmt die Brenz auf, welche ihr reichlicheren Zufluß bringt; an mehreren minder bedeutenden Ortschaften vorüber kommt der Fluß nach Lauingen, welches ebenfalls noch im baierischen Ober-Donaukreise liegt; es zählt 3640 Einwohner, welche lebhaften Handel treiben, hat ein gut erhaltenes Schloß und ein von Quaglio in antikem

Style erbautes Rathhaus. In der sehr alten Kirche befindet sich die Familiengruft der Fürsten von Pfalz-Neuberg und auf dem Hochaltare der in Wachsbossirung ausgeführte Körper des Albertus Magnus. Lauingen ist das alte Lavinia der Römer. Der Standplatz der Legion ist durch aufgefundene Inschriften und Ziegel mit dem Legions-Brandzeichen nachgewiesen. In einer alten Urkunde aus dem Jahre 890 nach Chr. Geb. wird es Villa Logena genannt, doch ist der Ursprung dieser Benennung nicht aufgeklärt. In den bewegten Zeiten bis zum Schluß des 14. Jahrhunderts wechselte die Stadt durch Gewalt gar oft den Herrn.

Im Jahre 1413 wurde die Stadt durch Ludwig den Bärtigen nicht nur erweitert, sondern auch mit Wällen versehen. Während des dreißigjährigen Krieges eroberten 1632 die Schweden Lauingen und versahen es mit regelmäßigen Befestigungswerken. Merkwürdig ist Lauingen als Geburtsort des Albertus Magnus, an dessen Andenken sich so viele Sagen knüpfen. Schon über sein Geburtsjahr differiren die Mittheilungen und schwanken diese zwischen 1193 und 1205. Albertus Magnus war ein Sprosse des gräflichen Hauses von Bollstädt, studirte zu Padua, trat in den Orden der Dominicaner ein, wurde 1249 Rector an der Schule zu Cöln, 1254 Provincial dieses Ordens, 1260 Bischof von Regensburg, zog sich aber 1262 in das Kloster zurück und beschloß da seine Tage, dem Studium gewidmet.

Thomas von Aquino war sein Schüler, doch trat hier der merkwürdige Fall ein, daß sich der Lehrer dem vom Schüler aufgestellten philosophischen Systeme anschloß.

Die unwissende Menge, welche selbst heute noch dort Wunder sieht, wo der Gebildete die natürlichen Erklärungsgründe kennt, war im Mittelalter wohl noch mehr geneigt, Jemanden in den Ruf der Magie zu bringen, der mit den Naturwissenschaften und der Experimental-Physik vertraut gewesen. So wurde Albertus Magnus und mancher seiner gelehrten Zeitgenossen für Meister der überweltlichen Kräfte gehalten. Der Sagenkreis, welcher sich an diesen Mann knüpft, ist ein ausgedehnter; so erzählte man, er habe einen Automaten angefertigt, der die Muskeln bewegen und sprechen konnte, in Abwesenheit des Meisters soll einer seiner Schüler dies Werk zertrümmert haben, welches derselbe im frommen Eifer für Teufelsspuk hielt.

Der heimgekehrte Lehrer soll aber ganz ruhig gesprochen haben: „Freund, Du zerstörtest, woran ich dreißig Jahre meines Lebens setzte“. So soll er im Jahre 1254 dem deutschen Kaiser im Dominicaner-Kloster zu Cöln ein Festmahl gegeben haben, bei welchem er mitten im Winter im Klostergarten blüthenreichen Frühling hervorgezaubert haben soll. All' die Sagen, welche sich an seine Person knüpfen, beweisen nur, daß er einen für seine Zeit tiefen Blick in das Walten der Naturkräfte gethan. Seine Schriften über Kräuter und Steine und von den Geheimnissen der Frauen galten bis in die Neuzeit als Autoritäten.

Ein Meistergesang in des „Marners güldenem Ton“, gedruckt zu Nürnberg durch Hans Güldenmund, berichtet von dem Studenten: *)

„. . . . Der hieß Albertus
Und mit dem Zunamen Magnus
Von Laubigen er bürtig ist,
Das leyt dort an der Thone.“


Bauer von Ulm.

und wie er in Paris des Königs von Frankreich Tochter, die ihm Tag und Nacht am Herzen lag, zum Weibe haben will. Durch schwarze Kunst macht er sich unsichtbar und bringt sie allnächtlich in sein Haus und zurück in ihres Vaters Schloß. Die Tochter aber klagt der Mutter ihr Leid und der König beschließt, um den Verführer zu fangen, alle Häuser schneeweiß tünchen zu lassen, giebt der Tochter ein Gefäß mit rother Farbe und räth ihr, sie solle, wenn der unsichtbare Buhle wieder komme, rasch ihre beiden Hände darein tauchen und dessen Haus damit berühren.

Die Prinzessin befolgte diesen Rath und am andern Tage erkennt nun der König, durch alle Gassen laufend, das rechte Haus und gebietet, es zu umstellen. Albertus wird gefunden und entschuldigt sich naiv:

„Mein junger Muet hat es gethan,
Sonst wer' es nicht geschehen.“

*) Geboren zu Lauingen, Predigermönch, Meister in Cöln, Paris und Rom, Bischof zu Regensburg, gestorben zu Cöln 15. November 1289.

Aber der zornige König will nichts von Gnade wissen und verurtheilt den Studenten Albertus; der aber

„— . . Hat ein Knewlein Fadens fein,
Das zoch er aus dem Büchsen sein,
Er nam es in sein mundt so rot
Und für daheyn mit Schallen.
Schnell und behend recht san der windt,
Der König sprach: mein liebes Kindt
Ist keusch und frum, das sich ich wol
An diesen Wunderzeichen.“

Albertus aber zieht nach Regensburg, verbrennt reumüthig seine Zauberbücher und wird nun ein frommer Christ.

Erwähnenswerth ist noch die Sage von der Königin, die neun Buhlen verlockt und nach heimlich genossener Minnelust mordet. Auch Albertus droht dasselbe Loos, aber er ist

„ein hochgelehrt Student,
Ihr Complexion er gar wohl kennt,
Er wußt' gar wohl,
Die konnt' ihn nicht betrügen.
Er blickt sie an durch Kunstes Glas,
Er sah, wie sie naturet was,
Er warb um sie,
Ihr List mußt ihm erliegen.

„Neun Jünglinge,“ sagt er zu ihr, „sah ich schweben dort,

. . . . . . die warnen mich,
O, Weib, das bringt mir bange,
. . . .
Ein Wasser brauset unter mir.
Dein Bett, ein böses Schifflein schier
Will schlagen um,
Will jenen mich gesellen.“

Erbost will ihn die Königin nun ertränken lassen, doch durch seine Kunst zerreißt er die Bande, die ihn fesseln, springt frisch gesund in den See und schreitet stolz auf den Wassern dahin. Die Knechte zielen von allen Seiten auf ihn, aber ihre abgeschossenen Pfeile verwandeln sich in Vöglein, die ihn umschweben.

„Die Königin rief da herab:
O hätt' ich Dich,
Ich wollt' Dein Kunst zerstören."
„Frau Königin zu ihr sprach:
Ich trage um neun Knaben Rach,
Neun Vögelein
Die Pfeil sich um mich schwingen."

Nun fliegt Albertus zu Aller Staunen in den Wald, die Königin erbleicht. Er schwingt sich in die Luft, die Vöglein folgen ihm, auf eines Thurmes Spitze läßt er sich sodann nieder und bindet allen Vöglein kleine Briefchen an die Schnäbel, darin geschrieben steht:

„Neun mordete
Die Königin um Minne."

Sie fliegen durch die Stadt und die Schande wird offenbar, ein Vöglein aber flattert über der Königin hin und läßt ihr den Brief in den Busen fallen. Da entdeckt sich Albertus:

„Frau Königin,
Albertus ist mein Name.
Albertus Magnus heiße ich,
Sanctus nennt auch die Kirche mich,
Du hast um mich
Dein Bulerkunst verloren."

Die Königin zerreißt verzweiflungsvoll und reuig ihr Gewand und „legt sich an wohl einen grauen Orden". Albertus bekehrt sie vollends und sie büßt 18 Jahre lang, während welcher Frist neun Vögelchen vor ihrer Zelle singen, die sie ätzt. Als aber die Frist verstrichen, führen die neun Vöglein sie als neun Engel in's Himmelreich.

Lauingen hat einen 176 Fuß hohen, unten viereckigen, oben achteckigen Thurm, den der Pfleger von Lauingen, ein Herr von Imhof, während der Jahre 1457—1478 bauen ließ; in diesem Thurme findet man das Bildniß Albertus Magnus, das Wahrzeichen der schönsten Jungfrau, nämlich das der Gräfin von Dillingen, dann des größten Pferdes und endlich jener kühnen That, welcher diese Stadt ihr Wappen verdankt; dieses besteht nämlich in einem gekrönten Mohren mit goldener Kette.

Hormayer erzählt in seinem Taschenbuche für 1837 nach der alter Sage Folgendes: „Zur Zeit, als die Heiden oder Hunnen bis nach Schwaben vorgedrungen waren, rückte ihnen der Kaiser mit seinem Heere entgegen und lagerte sich unweit der Donau, zwischen Lauingen und Pfeimingen. Nach mehreren vergeblichen Anfällen von beiden Seiten kamen endlich Christen und Heiden überein, den Streit durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Der Kaiser wählte den Marschall von Calatin (Pappenheim) zu seinem Kämpfer, der den Auftrag freudig übernahm und nachsann, wie er den Sieg gewiß erringen möchte. Indem trat ein unbekannter Mann zu ihm und sprach: „Was sinnst Du? Ich sage Dir, daß Du nicht für den Kaiser fechten sollst, sondern ein Schuster aus Henfwil (später Lauingen) ist dazu ausersehen!" — Der Calatin erwiderte: „Wer bist Du? Wie dürfte ich die Ehre eines Kampfes von mir ablehnen?" — „Ich bin Georg, Christi Held," sprach der Unbekannte, „und zum Wahrzeichen nimm meinen Dänmling." Mit diesen Worten zog er denselben von der Hand und gab ihn den Marschall, welcher ungesäumt damit zum Kaiser ging und den ganzen Vorfall erzählte. Hierauf wurde nun beschlossen, daß der Schuster gegen den Heiden streiten sollte. Der Schuster übernahm es und besiegte glücklich den Feind. Da gab ihm der Kaiser die Wahl, von ihm drei Gnaden sich auszubitten. Der Schuster bat erstens um eine Wiese in der Nähe von Lauingen, daß diese der Stadt als Gemeingut gegeben werde. Zweitens, daß die Stadt mit rothem Wachs siegeln dürfe. Drittens, daß die Herren von Calatin eine Mohrin als Helmkleinod führen dürften. Alles wurde ihm bewilligt und der Daumen Sanct Georg's sorgfältig von den Pappenheimern aufbewahrt: „die eine Hälfte in Gold gefaßt zu Maißheim, die andere zu Pappenheim". Das nächste Städtchen, dem wir, und zwar am linken Ufer der Donau, begegnen, ist Dillingen, ein gewerbreicher Ort mit 4894 Einwohnern, einem alten



Bäuerin aus der Gegend von Günzburg.

Schloß, lateinischer Stadtschule, Gymnasium, Lyceum, Kleriker-Seminar, landwirthschaftlichen und Gewerbeschule nebst einem Waisenhause. Hier existiren auch eine Papiermühle und Zimmerplätze zum Baue von Holzschiffen. Eine Zeitlang war dieses Städtchen die Residenz des Bischofs von Augsburg.

Nun kommen wir, in einer Stunde Entfernung, an einen geschichtlich merkwürdigen Ort, Hochstädt. Da, wo am linken Donaugestade die kleinen Flüßchen Eisch und Egweid zusammenfließen, um sich in den großen Sammler zu ergießen, liegt dieses Städtchen mit seinem weithin von der Höhe sichtbaren Schlosse; es zählt 2304 Einwohner und ist Sitz des Landgerichtes. Zuerst wird der Ort im 9. Jahrhundert genannt; im Jahre 1266 kam es an Ludwig von Baiern durch Erbfolge — im dreißigjährigen Kriege, welcher die ganze Gegend überhaupt fürchterlich in's Mitleiden zog, wütheten am 12. und 22. August 1634 hier die Kroaten in einer nie dagewesenen Weise. Der 20. September 1703 war für die kaiserlichen Truppen verhängnißvoll, die hier unter General Graf Styrum eine schwere Schlappe erlitten, aber schon ein Jahr später wurde diese Scharte glänzend ausgewetzt durch die berühmte Schlacht bei Hochstädt-Blenheim (einem Dorfe in der Nähe), in welcher sich die beiden Heerführer Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough für ewige Zeiten Ruhm erwarben.


Landmädchen von Kempten. Bäuerin aus dem Kreise Neuburg.

Wir wollen bei diesem auch für Oesterreichs Geschicke höchst bedeutsamen und von tiefgreifender politischer Wirkung gewesenen Ereignisse etwas

länger verweilen. Addison besang diesen Sieg so herrlich, daß wir uns nicht enthalten können, Einiges daraus wiederzugeben.

„Von Blenheims Thürmen sah der Gallier
Mit wildem Schreck des heißen Kampfes Wechsel;
Sein wallend Banner, das so oftmals er
In Strömen Blut und auf des Todes Feldern
Siegreich erhoben, das so oft den Feind
Erreicht, das in der Bresche ruhmvoll wehte,
Des Feindes letzte Linien durchbrechend,
Ließ jetzt der Veteran in Thränen fahren."

Und dann zur Schilderung der Haltung Marlborough's heißt es:

„Mir däucht, ich höre, wie der Trommeln Wirbeln
Sich mit der Sieger Jubel und dem Stöhnen
Des Sterbenden vermischt; das wilde Krachen
Des tobenden Geschützes macht den Himmel
Erbeben und es donnert rings die Schlacht.
Dort war es, dort, wo sich die mächt'ge Seele
Des großen Marlborough erprobte, wo
Er, unbewegt vom Andrang seiner Feinde,
Inmitten Tod, Verwirrung und Verzweiflung,
Des Krieges Schreckensscenen untersuchte;
Des Todes Feld mit friedlichen Gedanken
Betrachtete und wankenden Schwadronen
Zur rechten Zeit die nöth'ge Hilfe sandte;
Zurückgeworf'ne Bataillone wieder
Begeisterte zu neuem Angriff und
Die Schlacht, die zweifelnde, belehrte, wo
Sie wüthen solle. Also straft ein Engel
Auf göttlichen Befehl ein schuldvoll Land
Und läßt die Stürme tobend sich erheben."

Die Schlacht war eine der hartnäckigsten, welche die Geschichte überhaupt kennt, der Sieg aber auch ein vollkommener. Zehntausend Franzosen und mit ihnen verbündete Baiern blieben todt auf der Wahlstatt; der größte Theil von dreißig Escadronen schwerer Reiter und Dragoner kam in der Donau Fluthen um's Leben.

Zu Gefangenen wurden dreizehntausend Mann gemacht, an Trophäen wurden erobert: 117 Kanonen, 24 Bombenmörser, 129 Fahnen der Infanterie, 171 Cavallerie-Standarten, 17 Paar Pauken, 3600 Zelte, 34 Kutschen

sammt Gespann, 300 beladene Maulesel, 2 complete Pontonbrücken sammt Ausrüstung, außerdem 15 Pontons und 23 Fäßchen mit Hartgeld.

Aber auch die Alliirten zählten große Verluste und erkauften den Sieg nicht so leicht, sie hatten 4500 Todte und bei 8000 verwundet und gefangen. Den Verlust dieser Entscheidungsschlacht, in welcher der französische Marschall Tallard und Kurfürst Maximilian von Baiern commandirten, schrieb man den von Ersterem begangenen Fehlern zu; er schwächte das Centrum, indem er zu große Detachements nach Blenheim aborderte, und ließ die Alliirten ruhig die Flüßchen übersetzen und dann sich ebenso ungestört aufstellen. Unleugbar trugen beide Umstände sehr viel zum Siege der Alliirten bei. Nach der Schlacht hatte der Herzog von Marlborough eine Zusammenkunft mit dem Marschall Tallard, welcher in der für ihn unheilvollen Schlacht auch seinen Sohn verloren hatte; Marlborough benahm sich bei diesem Anlasse so überaus ritterlich, daß auch dies erwähnt zu werden verdient.

„Es betrübt mich,“ sagte Marlborough zum französischen Marschall, „daß ein solches Unglück persönlich einen Mann traf, für den ich als Menschen und Krieger hohe Achtung hege.“ — „Ich wünsche Ihnen Glück,“ entgegnete Tallard, von diesem Entgegenkommen geschmeichelt, „ich wünsche Ihnen Glück, die besten Truppen auf der Welt besiegt zu haben.“ Der Herzog verneigte sich und entgegnete ebenso höflich: „Verzeihen Sie, Marschall Tallard, wenn ich bei dieser Gelegenheit meine eigenen Truppen für die besten halte, da ich sehe, daß sie diejenigen überwunden haben, denen Sie ein solches Lob ertheilten.“

Wie gesagt, dieser Sieg war entscheidend für das Schicksal der Habsburger Monarchie, deren Dynastie vom Untergange gerettet wurde, und änderten sich fortan die Verhältnisse in Deutschland vollkommen. Noch wollen wir aus dem bezogenen Gedichte Addison's jene Stelle anführen, worin er den Angriff der französischen Kerntruppen schildert und deren kriegerischem Muthe volle Anerkennung zollt:

„Es rücken nun die stolzen Garden vor;
Europas Schrecken, Frankreichs Stolz. Es kennt
Die Kriegskunst der Geringste selbst von ihnen
Und glüht von eines Feldherrn Lust am Siege;
Stolz zieht er vorwärts: frei von aller Furcht,

Verlacht das Schütteln er des brit'schen Speers;
O eitle Unverschämtheit! Es verachtet
Der Briten niedrigster den höchsten Sclaven,
Denn angeborne Freiheit macht ihn tapfer;
Wuth und Verachtung flammet wechselseitig
In ihren Seelen, und in jedem Krieger
Brennt jedes Volkes Ruhm; auf seinem Arm
Ruht dieser wicht'ge Tag, das ganze Schicksal
Von seinem großen Könige, es liegen
Tausend glorreiche Thaten, die mit Recht
Des Sieges Lorbeer und Unsterblichkeit
Verlangen können, mit dem dichten Haufen
Glorreicher Thaten in Verwirrung da
Und viele Helden sterben unbemerkt.

Die Flucht beginnt — die gallischen Schwadronen
Enteilen haufenweise, dem Geschick
Gerad' entgegen, das sie meiden wollen.
Es liegen Tausende von wilden Rossen
Mit tiefen Wunden, sich im Blute wälzend,
Vermischt mit ihren todten Herrn auf Hügeln
Von Speeren und Standarten aufgethürmt,
Ertrunken in der Donau dunklen Wirbeln.
Die Wellen reißen brausend mit sich fort
Gar manchen tapfern Jüngling der Saone,
So von des wilden Rhone hohem Ufer,
Wie vom Gefild, durch das die Seine fließt,
Und von den Rebenhügeln der Loire.
Und führen haufenweise ihre Leichen
Hinunter zu den scythischen Gestaden."

Die denkwürdige Schlacht wurde am 13. August geliefert und sagt Marlborough in seinem Berichte: „Die Kanonade begann um 8 Uhr, ward allgemein um 1 Uhr Mittags und dauerte mit großer Kraft bis Sonnenuntergang". Des Prinzen Eugen von Savoyen Verdienst um den großen Sieg war ein nicht geringes. Während der ganzen Dauer der Schlacht hielt er den vom Kurfürsten von Baiern geführten feindlichen linken Flügel in Schach, machte dadurch Marlborough's Bewegungen frei und verfolgte dann die fliehenden Franzosen bis Luzingen.

Eine Volkssage behauptet, daß noch jetzt an jedem 13. August nach Sonnenuntergang die Geister der damals Gefallenen ihren Gräbern entsteigen und das gewaltige Ringen nochmals durchkämpfen; wohl unsichtbar, doch dem

menschlichen Ohre vernehmlich. Die Luft ist dann erfüllt vom Geschrei der Fechtenden, dem Klirren der Waffen und dem Stampfen der Rosseshufe.

Fast hundert Jahre nachher, am 19. Juni 1800, standen hier abermals Frankreichs und Oesterreichs Heere einander gegenüber; diesmal neigte der Sieg den Franzosen zu, welche die im Rathhause zu Hochstädt aufbewahrten Trophäen von 1704 wieder nach Paris heimführten.

Von da an nimmt die Romantik der Donaustrecke ab und geht es an einförmigen Ufern entlang bis zu dem von Hochstädt drei Stunden entfernt liegenden Donauwörth.

Diese Stadt, mit 3443 Einwohnern, liegt am linken Ufer der Donau, am Zusammenflusse der Wernitz, Zusam und Schmutter, welche sich vereint in die Donau ergießen. Donauwörth war einst freie Reichsstadt und bietet heute kaum mehr den Schatten ehemaliger Größe. Seine Bewohner betreiben Hopfen- und Flachsbau und berühmte Obstzucht.

Der Schellenberg ist die einzige Anhöhe inmitten der Fläche, welche Donauwörth umgiebt, und werden wir weiter unten noch auf denselben zu sprechen kommen. Die Bürger der Stadt schlossen sich zeitlich der Reformation an, und gehörte Donauwörth zum schmalkaldischen Bunde; dadurch hatte es viel zu leiden, wurde aber durch den Passauer Vertrag wieder in alle seine Rechte eingesetzt. Ein großer Conflict entstand damals auf folgende Weise: „Der Abt des Klosters „zum heiligen Kreuz", der das Ansehen der katholischen Kirche um jeden Preis aufrecht erhalten wollte, führte eine Procession gegen den Willen und das Abrathen der Stadtältesten mit vielem Kirchenschmuck und Feierlichkeit entlang der Straßen, wodurch der Unwillen der fast durchwegs protestantischen Bevölkerung so sehr aufgestachelt worden ist, daß der Abt thätlich mißhandelt wurde. Darob wurde die Stadt in Acht und Bann gelegt, deren Vollziehung dem Herzog Maximilian von Baiern aufgetragen. Derselbe rückte im December 1607 mit siebzehntausend Mann in die Stadt, entwaffnete die Bürger, verschaffte dem Abte volle Genugthuung, räumte die protestantische Pfarrkirche den Jesuiten ein und behielt die Stadt, weil sie die Executionskosten nicht zu zahlen vermochte, als Eigenthum bis 1632, in welchem Jahre die Schweden einzogen und Donauwörth wieder zur evangelischen freien Reichsstadt machten." Von 1634

bis zum Schlusse des Successionskrieges war die Stadt abermals bei Baiern.

Auf die Ereignisse während des Successionskrieges hat auch das nachfolgende, aus dem Serbischen übersetzte Gedicht Bezug:

Die Serben in Donauwörth.

Noch vor Frühroth war's und hellem Tage,
Nebel fiel vom Himmel auf die Erde
Rings um Donauwörth, die weiße Feste;
Auf! erschrie die Wila*) vom Gebirge
Her vom hohen Gipfel Schellenberges,
Rief hinein in Donauwörth, die Feste,
Rief bei Namen an den Commandanten
Michael Prodanowitsch den Helden:
„Auf Dich rückt die ganze Macht der Baiern,
Zu umzingeln Donauwörth die Feste,
Von vier Enden völlig zu umsperren.
Nieder schau in's ebene Gefilde,
Ganz bedeckt hat ein Heer die Felder,
Fußvolk oben und die Reiter unten!"
Sanft der Wila giebt der Held zur Antwort:
„Wären auch die Feinde wie die Falken,
Wie Bergwilen ihre schwarzen Rosse,
Heute flögen sie mir doch herein nicht;
Gute Wachen hab' ich ausgestellet!
Kurze Zeit nach diesem war verstrichen,
Rief herbei der Jüngling Prodanowitsch,
Solcher Art den Helden Tutsitsch:
„Schnell entsende mir den jungen Boten
Zu entbieten unserm Hauptmann Pwosden,
Daß er tapfer wache an dem Thore,
Daß uns nicht des Feindes Heer berücke."
Auf nun hob sich Hauptmann Pwosden,
Schaute nieder in die weite Eb'ne,
Ganz bedeckt hat ein Heer die Felder
Und die Fahnen ziehen gleich den Wolken.
„Schaut, die Feinde rücken nach dem Thore zu!"
Als die junge Mannschaft dies vernommen,
Griff sie nach den langen bunten Flinten,
Hielt so lange aus mit ihrem Feuern,
Bis die Hessen auf die Stadt losstürmend

*) Gute Fee.

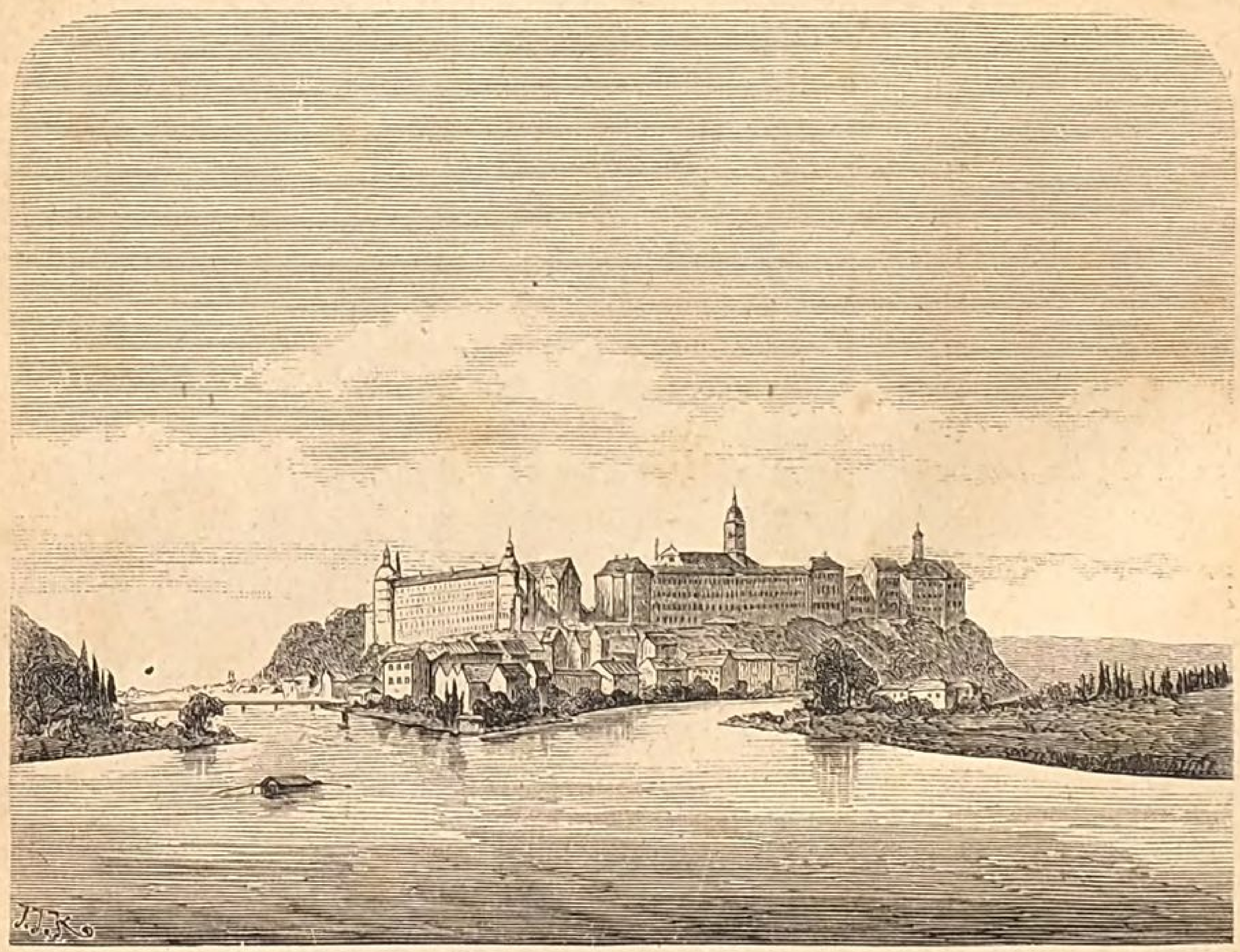
Eins der Thore hatten aufgehauen,
Drangen vor die Hessen-Grenadiere,
Angeführt vom Prinzen Hildburghausen
Und den andern Hessen-Capitänen.
Nach der Brücke wenden sich die Serben,
Prodanowitsch mitten unter ihnen,
In der Hand die Damascener-Flinte.
Sah die Hessen einzieh'n in die Feste,
Gab lebendig' Feuer mit der Flinte,
Zielt und traf den einen Hessenführer,
Daß die Stirne borst, die Augen spritzten.
Alsogleich erkrachten hundert Flinten,
Fielen Hundert auf einmal der Hessen.
Und so lange Jene Feuer gaben,
Standen alle Serben in der Schanze
Und erwiderten von da die Schüsse
Von dem Morgen bis zum Nachmittage.
Aber als der Nachmittag gekommen,
Hatten sie kein Blei mehr und kein Pulver,
Und der General, dem sie die Noth gemeldet,
Nicht vermocht' er Hilfe selbst zu senden
Und es sprach der Held Prodanowitsch:
„Flehen lasset uns zum hohen Gotte,
Mög' er helfen aus der Noth uns heute!"
Und sie rückten aus der Donauschanze,
Gingen hin gen Rain, die weiße Feste,
Dort auf sie stößt Bernklau, der Feldmarschall,
Gottes Beistand wünschet er den Helden
Und er meldet, ihre Thaten preisend,
Alsobald an die Frau Königin.
Diese schickt ihr Bild in Goldmedaille
An den jungen Held Prodanowitsch:
Lohn für Deine Tapferkeit und Treue.

Kaiser Josef I. gab im Jahre 1700 der Stadt ihre frei-reichsstädtische Gerechtsame wieder, mittelst Vertrags von 1782 kam die Stadt dauernd an Baiern.

Die oben erwähnte ehemalige Abtei „zum heiligen Kreuz", einst Benedictinerkloster, wurde 1029 von Graf Mangold von Dillingen nach seiner Rückkehr vom Kreuzzuge, von wo er ein Stück des wirklichen heiligen Kreuzes mitbrachte, als Nonnenkloster erbaut. Papst Paschalis II. hatte jedoch Ursache, mit den Sitten der Nonnen jenes Stiftes unzufrieden zu sein, und übergab das Stift den Schwarzwälder Benedictinern. Nachdem das Kloster

durch eine Feuersbrunst zerstört wurde, baute es Kaiser Friedrich II. schöner und größer wieder auf.


Die unglückliche Maria von Brabant, Gemalin Ludwig's des Strengen, ist hier beigesetzt, da deren sterbliche Reste nach der Enthauptung hierher gebracht wurden. Ludwig hatte sie in blinder Eifersucht sammt dem Schloßvogt und fünf Burgfräuleins in den Tod geschickt. Als sich seine



Neuburg. (Seite 107.)

Wuth gelegt und er sich von der Unstichhältigkeit der vermeintlichen Untreue überzeugt hatte, reute ihn die blutige That so sehr, daß er nirgends mehr Ruhe fand und endlich im Dorfe Thal ein Kloster gründete, in dem er Buße that. Der Minnesänger Stolle verewigte dies Ereigniß in Strophen auf Grundlage der Mittheilungen des Chronikschreibers Esajas Wippacher.

Donauwörth erlebte am 2. Juli 1704 die Einleitung zur Schlacht von Hochstädt-Blenheim, da die Baiern unter Graf Arco sich auf dem Schellenberge verschanzt hatten, aber von den Alliirten aus ihren Stellungen verdrängt wurden; schon dieses Vorspiel der großen Schlacht war ein sehr



A. Hartleben's Verlag

Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag in Wien

Druck v. Jos. Eberle & Comp. Wien

blutiges. Ueber dieses Ereigniß liegt ein ausführlicher Bericht des Herzogs von Marlborough an das englische Kriegscabinet vor, worin die bedeutenden Verluste, selbst der siegenden Heere, erwähnt werden. Es wehrten sich die Baiern so verzweifelt, daß Ludwig von Baden sich äußerte, wie Zschokke in seiner baierischen Geschichte erzählt: „So möchte ich schier lieber überwunden denn Ueberwinder sein". Auf jeder Seite blieben nahezu 5000 Mann auf der Wahlstatt. Der Kurfürst zog sich nach Augsburg zurück und den Alliirten stand der Weg offen; da nach der Eroberung des Schellenberges die Stadt unhaltbar geworden, zog die Besatzung ab, nachdem sie vorher Brücken und Magazine in Brand steckte. Dies setzte aber Donauwörth selbst in Gefahr, von den Flammen ergriffen zu werden. Die Alliirten folgten jedoch den abziehenden Baiern so rasch auf dem Fuß, daß sie noch an den Lösch- und Rettungsarbeiten, mit den Bürgern der Stadt vereint, theilzunehmen vermochten. So wurden aus den Kriegsmagazinen auch noch zweitausend Säcke Mehl und anderer Proviant gerettet.



Bäuerin aus der Gegend von Ingolstadt.

Von hier bis Ingolstadt macht die Donau zahlreiche Serpentinen, die Richtung bleibt aber doch gerade östlich; — am rechten Ufer zieht sich eine unfreundliche Niederung hin; das linke Ufer ist freundlicher und zeigt in schöner Gegend wohlgepflegte Wirthschaften und Dörfer. Die öde Niederung, welche sich am rechten Ufer hinzieht, ist das Lechfeld. Hier sind wir auf recht denkwürdig historischem Boden. Da ist der Ort Rain, wo Tilly bei der Vertheidigung des Lech-Ueberganges gegen Gustav Adolf schwer verwundet wurde. Dieser Wunde erlag er 1632 zu Ingolstadt. Es folgt sodann Lechgemünd, bei welchem Orte sich der Lech in die Donau ergießt; Stepberg, am linken Ufer, der Verladungsort für die weltberühmten Solenhofer Lithographiesteine, welche eine Specialität bilden. Nun treten die Höhen wieder näher an die Ufer des Stromes heran und bewaldete

auenreiche Inseln machen die Gegend pittoresk. Am rechten Ufer, gerade einer Inselgruppe gegenüber, liegt Oberhausen, wo ein Denkmal für Latour d'Auvergne errichtet ist.

Dieser letzte Ritter unserer Tage wurde am 23. November 1743 zu Corhaix im Departement du Finistère geboren, stammte von Gottfried von Bouillon ab und hieß Théophile Malot-Corret de la Tour d'Auvergne. Noch ganz jung, erwarb er sich schon in der „École militaire" das Verdienstkreuz, trat sodann in das königliche Regiment Angoumois, verwandte aber alle seine vom Militärdienste freien Stunden wissenschaftlichen Arbeiten, darunter die „Origines gauloises" und ein Glossarium in 45 Sprachen. Unter dem Herzog de Crillon, welcher das spanische Heer befehligte, machte er den Feldzug in Amerika mit und zeichnete sich da durch Zerstörung der feindlichen Proviantschiffe aus. In einem heftigen Feuer wagte er sich bis dicht unter die englische Batterie, um einen verwundeten Soldaten auf seine Schultern zu laden und so zu retten, indem er ihn unter eigener Lebensgefahr in's Lager zurücktrug. Der König von Spanien ertheilte ihm für diese edle That den Calatrava-Orden und außerdem eine Geldbelohnung, welche jedoch Latour ausschlug.

Beim Ausbruche der französischen Revolution war er Hauptmann und schloß sich begeistert der neuen Richtung an, trat als Gemeiner in die republikanische Armee, jede Rangerhöhung grundsätzlich ablehnend.

Als ältester Capitän übernahm er dann auf allgemeines Andringen das Commando der vereinigten Grenadier-Compagnien, welche den Namen „La colonne infernale" führten. Im spanischen Feldzuge wurde er von den Engländern gefangen genommen und kehrte erst nach anderthalb Jahren nach Frankreich zurück, wo er mit einer Pension in Passy lebte.

Latour war 53 Jahre alt, als der Sohn eines kränklichen Freundes stellungspflichtig wurde; Latour d'Auvergne trat für denselben als Stellvertreter ein und ging neuerlich zum Heere an den Rhein; hier zeichnete er sich abermals aus. Bald zwang ihn körperliches Leiden, sich zurückzuziehen, doch trat er nochmals als Capitän in die Reihe seiner alten Kriegsgenossen. Napoleon I. gab ihm den Titel des „ersten Grenadiers Frankreichs" und einen Ehrendegen; diesen wollte er aber nicht eher tragen, bis er ihn vor

dem Feinde erprobte. Auf der Höhe von Oberhausen fiel er durch einen Lanzenstich im 57. Lebensjahre am 27. Juni 1800. Seine letzten Worte waren: „Ich sterbe zufrieden, denn ich wünschte auf solche Weise mein Leben zu beschließen!“ Er, sein Oberst und 27 Officiere desselben Regimentes wurden an der Stelle beerdigt, wo Latour fiel.

Die alten Cameraden verlangten, daß sein Herz, in einer Urne aufbewahrt, vor der Compagniefront getragen werde. Bei jedem Appell begann der verlesende Feldwebel mit dem Namen Latour d'Auvergne's, worauf der die Herz-Urne tragende Fourier antwortete: „Gestorben auf dem Felde der Ehre!“ Unter dem Juli-Königthume war die Herz-Urne im Besitze des 46. Linien-Infanterie-Regimentes, dann kam sie in den Invaliden-Dom. Auch als Gelehrter hatte er sich durch die obenerwähnten zwei Werke einen Namen erworben.

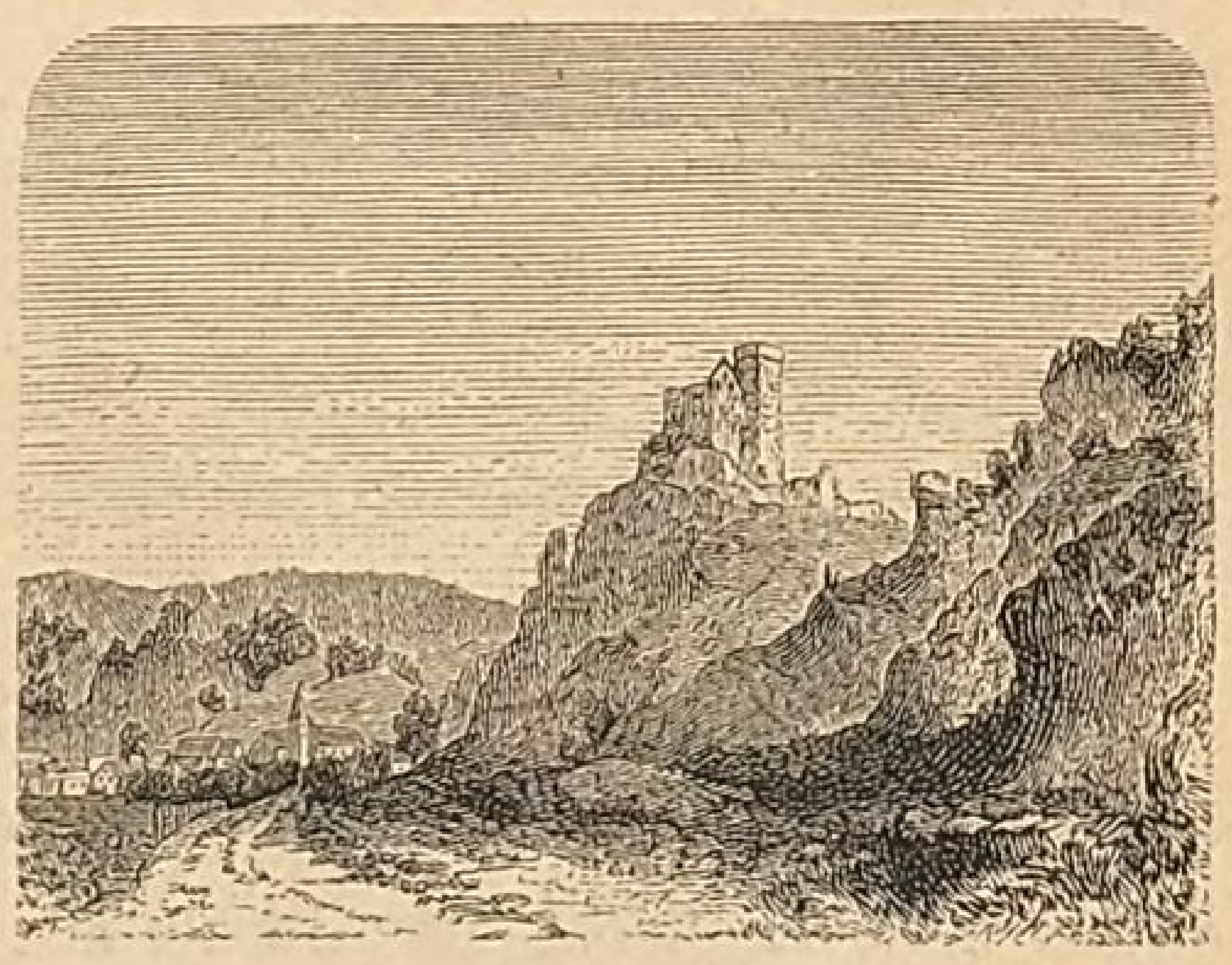
In fast ganz gerader Linie gegen Osten fließend, erreicht die Donau zwischen waldigen Höhen Neuburg, die ehemalige Residenz der Fürsten von Pfalz-Neuburg. Diese Stadt hat eine herrliche Lage und präsentirt sich dem Beschauer höchst malerisch; sie erhebt sich auf einem Hügel, der gegen den Strom zu steil abfällt, hinter der Stadt erheben sich wohlangebaute Höhen terrassenartig, mit zahlreichen freundlichen Dörfern. Diese jetzt königlich baierische Stadt zählt 6379 Einwohner, ist der Sitz eines Bezirksamtes, Stadt- und Landgerichtes und des Appellsenates für den Kreis Schwaben und Neuburg. An Unterrichts-Anstalten besitzt die Stadt ein Gymnasium, lateinische Schule, Studenten-Seminar, ein Waisenhaus. Das stattliche Schloß, welches auch unsere Illustration, von der Donau aus gesehen, präsentirt, war die Residenz des 1742 ausgestorbenen Fürstengeschlechtes von Pfalz-Neuburg; das Zeughaus enthält eine Sammlung höchst seltener Waffen und Rüstungen von großem geschichtlichen Werthe. Die Stadt ist einer der ältesten bewohnten Orte der baierischen Lande, man fand auch römische Inschriften und bauliche Reste in der Nähe Neuburgs. Unter Karl dem Großen ward die Stadt zum Bischofssitze erhoben, später gehörte sie denen von Pappenheim. Kaiser Maximilian I. errichtete im Jahre 1505 das Fürstenthum, welches er Otto Heinrich und Philipp, den Söhnen Rupprecht's des Tugendhaften, zu Lehen gab; Otto Heinrich baute von 1539 an das Schloß. Während des

schmalkaldischen Krieges nahm Karl V. die Stadt 1546 mit Sturm, aber im Friedensvertrage von Passau kam es wieder an die Herzoge von Pfalz-Neuburg. Im dreißigjährigen und im Successionskriege blieb die Stadt von dem Schicksale der übrigen Donaustädte ebenfalls nicht verschont. Kurfürst Maximilian ließ die Festungswerke und Wälle Neuburgs abtragen. Die Fürsten von Pfalz-Neuburg waren anfänglich der Reformation zugethan und ihre eifrigen Anhänger, im Jahre 1614 kehrten sie aber wieder zur römischen Kirche zurück; diese Reconversion geschah unter Herzog Wolfgang Wilhelm. In dem mehrerwähnten Schlosse befindet sich ein sehr großer Rittersaal, der zu den schönsten Deutschlands gehört und viele Sehenswürdigkeiten enthält. An industriellen Unternehmungen besitzt Neuburg eine Porzellanfabrik, große Bierbrauerei, die ihr Erzeugniß auch nach auswärts versendet, und Spirituosenfabriken. Obst- und Gartenbau sind ebenfalls hoch entwickelt.

Von hier abwärts bis Schrobenhausen zieht sich das Donaumoos hin, über dessen Urbarmachung und Anbau Schultes im ersten Bande seiner Donaufahrten Folgendes mittheilt:

„Mehr als 2275 Millionen Quadratfuß lagen da in einem Sumpfe vergraben, in welchem das darauf weidende Vieh meistens bis über die Kniee, oft bis an den Bauch im Schlamme waten mußte und öfters ganz und gar in demselben versank. Einige geistreiche und patriotisch gesinnte Männer: Stefan Freiherr von Stengel, Karl Freiherr von Aretin, unternahmen es, des alten Grafen von Pappenheim und des Herrn Lanz Vorschläge zu prüfen, zu berichtigen und zu verbessern, ihrer Zeit und den Umständen anzupassen und durch Herrn von Riedl ausführen zu lassen. Der Sumpf ward durch die Bemühungen dieser Männer trocken gelegt, und die ganze weite Strecke von Pöttmes bis Oberstein ward, auf 20 Stunden im Umfange, dem Vaterlande wieder geschenkt. Binnen drei Jahren, vom Jahre 1790 bis 1794, geschah diese herkulische Arbeit mit einem Aufwande von etwas mehr als einer halben Million (530.000) Gulden, die theils die Regierung, theils einige Freunde des Vaterlandes auf Actien vorgeschossen haben. 36.000 Tagewerke wurden an die ehemaligen Besitzer, welche diese Moorgründe blos lehenweise besassen, als Eigenthum vertheilt, und 12.000 Tagewerke fielen der Actien-Societät zur Anlegung neuer Colonien heim; denn es wurde eine

Gesellschaft für 30 Actien, jede Actie zu 10.000 Gulden, errichtet, um den nöthigen Vorschuß zur Bestreitung der Ausgaben zu erhalten. Die Besitzer des Moores gaben ein Dritttheil desselben der Societät als Culturkosten und erhielten dafür zwei Drittel trocken gelegt und bei einander liegend wieder zurück mit 15jähriger Steuerfreiheit, außer vier Kreuzer jährlichem Beitrag für jedes Tagewerk zur Unterhaltung der Canäle, 2307⅝ Tagewerke hatte die Societät gekauft um 21.044 Gulden. Vor der Trockenlegung war das Moor höchstens 400.000 Gulden werth und trug dem Staate 6000, nach derselben ward jedes Tagewerk blos als Wiese auf 100 Gulden geschätzt; obige 36.000 Tagewerke also auf 3,600.000 Gulden. Von den übrigen 12.000 Tagewerken sind 8000 Aecker geworden, 4000 Wiesen geblieben. Das Tagewerk Acker zu 300 Gulden angeschlagen, giebt 2,400.000 und mit den Wiesen 2,800.000 Gulden. Das ganze Moor ward also durch die Trockenlegung wenigstens sechs Millionen Gulden werth. Eher konnte man es kaum auf 160.000 Centner schlechtes Heu rechnen, dessen es nun 800.000 Centner gutes giebt, nebst 16.000 Scheffel Getreide. Der jährliche Ertrag wurde also um 784.000 Gulden erhöht, wobei noch zu bemerken kommt, daß dort, wo ehevor kaum 6320 Stücke Vieh gehalten werden konnten, jetzt über 20.000 genährt werden können. Wo ehe nur Frösche und Kröten wohnen konnten, sind schon 1818 nur in einer Colonie Karlskron 726 Menschen angesiedelt."



Welheim. (Seite 110.)

„Wenn man sich eine deutliche Idee von dem Zustande dieses Moores machen will, in welchem — nach des Freiherrn von Aretin eigenen Worten — Cultur noch mehr in ihrer Kindheit lag als irgendwo in Baiern, ja mehr, als man von einem civilisirten Lande Europas jemals glauben sollte; — wo mancher Landmann von 80—100 Tagewerken nicht mehr als 24—32 Centner Heu bekam, wo noch Eisschollen lagen, während überall das Getreide von den

Feldern eingebracht war, wo Epidemien Hunderte von Menschen wegrafften und Viehseuchen nie aufhörten zu wüthen: so versetzte man sich auf einen Augenblick in seiner Phantasie an die stymphalischen Sümpfe und kaum wird die Wirklichkeit hier hinter diesem gräßlichen Ideale zurückbleiben."

Das Donaumoos enthält 32 Colonien auf einem Flächenraume von vier Quadrat-Meilen, die größten darunter sind: Karlskron, Karlsfeld, Ober- und Unter-Maxfeld, Neuschwetzingen, Brandheim, Großheim. Diese Colonien bilden drei Pfarrsprengel, zwei katholische, einen protestantischen mit über 3000 Einwohnern. Ueber die Canäle und Gräben, welche den Abfluß aus dem Donaumoos seither regeln, führen 122 Brücken. Des Menschen Auge erfreut sich hier an des Menschen Werk, wie der Natur die Scholle abgetrotzt wurde.

Auf einsam stehendem Felsen, etwa eine Meile von Neuburg, steht die Ruine des Schlosses Hüting, schon ganz zerfallen und die alte Herrlichkeit kaum ahnen lassend; aber immerhin lohnt es sich, den Schloßberg zu besteigen, welcher eine herrliche Rundsicht bietet.

Von nun an werden Schlösser und Ruinen immer häufiger und die Denkmale aus dem Mittelalter mehren sich — so kommen wir schon nach kurzer Strecke abermals an einen emporragenden Felsen, der von einer Ruine gekrönt wird, es ist das alte Schloß Welheim, von welchem ein großer Theil des Wohngebäudes und ein Wartthurm ziemlich erhalten vorhanden sind. Am Fuße des Schloßberges liegt das Dorf gleichen Namens.

Den Krümmungen des Stromes folgend, der hier zwischen flachen, wenig Abwechslung bietenden Ufern dahinfließt, wovon nur einige Hügel am linken Ufer eine Ausnahme bilden, gelangt man an die Mündung der Schutter in die Donau, und da liegt Ingolstadt. Die Stadt zählt gegenwärtig 13.157 Einwohner und wurde neuerer Zeit wieder stark befestigt, nachdem früher seine Wichtigkeit als Festung abgenommen hatte. Ingolstadt hatte eine 1472 gegründete Universität, die im Jahre 1800 nach Landshut und später nach München verlegt wurde. Aus alten, nahe der Mündung der Schutter gefundenen Inschriften wollten mehrere Geschichtsschreiber den Beweis liefern, daß hier ursprünglich eine römische Colonie gewesen sei; bewiesen wurde dies nicht, denn die Colonie Augaria lag mehrere Stunden von da entfernt.

Auch von den anderen Versionen über den Ursprung Ingolstadts ist ..torisch nur die eine festgestellt, daß Ingolstadt ein Dorf gewesen, welches ..dwig II. im Jahre 840 dem Kloster zu Altaich schenkte. Zuerst erwähnt ..scheint Ingolstadt 806, und zwar im Testamente Kaiser Karl's des Großen, welcher zu Ingolstadt einen Meierhof besaß. Im Jahre 1312 wurde es durch Ludwig den Baier in Rang und Rechte einer Stadt erhoben; von 1420—1434 wurde es zum ersten Male mit Festungswerken versehen. Ludwig der Bärtige, der lange Zeit am Hofe Karl's VI. von Frankreich lebte, machte Ingolstadt zu seiner Residenz, entwickelte viel Pracht und verschönerte die Stadt. Nach dem Ableben dieses Fürsten, der von seinem langjährigen Gegner Heinrich besiegt wurde, fiel die Stadt 1445 an Heinrich von Landshut.

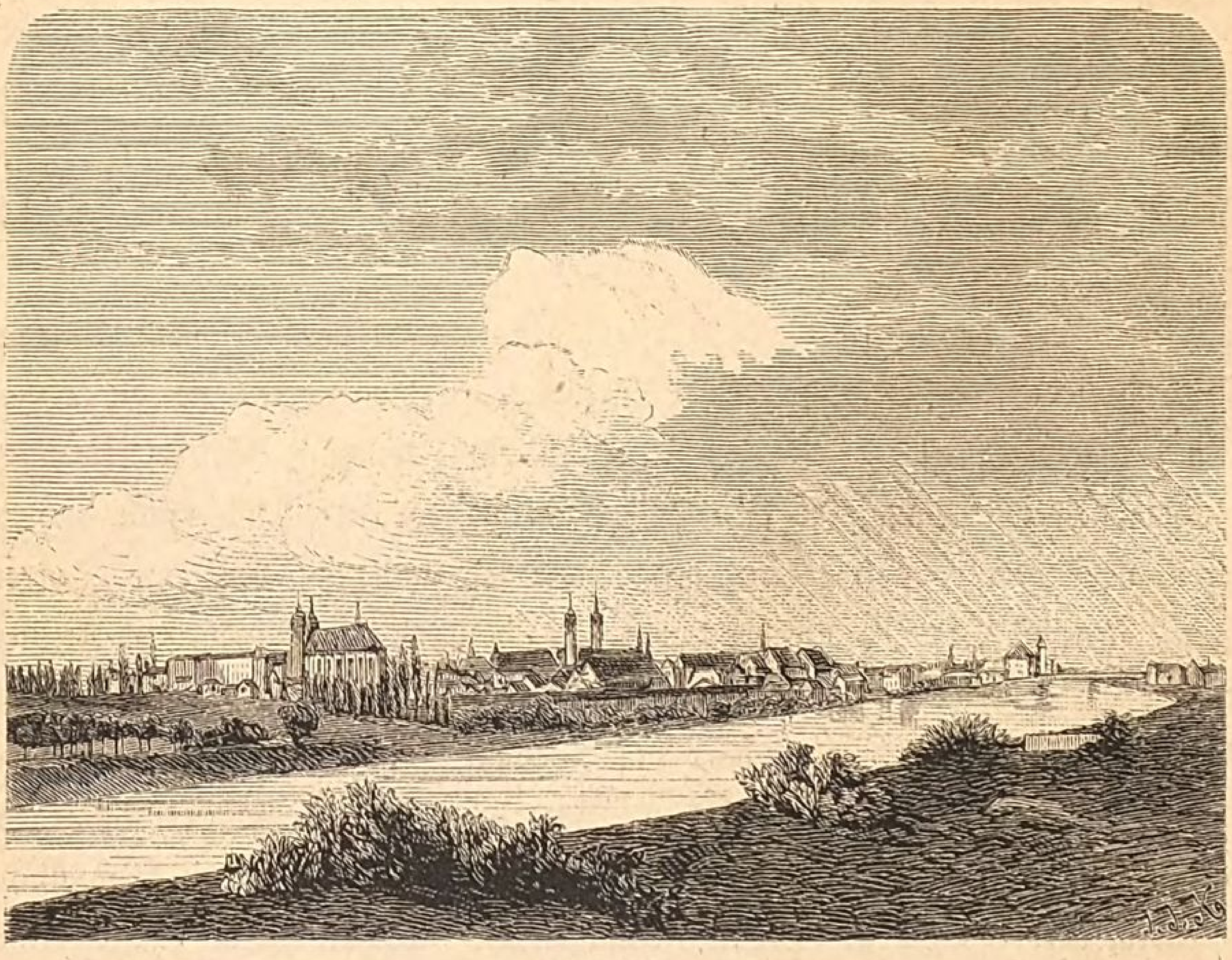
Ludwig, der Sohn dieses Fürsten, gründete die oben erwähnte Universität. Als diese Pflanzstätte der Wissenschaft blühte, zierten sie die ersten Namen geistigen Strebens, darunter: Reuchlin, Apianus, Celtes, Aventin, Leonhard Fuchs, Baldus u. A. Es gab Zeiten, wo diese Universität bis zu dreitausend Hörer zählte; einer Sage nach soll auch der berühmte Doctor Faust seine Studien da beendet haben. Während des dreißigjährigen Krieges wurde die Stadt von den protestantischen Heeren wiederholt, jedoch vergeblich, belagert. Gustav Adolf, Bernhard von Weimar und Banér selbst mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. Im Jahre 1704 ergab es sich jedoch dem Markgrafen von Baden, und im Jahre 1800 ließ der französische General Moreau die gesammten Festungswerke schleifen. Im Jahre 1805 warfen hier die Oesterreicher Schanzen auf, 1809 thaten das Gleiche die Franzosen; wie gesagt, erst neuerer Zeit wurde die Festung wieder hergestellt.

Die hiesige Liebfrauenkirche ist merkwürdig durch die Grabdenkmale, die sie enthält: Tilly, welcher hier an der bei Rain erhaltenen Wunde starb, Herzog Stefan, Doctor Eck, der heftigste Gegner der Reformation, und endlich Marschall Mercy, der 1645 bei Allersheim seinen Tod fand.

Hierüber finden wir in Hormayer's Jahrbüchern Folgendes:

„Allhier liegt begraben Weiland der Hochgeborene Herr Franz, Frey Herr von Mercy, Herr. zu Mandre und Collenberg, geweßter Röm. Kay. May., auch Churfürstl. Durchl. in Baiern,

resp. Cammer-Kriegs-Rath, General Feltmarschalk, bestallter obrister und stathalter zu Ingolstadt, welcher im Drefen bei alern (Sic) ohnfern nördlingen mitt einer Kugel durchschossen und sein Leben vor dem feindt dem (Sic) 3. August 1645 Ritterlich gelassen, dessen Seel Gott genadig und barmhertzig sein wölle. seines Alters im 48. Jahre."



Ingolstadt.

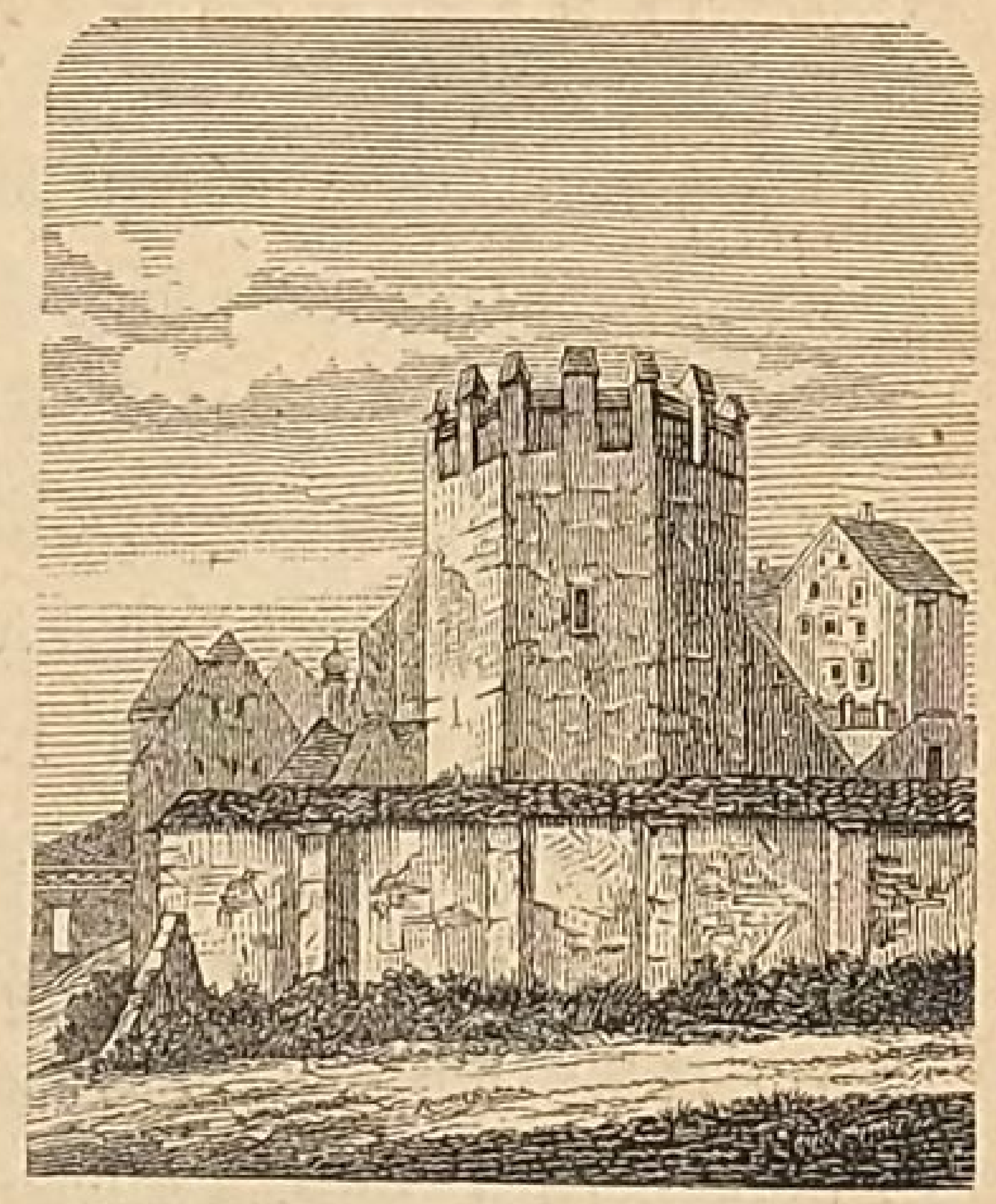
Dieses Grabmal findet sich in der unteren Stadtpfarrkirche der alten baierischen Hauptfestung Ingolstadt, vorn im Chore, beinahe in der Mitte, etwas weiter gegen die Evangelienseite auf dem Boden, also ohne Zweifel auf dem Grabe selbst. Es ist aus Erz gegossen, vollkommen rund. Die obere Hälfte nimmt das von Löwen getragene Wappen ein; ein einfaches Kreuz und auf den Helmen Getreideähren, das Ganze hinsichtlich des Kunstwerthes unter der Mittelmäßigkeit.

In der Todten-Matrikel der Ingolstädter unteren Pfarrei zu St. Moritz findet sich Folgendes:

„4. September 1645.

In parochiali ecclesia nostra Mauritiana cum Solenni pompa funebri Sepultus est Perillustris ac Generosus Dominus Franciscus L. B. de Mercy, Dominus in Mandre et Collenburg Generalis campi. Marescalcus et Ingolstadianae urbis Praefectus, qui tertio die Augusti in proelio gloriosus milos occubuit."

„Ingolstadt hatte Mercy's Sieg bei Mergentheim und Herbsthausen und den Einzug seiner vielen stattlichen Gefangenen, worunter die zwei feindlichen Generale Schmiedberger und Rosa, am 20. May 1645 durch Tedeum, Kanonendonner und Geläute aller Glocken gefeiert. Allzubald aber (3. September) folgte der Einzug seiner Leiche."



Gefängnißthurm der Agnes Bernauer. (Seite 115.)

Der erneuerte deutsche Florus Wassenberg und das Theatrum europaeum schildern Mercy's Feldzüge ziemlich umständlich, desgleichen O. Cahill's Geschichte der größten Heeresführer. Beide liefern Pläne der Schlachtgegend. Bei beiden Plänen ist Folgendes zu bemerken: Im Plane des Theatrum muß der Berg hinter dem Schloß Allerheim, am linken Flügel der Baiern, nicht der „Hünenberg", sondern „Spitzberg" heißen und im Plane von O. Cahill ist der Berg auf dem rechten Flügel der Baiern „Weinberg" und das Dorf „Pichel" genannt, es muß aber „Winneberg" und „Böhl" heißen. Auch kommt im Theatrum, p. 786, ein Schloß „Henneberg" vor, welches „Harburg" ist.

In jenem für Deutschland unglückseligsten Jahre 1806, im Jahre des Preßburger Friedens, der Vorenthaltung Braunaus, der Hinrichtung Palm's und der Schlacht von Auerstädt und Jena, stellte ein ansehnlicher Theil des im Oettingischen in Standquartieren aufgestellten Armee-Corps des Marschalls Davoust in einem großen Manöver die Schlacht von Allersheim dar,

und allerdings lag dabei der Plan jener Schlacht zu Grunde. Bei dieser Gelegenheit kam zur Sprache, daß auf dem Felde von Allersheim (wie für Gustav Adolf der Schwedenstein bei Lützen) ein Stein die Stelle bezeichne, wo Mercy gefallen, und darnach fand man auch dort, wo Mercy im Centrum commandirt, einen ungeheueren Sandstein, aber ohne alles Zeichen, nur als man ihn erhob, fand man einen kleinen gemauerten Rost als Unterlage.

Mercy war einer der edelsten Heeresfürsten des dreißigjährigen Krieges, kalten Kopfes, heißen Herzens, anspruchslos für sich, nüchtern, Tag und Nacht wachsam, so streng gegen seine Truppen, daß er bei ihnen durchaus nicht beliebt war, und doch ist wenig von ihm die Rede gewesen. Er machte nichts aus sich und die Fürsten, denen er getreulich diente, standen ihm auch nicht nahe durch ihre Beschränktheit, die er beseufzte, durch ihre Verfolgungswuth, die ihm nicht begreiflich war.

Sein Vorgänger, als Gouverneur von Ingolstadt, war der Feldmarschall Christian Jakob Graf von der Wahl gewesen, der am 31. August 1644 starb.

Mercy's Nachfolger in der Statthalterschaft Ingolstadts war der Feldmarschall Jobst Maximilian Reichsgraf von Gronsfeld aus Geldern. — Er war mit Mercy ein Genosse der schönsten Tage Tilly's gewesen. Von den Hessen gefangen, von der großen Amalia bald befreit, wurde er nach Paris geschickt, um die französische Neutralität und Vermittlung anzusprechen, wie denn Baiern seine Rettung aus den größten Gefahren, seine Consolidation und Vergrößerung nur allein Frankreich verdankte. Als in den letzten Monaten des entsetzlichen dreißigjährigen Krieges Franzosen und Schweden über den Lech hereinbrachen und Baiern zur Wüste machten, als das strengkatholische und Baiern ganz allein seine Rettung dankende Oesterreich keinen Augenblick Bedenken trug, Baiern, die letzte Schutzwehr, sein tapferes Heer unter dem abenteuerlichen Reitersburschen Hans von Werth und Spork durch Bestechung und durch reichsoberhauptliche Avocatorien zu verführen und abwendig zu machen und Maximilian Schwedens lang angedrohter, unversöhnlicher Rache preiszugeben, schrie Alles über Verrath, daß Gronsfeld den Lech so schnell verlassen, welchen Tilly vor sechzehn Jahren mit seinem letzten Blutstropfen geröthet und sterbend nur an Ingolstadts Behauptung und —: „Regensburg, Regensburg“ gedacht hatte.

In welcher Lage Oesterreich gewesen, zeigt am besten, daß es gar keinen General mehr finden konnte und einem Ueberläufer aus Hessen sein letztes, kümmerlich zusammengerafftes kleines Heer vertrauen mußte, — dem Ueberläufer aus Hessen, der seine eigene Fürstin, die hochgesinnte Amalia und ihren kriegserfahrenen Freund, den Sieger von Oldendorf, Herzog Georg von Lüneburg und die Schweden belogen und betrogen, Peter Holzapfel, genannt Melander.

Bei Zusmarshausen verlor er (17. Mai 1648) den Sieg und das Leben. — Mit den in Schrecken versteinerten Trümmern vermochte Gronsfeld freilich nichts weiter auszurichten. Dem gemeinen Geschrei ein Opfer zu bringen, wurde Gronsfeld der Oberbefehl abgenommen, er in München verhaftet und in Ingolstadt, dessen Gouverneur er gewesen, vor ein Kriegsgericht gestellt. Dieses endigte aber sehr schnell, als Gronsfeld des Kurfürsten geheime Ordre aus der Tasche zog, die Truppen zu schonen, vom Lech zurückzuziehen und die Flucht des Hofes zu decken. — Ueber den Vorgang erbittert, trat Gronsfeld ganz in Oesterreichs Dienste. Er stand in Ungarn, in Polen, aber häufiger in diplomatischen Sendungen an die deutschen Höfe und an den Reichstag. Vierzehn Jahre überlebte er den zu Münster und Osnabrück (24. October 1648) geschlossenen westfälischen Frieden und hat ein siebzigjähriges Alter erreicht.

Nach Ingolstadt macht die Donau eine kurze Beuge gegen Süden, wendet sich aber sofort wieder und fließt anfänglich nordöstlich, dann ganz direct nördlich bis nach Regensburg. Von Ingolstadt an ist die Gegend überaus monoton und zeigt nur eine ebene Fläche.

An Feldkirch, Klein- und Groß-Mehring vorbei, gelangt man nach Vohburg, einem Marktflecken von 1500 Einwohnern, mit einem alten Schlosse, einst dem Sitze der Grafen gleichen Namens, welche jedoch schon im 13. Jahrhundert ausstarben; später war diese Burg das Gefängniß der unglücklichen Agnes Bernauer.

Hier herrscht noch heute der schöne alte Gebrauch der Ertheilung des Jungfernpreises, welcher darin besteht: daß tugendhafte arme Mädchen, die sich verehelichen, von der Gemeinde ausgestattet werden. Unterhalb

Vohburg weiter fahrend, kommen wir an Schloß Wackerstein vorbei, welches sich recht pittoresk dem Auge des Wanderers präsentirt.

Nun halten wir an dem Markte Pförring mit 1078 Einwohnern; bekannt ist dieser Ort in der Geschichte dadurch, daß Karl der Große den Baiernherzog Tassilo hier besiegte und ihn des Thrones verlustig erklärte. Oberhalb Pförring, bei Märching vorbei, nimmt die Römerstraße ihren Anfang, welche das Volk den Pfahlgraben nennt. Es war dies ein durch Mauern, Thürme, Gräben und Vorwerke befestigter Wall von mehr als fünfundzwanzig Meilen Länge, der bis an den Rhein reichte, sowie auch die Wehr gegen die nicht unterworfenen Stämme Germaniens und deren Einfälle. Des Kaisers Probus Legionen waren es, welche dies ausgedehnte Bollwerk errichteten.

Das nächste bedeutende Städtchen ist Neustadt mit 1728 Einwohnern und bedeutenden Gerbereien; der Ort wird in Urkunden schon 1272 genannt und war während des dreißigjährigen Krieges vielen Wechselfällen und Drangsalen ausgesetzt. In einem Saale des Rathhauses werden viele alte merkwürdige Waffen und Rüstzeuge aufbewahrt.

Nicht weit von hier liegt Abensberg, mehr landeinwärts, berühmt als Geburtsort des baierischen Geschichtsschreibers Thurnmayr, genannt Aventinus, und als Sitz der einst mächtigen Grafen gleichen Namens. Einer Sage nach soll Babo von Abensberg dem Kaiser Heinrich II. mit zweiunddreißig Söhnen und acht Töchtern, welche vierzig Kinder seinen beiden Ehen entsprossen waren, entgegengezogen sein.

Der Gegenstand dieser Sage wurde vom Altmeister Goethe in einer an seinem siebzigsten Geburtstage geschriebenen Danksagung an seine Freunde benutzt; er wendete sie auf seine eigenen Werke an, spricht dort aber nur von vierundzwanzig Söhnen. Das Gedicht wird nach dieser Erklärung Manchem nun verständlicher sein; es ist in der Gesammt-Ausgabe der Goethe'schen Werke enthalten, möge aber hier eine Stelle finden zur Ergänzung obigen Commentars.

„Sah gemalt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts den Ritter reiten,
Und zu Pferd an seinen Seiten
An die vier und zwanzig kamen;

Sie zum Thron des Kaisers ritten,
Wohlempfangen, wohlgelitten,
Derb und kräftig, hold und schicklich,
Und man pries den Vater glücklich.

Sieht der Dichter nah und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise;
Nicht vom Weg, dem geraden, weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.
Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich, in holder Schöne
Vor den Vater alles Guten
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden."

Der letzte derer von Abensberg wurde 1485 durch Fritz von Frauenberg, im Auftrage des Herzogs Christof, ermordet, und zwar aus Rache. Das Lehen fiel nun als erledigt an das Reich zurück. Wir kehren wieder an das Donau-Ufer zurück und gelangen an den Dörfern Weltenburg und Stausacker vorbei zur Benedictiner-Abtei Weltenburg, die einst zu den glänzendsten Stiften gehörte; der Sage nach soll das Kloster von dem heiligen Ruprecht gegründet worden sein.

An dieser Stelle soll auch die Römerstadt Artobriga oder Valentia gestanden haben, auf dem Berge, der sich hinter den Klostergebäuden erhebt, stand der Tempel der Minerva, den der Heilige in seinem Eifer zerstören ließ und an dessen Stelle das noch jetzt besuchte Wallfahrtskirchlein erbaute — verbürgt ist diese Nachricht nicht, doch findet man noch jetzt viele römische Alterthümer in und um Weltenburg. Eine historisch mehr berechtigte Annahme geht dahin, das Kloster sei um das Jahr 775 durch den Baiernherzog Tassilo gegründet worden; im Laufe der Ereignisse, namentlich aber während des dreißigjährigen Krieges, hatte das Kloster so oft Schaden gelitten, daß es Max Emanuel im neuitalienischen Style herstellen und

umbauen ließ, ebenso wurde die Kirche einem Renovirungsbau unterzogen. Die Kirchenfürsten von Weltenburg aber sind dahin geschwunden wie so manches Mächtige aus alten Tagen und wie auch heute Gewaltiges der Vergänglichkeit geweiht ist, denn nichts ist ewig als die herrliche Gottesnatur; dies sehen wir an dem erhabenen Eindruck, den die mächtigen Felspartien auf uns machen, welche an beiden Ufern, von Weltenburg an, den Strom einrahmen und sich bis unter Kelheim erstrecken. Der Strom hat sich hier durch das Felsengebirge eine Pforte geöffnet, senkrecht steigen die Steinwände aus dem Flusse bis zu achtzig Klafter Höhe empor. Die vom Strom, dem Wetter und Elementar-Ereignissen gespaltenen Felsen, welche auch durch die Zeit an vielen Stellen verwittert sind, zeigen die mannigfachsten, oft ganz eigenthümlichen Formen — überdies werden ihre Zinnen an vielen Stellen von Burgruinen und alten Schlössern gekrönt. An diese eigenthümlich gestalteten Felsengruppen hat der Volksmund vielerlei Sagen geknüpft und die Felsen dem entsprechend mit Namen belegt. Tiefe Stille herrscht in diesem Engpaß, und nur der Schall des Ruderschlages und die Rufe der Schiffer brechen sich an den Wänden in oft wiederholtem Echo. Der düstere Charakter des Engpasses nimmt nun ab und nachdem das Nürnberger-Thor am linken Ufer der Donau passirt ist und man an dem Klösterl vorbeikam, welches ehedem eine Einsiedelei war und nun ein Ausflugsort ist, gelangt man nach Kelheim. Hier mündet der Ludwigs-Canal und die Altmühl in die Donau, es ist also der Punkt, an dem die letztere mit dem Rhein verbunden erscheint, und dies verleiht der kleinen Stadt, die nur 2824 Einwohner zählt, erhöhte Wichtigkeit. Die Altmühl ist die Almona der Römer und der Ludwigs-Canal die Realisirung eines schon vor tausend Jahren gefaßten Gedankens, den in's Werk zu setzen der Neuzeit vorbehalten blieb. Bevor wir auf das Geschichtliche Kelheims und auf die Beschreibung der Donau-Rhein-Verbindung übergehen, wollen wir hier ebenfalls eines Baues der Neuzeit gedenken. Es ist dies die Befreiungshalle.

Am Tage nach der Eröffnung der Walhalla (die wir an ihrer Stelle beschreiben werden), das ist am 19. October 1842, legte König Ludwig den Grundstein zu dieser Halle auf dem Michelsberge ober Kelheim. Die Befreiungshalle ist dem Andenken an Deutschlands Erhebung

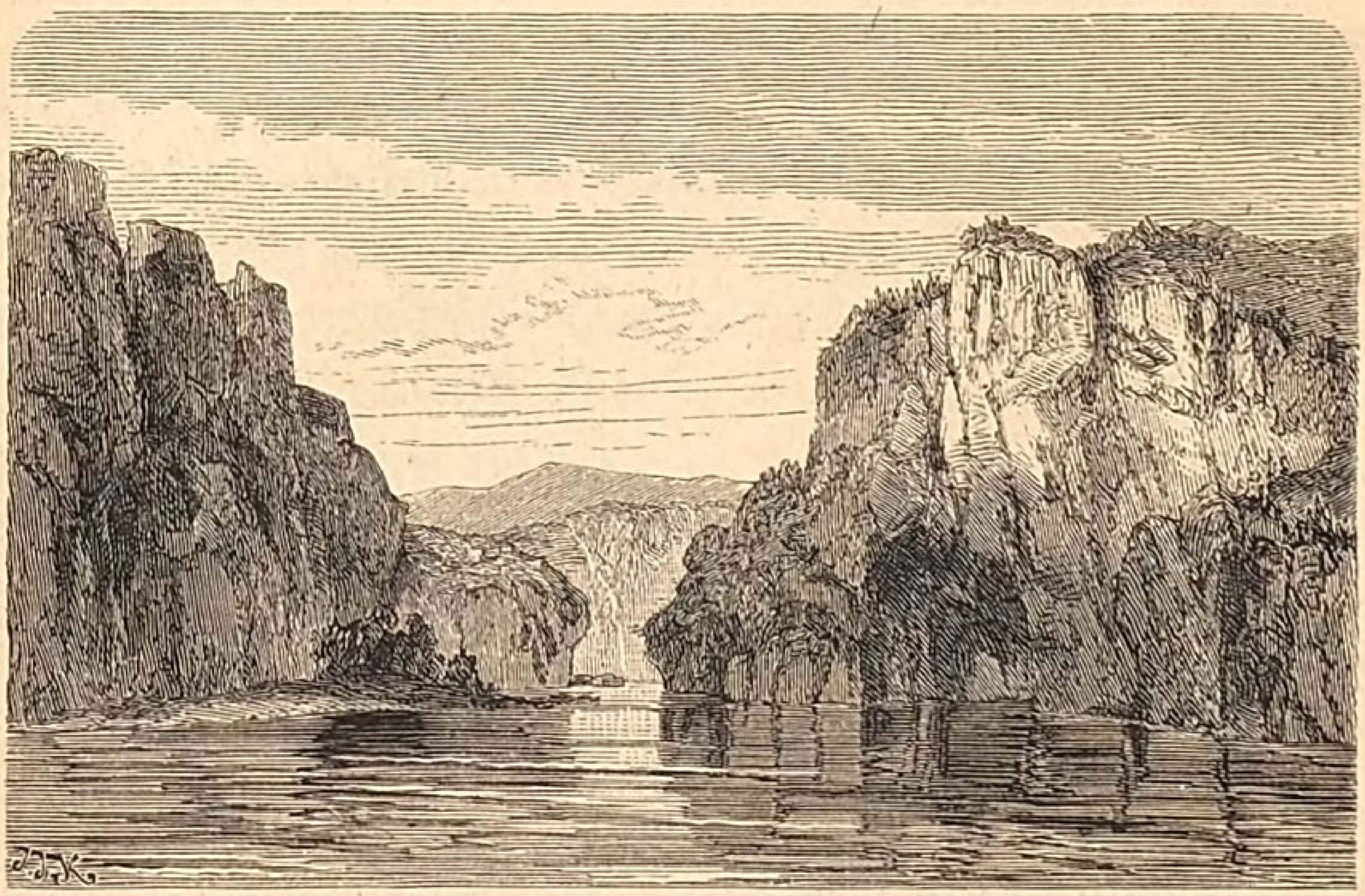
zu Anfang dieses Jahrhunderts gewidmet, wurde vom Architekten Gärtner entworfen und unter Klenze's Bauführung vollendet. Sie wurde am fünfzigjährigen Gedächtnißtage der Schlacht bei Leipzig, am 18. October 1863, eröffnet.

Dieser Ehrentempel vaterländischen Ruhmes ist eine riesige, hochaufstrebende Rotunde von 174 Fuß Durchmesser, 204 Fuß Höhe und von einer kunstvollen Kuppel überragt, welche eine Spannweite von 101 Fuß hat. Zur Verewigung des Datums des 18. October bildet die Zahl 18 die immer wiederkehrende Grundzahl in der architektonischen Gliederung und Ausschmückung dieses Baues. So umgeben auf der äußern Terrasse 18 Candelaber die Halle, auf den 18 Streben stehen in halber Höhe 18 Colossal-Victorien, jede 20 Fuß hoch, welche Schilde mit den Namen von 18 deutschen Volksstämmen tragen. Auch im Inneren kehrt die Zahl 18 wieder. Auf 17 vergoldeten Erzschilden stehen die Namen von Schlachten und Gefechten, der 18. Schild mußte entfallen, da an dieser Stelle die Eingangspforte ist; dagegen prangen weiter oben die Namen von 18 Feldherren und über der inneren Säulengalerie die Namen von 18 eroberten Festungen. Von der äußeren Galerie hat man eine lohnende Fernsicht in das Donau- und Altmühlthal.

Nun übergehen wir auf die Geschichte dieses schon im Jahre 1066 unter dem jetzigen Namen urkundlich genannten Ortes; derselbe soll schon von den Kelten gegründet, damals K e l t e g e geheißen haben. Die Wittelsbacher, denen diese Gegend zu eigen war, machten sie zu ihrem Lieblingsaufenthalte, Otto V. erweiterte das Schloß und kann, sozusagen, als Gründer der Stadt betrachtet werden. Hier war es, wo Kaiser Friedrich I. im Jahre 1156 den Streit zwischen Heinrich dem Baier und Heinrich dem Löwen schlichtete, wobei Oesterreich von Baiern unabhängig wurde. Im dreißigjährigen Kriege eroberte Bernhard von Weimar diese Stadt. Noch mehr aber litt die Stadt in den Kriegen des vorigen Jahrhunderts, während welcher die Bevölkerung die feindliche Garnison überrumpelte. Die Kaiserlichen nahmen jedoch bald wieder die Stadt mit Sturm und hausten fürchterlich. Die Anstifter der Empörung vom 13. September, an der Spitze der Metzgermeister Kraus, wurden nach Ingolstadt geschleppt und dort geviertheilt.

Den Marktplatz Kelheims zieren jetzt die von Halbig gemeißelten Standbilder der Könige Ludwig I. und Maximilian II., derjenigen Monarchen, welche nicht nur für diese Stadt, sondern für Baiern im Allgemeinen unvergleichlich viel thaten. Kelheim, welches einen bedeutenden Handel mit lithographischen und Fliesplatten treibt, ist auch bekannt durch den Bau seiner großen Holzschiffe, oft bis zu 120 Fuß lang, welche unter dem Namen „Kelheimer" bekannt sind.

Wie wir schon oben erwähnten, hatte schon Karl der Große den



Stromenge bei Weltenburg. (Seite 118.)

Gedanken gefaßt, den Rhein mit der Donau zu verbinden, und läßt ihn auch die Volkssage zu Wasser von Regensburg nach Frankfurt am Main reisen; thatsächlich fand aber diese Fahrt, welche wir weiter unten schildern, erst im Jahre 1867 statt. König Ludwig I. von Baiern war es, der das Werk nicht nur aufnahm, sondern auch glücklich zu Ende führte, so daß der Canal im Jahre 1846 dem Schiffsverkehre übergeben werden konnte. Seine Länge beträgt mit Einbeziehung verschiedener Flüsse 24 Meilen, der Wasserstand im Durchschnitt 5 Fuß Tiefe.

Hier halten wir nun für angezeigt, eine Fahrt zu schildern, welche zu dem Zwecke unternommen wurde, den Beweis zu führen, daß man mit

Benützung des Ludwigs-Canals thatsächlich zu Wasser von der untern Donau bis in's Herz Frankreichs gelangen könne. Wir lassen den betreffenden Bericht hier im Wortlaute folgen:

„Von Buda-Pest nach Paris zu Wasser. — Während der 1867er Ausstellung zu Paris fuhr Graf Edmund Széchenyi mit seinem Miniatur-Dampfer „Hableány", die „Tochter der Wellen", von Buda-Pest nach Paris durch die zahlreichen Flüsse, Canäle und Schleusen, und wurde das kleine Fahrzeug am Seine-Ufer angestaunt. Wohl ist die Fahrt gelungen, doch war sie mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß sie kaum Nachahmer finden, noch aber so bald praktische Anwendung im Allgemeinen haben dürfte. Vor der hier erwähnten war die längste directe Stromfahrt die von Rotterdam nach Pest, welche ein Schleppkahn machte, der seiner Zeit (1845) Kettenglieder der Buda-Pester Kettenbrücke brachte. Praktisch nachgewiesen ist somit die Möglichkeit, vermittels des Ludwigs-Canals vom Osten Europas den fernsten Westen auf der Wasserstraße zu erreichen.



Volkstracht um Weltenburg.

Wir bringen mehrere Ansichten aus dem Altmühlthal, welches auf einer solchen Fahrt passirt wird, und geben nun eine kurze Beschreibung der Fahrt der „Tochter der Wellen", welche eigens für diese Fahrt in England erbaut wurde. Die Länge des kleinen Dampfers beträgt 60, die Breite 12 Fuß, die Maschine hatte 6 Pferdekräfte und ging derselbe vollbeladen nur 17—18 Zoll tief. Die Fahrt begann am 6. April 1867 und dauerte 32 Tage.

Am 28. April war das Schiffchen in Regensburg und fuhr Nachmittags weiter, wobei der Dampfer durch die Ungeschicklichkeit der Schiffzieher in das Tau eines Schleppkahnes verwickelt wurde. Abends $^1/_2$8 Uhr

lag der Dampfer bei Kelheim im Hafenbassin des die Donau mit dem Main verbindenden Canals. Am 29. wurde von der Centraldirection des Canals die Erlaubniß erlangt, denselben mittelst des Dampfers befahren zu dürfen; um ½11 Uhr Vormittags begann die Fahrt, und nachdem die vierte und fünfte Schleuse passirt war, fuhr man auf dem etwa 70 englische Fuß breiten, 5—6 Fuß tiefen Fluß Altmühl, der ein schönes, gleichmäßiges Bett hat; so dauerte die Fahrt bis zur Schleuse Nr. 6, nach welcher erst der eigentliche Canal beginnt — noch am selben Tage fuhr die „Hableány“ durch die siebente Schleuse und übernachtete bei dem Orte Bergheim. Nachdem am 30. die Fahrt Morgens ½6 Uhr angetreten wurde, versah man sich um ¼10 Uhr im Städtchen Neumarkt mit neuem Kohlenvorrath. Mittags wurde die Fahrt fortgesetzt und gelangte man an demselben Tage bis zur Schleuse 65. Am 1. Mai setzte sich der Dampfer schon um 5 Uhr Morgens in Bewegung, um 8 Uhr erreichte er Nürnberg, wo man drei Stunden weilte. Abends 8¼ Uhr legte die „Wellentochter“ in Bamberg an. In dem Becken vor der dortigen Schleuse wurde übernachtet — und am 2. Mai, Morgens 6 Uhr, in die Rechnitz eingefahren; nach einer kurzen Strecke überging das Schiff wieder auf den Canal; vor demselben aber ist eine Barre von 4—5 Klaftern Breite mit sehr bedeutendem Gefälle, über welches der Dampfer mittelst Seilen geschleppt werden mußte, was nicht ohne Schwierigkeit ging. Endlich um ½8 Uhr Morgens gelangte man in den lieblichen sanften Main. Hier ging's nun lustig stromabwärts, und um 11 Uhr war man schon vor Schweinfurt, hier war abermals eine Barre zu überwinden; Abends 6 Uhr legte man in Würzburg an. Von da an mußte aber der Weg mittelst Lotsen gefunden werden, bis man nach Passirung der Schleuse Nr. 107 in den unteren, wirklich schiffbaren Stromlauf des Mains gelangte.

Am 3. Mai fuhr der kleine Dampfer ohne Aufenthalt bis Abends nach 7 Uhr, um welche Stunde Frankfurt erreicht wurde. Hier gönnte sich die kleine Argonautenschaar einen ganzen Rasttag. Am 5., Vormittags ½11 Uhr, bestiegen nebst der Schiffsequipage noch Dr. Karl Wagner, Redacteur des „Frankfurter Journals“, und der Bankier C. Pillat den Dampfer und fuhren bis Mainz mit, wo dieselben als Ciceroni dienten.

Am 6., Morgens 5¼ Uhr, mit gut ausgerasteter Mannschaft und in guten Zustand versetztem Schiffe wurde in den viel besungenen Vater Rhein eingebogen, und nun ging's stromaufwärts gegen Straßburg. Nachmittags 3 Uhr mußte in Mannheim angehalten werden, denn die dortige Schiffbrücke wird zum Durchlaß nur über Bewilligung der großherzoglich badischen Behörde geöffnet; die Erwirkung dessen dauerte so lange, daß die Fahrt erst Abends 8¼ Uhr fortgesetzt werden konnte; so gelangte man eine Viertelstunde nach Mitternacht nach Speyer.

Am 7. Mai ging's weiter, und mußte Nachmittags 4 Uhr von Neyburg an wieder ein Lotse genommen werden. Von da an ist der Rhein kaum mehr zu befahren, so stark ist die Strömung, so zahlreich sind die Sandbänke, flachen Auen und Inseln, daß nur der ortskundige Lotse durchzukommen vermag. Abends 5¾ Uhr wurde am badischen Ufer angelegt, um die Kesselrohre zu reinigen, um 8¼ Uhr wurde bei Wintersdorf, ebenfalls an der badischen Seite, zum Uebernachten verankert.

Am 8. Mai, ebenfalls 5¼ Uhr Morgens, eben als man das Schiff in Gang setzen wollte, sprang das Glas des Wasserstandzeigers und entströmte der Dampf mit vielem Geräusch. Bis 9 Uhr gelang es, den Schaden wieder so weit herzustellen, daß die Fahrt fortgesetzt werden konnte.

Doch des Schicksals Mächte hatten es anders beschlossen — um ½12 Uhr Mittags sprang das zweite Manometerglas, und darum mußte am französischen Ufer bei Fort Saint Louis angelegt werden. Hier zerbrachen bei den Versuchen die Reservegläser, und nun blieb nichts Anderes übrig, als auf einem ziemlich miserablen Bauernwagen nach dem drei Stunden entfernten Bischwiller zu fahren, wo glücklicherweise in einer Fabrik die nöthigen Gläser zu haben waren. Noch während der Nacht fuhr man nach Fort Saint Louis zurück, und es gelang auch, die Reparatur vorzunehmen.

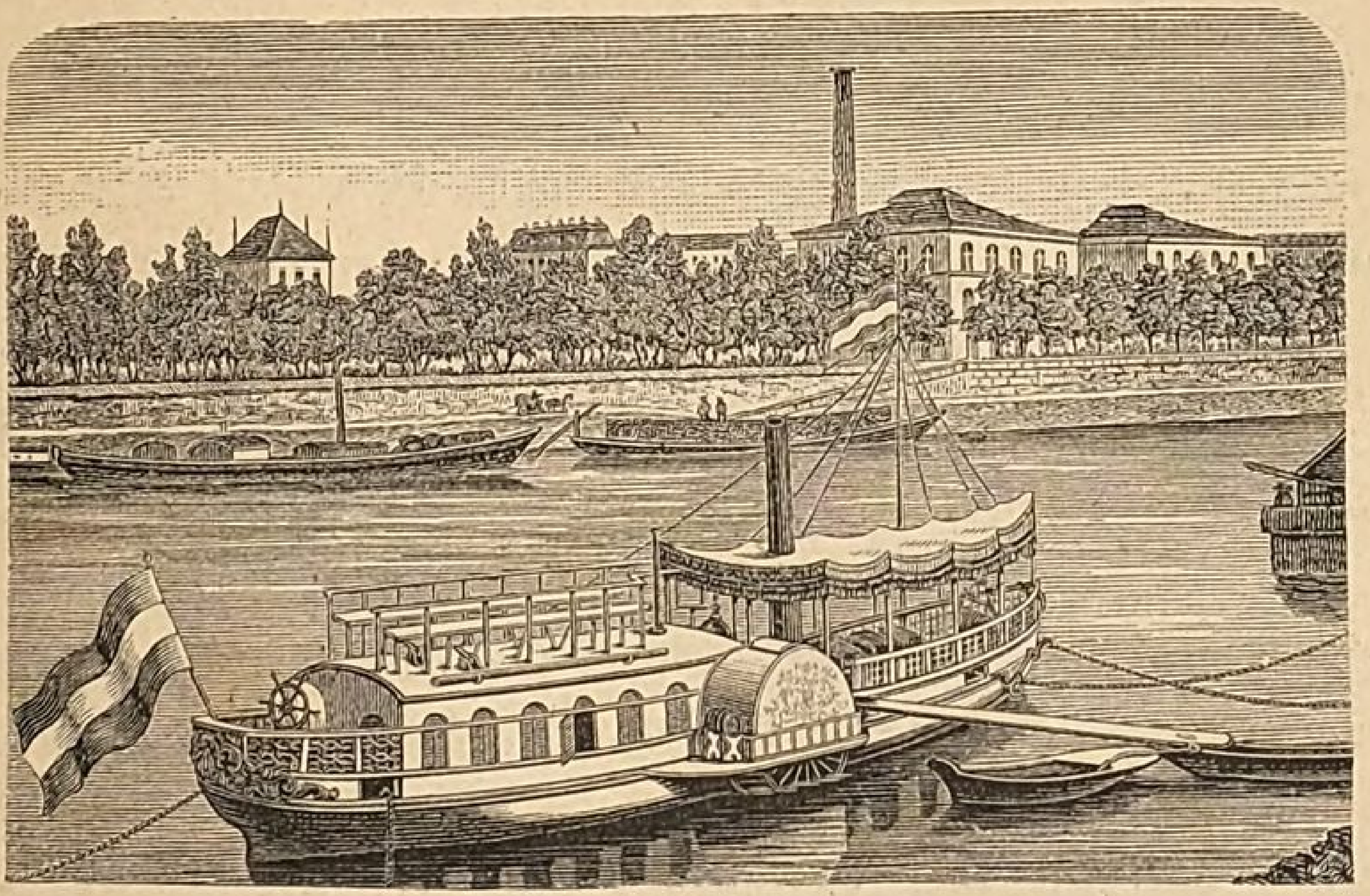
Am 9. Mai, Morgens 5½ Uhr, ging die Fahrt an, und gelangte man um 3¼ Uhr Nachmittags bei Straßburg in die Mündung des französischen Canals. Von da an ging es ohne Störung bis an die Seinebrücke." Dies die kurze Schilderung der interessanten Fahrt, welche in diesem Jahrhunderte zum ersten Male gemacht wurde.

Aus dieser Fahrtschilderung ersehen wir zugleich den Lauf dieses Canals, der 69 und 25 Schleusen zu beiden Seiten hat. Sein höchster Punkt liegt 630½ Fuß höher als Bamberg und 270¾ Fuß höher als sein Mündungspunkt in die Donau.

Das Altmühlthal, das reich an Naturschönheiten ist und welches oben erwähnt war, wollen wir bis Riedenburg schildern, denn weiter hinaus ist es für einen Donau-Ausflug denn doch schon zu entfernt. (Die Illustrationen Brunn und Riedenburg im Altmühlthal veranschaulichen die Schönheiten dieser Gegend.) Der Weg von Kelheim bis Riedenburg führt stets längs des Canals, oder richtiger gesagt, längs der schiffbar gemachten Altmühl hin. Am rechten Ufer kann man bis Au die Spuren der bereits erwähnten Römerschanzen verfolgen; gegenüber an der Felswand des linken Ufers öffnet sich der Eingang in das Schulerloch, eine ausgedehnte, noch nicht ganz durchforschte Tropfsteinhöhle; dieselbe sollte nie ohne Führer besichtigt werden, da sie viele Gänge und Kammern hat, in denen man sich leicht verirren kann. An Schelleneck, Alt- und Neu-Essing vorbei, gelangt man nach Brunn, mit einer auf vorspringendem Felsen höchst malerisch gelegenen alten Burg; einst Besitzthum derer von Fraunberg — jetzt königlich. An der östlichen Wand sieht man ein sich bäumendes Roß in rothem Felde, in colossaler Dimension, dasselbe ist bekannt als „weiße Gurre", als Wappen der Gurren von Haag, welches durch Erbfolge auf eine Linie der Fraunberger überging. In diesem Schlosse entdeckte 1575 der Historiograph Dr. W. Hundt eine Handschrift des Nibelungen-Liedes, die noch als „Prunner-Codex" (nach damaliger Schreibart) in der königlichen Bibliothek zu München aufbewahrt wird.

Die Straße geht über Aicholding, mit einem uralten romanischen Kirchlein, Neuenkersdorf, welches ehemals Eisenhammer war und nun Holzstoff-Papierfabrik ist, nach dem Markt Riedenburg, welches am rechten Ufer der Altmühl sich höchst malerisch präsentirt, und zwar zwischen drei Burgen. Südlich das Schloß Rosenburg auf waldiger Höhe, hier ist das königliche Rentamt; dann folgt die Ruine Rabenstein, nördlich überragen die Reste des Schlosses Tachenstein das Städtchen.

Nach diesem Ausfluge an die Altmühl kehren wir zur Donaufahrt zurück und begegnen am linken Donau-Ufer auf einem Berge die Colonie Neu-Kelheim, welche ihre Anlage einem höchst eigenthümlichen Testamente verdankt. Ein Edelfräulein von Pürckhammer vermachte die Hälfte des dortigen Waldes „allen guten Gesellen", und es wurde gar lange darüber gestritten, wer denn wohl die Erben seien. Endlich wurde durch eine Commission der Zwist dahin entschieden, daß 1500 Tagewerke an fleißige Arbeiter vertheilt wurden. Die Colonie blühte rasch auf und zählt gegenwärtig 664 Seelen.



„Hableány."

Die Donau fließt von da ab in gerader östlicher Richtung und erreicht bald die drei Dörfer Saal, und zwar Herrensaal am linken, Obersaal und Postsaal auf dem rechten Ufer.

Die Straße war hier ehedem sehr gefährlich, indem auf der einen Seite die Donau sehr oft übertrat, auf der andern Seite aber eine verwitterte Felswand mit dem Einsturz drohte, dabei hatte die Chaussée nur eine Breite von 12 Fuß.

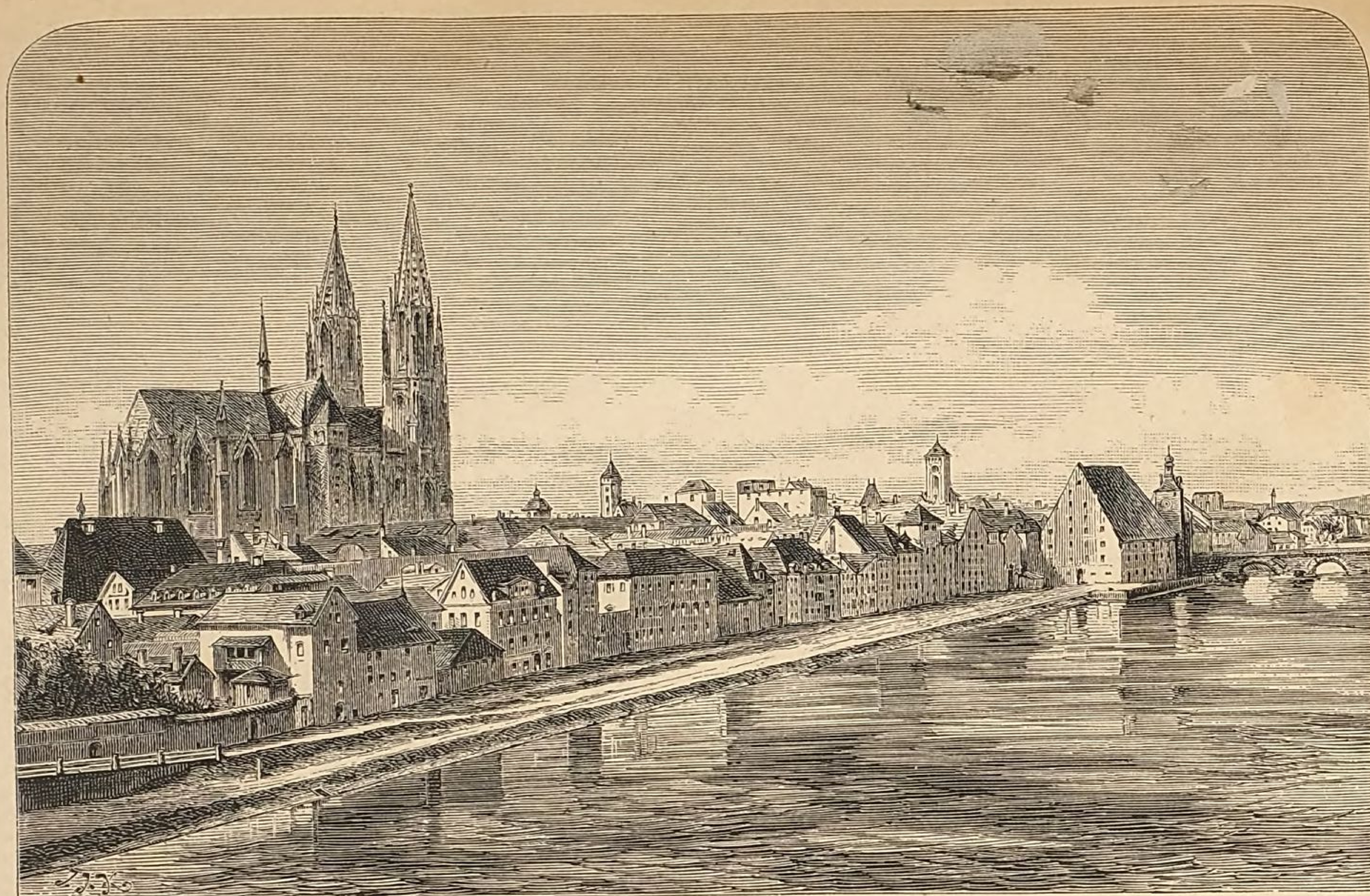
Der damalige General-Baudirector Adrian von Riedl sprengte 1797 die Gefahr drohende Felswand, benützte die Sprengstücke und Trümmer zur Erhöhung und Erweiterung der Straße, welche nun gefahrlos und sicher parallel mit der Donau läuft, an den Orten Alkofen, Poikham,

Lengfeld vorbei, bis zum Markte Abach. Kurz vor diesem Orte hat der genannte Baumeister ebenfalls Sprengungen vorgenommen. Der glücklich gelungenen Beseitigung der lebensgefährlichen Stellen und der Ausführung dieses Straßenzuges zum Andenken wurde das Löwen-Monument errichtet. Die am Felsen angebrachte Platte führt die nachstehende Inschrift:

„CAROLO THEODORO C. P. R. BOIORUM DUCI ELECTORI OPTIMO PRINCIPI EVERSA DETECTA IMMINENTIUM SAXORUM MOLE LIMITE DANUBIO POSITO STRATA A SAAL AD ABACH VIA NOVA MONUMENTUM STATUI CURAVIT JOS. AUG. TOERRING AER. BOIC. PRAEFECT. MDCCCVI C.“

Abach ist höchst wahrscheinlich das Abundiacum der Römer und liegt am rechten Ufer der Donau. Dieser Ort kömmt schon sehr zeitlich in den Documenten der christlichen Aera vor und zählt gegenwärtig 925 Einwohner, ist daher einer der wenigen Orte Niederbaierns, die im Rückgange begriffen sind, denn noch vor dreißig Jahren zählte das Städtchen 1400 Einwohner. Das einst mehr besuchte Wilderbad ist jetzt sehr vernachlässigt. Außer dem oben erwähnten Löwen-Monument besitzt der Ort noch an Merkwürdigkeiten einen von den Römern erbauten Wachtthurm und die wenigen Ueberreste des Bergschlosses Heinrichsburg. Es war dieses Schloß Aufenthaltsort Heinrich's II. von Baiern, der von hier aus täglich nach Regensburg zu Fuß gepilgert sein soll, um zu Sanct Emmeram dem Gottesdienste beizuwohnen. An der Regensburger Straße zeigt man noch das Kreuz, an dem der Baierherzog gerastet haben soll. In späterer Zeit hatten Karl V. und der Baiernherzog Wilhelm hier eine Zusammenkunft. Im Jahre 1632, während des dreißigjährigen Krieges, stürmten die Schweden vergeblich den Ort; die 7 Fuß dicken Mauern schützten die Bewohner und der in den Felsen gebohrte 144 Fuß tiefe Brunnen bewahrte sie vor Wassermangel.

Es ändert hier die Donau ihren Lauf und wendet sich in starken Krümmungen gerade nach Norden, bis sie Regensburg erreicht. Am rechten Donau-Ufer gelangen wir nach Oberndorf. Dieser Ort ist dadurch berühmt, daß Otto von Wittelsbach, der Mörder Kaiser Philipp's, sich im Jahre 1208 hier verborgen hielt, von des ermordeten Kaisers Marschall Heinrich Calatin, genannt der Pappenheimer, aufgefunden und getödtet wurde. Der Kopf



3.

Regensburg.

Otto's wurde vom Körper getrennt und in die Donau geworfen, der Rumpf des Mörders blieb unbeerdigt auf einem Felsen liegen, der noch heute der Mörderstein genannt wird. Der Strom berührt fortan folgende Ortschaften: Gundelzhausen, Lochstadt, Mading, Sinzing, Stigling, Klein- und Groß-Prüfening (ein ehemaliges Kloster), Maria Ort, Esterzhausen.

Die Donau fließt nun zwischen immer mehr sich erweiternden Ufern, bis sie in eine offene Ebene tritt und hier Regensburg mit dem gegenüber liegenden Stadt am Hof erreicht.

Es giebt keinen Ort, dem so vielerlei, theils wirkliche, theils fabelhafte Namen beigelegt wurden, wie Regensburg. Der älteste, vorrömisch-keltische Name ist Radasbona, dessen Bedeutung aber, trotzdem über die verschiedenen Namen Regensburgs neuerlich viel geschrieben wurde, noch unaufgeklärt ist.

Das daraus entstandene latinisirte Ratisbona überging dann in alle romanischen Sprachen. Schon die ältesten Chroniken beschäftigen sich mit der Vielnamigkeit Regensburgs; Michael Behaim schreibt in seiner Chronica und Geschichte im Jahr 1465:

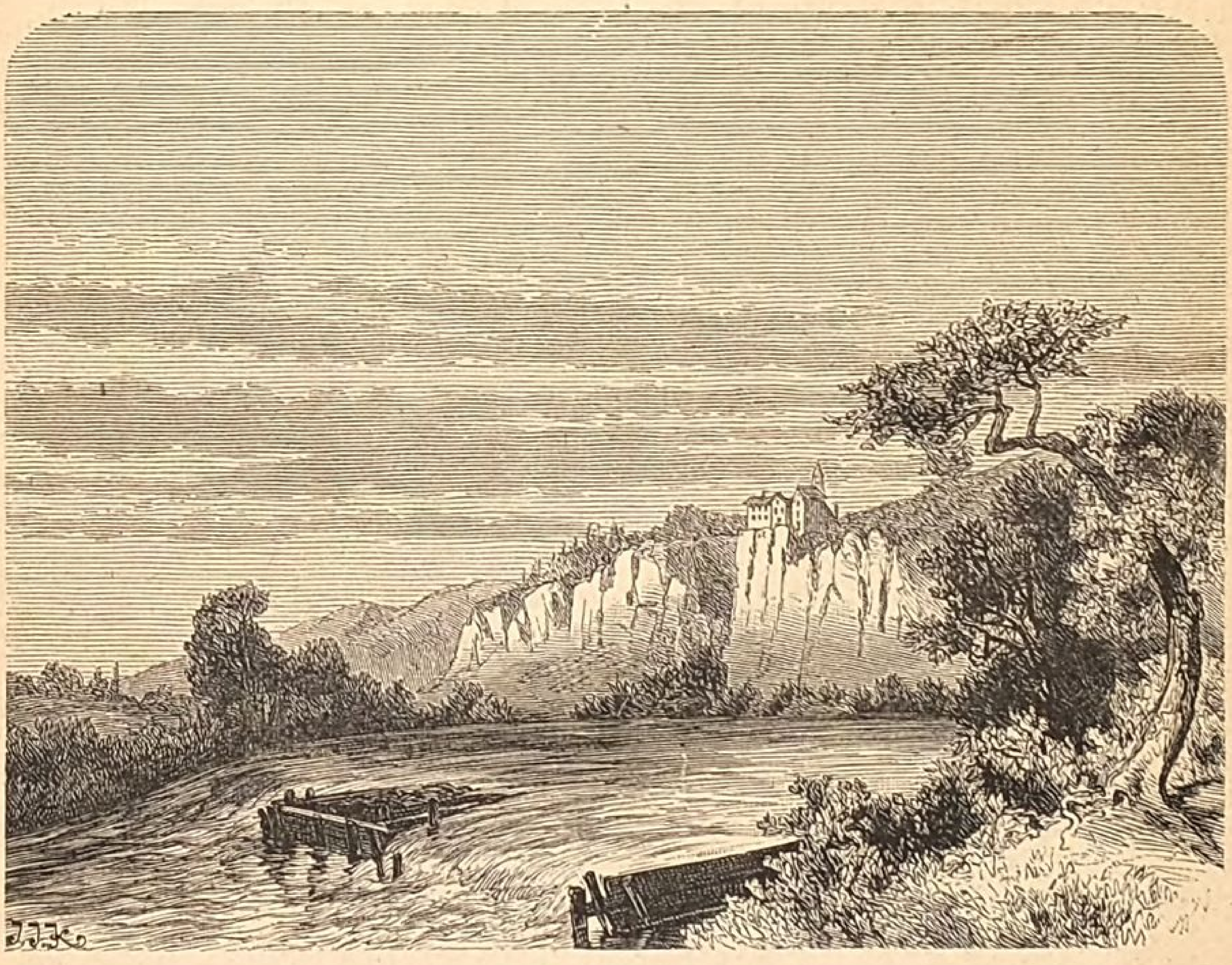
„Augustus buwet ein Stat dan
Die er haißet Rengensporge
Ein Stat fur not vnd sorge.
Nach der zyt da tod was christus
Bawet sie großer Tyberius
Und nant si Tiberinia,
Darnach wart ir nam Quadrata
Fürbas Hyatopolis,
Auch mer Reginopolis,
Zu dem nant man si Germershaim,
Als ich inn der chronik hab gemain;
Auch was ir nam Ymbripolis
Ratispona so hiesz auch diesz,
Das nun teutsch alsande
Regenspurg ist genande."

Es würde zu weit führen, all' die Namensversionen der Chronisten hier anzuführen, der Curiosität halber aber führen wir an, daß es deren siebenundzwanzig Lesarten giebt. Daß sich die Chronisten schon mit dem Namen allein so sehr befassen, ist ein Beweis für die Wichtigkeit der Stadt, die denn auch eine höchst merkwürdige geschichtliche

Vergangenheit hat. Regensburg gehört zweifelsohne zu den ältesten Wohnorten Deutschlands.

„Regensburg liegt gar schön; die Gegend mußte eine Stadt herbeilocken," schrieb Goethe, als er 1786 die altehrwürdige Donaustadt auf seiner Reise nach Italien besuchte.

Die für den Handel und Schiffverkehr, für Vertheidigung und kriege-



Brunn im Altmühlthale. (Seite 124.)

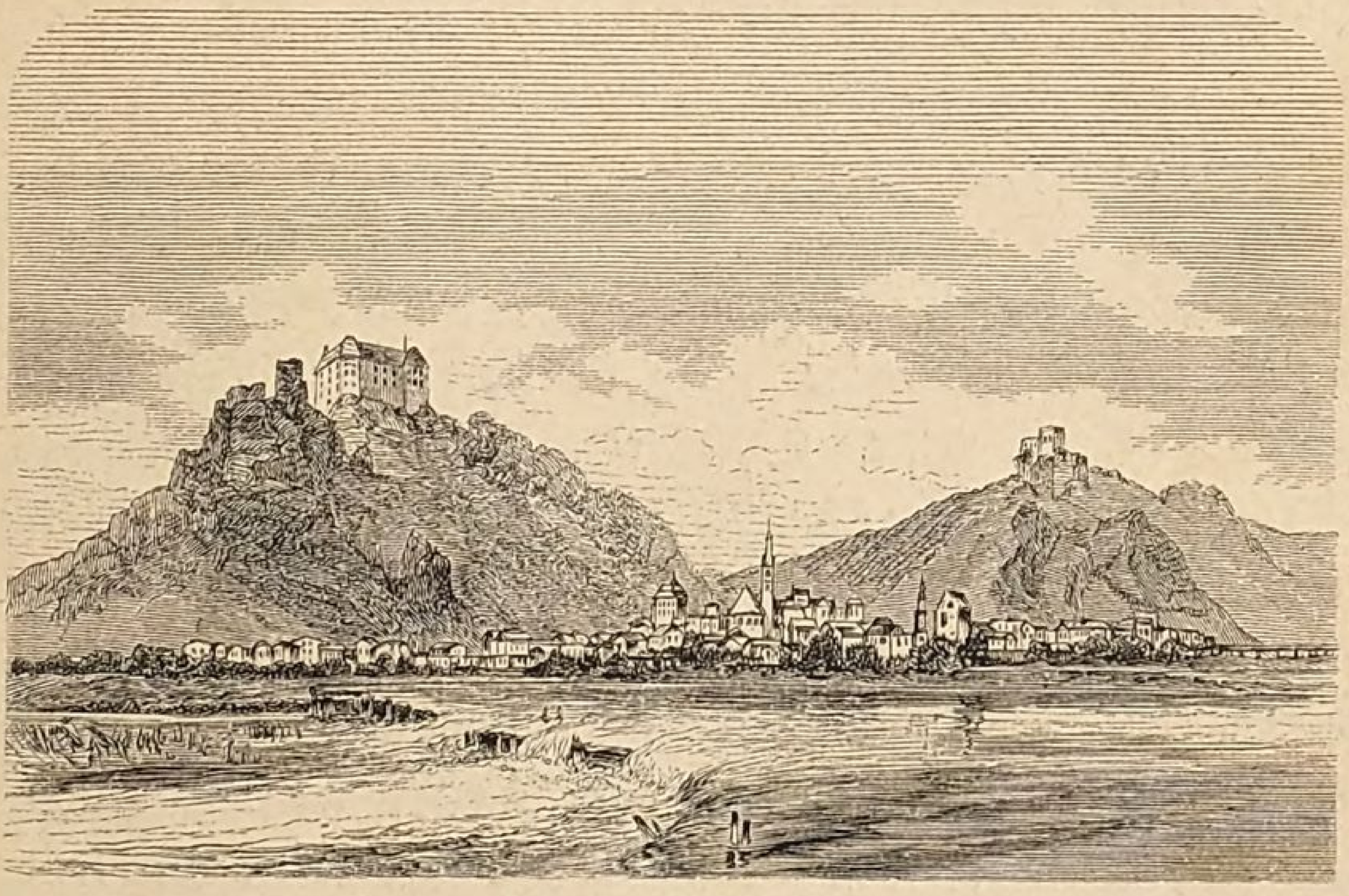
rischen Angriff so äußerst günstige Lage an der nördlichsten Beuge der Donau, gegenüber der Einmündung des schiffbaren Regen, das angenehme Klima und der Reichthum an Bodenerzeugnissen haben wohl schon die Urbevölkerung des Landes zu fester Ansiedlung an dieser Stelle bestimmt.

Ueber die Erbauung der Stadt durch die Römer im Jahre 14 v. Chr. G. herrschen wohl nur Combinationen, obgleich die reichsstädtischen Behörden das Andenken an diese durch nichts festgestellte Begebenheit durch Prägung von Denkmünzen feierten, welche die Unterschrift trugen:

„Regensburg erbaut 14 Jahre vor der Geburt Christi."

Auch poetisch wurde schon in ältester Zeit Tiberius oftmals als Erbauer Regensburgs genannt; so heißt es unter Anderem in der Kaiserchronik:

„Dô er (Tiberius) die heiden alle betwanc,
dô vuor er in diutisk lant.
er quam zuo einem Wazzer, heizet Tunouwe
dâ greif er wol zu bûowe,
eine stat worcht er dâ
geheizen Tiburniâ
nu heizit sie aber Ratisponâ."



Riedenburg. (Seite 124.)

Doch können wir hier nicht alle poetischen Denkmale über Regensburgs erste Entstehungsgeschichte verfolgen, und halten uns lieber an die wenigen positiven Nachrichten, die hierüber vorliegen.

Bekannt ist, daß das südliche Donau-Ufer gegen 400 Jahre unter den Namen Vindelicien, Rhätien und Noricum unter römischer Herrschaft verblieb.

Vom Aufenthalte der Römer hier, in deren wichtigster Stadt des „zweiten Rhätien", zeugen noch gewaltige Ueberreste der alten Stadtmauern und vielfache Funde innerhalb der Stadt sowohl, als auch auf den römischen Begräbnißplätzen, besonders auf jenen im Süden der Stadt. Vorgefundene

Inschriften belehren uns, daß hier die III. italienische Legion zum Theil mit anderen Truppenabtheilungen lag, wir haben sogar in dem Grabsteine einer Märtyrerin den Beweis, daß schon zur Römerzeit das Christenthum hier verbreitet gewesen. Die erste urkundlich geschichtliche Nachricht über die Stadt kam erst im Jahre 1876 zu Tage durch das Auffinden der Fragmente einer Thorinschrift, welche den Kaiser Marc Aurel als den Erbauer (wird wohl richtiger sein, Wiederhersteller) der Stadtbefestigung nennt. Fügen wir noch bei, daß Regino als Marschstation in den römischen Itineraren erscheint, so haben wir die positiven Daten damit erschöpft.

Regensburg wurde von den Fluthen der Völkerwanderung gar bald weggeschwemmt, dies beweist, daß die Notitia utriusque imperii (das um 408 n. Chr. zusammengestellte Staatshandbuch der byzantinischen Kaiser) als Standquartier des Präfecten der III. italienischen Legion nicht mehr Castra regina, sondern Vallatum nennt, einen Ort oberhalb Regensburg, hinter der sogenannten Teufelsmauer. Ueber die Schicksale der Stadt nach dem Abzuge der Römer, unter der wechselnden Herrschaft der Alemannen, Ostgothen, unter deren König Dietrich von Bern ist keine Kunde auf die Neuzeit gekommen.

Tiefes Dunkel waltet bis in's 6. Jahrhundert, wo es dann etwas zu dämmern beginnt, und Regensburg als die Hauptstadt der Bajuwaren genannt wird, und war dann Sitz eines Herzogs aus dem Hause der Agilolfinger unter der Oberhoheit der fränkischen Könige. Das Christenthum, welches in dieser Gegend wohl nie erlosch, kräftigte sich auch zusehends, namentlich durch den heiligen Rupert; im 7. Jahrhundert wirkten die aus Franken hierher gekommenen Bischöfe Emmeram und Erhardt, bis der heil. Bonifacius, der Apostel Deutschlands, 739 das Bisthum Regensburg gründete, welches von da an seine ununterbrochene Reihe von Bischöfen hatte. Als nach den schwachen Merowingern die Karolinger die Herrschaft im Deutschen Reiche antraten, entstanden Reibungen, welche im Jahre 788 zur Entsetzung des agilolfingischen Herzogs Tassilo durch Karl den Großen führten, welcher Baiern dem Donau-Gaue des fränkischen Reiches einfügte.

Es begann eine Epoche des größten Glanzes für Regensburg, welches aus einer herzoglichen nun eine kaiserliche und königliche Residenz wurde;

als dann unter Karl's des Großen Nachfolgern das große Frankenreich getheilt wurde und Deutschland als selbstständiger Staat ausschied, da blieb Regensburg durch mehrere Jahrhunderte die Hauptstadt des Deutschen Reiches. Schon Karl der Große hielt sich oft und durch längere Zeit hier auf, sein Enkel Ludwig der Deutsche aber baute einen Königspalast zu Regensburg; er und seine Gemalin, die Königin Hemma, liegen auch daselbst in Obermünster begraben. Die nachfolgenden deutschen Karolinger hatten alle ihre Residenz hier, und als unter Karl dem Dicken die ganze ehemalige Monarchie Karl's des Großen nochmals unter einem Scepter vereint wurde, da ward sie von Regensburg aus regiert. Der letzte deutsche Karolinger, Ludwig das Kind, fand zu St. Emmeram seine Ruhestätte.

Nun hörte Regensburg auf, Reichshauptstadt und königliche Residenz zu sein, aber als Hauptstadt des wieder selbstständig gewordenen mächtigen baierischen Herzogthums behielt es noch immer eine hervorragende Stelle unter den Städten Germaniens.

Im Jahre 1156 wurde Oesterreich, welches bis dahin zu Baiern gehörte, von diesem Herzogthum getrennt; Oesterreich erhielt Heinrich der Babenberger, Baiern aber fiel wieder an die Welf'sche Dynastie in der Person Heinrich's des Löwen; nach dessen Abfall und Meuterei gegen Friedrich Barbarossa (1176) kam Baiern durch Reichstagsbeschluß von Regensburg an das Haus Wittelsbach, von dem es noch heute beherrscht wird.

Von da an entwickelten sich die innere Verwaltung der Stadt, die Macht und das Ansehen des Rathes immer mehr. Einen großen Theil ihrer Unabhängigkeit und Machtentfaltung erlangte die Stadt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts dadurch, daß sie schon vom 13. und 14. Jahrhundert an allmälig die meisten Regalien vom Herzog und vom Bischofe durch Kauf oder Pfandrecht an sich brachte.

Mißwirthschaft im Stadthaushalte änderte aber dies günstige Verhältniß. Die Verarmung und Noth der Stadt benützend und auf eine Partei, welche schon lange minirend für ihn gewirkt hatte, gestützt, versuchte im Jahre 1485 Herzog Albrecht von Baiern, seine burggräflichen Gerechtsame zu einer Landeshoheit über Regensburg auszudehnen. Seine Anhänger brachten

es auch richtig dahin, daß die Stadt am 4. Juli 1486 sich dem Herzoge unterwarf. Doch dauerte dies nur kurze Zeit; der Kaiser betrachtete dies Vorgehen als Abfall vom Reiche, erklärte Herzog und Stadt in die Reichsacht und zwang 1492 durch ein Executionsheer den Herzog abermals, die Reichsunmittelbarkeit Regensburgs anzuerkennen.

Das Jahr 1542 brachte eine hochwichtige Wendung in den Geschicken der Stadt mit sich, es wurde nämlich damals die Reformation officiell eingeführt. Schon zwanzig Jahre früher zählte die neue Lehre unter den Bürgern der Stadt Anhänger, welche in zahlreichen Privatkapellen Gottesdienst hielten. Der Rath bestimmte zum lutherischen Gottesdienst die Kirche „zur schönen Maria", über welche die Stadt das ausschließliche Patronatsrecht besaß. Ein Benedictiner, welcher das Kloster von St. Emmeram verlassen hatte, wurde der erste protestantische Prediger, er hieß Erasmus Zollner. Von 1548 bis 1552 blieb zufolge des Interims die Kirche geschlossen, seither aber blieb sie protestantische Pfarrkirche.

Der dreißigjährige Krieg war auch für Regensburg nicht ohne Folgen geblieben. Vom 24. October bis 5. November 1633 wurde die Stadt durch Bernhard von Weimar belagert und capitulirte nach dieser kurzen Belagerung.

In allen Kirchen, selbst im Dome, führte der Sieger den protestantischen Gottesdienst ein. Schon im nächsten Jahre jedoch wendete sich der Sieg den Kaiserlichen zu, welche, mit den Baiern vereint, am 28. Juli in Regensburg einzogen, welches der schwedische Oberst Lars Kagge übergeben mußte. Vom Jahre 1664 an bis zur Auflösung des Deutschen Reiches war hier der „immerwährende Reichstag" in Permanenz.

Gegen den Schluß des 18. Jahrhunderts kam die Gemeinde in Verfall, überdies verursachte 1784 der Eisgang der Donau immensen Schaden. Die französischen Kriege brachten ebenfalls mancherlei Drangsale über die Stadt; 1800 rückten die gallischen Heere hier ein und blieben bis zum Abschlusse des Friedens zu Luneville.

Im Jahre 1806 endete das tausendjährige Deutsche Reich, und 1810 kam die Stadt und der Kreis definitiv an Baiern.

Da mit diesem Jahre die selbstständige Geschichte Regensburgs aufhört, so schließen auch wir den historischen Theil der Beschreibung dieser Stadt.

Die Stadt hat gegenwärtig 3811 Gebäude, davon entfallen auf Cultus- und Unterrichtszwecke 161, Wohlthätigkeits- und Gesundheits-Anstalten 78, Amtslocale 136, Gemeindezwecke 49, Wohnhäuser sind 2363. Dem Gottesdienste sind gewidmet 33 Kirchen und Kapellen, wovon fünf protestantische, und eine Synagoge.

Nach der letzten amtlichen Zählung hatte Regensburg 31.487 Bewohner.

An Unterrichts-Anstalten besitzt die Stadt folgende: Lyceum, Gymnasium, geistliches Seminar, zwei lateinische Schulen, Kreis-Landwirthschafts- und Gewerbeschule, zwei Collegiatstifte, und bewahrte in dieser Hinsicht seinen alten Ruf.

Wenige Städte Mittel-Europas sind so reich an baulichen, geschichtlichen und archäologischen Merkwürdigkeiten wie Regensburg. Das erste Denkmal einstiger Größe und Herrlichkeit, welches durch viele Jahrhunderte dem Zahn der Zeit und der dahinbrausenden Kriegsfurie trotzte, ist die berühmte steinerne Brücke, ähnlich der Prager Karlsbrücke, ein fester mittelalterlicher Steinbau. Wie an alle großen mittelalterlichen Bauten knüpft sich auch an dieses Werk ein reicher Sagenkreis. Die Brücke wurde im Jahre 1135 während einer noch nie dagewesenen Sommerhitze, welche die Donau fast bis auf den Grund trocken legte, begonnen und im Jahre 1146 vollendet. Ein Reimspruch an der Brückensäule verkündet dies in folgender Weise:

„Eilf hundert dreißigfünf im jar
Die tonaw was schier trucken gar
Do hertzog Heinrich mit der stat
Die brucken allhie begunen hat.
Das werk gebawt vff vesten grund,
Eilf jar darnach gantz fertig stund.
Gut gleit fürbas vf allen wegen
Geb gots genad und gottes segen.“

Wir sehen hieraus, daß Fürst und Stadt vereint das Werk in Angriff nahmen, und höchst wahrscheinlich derart, daß die Stadt von ihrer Seite, der Herzog von Stadt am Hof her bauten, bis sie in der Mitte zusammentrafen; darauf scheint auch der Umstand zu deuten, daß sie nicht in gerader Linie läuft, sondern einen stumpfen Winkel bildet, dessen Flächen sich in der

Mitte des siebenten Bogens von Regensburg aus berühren; als im Jahre 1827 das Zollhäuschen an dieser Stelle abgetragen wurde, fand man auf der westlichen Seite einen in Stein gehauenen Löwen, welcher die herzogliche Grenze bezeichnete.

Die Brücke hat eine Gesammtlänge von 318 Meter und war ehedem durch drei Thürme geschützt, wovon jedoch nur mehr einer auf der Stadtseite besteht, den eine Statue des Kaisers Heinrich I. schmückt. Als Wahrzeichen der Brücke (wie solche alle großen Bauwerke des Mittelalters — auch die Kirchen — hatten) gelten eine heraufkriechende Eidechse an der Ostseite, als Anspielung auf den dürren Sommer des Jahres der Grundsteinlegung; auf der Brüstung ein Löwe (jetzt ohne Kopf), zwei kämpfende Hähne und in der Mitte der Brücke eine Säule, darauf das Brückenmännchen, welches gegen den Dom sieht, mit einem Zettel, worauf die Worte „schuck wie haß“.

Die Brücke war mit bedeutenden Privilegien ausgestattet, die Oberaufsicht über dieselbe wurde als Ehrenamt betrachtet und stets von einem Rathsherrn der Stadt versehen.

Die Brücke hatte sogar ihr eigenes Siegel mit der Umschrift: „Sigillum gloriosi pontis Ratisponensis“. Streitigkeiten auf der Brücke, ja das bloße Ziehen der Waffen wurden ebenso strenge bestraft, als wären sie in einer kaiserlichen Pfalz vorgefallen, und es stand der Verlust der rechten Hand darauf. Während einer Zeit wurden sogar Urkunden Regensburgs „vom Jahre der Erbauung der Brücke“ datirt.

Die Brücke ruht auf 16 runden Bögen, von denen nur 15 sichtbar sind; die Weite der Bögen steigt von 35 Fuß 6 Zoll bis zu 56 Fuß; die Breite der Oeffnungen in denselben von 13—18 Fuß.

Ober- und unterhalb der Brücke ziehen sich zwei durch einen Steindamm verbundene Inseln hin — der obere und der untere Wörth; auf dieser letzteren ist der Hafen und die Werfte für Dampfschiffe; vom obern Wörth führt eine Seitenbrücke zu der großen Donaubrücke; beide Inseln sind stark bewohnt, zumeist von Gewerbetreibenden aller Art.

Regensburg besitzt nahezu fünfzig Kirchen, Klöster, Kapellen und Stiftungsgebäude, von denen die Kathedrale zu St. Peter, allgemein

bekannt unter dem Namen des Regensburger Doms, zu den weltberühmten Bauten gehört.

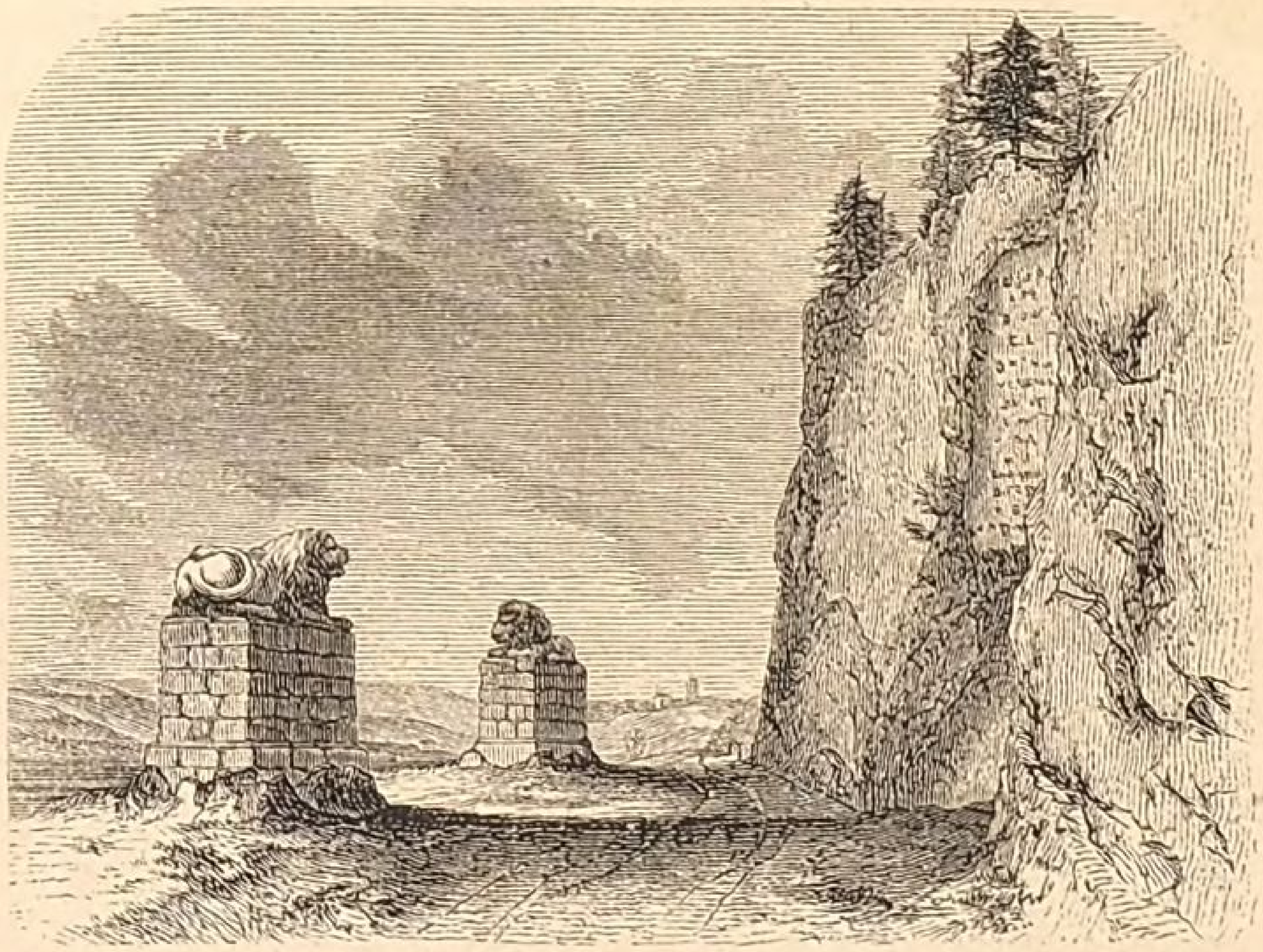
Schon im 7. Jahrhundert hat hier der Agilolfinger Theodo, welcher viel für die Verbreitung des Christenthums gethan, eine größere Kirche aus Holz aufgeführt; diese brannte jedoch ab, Bischof Garibald ersetzte diese durch einen dem heil. Stefan geweihten kleineren Steinbau, welcher noch vorhanden und unter der Benennung der alte Dom bekannt ist; im Jahre 1273 wurde dieser kleine Dom durch Gewitter und Blitzschlag arg beschädigt, so daß sich der damalige Bischof Leo Dundorfer, der Sprößling eines Regensburger Patriciergeschlechtes, entschloß, ein neues großes Gotteshaus zu gründen. Zu diesem Zwecke reiste er nach Rom und sammelte von allen Seiten Beiträge zu dem Werke, zu welchem er am 24. April 1275 (Georgi) den Grundstein legte; die erste Bauführung hatte Andreas Sigl. Durch drei Jahrhunderte setzten alle nachfolgenden Bischöfe den Bau auf Grundlage des ursprünglichen Planes fort; Bischof Nikolaus (1313—1340) schenkte die großartigen Glasmalereien des ganzen Chores und mehrerer Fenster des südlichen Seitenschiffes. Im Jahre 1404 legte Bischof Johann von Moosberg den Grundstein zum ersten Thurme und wurde der Bau dann bis 1634 ununterbrochen fortgesetzt. Dann aber trat in der Bauausführung eine Pause von zwei Jahrhunderten ein, während welcher kaum für die Erhaltung und Restaurirung etwas gethan wurde. Erst König Ludwig I. ordnete eine stylgerechte, durchgreifende Restauration dieses herrlichen Denkmals der Gothik an. Der berühmte Architekt Gärtner ward mit dieser großen Aufgabe betraut, der damit begann, alle während der letzten zwei Jahrhunderte durch den herrschenden schlechten Geschmack angebrachten barocken Verzierungen zu entfernen und das Stylgerechte, dem ursprünglichen Plane Entsprechende herzustellen und zu ergänzen.

Schon die Façade dieses herrlichen Baues unterscheidet sich von allen ähnlichen Werken durch künstlerischen Reichthum und Eigenthümlichkeit.

Eine Treppe führt zu dem 6 Fuß über dem Domplatze erhöhten Flur; der Porticus bildet eine dreieckige Vorhalle, welche reich mit Bildhauerwerken verziert ist. Als architektonisches Meisterwerk geben wir diesen Porticus in einer separaten Abbildung. Auf jeder Seite dieser Vorhalle und

Pforte befindet sich ein mit Statuen und anderem ornamentalen Schmuck reichverziertes Feld mit hohem Giebel. Im Mittelpunkte der Façade ist ein colossales Christuskreuz und unter diesem Petrus im Schiffe, als Wappen des Capitels. Die Façade schließen die während der Jahre 1860 bis 1869 durch den Dombaumeister Denzinger vollendeten Thürme.

Die Länge des ganzen Gebäudes beträgt 84, die Breite 34, die Höhe der Thürme 101 Meter. Der Dom enthielt einst sechzehn Altäre, welche durch die Restauration auf acht herabgemindert wurden. Außer den oben



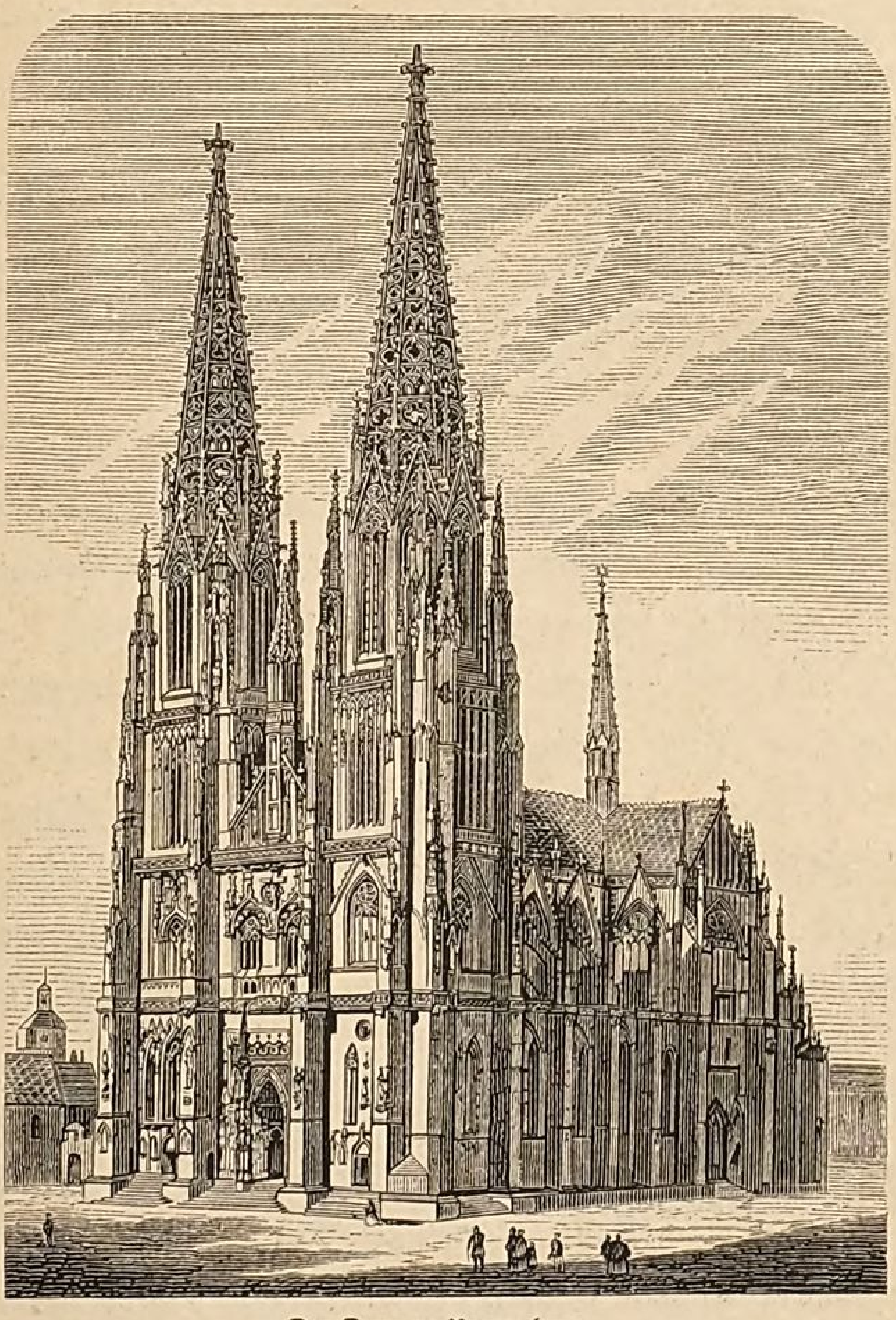
Löwen-Monument zu Abach. (Seite 126.)

erwähnten und den aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammenden Glasgemälden zieren den Dom die herrlichen Glasmalereien, welche König Ludwig I. schenkte.

Eine Eigenthümlichkeit dieses Domes ist der im Innern desselben befindliche Ziehbrunnen mit seiner prachtvollen Bildnerei, dessen Wasser die Gläubigen besondere Kraft zuschreiben, sowie das ebenso prachtvolle Sacramentshäuschen, beides sind Werke des 1514 wegen politischer Umtriebe enthaupteten genialen Dombaumeisters W. Roritzer.

Der Dom enthält auch zahlreiche Grabdenkmale, darunter die sehenswerthesten die folgenden sind: im nördlichen Seitenchor ein Marmor-

Relief: die Speisung der Fünftausend, als Grabplatte des 1663 verstorbenen Bischofs Graf Herberstein. Daneben der Sarkophag des Bischofs Wittmann († 1830). Gegenüber das allgemein berühmte Epitaph einer Tuscherin aus



Der Dom zu Regensburg.

Nürnberg († 1521) von Peter Vischer. Im südlichen Seitenchor: die Denkmäler der Bischöfe Sailer († 1832) und Schwäbel († 1841) von Conrad Eberhardt.

Im südlichen Seitenschiff: auf dem Boden liegend, der Grabstein Christof Welser's († 1536) und an der Wand drei Grabsteine von Bischöfen aus dem pfalzbaierischen Hause: Rupert I. († 1465), Rupert II.

(† 1507), Johann († 1538). In der Mittelhalle das Hochgrab des Fürstbischofs Philipp, errichtet durch dessen Bruder Maximilian I. im Jahre 1598. Im nördlichen Seitenschiff aus schwarzem Marmor der Grabstein Leo Dunborfer's, des Gründers dieses Gotteshauses; dann das Denkmal des Kurerzkanzlers Dalberg; diesem gegenüber das Grabmal der Ursula Adler († 1547), einer Verwandten der Philippine Welser — eine prachtvolle Sculptur.

Ein alter eigenthümlicher Kreuzgang, in welchem sich zahlreiche Grabdenkmale von Domherren, sowie in der Umgegend ausgegrabene Alterthümer, Monumente und Sarkophage befinden, führt zu dem sogenannten alten Dom der eingangs erwähnten Stefanskirche.

Wollten wir den Dom ganz schildern, so müßten wir demselben nicht ein Capitel, sondern einen ganzen Band widmen, darum müssen wir hier Abschied von demselben nehmen, um noch für die anderen Sehenswürdigkeiten Regensburgs Raum zu gewinnen.

Neben dem Dome erhebt sich die alte Pfarrkirche zu St. Ulrich in halbbyzantinischem Styl, deren Inneres wir dem Leser vorführen. Der ehemalige, jetzt in einen Garten umgewandelte Friedhof dieser Pfarrkirche enthält eine schön gearbeitete Säule „zum ewigen Licht".

Eine historisch-archäologische Merkwürdigkeit Regensburgs bildet das ehemalige Reichsstift zu St. Emmeram. Herzog Theodo IV. gründete das Kloster, um den Tod des unschuldig gemordeten Emmeram zu sühnen, im Jahre 652, und fanden da Benedictiner Aufnahme, welche das Stift zu einer Pflanzstätte der Gelehrsamkeit machten, an der Könige, Fürsten und bedeutende Gelehrte ihre Bildung erlangten. Kaiser Adolf erhob das Kloster 1295 zu einem gefürsteten Reichsstifte, dessen Abt am deutschen Reichstage auf der Prälatenbank Sitz und Stimme hatte. Im Jahre 1803 wurde auch dieses Stift säcularisirt.

Ein Vorportal in romanischem Style, über welchem sich eine Galerie hinzieht, deren Nischen al fresco gemalte Heilige enthalten, führt in den ehemaligen Friedhof. Die innere Vorhalle, welche aus dem 12. Jahrhundert stammt, verband einst das Vorportal mit der Kirche. Aelter als diese Halle ist das Doppelportal an der Hauptkirche; an den Pfeilern dieses Portals

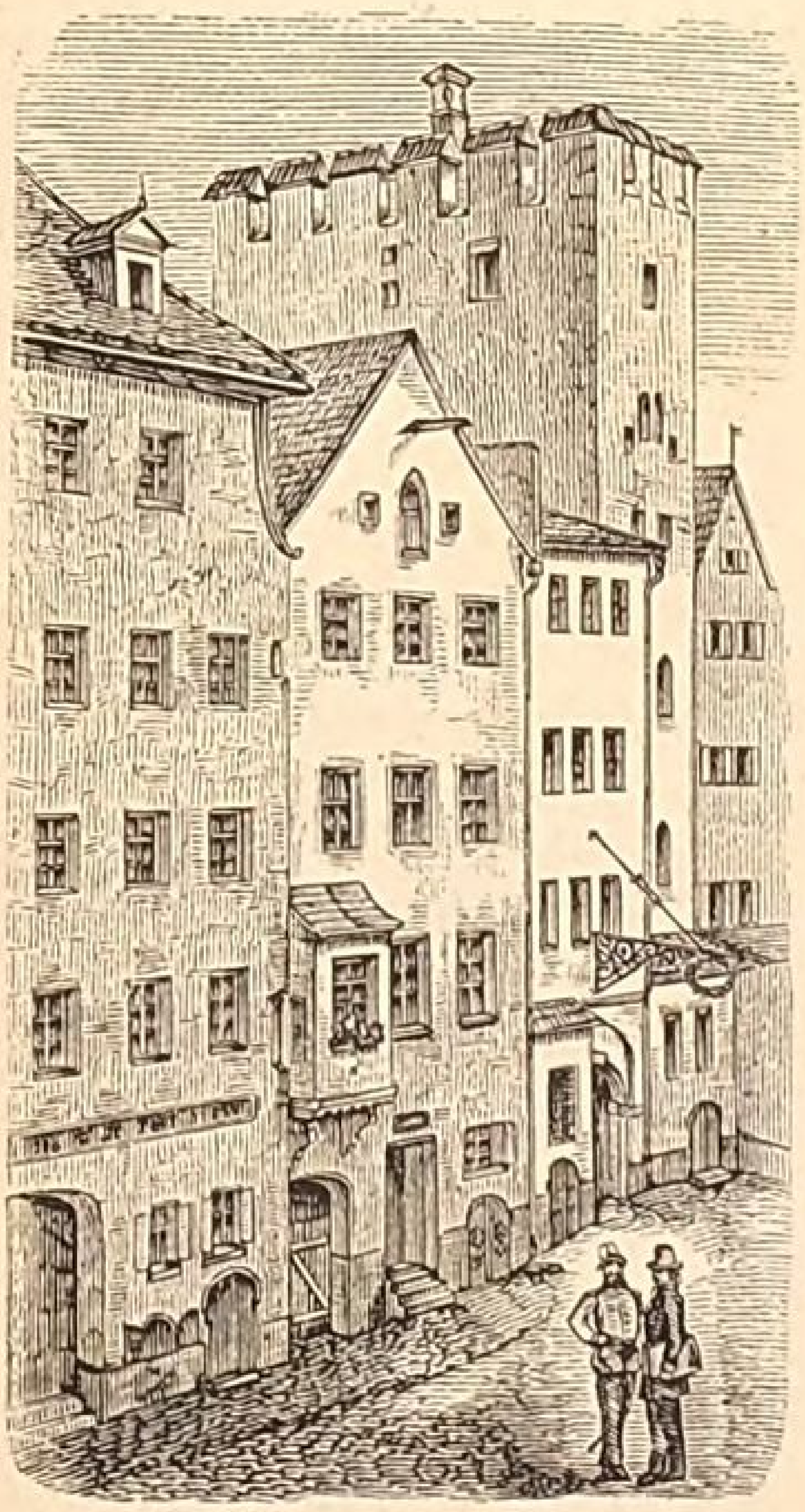
befindet sich der sogenannte Heinrichs-Stuhl aus Stein, auf dem Kaiser Heinrich II. öfter ausgeruht haben soll; dann drei sehr interessante Bildhauerarbeiten aus dem 11. Jahrhundert, welche Christus, St. Dyonis und St. Emmeram darstellen. Hier findet man auch das Grabmal des berühmten baierischen Geschichtsschreibers Aventin mit dessen gemeißeltem Brustbild.

Das Stift von St. Emmeram ist jetzt die Residenz des Fürsten von Thurn und Taxis und durch denselben sehr verschönert worden. Vom Palais aus gelangt man in den früheren Kreuzgang aus dem 14. Jahrhundert. Die Schönheit desselben läßt sich nur schwer schildern, dieses eine Meisterwerk mittelalterlicher Baukunst allein schon lohnt es dem Kenner, nach Regensburg zu kommen. In diesen Kreuzgang wurde 1841 die fürstliche Familiengruft eingebaut.

Aber auch die weltlichen Gebäude Regensburgs sind nicht minder merkwürdig, und da steht gleich in erster Reihe das Rathhaus, welches aus zwei Theilen besteht, dem alten und neuen. In dem alten Rathhause fanden von 1663 bis 1806 die Sitzungen des deutschen Reichstages statt, und finden wir da den Reichssaal mit dem Thronsessel des Kaisers, den Fürstensaal mit Tapeten aus dem 15. Jahrhundert und den reichsstädtischen Saal. Unter diesen Sälen laufen unterirdisch die Gefängnisse mit der noch erhaltenen Folterkammer sammt den in Gebrauch gewesenen Marterwerkzeugen, welche als Zeugen ehemaliger Barbarei sehr interessant und sehenswerth sind. Längs der Wand der Folterkammer zieht sich ein Holzgitter hin, hinter dem die Richter saßen, um den Gefolterten zu hören und zu beobachten. Müssen Nerven wie die Stricke gehabt haben die Herren Magistratualen damaliger Zeit.

Dem Rathhause gegenüber das Dollingerhaus, in dessen erstem Stockwerke der sehenswerthe Saal. Der Sage nach soll ein Hunne, Namens Krako, im Jahre 930 die christlichen Ritter zum Zweikampfe herausgefordert haben. Hans Dollinger nahm diesen an, konnte jedoch erst im dritten Gange, nachdem ihm der anwesende Kaiser ein Kreuz vorgehalten und so den Zauber gebrochen hatte, den prahlerischen Heiden besiegen und tödten. Reliefe, welche im 15. Jahrhundert in diesem Saale angebracht wurden, stellen den Kampf dar.

Von den sehr zahlreichen denkwürdigen Häusern Regensburgs erwähnen wir nur das Wohn- und das hier unten abgebildete Sterbehaus Kepler's. Das erstere, in welchem Kepler von 1626—1628 weilte, liegt an der Donau in der Keplerstraße, ehemals Donaustraße, und wurde vom jetzigen Besitzer, Johann Bucher, im Jahre 1869 mit einer Gedenktafel versehen. Das letztere liegt in derselben Straße, fast gegenüber dem erstgenannten Hause. Hier starb der große Astronom am 15. November 1630. Auch dieses Haus ist mit einer Gedenktafel geziert.



Kepler's Sterbehaus.

Endlich erwähnen wir noch das Gasthaus „zum goldenen Kreuz", die sogenannte Kaiserherberge; dieses Haus ist schon seit dem 16. Jahrhundert Gasthof und hat seinen alten Ruf bis in die Neuzeit bewahrt. Seitdem Kaiser Karl V. es zu seinem regelmäßigen Absteigquartier machte, sind ihm bis in die Gegenwart eine schöne Reihe von gekrönten Häuptern, hohen Herren und berühmten Männern in diesen Räumen gefolgt. Das Haus mit seinem massiven Streitthurm trägt ganz den Charakter einer Burg des Mittelalters an sich.

Zur Erinnerung an die Geburt des berühmten Seehelden Don Juan d'Austria — des Sohnes Karl's V. und der Regensburger Bürgerstochter Barbara Blomberg — der bekanntlich in der Schlacht von Lepanto (1571) einen so glorreichen Sieg erfocht, wurde vor einigen Jahren das Porträt-Medaillon Don Juan's, modellirt von Preckel, an diesem Gasthofe angebracht und mit einer Gedenkschrift umgeben.

Der Freund alter historischer Sagen wird jedenfalls den sogenannten Heidenplatz aufsuchen, wo das gewaltige Ringen zwischen Hans Dollinger und dem Riesen Krako stattfand, und welcher Platz daher seinen Namen

führt. Wenn auch in dichterischer Hinsicht nicht bedeutend, so ist das nachstehende Poëm eines Meistersingers in historischer Hinsicht merkwürdig, und dann auch darum, weil es eine deutsche Andacht zum Kreuz enthält, die mit Calderon's „devocion de la cruz“ übereinstimmt. Der Meistersinger spricht also:

„Es reit't ein Türk aus Türkenland,
Er reit't gen Regensburg in die Stadt,
Da Stechen ward;
Vom Stechen war ihm wohl bekannt.

Da reit't er für des Kaisers Thür;
„Ist Niemand hier, der komm' herfür,
Der stechen will um Leib, um Seel',
Um Gut, um Ehr',
Und daß dem Teufel die Seele wär'?“

Da war'n die Stecher all' verschwiegen,
Keiner wollt' dem Türken nicht obliegen.
Dem leidigen Mann,
Der so trefflich stechen kann.

Da sprach der Kaiser zorniglich:
„Wie steht mein Hof so lästerlich?
Hab' ich kein'n Mann,
Der stechen kann
Um Leib' und Seel', um Gut, um Ehr'
Und daß unserm Herrn die Seel' wär'?“

Da sprang der Dollinger herfür:
„Wohlum, wohlum, ich muß hinfür
An den leidigen Mann,
Der so frevlich stechen kann!“

Sie führten gegen einander zwei scharfe Speer',
Das eine ging hin, das and're ging her.
Da stach der Türke den Dollinger ab,
Daß er an dem Rücken lag.

„O Jesu Christ, steh' mir jetzt bei!
Steck' nur ein, zwei,
Sind ihrer drei,
Bin ich allein,
Und führ' meine Seel' in das ewig Himmelreich.“

Da reit't der Kaiser zum Dollinger so behend',
Er führt ein Kreuz in seinen Händ',
Er strich's dem Dollinger über sein'n Mund.
Der Dollinger sprang auf,
War frisch und gesund.

Da stach der Dollinger den Türken ab,
Daß er an dem Rücken lag.
„Du verheurter Teufel, nun stehe ihm bei.
Sind ihrer drei,
Bin ich allein,
Und führ' seine Seel' in die bitt're Höllenpein."

Die ursprüngliche Sage meldet von einem Hunnen und bringt die Begebenheit mit Heinrich dem Finkler in Verbindung; daraus nun, daß der Regensburger Meistersinger von einem Türken spricht, geht hervor, daß derselbe die Sage in viel späterer Zeit nachdichtete, bis zur Türkenzeit aber mußte die ursprüngliche Form im Volksmunde gewesen sein.

Obgleich wir Regensburg im Verhältnisse zum Gesammtumfange dieses Werkes sehr großen Raum widmeten, so können wir uns doch nur schwer von dieser Stadt trennen, um die Reise Donau abwärts fortzusetzen; Regensburg gehört zu jenen Städten, von denen sich der Historiker, Archäolog und Kunstkenner nur sehr schwer trennt, wer so in den drei Fächern zu Hause ist, der kann sich in eine ähnliche Stadt verlieben.

Obgleich etwas abgelegen von dem Gegenstande, müssen wir hier eine kleine Episode erzählen. Es war im Herbste 1877 an einem herrlichen October-Morgen, als Schreiber dieses Buches von Triest nach Isola (das alte Alieto in Istrien) fuhr und dort auf gut Glück herumstreifte. Auf der Piazza della Municipalità verliebte er sich in ein maurisches Fenster an einem alten Hause, welch' letzteres alle Spuren der venetianischen Bauart aus der Zeit der Cà d'oro an sich trug. In Isola vermochte Niemand über dieses Haus und noch ein anderes Auskunft zu ertheilen; wir fuhren also nach Triest zurück, stöberten dort im Stadt-Archiv herum, dann ging's weiter in den Dogenpalast zu Venedig, bis wir richtig Alles erfuhren und uns das Verdienst erwarben, den Isolanern über ihre Merk- und Sehenswürdigkeiten Auskunft ertheilt zu haben. Was ein richtiger Archäolog ist, der geht zu Fuß von Ungarn bis in die Bretagne wegen eines gemeißelten Steines.

Und nun zu unserem Gegenstand.

Regensburg gegenüber, an der Mündung des Flusses Regen, liegt Stadt am Hof, eine selbstständige Gemeinde, von Vielen fälschlich für eine Vorstadt der ersteren gehalten. Nach einer Sage soll in grauer Vorzeit da, wo dieser Ort steht, eine Ansiedlung der Deutschen existirt haben, welche den Namen Germansheim führte und im Jahre 14 v. Chr. Geb. zerstört wurde, wonach dann am andern Ufer Castra Regina gegründet wurde. Wann wieder eine neue Ansiedlung an dieser Stelle stattfand, ist nicht zu bestimmen, doch kommt im Jahre 981 eine solche unter dem Namen Schierstadt vor, die dann zu Anfang des 15. Jahrhunderts den Namen Vor-Stadt am Hofe bekam. Im Jahre 1496 wurde sie baierische Stadt und blieb es bis jetzt.

Im Mittelalter gehörte es dem Stifte Sanct Emmeram. — Ein schweres Schicksal erlitt Stadt am Hof am 23. April 1809, als sie die Oesterreicher, um ihren Rückzug zu decken, vom Dreifaltigkeitsberge aus in Brand schossen. Seitdem wurde die Stadt weit schöner wieder aufgebaut und zählt gegenwärtig 3000 Einwohner.

III. Von Regensburg bis Passau.

Indem wir unsere Reise auf dem Donaustrome, der von hier bis Straubing eine mehr südöstliche Richtung einschlägt und dabei zahlreiche Krümmungen macht, weiter verfolgen, sieht der Reisende am linken Ufer viele historisch denkwürdige Orte, und ist die Gegend recht anmuthig. Das rechte Ufer, obgleich mehr flach, zeigt ebenfalls einige hübsche Partien.

Zuerst begegnen wir Weichs, dem Uebergangspunkt der Oesterreicher unter Erzherzog Karl im Jahre 1809, dann Tegernheim am linken, Irlmauth, Kreuzhof mit der alten Aegydius-Kapelle am rechten Ufer, und gelangen sodann zu dem Marktflecken

Donaustauf. — Eine kleine Meile die Donau abwärts von Regensburg, da, wo die minder festen Kalk- und Sandsteinfelsen am linken Ufer vor dem eisenharten Granitgebirge zurückweichen und diesem allein die Bewachung des immer mächtiger sich ausbreitenden Stromes überlassen, tritt aus der Mitte seiner Brüder ein hoher Bergkegel hervor, bepanzert bis zum Scheitel mit dem Gewande des Urgebirges, und stellt sich, wie ein echter Kampfheld, den gewaltig andrängenden Fluthen entgegen.

In der Vorzeit war er mit schwarzem Walde bedeckt und nur scheues Wild hauste in seinen Klüften.

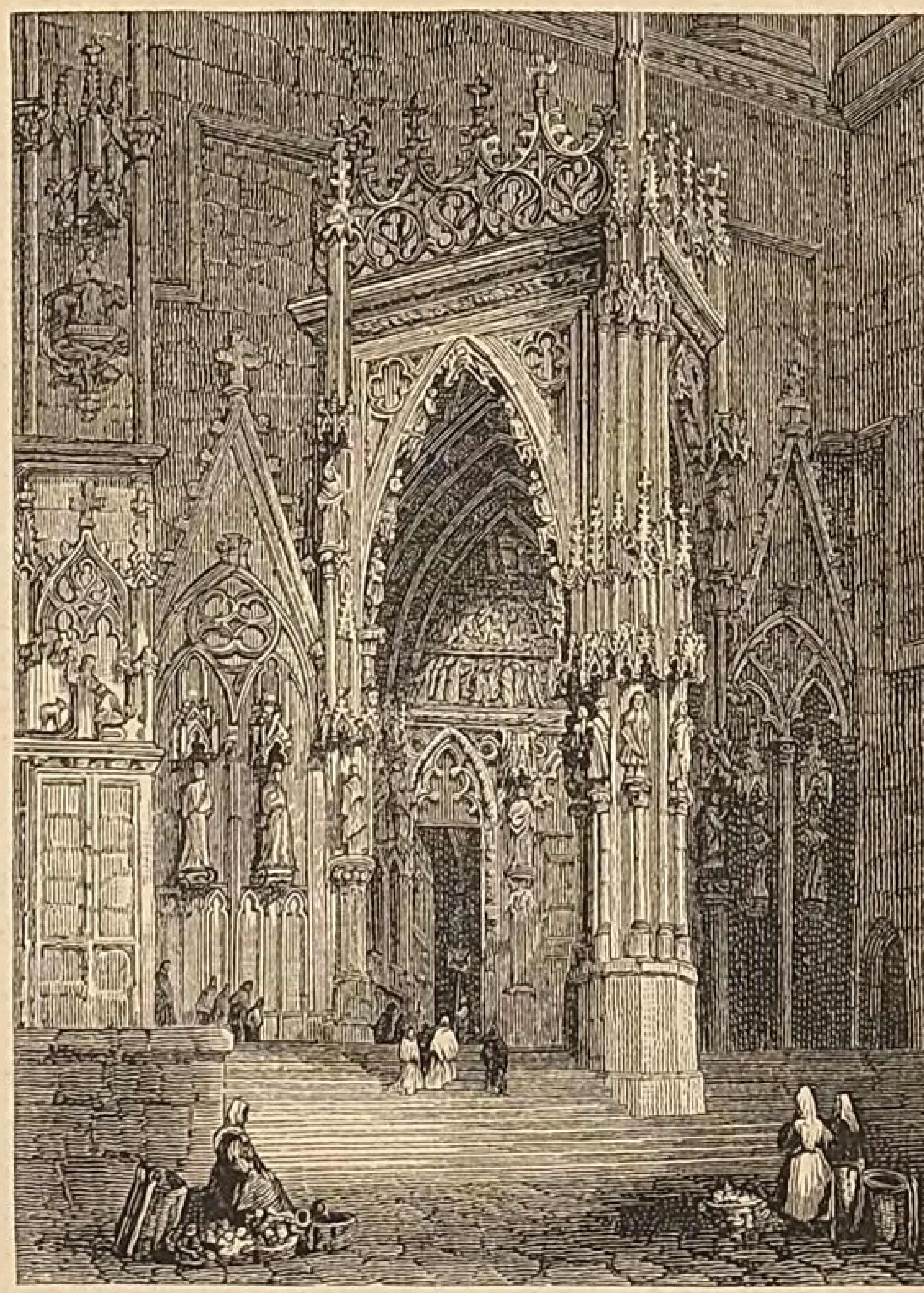
Stauf an der Donau oder Donaustauf ward dieses Vorgebirge genannt und gab auch dem Schlosse und Orte, welche sich später auf und an demselben anbauten, den Namen.*) Form und Lage bestimmen diese Benennung. Die Alten hießen einen erhabenen Ort, auf den man durch Aufsteigen nach und nach gelangt, Stuppe, Stupfe, Stuffe, woraus später Stauf.

---

*) Die historischen Daten über Markt und Burg Donaustauf verdankt man zumeist dem Forscherfleiße des um die Geschichte Regensburgs und seiner Umgebungen vielfach verdienten Oberlieutenant Schuegraf und Professor Gandershofer. Vergl. die „Abhandlungen des histor. Vereines für Oberpfalz und Regensburg". 1834. 4. Heft.

Das Hochstift Regensburg hatte schon frühzeitig in der Gegend von Stauf ansehnliches Besitzthum, welches es der Freigebigkeit der deutschen Kaiser verdankte. Die Burg Stauf erhob sich um 914 bis 930; eine Urkunde jener Zeit nennt als den Erbauer derselben den Bischof Tuto von Regensburg.

Gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts waltete zu Regensburg neben dem vielvermögenden Bischofe bereits auch ein fürstenmäßiger, weit begüterter Burggraf. Alles Gebiet in der äußeren Umgebung der Stadt war diesem unterthan. Es führte den Namen „das Burggrafenland“ und erstreckte sich rechts der Donau über den Stadtbezirk und das Capitel Regensburg, am linken Ufer von Stadt am Hof bis hinab zum Einflusse der Rößnach oberhalb Straubing. Donaustauf mit Wörth scheint den Burggrafen vom Hochstifte Regensburg als Amtslehen aufgetragen gewesen zu sein.



Portal des Doms zu Regensburg. (Seite 136.)

In den Dreißiger-Jahren des 12. Jahrhunderts sah die Veste Stauf zum ersten Male den Feind vor ihren Mauern. Die Geschichte der Fehde erzählt Schuegraf auf folgende Weise: „Graf Friedrich von Bogen war Schutzvogt des Hochstiftes. Aufgebracht gegen Herzog Heinrich von Baiern, der seinen Klagen über Beeinträchtigung der vogteilichen Rechte und Einkünfte in Regensburg wenig Gehör gegeben, ließ er voll Hasses einen hochstiftlichen

Dienstmann, den er im Verdacht hatte, als hielte er es heimlich mit dem Herzoge, um's Leben bringen. Diese Frevelthat zu rächen, befehdete der Herzog den Grafen, fiel in seine Grafschaft und verbrannte sein Schloß Falkenstein. Seine Ohnmacht nun fühlend, ergab sich der Graf auf Gnade und Ungnade dem Herzoge; sogar das Recht auf die Domvogtei von Regensburg übergab er seinem Feinde; doch bald nahm er die Gelegenheit wahr, sich der Schirmvogtei wieder zu bemächtigen.

Es starb 1132 Bischof Kuno I. von Regensburg. Sogleich eilte der Graf in die Stadt und brachte es durch mancherlei Winkelzüge dahin, daß sein Freund Heinrich, Graf von Wolfrathshausen, zur bischöflichen Würde gelangte und ihm selber, statt des Herzogs, die Schirmvogtei des Hochstiftes übertragen wurde.

Entrüstet über solche Hinterlist, griff der Herzog zu den Waffen und eilte nach Regensburg, theils um den ohne seinen Willen eingesetzten Bischof zu vertreiben, vorzüglich aber, um den wortbrüchigen Grafen von Bogen zu züchtigen.

Ein großer Theil der Stadt ging bei dieser Gelegenheit in Flammen auf, das hochstiftliche Eigenthum wurde verwüstet und das feste Schloß Stauf überfallen und eingenommen. Nun eilten die Bürger von Regensburg dem Hochstifte zu Hilfe und umlagerten Stauf. Der Herzog floh zum Entsatze der Burg herbei, vermochte aber nichts weiter auszurichten, als daß er den Handel von Regensburg und die Zufuhr von Lebensmitteln in die Stadt hemmte, endlich den Seinigen einigen Proviant zubrachte.

Der Oheim des Bischofs, Graf Otto von Wolfrathshausen und Friedrich Graf von Bogen mit ihren Dienstmannen, sowie die ganze Macht des Markgrafen von Oesterreich erschienen nun gleichfalls plötzlich vor Donaustauf. In der Veste war Mangel eingerissen und der Herzog sah die Gefahr nahe, daß sich die Besatzung entweder ergeben oder durchschlagen müsse. Sie ergriff das letzte Rettungsmittel und steckte vorher die Veste in Brand.

Nach der Osterwoche erschien Herzog Heinrich mit neuem Volke und wollte die Veste wieder einnehmen. Lange lag er davor. Das Kriegsvolk des

Markgrafen von Oesterreich und einiger baierischen Grafen kam ihm indessen in den Rücken. Ein entscheidender Schlag mußte geschehen, und Heinrich war dazu entschlossen. Da trat plötzlich Pfalzgraf Otto als Mittelsmann zwischen beide kampfrüstigen Parteien und bewirkte Versöhnung und Frieden."

1185 starb der letzte Burggraf von Regensburg, Heinrich, aus dem Geschlechte der Landgrafen von Steffling und Grafen zu Lengenfeld und Kalmünz. Der Bischof von Regensburg beeilte sich, die durch diesen Todesfall eröffneten hochstiftlichen Lehen zu consolidiren und Donaustauf mit Wörth unter seine unmittelbare Herrschaft zu nehmen. Auch ermangelte er nicht, fortan eine eigene Grafschaft Donaustauf geltend zu machen, worunter Wörth als Landgericht, die Ritterburgen Heilsberg, Wiesend, Brennberg, die Hofmarken Altenthan, Adlmannstein, Lichtenwald, Schönberg, Bach, Schwabelweis und Weinting begriffen waren. Die meisten dieser Orte waren nach Wörth eingepfarrt, hatten Wörther Maß und die Einforstung in den Wörther- und Stauferwald. Auch ließ sich das Hochstift das den alten Burggrafen zuständige Geleitsrecht links der Donau von der Regensburger Brücke bis zur Kößnach nicht verloren gehen.

Ueberhaupt geboten die Bischöfe von Regensburg über Land und Leute der Grafschaft Stauf als unmittelbare Reichsfürsten, erkannten nur den Kaiser als ihren Ober- und Lehensherrn an und waren mit den Herzogen von Baiern, namentlich der Zölle und Mauthen wegen, fast immer in Streit. Viele Güter der Grafschaft hatten sie in Verleihungen zu Ritter- und Burgmannsrecht ausgethan, und die adeligen Geschlechter der Staufer, der Sturken, der Tunzlinger*) und andere waren in solcher Weise Ministerialen des Hochstiftes geworden.

Der im Jahre 1260 erwählte, aber schon 1262 wieder abtretende Bischof Albert II., aus dem adeligen Geschlechte derer von Bollstätt in Schwaben, wegen seiner ausnehmenden Gelehrsamkeit auch der Große (Albertus Magnus) genannt, wohnte zumeist auf der Veste Donaustauf,

*) Diese Familie machte sich besonders um die Emporbringung des Weines verdient.

wo er seinen berühmten Tractat „in Evangelium St. Lucae“ schrieb und auch einige seltene mechanische Kunstwerke verfertigte.

Im Jahre 1285 bestätigte Kaiser Rudolf dem Hochstifte das Grafending in Stauf, die Fischerei in der Donau und das schon erwähnte Geleitsrecht.

Stauf blieb später pfandweise bei der Stadt Regensburg bis zum Jahre 1486, wo diese Reichsstadt sich aus Ueberzeugung, nicht mehr bestehen zu können und großer Schulden wegen, an Herzog Albrecht IV. ergab.

Unter den Anträgen, welche von Seite der Stadt durch ihren Deputirten Fuchssteiner an den Herzog zur Unterwerfungs-Annahme gemacht wurden, war auch der, daß die Herrschaft Donaustauf sammt allem daselbst befindlichen Activ-Vermögen der Stadt von Sr. Gnaden käuflich übernommen und baar bezahlt werde.

Der Herzog zog am Sonntage vor Lorenzi 1486 persönlich in Regensburg ein und begab sich Dienstags darauf nach Stauf, um die Burg und Herrschaft in Besitz zu nehmen.

Als nun aber die Regensburger über diese Unterwerfung in die Acht erklärt wurden und 1492 sich wieder unter Kaiser und Reich begeben mußten, blieb Donaustauf dennoch in den Händen des Herzogs. Von dieser Zeit (1492) mußten alle Bischöfe von Regensburg schwören, daß sie auf die Einlösung der Herrschaft Donaustauf, über welche sie jederzeit von den Kaisern, auch während der Versatzzeit, mit allen Regalien belehnt wurden, bedacht sein wollten; auch versprachen die Herzoge von Baiern in jenem Falle die Zurückgabe namens ihrer Söhne und Vetter.

Stauf erhielt von dem Herzoge Albrecht viele Begünstigungen. Durch eigene Urkunde, von München, Montag nach St. Ulrichstage 1494 datirt, ertheilte der Herzog auf Ansuchen des Rathes und der Bürger von Donaustauf denselben und der Gemeinde des Marktes daselbst alle die Freiheiten, die andere Märkte des Niederlandes Baiern haben.

Außer den Ortschaften Sulzbach, Demling, Bach, Friesheim, Reiffolding, Markt Stauf, Burgweinting, dem Stauferforste und den einzelnen Unterthanen im Walde waren damals noch nachfolgende Hofmarken und Sitze der Herrschaft Stauf einverleibt: Hofmark Schonberg

mit Wenzenbach, Lichtenwald, Adlmannstein, Altenthan, Schwabelweis und die Vogtei Roith.

Aus der allgemeinen Geschichte ist bekannt, wie die Flamme des dreißigjährigen Krieges sich über ganz Deutschland und namentlich auch über Baiern verbreitete und Regensburg am 14. November 1633 durch Accord an Herzog Bernhard von Weimar überging, dessen Heeresmassen schon über Straubing hinaus streiften. Donaustauf hatte zu dieser Zeit Kurfürst Maximilian von Baiern mit ungefähr 80 Mann unter dem Commando seines tapferen Obersten Lorenz Nusse besetzen lassen, und dieser hielt sich daselbst fortwährend. Es fielen ihm sogar 80 Wagen mit Salz, das Herzog Bernhard zu Straubing wegnehmen und auf der jenseitigen Straße nach Regensburg führen ließ, in die Hände. Deshalb ertheilte Bernhard sogleich den Befehl, Stauf zu stürmen und durch die Eroberung der Veste Strom und Gegend zu sichern. Bis in den dritten Monat dauerte die Belagerung.

Aus verläßlichen Nachrichten geht hervor, daß die Schweden gleich anfangs bei einem Ausfalle des Commandanten Nusse großen Verlust erlitten, ihr Führer Lars Kagge selbst verwundet und das Commando dem Obersten Hasver übertragen worden war, und daß Herzog Bernhard in Person sich nach Stauf begeben habe.

Bei einem zweiten Ausfalle gelang es, die Belagerten zurückzuschlagen und mit den in Unordnung gerathenen Baiern beinahe zu gleicher Zeit in das mittlere Thor der Veste einzudringen. Hierdurch wurden die Schweden in den Stand gesetzt, sich im Besitze einiger Vorwerke zu behaupten, wobei sie zugleich eine Menge Vieh und andern Lebensunterhalt erbeuteten. Dessenungeachtet hielt sich der tapfere Commandant noch immer, indem er auf Hilfe hoffte. Nun aber ließ Herzog Bernhard noch mehr Sturmleitern und Kanonen von Regensburg vor die Veste schaffen und befahl dem Obersten Hasver, selbe zu nehmen, es koste, was es wolle. Bald glückte es diesem auch, sich der sechs Vorhöfe des Schlosses zu bemächtigen und zum Hauptsturme auf die Veste Anstalten treffen zu können. Er ließ hierauf den Commandanten nochmals auffordern, und da dieser alle Hoffnung auf einen Entsatz aufgeben mußte, fing er an zu unterhandeln. Es wurde ihm und

seiner Besatzung gestattet, mit Ober- und Untergewehr und zwei Kanonen nach Ingolstadt abzuziehen, welches auch am 19. Januar 1634 geschehen ist. Nachdem die Schweden von der Veste Besitz genommen, führten sie das dort aufgehäufte Getreide und Salz ab *) und sprengten sodann (11. Februar 1634) die Werke.

Seit dieser Zeit liegt das Schloß in Ruinen.

Der Marktflecken Donaustauf (in der Consistorialsprache Thumstauf) zählt mit Einschluß des Vorortes Reiffolding 1060 Einwohner und hat eine Pfarrkirche, die Wallfahrtskirche St. Salvator, ein Rathhaus und über 150 Bürgerhäuser. Das Armenhaus oder Spital daselbst wurde 1826 von dem Fürsten Karl Alexander erbaut, und später erhielt der Fond desselben reichen Zufluß durch ein Legat von 10.000 Gulden, welches der fürstliche Kammerdiener Röttig dahin vermachte.

In dem sonst öden und wenig belebten Orte rief die jährlich von so vielen Tausend Fremden besuchte Walhalla und der Sommer-Aufenthalt der fürstlichen Familie in neuester Zeit regen Verkehr hervor. Der Wohlstand der Bürger hat sich sehr gehoben, und man erkennt dies sogleich in dem Wechsel des äußeren Ansehens. Ehedem war Stauf ein wirrer Haufen schlechter Hütten, von unwegsamen, holperigen Gassen durchzogen, und jetzt erblickt man allenthalben reinliche und nette Häuser und wandelt in der Hauptstraße auf einem stadtmäßigen Pflaster.

Am äußersten östlichen Ende des Marktes erhebt sich das im Jahre 1842 von Grund neu aufgeführte Sommerpalais des Fürsten von Thurn und Taxis. Dieses Gebäude, welches die höchste Eleganz mit aller nur wünschenswerthen Bequemlichkeit in sich vereint, ist vier Stockwerke hoch und im Mittelbaue, welcher seine Hauptfront der Donau zuwendet, 216 Fuß lang. Im Innern enthält es nebst zwei Speisesälen, einem Billard-, einem Badezimmer und den Appartements für die hohen Herrschaften noch vier Gesellschaftszimmer, achtzehn Gastzimmer und die nöthigen Räume für die Dienerschaft. Erwähnenswerth ist, daß dieser großartige Bau unter der Leitung des fürstlichen Domänenrathes Keim in dem kurzen Zeitraume von 154 Arbeitstagen vollendet wurde.

---

*) Auch der Kirchenschatz des Klosters Frauenzell, den der Abt nach Stauf geflüchtet, fiel bei der Eroberung der Burg in die Hände der Schweden.

Vom Schlosse zur Donau hinab breitet sich ein schöner Lustgarten aus, dessen vorzügliche Zierde ein niedlicher chinesischer Pavillon ist.

Gegenüber dem Schlosse, an den Berghang sich lehnend, stehen die fürstlichen Marställe und die Reitbahn, in den Jahren 1831 und 1832 gleichfalls nach dem Plane des Domänenrathes Keim errichtet. Diesen Gebäuden schließt gegen Osten das Gasthaus „zur Walhalla" sich an.*)

Die Trümmer der alten Veste Stauf ragen auf einem kegelförmigen Felsberge, dessen vorspringende Massen die Häuser des Marktes nahe an die Donau drängen. Dem Fürsten von Thurn und Taxis verdankt man die Erhaltung dieser romantischen Ueberreste. Er ließ den steilen Berg ersteigbar machen und schuf herrliche Gartenpartien innerhalb der verfallenen Ringmauern. Rein gekarstete Wege ziehen umher und grüne Wiesenflächen wechseln mit Bosquets und duftenden Blumenbeeten. Bei der Planirung dieser Anlagen fanden die Arbeiter in den Wällen und Gräben verschiedene alte Waffen, Rüstungen und mehrere Münzen, was Alles der Fürst in einer kleinen Sammlung aufbewahrt. Die Aussicht von der Höhe der Ruinen umfaßt einen weiten Horizont; die prachtvolle Walhalla, die Städte Regensburg und Straubing, mit ihnen eine zahllose Menge kleinerer Ortschaften liegen im Gesichtskreise; ungehindert folgt der Blick weit hinab den Windungen der Donau und den nach und nach in blauem Dufte verschwimmenden Vorbergen des baierischen Waldes; bei klarer Luft reicht er gegen Süden sogar bis nach den Alpen. Einer der schönsten Punkte an der ganzen vierhundert Meilen hinströmenden Donau ist diese Stauferburg.

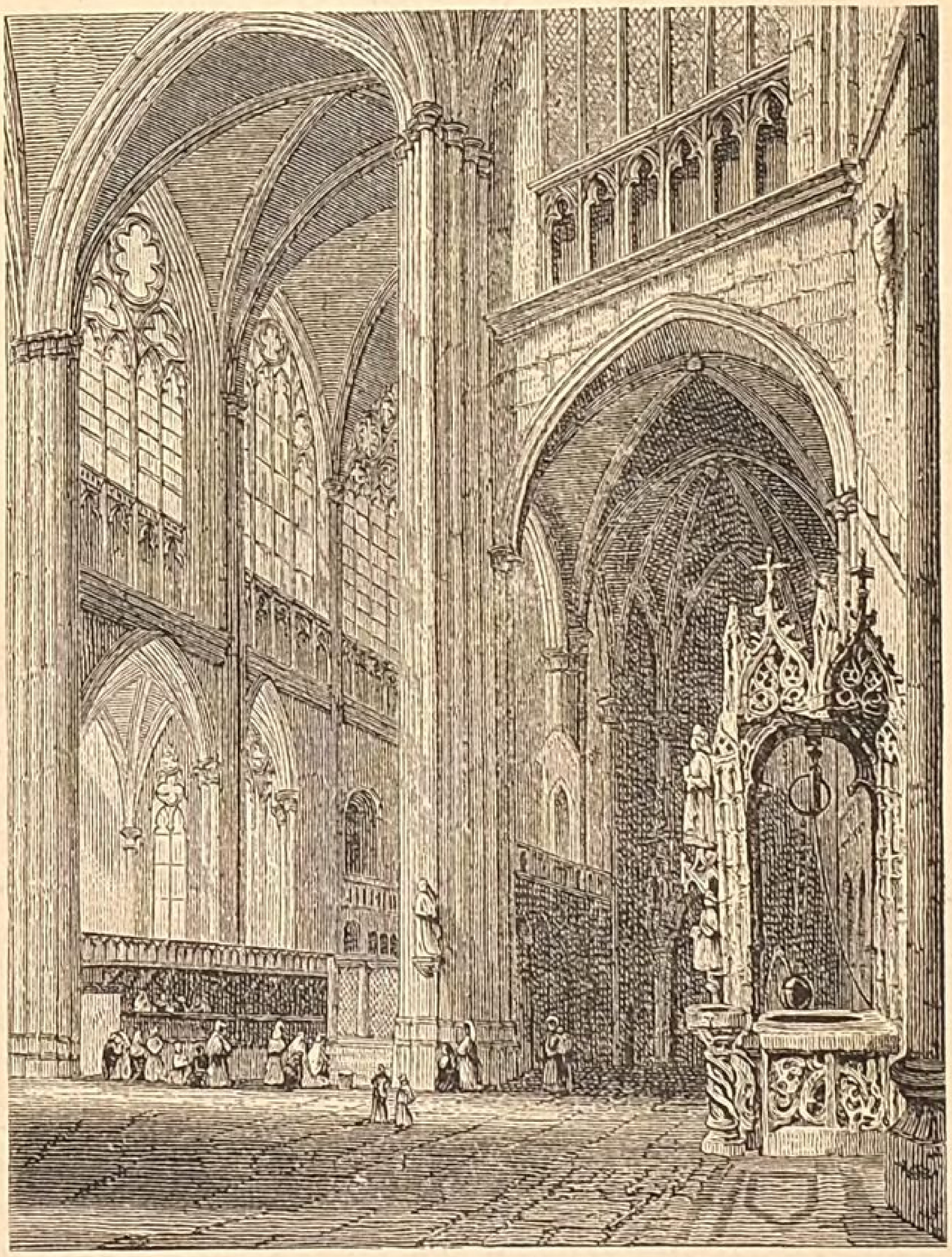
Wir gelangen nun donauabwärts an den Breuberg, den der großartige Tempel krönt, welchen König Ludwig I. von Baiern zu Ehren deutschen Ruhmes und Größe errichtete; es ist die

Walhalla. — Treffend sagte v. Hormayr in seiner am 71. Stiftungstage der k. baier. Akademie der Wissenschaften gehaltenen Rede:

---

*) Dasselbe ist vor mehreren Jahren von dem Fürsten von Thurn und Taxis angekauft und auf eine den Bedürfnissen anständiger Reisender entsprechende Weise eingerichtet worden. Ebenso wurde der daranstoßende Weinberg käuflich erworben und theilweise in Gartenanlagen verwandelt, deren Hauptzierde das schöne Treibhaus ist.

„Bei Regensburg, das die Taufe und die Herzogweihe der Agilolfinger geschaut, wo der große Karl Deutschlands innere Ordnung und den Sieg über Avaren und Slaven, wo er die Verbindung des Rheins mit der Donau beschlossen, wo Ludwig der Deutsche und seine Hemma inmitten vatermörderischer Fehden und endloser Bruderzwiste dennoch segensreiche Spuren zurück-

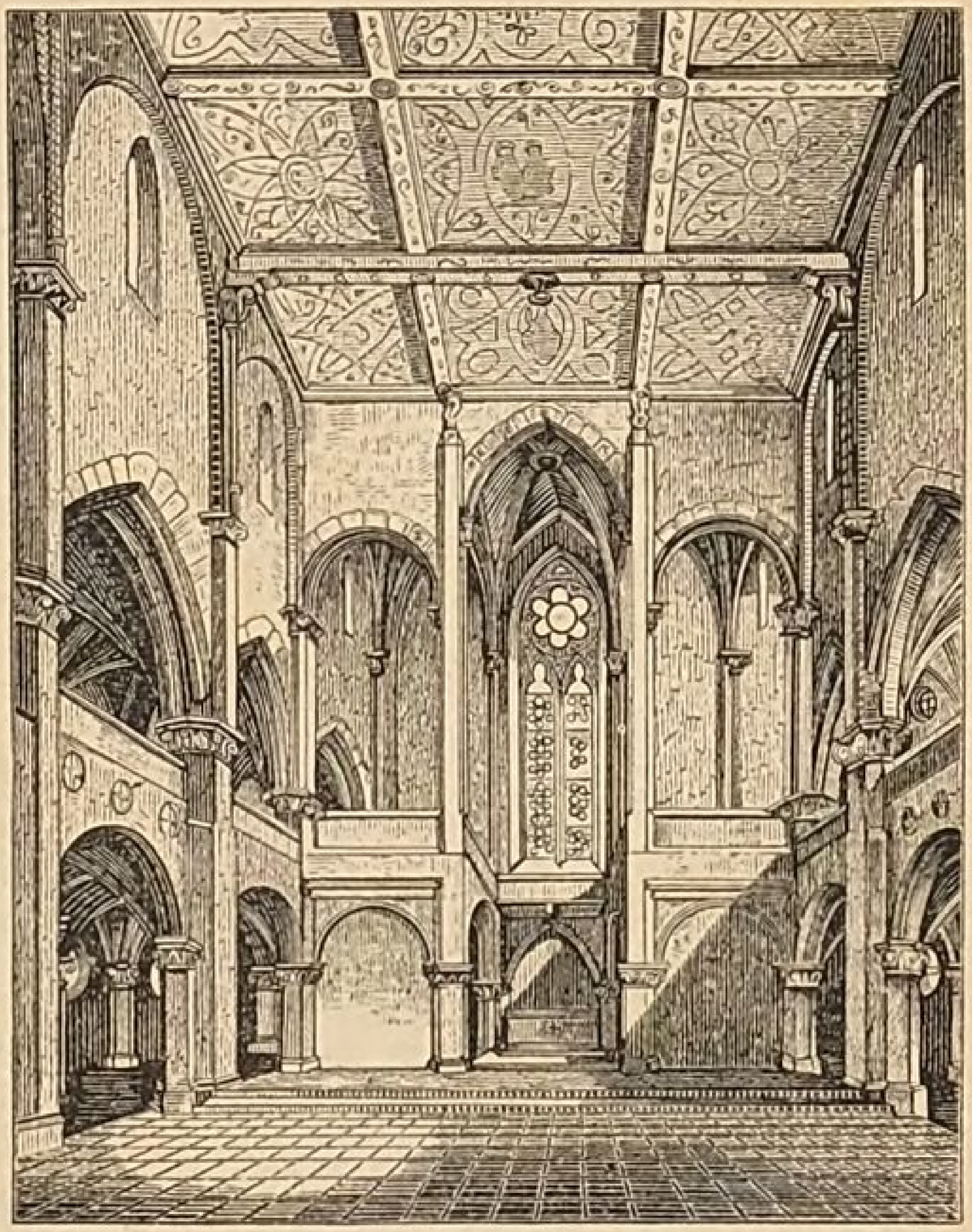


Das Innere des Doms zu Regensburg. (Seite 136.)

ließen, wo des Helden Luitpold großgesinnter Sohn Arnulph den Zumuthungen der Uebermacht beharrlich widerstand, wo Pfalzgraf Otto seines Geschlechtes altes Herzogthum aus des Barbarossa Hand zurück erhielt, wo Kaiser Ludwig die Feier des Sieges von Ampfing beging — bei eben diesem Regensburg im Herzen Deutschlands steht auch ein Felsen, an dem das Alles vorübergezogen, und von seinen Höhen schauen hinunter in das romantische Stromthal und hinaus in die unendliche Fläche, über wogende Saaten,

schimmernde Wasser und duftigen Wald, über gar viele Städte und Flecken bis an die schneebedeckten Zinnen der rhätischen und norischen Hochgebirge die alten Heldenbilder der Walhalla deutscher Nation."

„Es war zu Anfang des Jahres 1807, im Augenblicke der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, am Tage, wo Kaiser Napoleon an der Spitze seiner romanischen Völker triumphirend in Berlin einzog, daß König Ludwig von Baiern, damals noch Kronprinz und ein zwanzigjähriger Jüngling, im vollsten unmittelbarsten Gefühle aller soeben über das gemeinsame Vaterland ausgegossenen Beschimpfungen, sich selber zum Troste und zur Erhebung, den großen Gedanken faßte, gegenüber dieser vergänglichen Komödie fremden Siegesgepränges dem unvergänglichen weltgeschichtlichen Ruhme der ganzen germanischen Vorzeit ein künstlerisches Ehrendenkmal zu errichten, ein Denkmal, in dessen Anblick sich, wie er selbst in dem Entschlusse, es zu gründen, die gemißhandelte deutsche Mitwelt dereinst auch den begeisterten Muth sammeln möge, das ihrem betäubten Nacken auferlegte Joch durch einen kühnen Entschluß der Selbstermahnung wieder abzuwerfen. Dieses dem vergangenen und zukünftigen deutschen Ruhme, gleichsam den zürnenden Walkyren Germania's gelobte Denkmal war die Walhalla."



Pfarre St. Ulrich zu Regensburg.

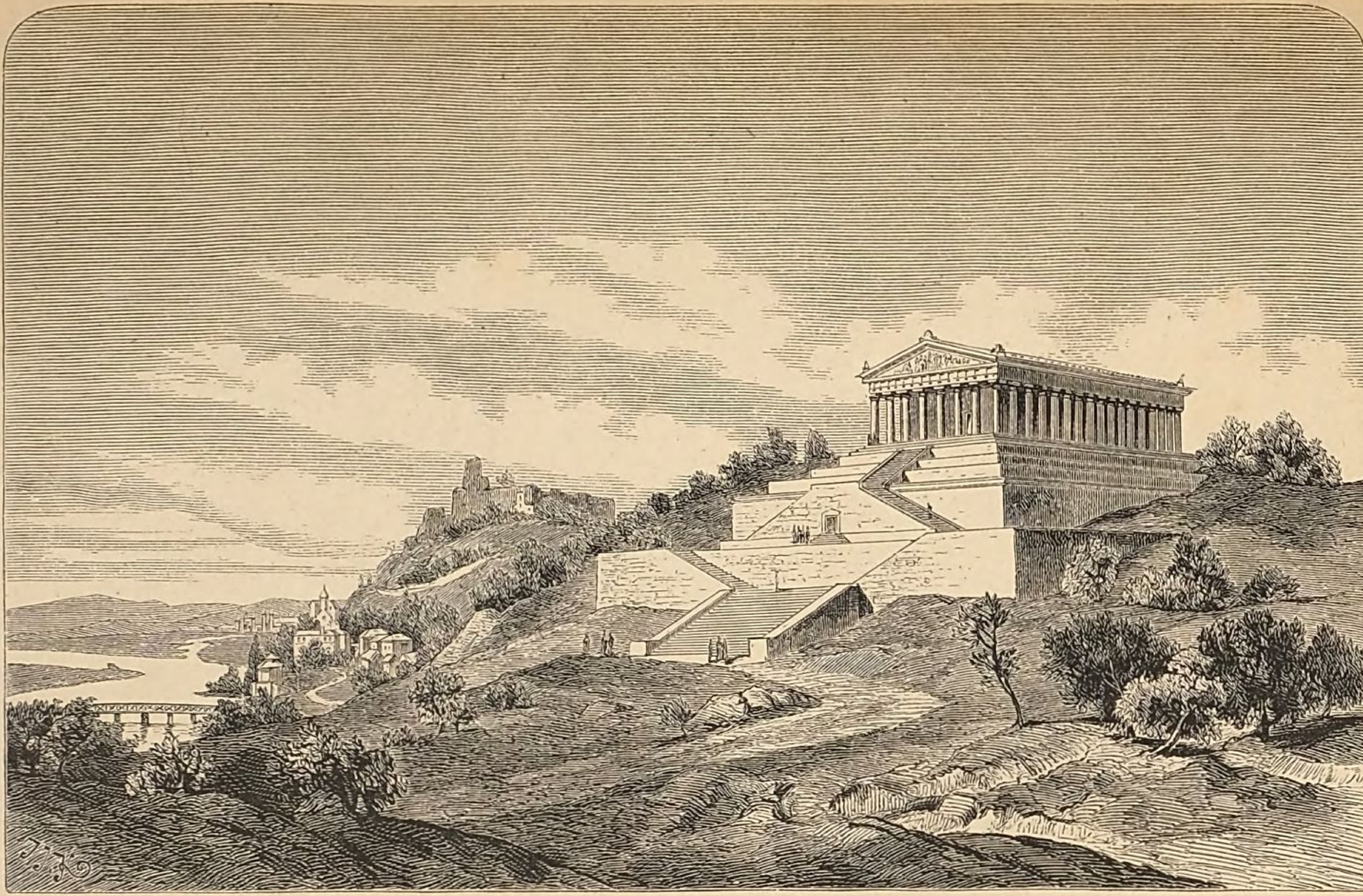
Vierzehn Jahre hindurch hatte der Königssohn die Vollziehung dieses Entschlusses vorbereitet, sinnvoll hatte er die Stätte dafür ausgesucht (dies geschah zur Zeit seines Aufenthaltes am fürstlich Thurn und Taxis'schen Hofe im Jahre 1810), streng und umsichtig die Wahl der in jenem Ruhmestempel aufzustellenden Brustbilder großer Deutschen, mit selbst großen Männern,

vorzüglich mit Johannes v. Müller (damals westfälischem Staatsrathe zu Kassel) berathen, und namentlich des Letzteren fortdauernde Aufmunterung deshalb erhalten, *) auch hatte er bereits einen Theil der Brustbilder durch deutsche Künstler vollenden lassen, als er im Jahre 1821 die Aufführung des Gebäudes selbst dem trefflichen Baukünstler Leo v. Klenze übertrug. Eine Halle sollte es sein zur Aufnahme der Büsten berühmter Deutschen, das Ganze wie das Einzelne im reinsten antiken Geschmacke, von außen umgeben von einem Peristyl in dorischer Ordnung. Dadurch war die griechische Tempelform für das Wesentliche bedingt. Gleichwohl blieb dem Künstler die auch im Alterthume bei jedem Bauwerke anerkannte Freiheit der Bewegung in dem gezogenen Kreise. Dazu konnte der Walhalla durch die architektonische Anordnung ihres Unterbaues und die Verbindung desselben mit dem eigentlichen Tempel eine Gestaltung gewonnen werden, zu welcher das Alterthum kein Vorbild gab, während auch das Innere des Baues bei der ihm allein eigenen Bestimmung eine vom griechischen Tempel abweichende Anordnung und Ausstattung nicht nur zuließ, sondern auch als nothwendig forderte.

Der Bau wurde damit eingeleitet, daß man die nöthigen Marmor-Vorräthe in den Brüchen zu Salzburg (Untersberg), Abnet, Schlanders, Eichstädt aufsuchen und bestellen und bald darauf auch mit der Ausmeißelung mehrerer einzelner Theile des Gebäudes beginnen ließ. Diese Vorarbeiten waren nach neun Jahren so weit gediehen, daß am 18. October 1830, am Jahrestage der Befreiungsschlacht bei Leipzig, die feierliche Grundsteinlegung der Walhalla durch ihren Stifter König Ludwig selbst, in Gegenwart der Königin, der Mitglieder des fürstlich Taxis'schen Hauses und einer unermeßlichen Volksmenge, nach einer von dem damaligen Minister des Innern, Eduard v. Schenk, gehaltenen Rede vorgenommen werden konnte.

---

*) Müller schrieb an ihn: „Es ist groß, daß Sie, durchlauchtigster Kronprinz, jenen herrlichen Gedanken der Walhalla, der Zierde des Vaterlandes, nicht fallen lassen. Die deutsche Nation hatte nie ein größeres Bedürfniß, ihrer selbst nicht zu vergessen und in der neuen Ordnung der Zeiten mit Würde zu erscheinen..... Es ist eines eigenen Lorbeers würdig, das Gefühl der Nationalkraft nicht untergehen zu lassen, und, wie mehrmals Ihre Altvordern an entscheidenden Tagen, so als Verfechter des verkannten Werthes zu erscheinen."



4.

Walhalla.

Die Walhalla ragt auf einer mäßig steilen Anhöhe, nahe beim Marktflecken Donaustauf, am nördlichen Ufer der Donau, der ehemaligen Grenzlinie des Germanenthums gegen die römische Weltmacht, zwei Stunden von Regensburg entfernt, also in der Mitte Baierns, und den ehrwürdigen Ruinen der Veste Stauf gegenüber, 304 Fuß über dem Stromspiegel empor, schon aus weiter Ferne den Blicken des Wanderers sichtbar. Eichen umkränzen den Berg, und an seinem Fuße eilt der mächtige Strom rauschenden Ganges dahin. Sind die Trümmer von Stauf ein warnendes Denkmal jener schrecklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo Deutsche gegen Deutsche kämpften, bis das Vaterland in eine Wüste verwandelt war, so ist die Walhalla in schönem Gegensatze das erhebende Monument der kräftigenden, siegreichen Einigkeit, mit welcher die deutschen Stämme im letzten Befreiungskampfe zusammenstanden.

Der Tempel ruht auf einem fast hundert Fuß tief gründenden, imposant über den südlichen Abhang des Berges vortretenden Unterbaue, welcher mehrfach abgestuft ist. Diese Terrassen mit den sie verbindenden Treppenabsätzen bilden einen Aufgang zu dem Gebäude, der nach allgemeiner Anerkennung an Großartigkeit und Schönheit Alles übertrifft, was derart anderwärts gefunden wird. Zweimal theilt und vereint sich wieder die über dritthalb hundert Marmorstufen zählende Treppe, bis sie den Pronaos erreicht, und so entwickelt sich für den über sie zur Walhalla Emporsteigenden eine Fülle der mannigfaltigsten Aussichten in die Gegend und der wechselndsten Ansichten des Gebäudes selbst.

Die unterste und größte Abtheilung des Terrassenbaues ist nach Art der sogenannten Cyklopen- oder Polygonmauern, wie solche an den ältesten Bauwerken Griechenlands gefunden werden, aus vieleckig behauenen Dolomitblöcken aufgeführt. Die Steine der höher liegenden, kleineren Terrassen, sowie der ganz zu oberst umlaufenden drei Abstufungen, von denen die dritte den Säulen und Mauern des Tempels als gemeinsamer Sockel dient, sind wagrecht gelegt. Ein am Fuße der zweiten Terrasse sich öffnender Eingang führt in das Innere des Unterbaues, in welchem die Vorrichtungen zur Beheizung angebracht sind. Hier hätte nach dem ursprünglichen Plane die Halle der Erwartung ihren Platz finden sollen, deren Ausführung aber später aufgegeben worden ist.

Der Vorſprung des beſchriebenen Unterbaues vor dem Tempelgebäude beträgt 208 Fuß, ſeine Breite an der Polygonmauer 288 Fuß, die Länge von Süden gegen Norden 438 Fuß, die Höhe vom Fuße der erſten Terraſſe bis zur Sockelſtufe 128 Fuß. Der ganze Walhallabau mit Einſchluß des Tempels iſt 197 Fuß hoch.

Letzterer ſelbſt mißt mit den dem Baue einzurechnenden Sockelſtufen in der Länge 230 Fuß, in der Breite 108 Fuß und in der Höhe (bis zur Spitze der Haupt-Akroterie oder des Stirnziegels) 64 Fuß. Er krönt, als der Haupttheil des Gebäudes, die Platte des Berges und den Unterbau, und ſeine Wände, die nur an zwei Stellen durchbrochen ſind (auf der Südſeite von der Eingangspforte und auf der Nordſeite von einem großen Fenſter), beſtehen aus ganz regelmäßigen Horizontallagen von Marmorquadern. Der Bau iſt doriſcher Ordnung, ein ὀκτάστυλος περίπτερος, d. i. mit acht Säulen von den ſchmalen Seiten und mit Säulenſtellungen an beiden Langſeiten, welche jede, die Eckſäule eingerechnet, 17 Säulen enthalten. Hinter den acht Säulen der Hauptfront ſtehen in zweiter Reihe ſechs gleiche. Dem Baumeiſter der Walhalla ſcheint das Pantheon zu Athen, das herrlichſte der griechiſchen Baudenkmale, welches unter Perikles durch die Künſtler Phidias, Iktinos und Kallikrates aufgeführt wurde, zum Vorbild gedient zu haben, jedoch in der Art, daß er, wie wir ſchon oben andeuteten, aus dem Beſtehenden heraus das Neue und Eigenthümliche geſtaltete und ſomit die freie Entwicklung eines poetiſchen Gedankens mit vollem Rechte in Anſpruch nehmen kann.

Die Schäfte der Säulen des Periſtyls ſind 31 Fuß hoch und halten am Sockel 5 Fuß 10 Zoll im Durchmeſſer. Es erhöht die Schönheit dieſer großen und ſtarken Säulenmaſſen, daß ſie von unten bis oben auf das ſorgſamſte cannelirt ſind. Das Gebälke über den Säulen hat ein Dritttheil der Höhe derſelben und iſt mit Triglyphen, und unter den Vorladungen und Architraven mit Tropfen verziert, die Tympanen der breiten Fronten ſind mit Schwanthaler's herrlichen Giebelbildern, die Firſtſpitzen, die Ecken und die Ablängen des Daches mit Akroterien und Antefixe geſchmückt. Alle dieſe Ornamente ſind auf's ſorgfältigſte in Marmor ausgeführt und zeigen eine bis jetzt vielleicht nie geſehene Schärfe und Reinheit der Arbeit.

Der Dachstuhl ist ganz aus Metall, nämlich aus Eisen das Sparrwerk, aus Bronze die Cassettirungen u. dgl., aus Kupfer die Dachplatten. Er macht sich durch Zweckmäßigkeit, Solidität und Schönheit der Arbeit als eines der größten Meisterwerke architektonischer Technik der neueren Zeit geltend und trägt wesentlich bei, dem Baue seinen Charakter von Originalität, Dauer und Schönheit zu geben. Eine sehr sinnreiche Vorrichtung ist, daß sowohl bei den einzelnen Sperrungen, wie bei den untersten Eisenbalken, welche auf den Mauerbänken ruhen, Walzen angebracht sind, durch die der ganze Dachstuhl in sich beweglich ist, um die vom Wechsel der Temperatur bewirkten Ausdehnungen oder Zusammenziehungen des Metalls für die Construction unschädlich zu machen. Zwischen den kupfernen Dachplatten und den Cassettirungen der Innenseite des Daches liegt eine Bretterverschallung, deren Zweck ist, bei Frost diese vor zu starker Erkältung zu schützen, damit in dem den Winter über geheizten Saale die Berührung der warmen Luft mit eiskaltem Metalle keinen feuchten Niederschlag erzeuge. Das Dachwasser fangen zwei Hauptrinnen auf und ergießen es durch mehrere in dieser Absicht ausgehöhlte und innen mit Kupfer gefütterte Säulen des Peristyls in die Canäle des Unterbaues.

In das Innere der Walhalla führt eine großartige Eingangspforte, deren gigantische Thorflügel von außen mit Erz beschlagen, inwendig mit Getäfel von Ahornholz bekleidet sind. Jeder der beiden Flügel wiegt 42 Centner.

Die Länge des inneren Hauses beträgt mit dem Opisthodomos 168 Fuß, die Breite 48 Fuß, die größte Höhe 53 Fuß 5 Zoll. Seine Ausschmückung ist im jonischen Style gehalten, welcher größere Mannigfaltigkeit und Zier gestattet als der dorische. Und in der That strahlt dem Eintretenden eine solche Fülle von Pracht und Kunst entgegen, daß er unwillkürlich zur Bewunderung hingerissen wird und seine noch so hoch gespannte Erwartung übertroffen fühlt. Schon der aus bunten, spiegelglatten Marmorstücken mosaikartig zusammengefügte Fußboden ist ein herrliches Meisterwerk. Er zeigt in seinen drei, durch die Pfeiler des Saales gebildeten Haupt-Abtheilungen folgende Inschrift-Tafeln: (zunächst der Thüre) Beschlossen MDCCCVII; (in der Mitte) Begonnen XVIII. October MDCCCXXX; (in der nördlichen Abtheilung) Vollendet XVIII. October MDCCCXXXXII.

Gleich bewundernswerth ist die Decke des Saales, welche nicht auf die gewöhnliche Weise horizontal liegt, sondern der Dachschräge folgt.

Der Baumeister hat, wie man schon aus dem mehrmals erwähnten Gebrauche von farbigem Marmor und Vergoldungen entnehmen kann, im Inneren des Tempels häufig die Lithochromie, das große Hilfsmittel der Griechen zur Verdeutlichung ihrer Formen und zur Vermittlung ihrer architektonischen Verhältnisse, in Anwendung gebracht und dadurch das festliche Ansehen des Ganzen ungemein erhöht. Fußboden, Decke, Wände, Vorsprünge, Gesimse, Pilaster, Säulenschäfte, Ornamente u. s. f. zeigen die wechselvolle und doch dabei harmonische Schönheit der Färbung, die theils durch die natürlichen Farben des Materials, theils durch Auftragung von Gold, Blau, Roth &c. hervorgebracht ist. So z. B. sind, während das Gebälk des unteren Stockes nebst dem großen Friesrelief aus weißem Marmor ganz in seiner Naturfarbe geblieben, die Glieder des ebenfalls weißmarmornen Gebälkes der oberen Ordnung theils gefärbt, theils vergoldet, der Fries daselbst himmelblau mit vergoldeten Eichenkränzen aus Erz. Von besonderer Wirkung ist die Farbenbehandlung der Walkyren-Karyatiden — das Nackte elfenbeingelb, die Haare bräunlich-blond, der Ueberwurf des Bärenpelzes ganz vergoldet, das Oberkleid weiß, das Unterkleid hell-violett, Alles mit gemalten und vergoldeten Zierden und Einfassungen geschmückt.

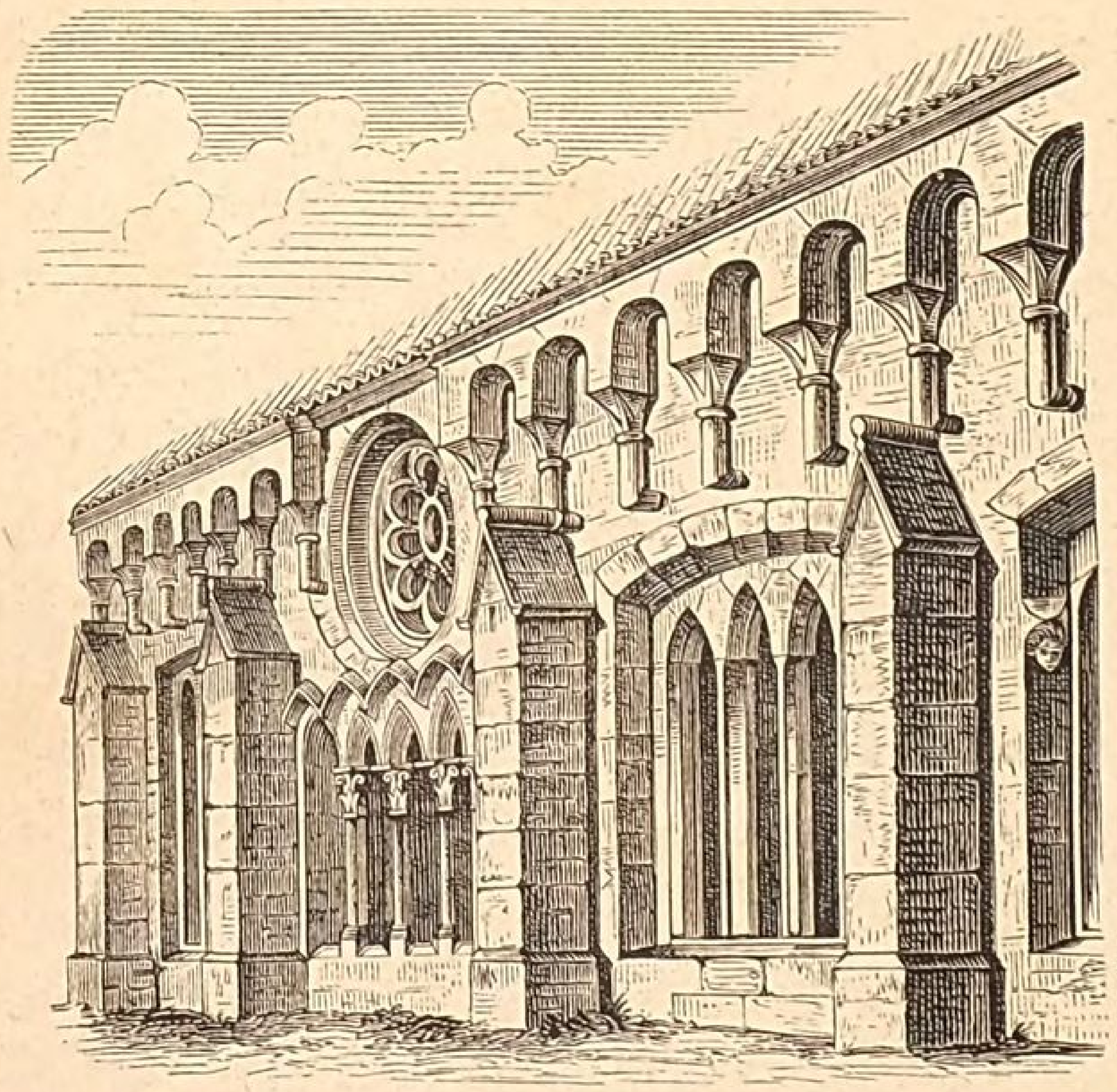
Noch ist zu bemerken, daß der Baumeister als Ornamente der verschiedenen architektonischen Theile des Tempels sehr sinnig deutsche Gewächse benützt hat, namentlich das Eichenlaub und die Eichel, den Tannenzapfen, Segitterienblätter u. dgl.

Die Walhalla ist unstreitig eine der großartigsten und herrlichsten Schöpfungen der neueren Baukunst, und Klenze hat sich durch dieses Werk die Unsterblichkeit seines Namens gesichert. Verdienstlichen Antheil an der technischen Ausführung des Baues erwarben sich der verstorbene Hofbauinspector Mayer und der geschickte Mechaniker Manhardt, denen die Fertigung der Constructionen und Verbindungen des eisernen Dachstuhles übertragen war; ferner der königliche Conducteur Estner, als thätiger und umsichtiger Bauführer, und der königliche Regierungs- und Kreisbaurath Nadler durch sorgfältige und unermüdliche Ueberwachung.

Die als Schmuck des Tempels angebrachten plastischen Arbeiten, deren, um die Uebersicht nicht zu erschweren, in der vorstehenden Baubeschreibung nur kurz erwähnt werden konnte, sind zu ausgezeichnete Kunstwerke, als daß wir ihrer nachträglich nicht ausführlicher gedenken sollten. An der Außenseite der Walhalla ziehen vor Allem Schwanthaler's Rundbilder, welche die Giebelfelder der beiden Fronten des Tempels zieren, den Blick auf sich. Die Anordnung des südlichen, gegen die Donau ausschauenden Feldes entstammt zunächst einem Entwurfe des Bildhauers Rauch; jedoch erlaubte in der Folge der König dem immer gewaltiger sich entwickelnden Schwanthaler, die Figuren umzugestalten, so daß die meisten von diesem Künstler neu componirt wurden. Die Gruppe besteht aus fünfzehn Figuren und erinnert symbolisch an Deutschlands Wiederherstellung nach dem letzten Kriege gegen Napoleon I. In der Mitte thront auf dem Fürstenstuhle, als Zeichen des entschiedenen Kampfes und der Siegesfeier in der Hand ein gesenktes Schwert und auf dem Haupte einen Eichenkranz tragend, die majestätische Gestalt der Germania, zu welcher von beiden Seiten her junge behelmte Krieger, anmuthsvolle Frauen an der Hand führend, huldigend heranschreiten. An den Emblemen dieser Figuren erkennt man, daß sie die deutschen Bundesstaaten und Bundesfestungen darstellen. Das erste Paar rechts der Germania repräsentirt Oesterreich mit Moguntia (Mainz) und ihm folgt Baiern mit Landavia (Landau), diesem sodann Württembergs Krieger, welcher sich aufmunternd an einen sitzenden Jüngling wendet, der die kleinen Bundesstaaten andeutet. Von der linken Seite nahen der Germania Preußen mit Colonia (Cöln), Hannover mit Luxemburg, und hinter ihnen erheben sich Hessen und Sachsen zur Huldigung. In den Winkeln des Giebelfeldes ruhen auf ihren Urnen die Grenzflüsse Rhein und Mosel.

Die nördliche Giebelgruppe ist eine der genialsten Erfindungen Schwanthaler's, an deren Ausführung er acht Jahre arbeitete. Sie hat die ewig denkwürdige Teutoburger Vertilgungsschlacht zum Gegenstande, durch welche der Cheruskerfürst Armin die deutsche Nationalität vor dem gewaltsam eindringenden Romanismus gerettet. Für den Bildner, heißt es in dem Kunstberichte eines öffentlichen Blattes, galt es hier, Kampf und Sieg, Deutschthum und Römerthum in dem durch die Giebelform vorgeschriebenen

Raume mittelst einer mäßigen Anzahl bezeichnender Gestalten (es sind ihrer, wie in der südlichen Giebelgruppe, 15) in antiker idealer Ruhe und doch mit concentrirter belebter Anschaulichkeit zu symbolisiren. Den Mittel- und zugleich Scheidepunkt der beiden Hauptmomente der Darstellung (Sieg und Niederlage) bildet Armin's 10 Fuß hohe gewaltige Heldengestalt, welche, in halber Wendung gegen die zur Rechten des Beschauers befindlichen Römer gekehrt, zugleich den Anschluß der germanischen, linken Gruppe vermittelt und in mehr majestätischer und kraftbewußter, als gleich den Uebrigen handelnd bewegter Haltung über das Ganze Einheit und Ruhe verbreitet.



Der Kreuzgang in St. Emmeram. (Seite 139.)

Bewaffnet ist der Heros mit einem breiten Schlachtschwerte, gekleidet, wie Tacitus es in seiner Schilderung der alten Deutschen angiebt; mit dem linken Fuße tritt er die Adler und Ruthenbündel der Römer in den Staub. Aus den Gruppen der kämpfenden Nebenfiguren tritt als leitende Grundidee in den Römern das heimatlose, auf Eroberung und Beute gerichtete, doch kunstvoll ausgebildete Kriegerthum, in den Germanen dagegen die der feineren Cultur noch fremde und in ihrer Erscheinung rauhe, doch von edlem Rechtsgefühle und reiner Vaterlandsliebe zum Schwunge der höchsten Begeisterung erhobene und eben dadurch siegreiche Nationalität hervor. So erblicken wir denn auch auf Seite der Römer als die Repräsentanten ihres reich gegliederten Heerwesens einen vordrängenden Schwerbewaffneten (Triarier) und einen Leichtbewaffneten, willens, den Feldherrn Varus zu schützen, der verzweifelnd sich eben das Schwert in die Brust stößt. Hinter diesem sehen wir einen sterbenden

Adlerträger, an dessen Seite ein ihn unterstützender Ritter (eques) kniet, welcher den seinem Kampfgenossen entfallenen Adler bergend zur Hand genommen hat. Ein in einem Sumpfe versinkender Reiter, an der Rüstung erkennbar, und ein gefallener Manipelträger beschließen die Scene, welche die Niederlage und Vertilgung der Legionen in der Teutoburger Schlacht in hohem Grade anschaulich macht. Im Gegensatze hiervon findet sich bei den Germanen der muthige Kampf für die Nationalität durch die drei Vorkämpfer: Melo den Sigambrer, Katumer und Segimer, die Poesie durch einen Barden, mit der Telin, die Mystik durch eine Seherin (Ganna oder Veleda), Frauenwürde und siegreicher Tod für das Vaterland durch die den sterbenden Sigmar emporrichtende Thusnelda dargestellt.



Die Rathhaustreppe in Regensburg. (Seite 139.)

Seit den Zeiten des griechischen und römischen Alterthums sind in Marmor keine bedeutenderen Giebelgruppen entstanden als die beiden der Walhalla, deren jede der Länge nach einen Raum von 72 Fuß einnimmt. Ihr Eindruck auf den Beschauer ist der mächtigste und überraschendste. Die klare und kräftige Conception, die classische Schönheit der Formen, der bewundernswerthe Fleiß, mit welchem alle einzelnen Theile bis in's Kleinste durchgebildet sind, reihen diese plastischen Arbeiten den ausgezeichnetsten

Werken der Bildhauerkunst an. Das Material, aus welchem die Figuren gehauen, ist weißer Marmor aus Schlanders in Tirol.

Von den Sculpturen im Innern der Walhalla fesselt das Auge des Kunstfreundes insbesondere Professor Martin Wagner's meisterhaftes Relief, welches in acht Abtheilungen, in einer Gesammtlänge von 292 Fuß und einer Höhe von 3½ Fuß, als Fries den Saal umzieht. Der Künstler verwendete zehn Jahre zum Modelliren dieses grandiosen, durch Reichhaltigkeit der Composition alle anderen Schöpfungen dieser Art übertreffenden Werkes und führte es dann mit seinen zwei Gehilfen Schöpf und Pettrich in weißem Carrara-Marmor aus. Gegenstand der Darstellung ist Deutschlands Urgeschichte.

Die in Gestalt von Ruhmesgenien (Victorien) je die Mitte der sechs Büstengruppen einnehmenden Walkyren sind Schöpfungen des Bildhauers Rauch in Berlin und aus dem feinsten Carrara-Marmor ausgeführt. Die neuere Sculptur hat mit diesen Statuen ihren Gipfelpunkt erreicht. Schöner, edler als Alles, was Canova und Thorwaldsen machten, sind diese Werke, die geradezu sich an die schönsten der antiken Zeiten anreihen, sowohl was die technische Behandlung des Marmors, als was die Reinheit, Völligkeit, man möchte sagen, was den Glanz des Gedankens betrifft. Sechsmal dieselbe Idee in solcher Verschiedenheit so vollkommen zu geben, grenzt an's Wunderbare. Es wäre schwer zu sagen, welche aus diesen sechs Gestalten die herrlichste; jede ist ein unvergleichliches Meisterwerk. Die Büsten selbst, deren gegenwärtig hundert aufgestellt, sind von vielerlei Meistern und zu verschiedenen Zeiten (1794 bis zu den jüngstvergangenen Jahren) gefertigt, daher auch von sehr verschiedenem künstlerischen Werthe.

Die prachtvolle Ausstattung des Saales vervollständigen sechs Stühle von Marmor und acht Candelaber aus demselben Material.

Seitdem die Walhalla vollendet, erfüllt sich die Prophezeiung des Briten Inglis, und die Gebildeten aller Nationen wallfahrten zahlreich an die Ufer der Donau, um das plastische Denkmal des deutschen Ruhmes zu sehen und anzustaunen — ein Denkmal, wie desgleichen kein anderes Volk sich rühmen kann. Die Eröffnungsfeier wurde am 18. October 1842 begangen, gerade zwölf Jahre nach der Grundsteinlegung, und war wie diese von dem herrlichsten Herbstwetter begünstigt.

Der König erwiderte auf die Eröffnungs-Anrede mit folgenden Worten:
„Möchte Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung „deutschen Sinnes! Möchten alle Deutschen, welchen Stammes sie auch „seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein „Vaterland, auf das sie stolz sein können; und Jeder trage bei, so viel „er vermag, zu dessen Verherrlichung."

Nach diesen Worten ergriff der König den ihm gereichten goldenen Tempelschlüssel und berührte damit den einen der beiden metallenen Pfortenflügel. Das Riesenthor sprang auf und gestattete freien Blick in das von Erz und Farben blitzende marmorne Heiligthum, dessen Pracht selbst die an fürstliche Herrlichkeit gewöhnten Augen der hohen Festgäste überraschte.

Außer der in der Baubeschreibung öfter erwähnten Prachttreppe führt auch eine kunstvoll durch Wald und Fels gehauene Straße zur Walhalla hinauf, in sanften Windungen den nördlichen Berghang erklimmend. Man kommt hier an dem zierlichen Wachhause vorüber, das im Rücken der Walhalla für das Aufsichtspersonal erbaut ist. Nach Ersteigung der letzten Höhe wird man auf's freudigste durch den Anblick der nördlichen Giebelseite des Tempels überrascht, die sich rein und scharf gegen den Himmel abschneidet, nicht minder durch die Fernsicht, welche über das breite Donauthal bis zu den Tiroler Hochgebirgen reicht. Bewundernd muß man dem richtigen Sinne des Königs huldigen, der ihn bei der Wahl des Bauplatzes geleitet hat.

Jetzt, da wir dieses schreiben, ist auch der kunstsinnige Begründer und Erbauer der Walhalla, des in seiner Art einzigen Ruhmestempels, zu den Vätern versammelt. „Es wäre angezeigt, daß man ihm in diesen Hallen, im Opisthodomos, ein Standbild errichte," so sagt ein neuerer Cultur- und Kunsthistoriker, „damit er, unter den großen Männern Deutschlands einer der größten, hier ein seiner würdiges Denkmal finde. Und in den Sockel sollte man die Worte graben: Das war ein König!"

Wenn auch politisch unbedeutend und als Mensch schwach, so steht doch fest, daß Ludwig I. für sein Vaterland immens viel gethan, ja er kann der Schöpfer Münchens genannt werden, welches bis dahin, wenn auch königliche Residenz, doch nur eine Provinzstadt gewesen; was er für die anderen

Städte, den Straßenbau und die Kunstförderung Baierns gethan, davon begegneten wir auf unserer Donaufahrt bisher allerorten Spuren.

Nachdem wir bei Stauf und der Walhalla beinahe länger verweilten, als uns der Raum dieses Werkes erlaubt, setzen wir, noch erfüllt von den empfangenen Eindrücken, die Donaufahrt fort. Zur Linken kommen wir zuerst, von Weingärten umgeben, die nun ununterbrochen sich bis Wörth aneinander reihen, nach Sulzbach, einem alten Pfarrdorf mit einer aus dem Mittelalter stammenden Kirche. Nun folgt eine Reihe Wein pflanzender Ortschaften, als da sind: Demling, Bach, Bruckenberg, berühmt davon, den besten Wein dieser Gegend hervorzubringen, dann Kirfenholz, bei welchem Orte die Donau eine große Krümmung macht. Am rechten Ufer begegnen wir Sarching, in dessen uralter Kirche sich der Grabstein eines Pflegers, Namens Schweser, befindet, welcher 1556 im seltenen Alter von 126 Jahren starb. Die nun folgenden Ortschaften Friesheim, Ilkhofen und Auberg liegen in einförmiger Ebene. Der letztere Ort ist auch für den Geschichtsforscher von Interesse; in demselben befindet sich nämlich die Stefanskirche in alterthümlichem Style, und dann landeinwärts auf einem einst verschanzten Hügel, dessen Befestigungen noch zu erkennen sind, die alte Burg des Regensburger Patriciergeschlechtes der Auer. An mehreren minder bemerkenswerthen Orten vorbei, kommen wir nach Pfätter, hier war einst ein römisches Lager und führte der Ort den Namen: Castra vetera; sehenswerth ist hier auch die alte Liebfrauenkirche. Stromabwärts liegt am Ufer vereinsamt eine dem heiligen Nikolaus geweihte alte Kirche, an der die Schiffer gerne anlegen, um da ihr Gebet zu verrichten. Etwas landeinwärts ragt ein rebenumkränzter Hügel auf, an dem die Donau ehemals dicht vorbeifloß; diesen Hügel krönt die schöne Burg Wörth, eine der festesten und wohlerhaltensten Baierns.

Dieses Schloß war schon in frühesten Zeiten ein Lieblings-Aufenthalt der Regensburger Bischöfe, und wurden hier die Acte des Rheinbundes durch Karl von Dalberg, den Kur-Erzkanzler, unterfertigt. Stromabwärts kommen wir nach Niederachdorf, als Wallfahrtsort Heiligenblut genannt, mit einer auf der Anhöhe liegenden Kirche, in welcher der frommen Legende nach einige Tropfen vom Blute Christi aufbewahrt werden; Keßenach, an der

Mündung des gleichnamigen Baches, mit der alten St. Wolfgangskirche; Sossau, mit einer Wallfahrtskirche in altdeutschem Style, von welcher die Sage erzählt: Engel hätten das daselbst befindliche Marienbild aus der Kirche einer evangelisch gewordenen Ortschaft in einer Nacht zu Wasser dahin geführt, und daß das immer freundlich lächelnde Gnadenbild einen zornigen Ausdruck annehme, sobald sich ein Lutheraner nähere.

Am rechten Ufer zeigen sich die Orte Gmünd, Irling, bei welch letzterem der Klingenbach sich in die Donau ergießt; dann Breitenfeld, die Wallfahrtskirche von Eberau; der Hügel, welcher diese Kirche trägt, zeigt Spuren eines römischen Castells. Alle hier erwähnten Ortschaften liegen in einer Ebene, durch welche die Donau vielfache Krümmungen zieht. Der ganze Strich war voralters ein Morast, welcher, trocken gelegt, mehrere Fuß tief ausgezeichneten Ackerboden zurückließ. Die Bauern auf dieser schwarzen Erde sind denn auch sehr reich, was auch in deren Kleidung zum Ausdruck gelangt. Feinste Leinwand, Seidenstoffe, allerlei Goldschmuck, Uhren, Ketten und Ringe sind da etwas Alltägliches. Besonders bei den Hochzeiten dieser Bauern geht es hoch her, und dauern solche Feste oft mehrere Tage lang.

Auf unserer Fahrt gelangen wir nun nach Straubing und wollen wir hier landen, denn diese Stadt fesselt wieder unsere Aufmerksamkeit für längere Dauer. Als Römerstadt hieß sie Sarvio-durum, gegenwärtig zählt sie 11.150 Einwohner und ist Sitz des Bezirksamtes, Landgerichtes, Schwurgerichtshofes, Kreis- und Stadtgerichtes, endlich des Wechsel- und Mercantil-Gerichtes erster Instanz, so daß sich hier das ganze Leben des Kreises concentrirt. Die Stadt selbst liegt an einem künstlich gebildeten Donau-Arm, der im Jahre 1480 bis an die Mauern Straubings geleitet wurde; die alte Donau selbst bildet hier eine Insel, auf welcher der Vorort Gstütt liegt, der durch eine steinerne Brücke mit Straubing verbunden ist. Diese Stadt kommt schon im Jahre 849 urkundlich genannt vor und wurde von Heinrich dem Heiligen dem Augsburger Domcapitel geschenkt, welches den Ort durch Vicedome verwalten ließ. Im 13. Jahrhundert wurde der zweite Theil der Stadt, das sogenannte Neu-Straubing, erbaut. Bei der Ländertheilung zwischen den Söhnen Otto's wurde Straubing die Hauptstadt

Niederbaierns. Herzog Albrecht erbaute im Jahre 1359 das Schloß zu Straubing und wohnte längere Zeit daselbst. In späteren Jahren hielt sich Karl V. gerne hier auf, von hier aus sandte er Ulrich Schmiedel mit Mendoza nach Südamerika, wo diese Buenos-Ayres gründen halfen. Während des dreißigjährigen Krieges leistete Straubing dem Heere Bernhard's von Weimar lange tapferen Widerstand, mußte sich aber 1633 doch ergeben. Im Jahre 1704 nahmen die Oesterreicher die Stadt und behielten sie bis zum Friedensschluß von 1715. Im Jahre 1741 wurde die Stadt neu befestigt. Die oben erwähnte, nach dem Vororte Gstütt führende steinerne Brücke spielte eine bedeutende Rolle nicht nur in der Geschichte Straubings, sondern auch ganz Baierns, denn hier war es, wo Agnes Bernauer am 12. October 1435 dem Wellentode in der Donau preisgegeben wurde.

Mit diesem denkwürdigen Ereigniß wollen wir uns auf Grundlage geschichtlicher Daten etwas eingehender befassen:

Eine alte baufällige Kapelle steht im Kirchhofe zu Straubing. Es ist dies das Denkmal einer schönen unglücklichen Frau, deren einziger Fehler der war, aus niederem Geschlechte geboren zu sein, deren einzige Sünde die gewesen, ihren Gatten geliebt zu haben.

Wohl sind schon seitdem vier Jahrhunderte verflossen, aber in Augsburg erinnert man sich noch immer der armen Agnes Bernauer. Während dieser vier Jahrhunderte sind viele Vorurtheile geschwunden, manche gesellschaftliche Scheidewand gefallen, aber immerhin blieb dessen noch genug übrig, um die Herzen zu scheiden.

Die arme Agnes Bernauer stammte aus plebejischem Hause; ihr Vater war Bader und Barbier zu Augsburg, was nach den Begriffen damaliger Zeit nicht zu den „ehrbaren" Beschäftigungen gehörte. Das Mädchen war aber so wunderschön, daß es in der reichen Patricierstadt doch Jedermann bewunderte und nicht anders nannte als „der Engel von Augsburg".

„Sie war ein gar prächtig' Geschöpf," schrieb ein Chronist ihrer Zeit, „wohlgebaut, von schönstem Ebenmaß — ein gar feines Weib mit langem Goldhaar."

Ihre Schönheit brachte ihr Unheil. Albrecht, der Sohn des Baiernherzogs Ernst, verliebte sich in die schöne Baderstochter, als er aus Anlaß

eines glänzenden Turniers zu Augsburg weilte. Die Chronik schweigt darüber, wie die Beiden mit einander bekannt wurden, wir erfahren nur, daß er sich in den „Engel von Augsburg" verliebte.

Die Liebe baut Brücken über die unüberschreitbarste Kluft, welche sociale Unterschiede und politische Rücksichten als gähnenden Abgrund öffnen. Albrecht hatte eine ihm zugedachte Braut — Elisabeth von Württemberg — die mit einem fremden Ritter entfloh, er kümmerte sich nicht darob, er kannte sie ja gar nicht, und überdies trug er seit dem Augsburger Turnier das Bild der schönen Agnes im Herzen.

Den Zorn seines Vaters fürchtend, zog sich Albrecht mit seiner Braut in sein festes Schloß Vohburg an der Donau zurück, und hier traute ihn ein Priester mit der schönen Bernauerin. Auf Vohburg verlebte das junge Paar die nur zu kurze Zeit erster Glückseligkeit.

Herzog Ernst, der bald von der Sache hörte, nahm die Sache anfänglich nur leicht hin, er glaubte, das sei nur eine flüchtige Neigung seines Sohnes. Es ärgerte ihn zwar, daß sich Albrecht von den Regierungsgeschäften und Landesangelegenheiten ferne hielt, von Festen und Turnieren sich zurückzog, an denen doch ein Ritter und künftiger Landesherr theilnehmen sollte. Albrecht eilte stets nach Vohburg zurück in die Arme seines geliebten Weibes.

Der alte Herzog wußte nicht, daß seinen Sohn eine heimliche Ehe an die niedrig geborene Frau binde, und da dachte er das Verhältniß am schnellsten zu lösen, wenn er seinen Sohn zur Eingehung einer Ehe drängte. Er wählte auch eine Fürstin, die Tochter Erich's von Braunschweig.

Am braunschweigischen Hofe würde dieser Bund mit Freuden eingegangen worden sein; doch Albrecht wies diesen Antrag mit Unmuth zurück; die schöne Agnes aber vergoß in Vohburg bittere Thränen, denn sie wußte wohl, daß Herzog Ernst seinen ganzen Zorn auf ihr Haupt ergießen werde; sie ahnte, daß die rohe Gewalt den Bund trennen werde, den die innige Liebe schloß.

Der alte Herzog wollte fürwahr das ganze Gewicht seines Zornes und bitteren Hasses der Hexe fühlen lassen, die seinen Sohn verführte, doch versuchte er früher noch andere Mittel, seinen Sohn zu bekehren.

Er hielt ein großes Turnier zu Regensburg, auf welches er nur die baierischen Ritter lud. Auch Herzog Albrecht erschien. Doch als er herrlich bewehrt und gewappnet vor den Schranken herantritt und sich wie die anderen Ritter auf den Turnierplatz begeben wollte, da schloß man vor ihm die Schranken und ein Herold verkündete vor allem Volke und den versammelten Rittern, „daß nach altem Recht und herkömmlicher Sitte Niemand in einem Turniere sich messen dürfe, der, wenn auch von edlem und fürstlichem Geblüt, doch ein öffentlicher Ehebrecher sei, oder der seines Nächsten Frau, Tochter oder Verwandte außer der Ehe bei sich behalte und so ehrvergessen lebe“.



Bauernmädchen aus der Gegend von Regensburg.

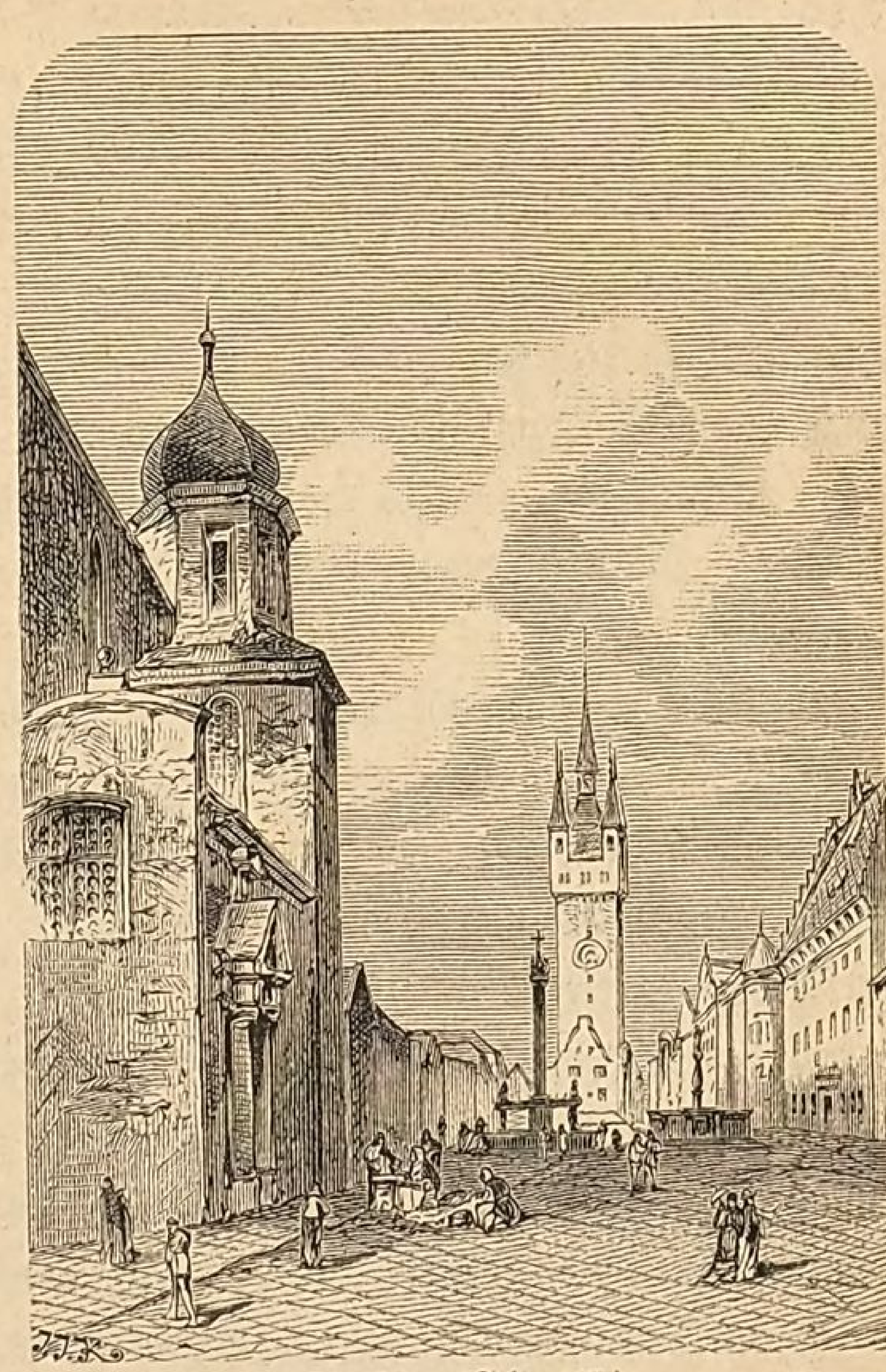
Vor Wuth erstarrt, blieb Albrecht vor den Schranken stehen; einen Augenblick lang war er wie betäubt, stumm, dann aber rief er mit Donnerstimme:

„Wer wagt es, mir den Eingang zu versperren? Agnes ist mein gesetzlich angetrautes Weib, des Priesters Segen gab uns zusammen, wie es das Gebot der Kirche heischt. Dies bekenn' ich vor Gott und der Welt.“

Trotzdem ließ ihm Herzog Ernst die Schranken nicht öffnen, und er mußte mit Schmach beladen abziehen. Mit Groll im Herzen sprengte Albrecht davon.

Das Geheimniß seiner Ehe, bisher so sorgfältig bewahrt, war nun verrathen und öffentlich eingestanden. Das Schwert war aus der Scheide — der Sohn stand dem Vater als Feind gegenüber. Albrecht eilte auf sein Schloß und erzählte seiner Agnes die erfahrene Unbill und forderte sie auf, sonder Furcht ihre Frauenrechte geltend zu machen. Herzog Albrecht umgab den furchtsam zitternden „Engel von Augsburg“ mit all ihrem Stande entsprechenden Glanz, gab ihr zahlreiches Gefolge und Hofgesinde, und befahl,

daß die arme Baderstochter fürder Herzogin genannt werde; er führte sie so in Baiern herum und zeigte sie dem Volke als zukünftige Herrscherin. In Straubing richtete er ihr ein prachtvolles Schloß ein. Die schöne Agnes that Alles, was ihr Gemal wünschte. Doch in ihrem Inneren konnte sie der bösen Ahnungen nicht Herrin werden. Sie ahnte es, daß in dem Kampfe zwischen Vater und Sohn sie das Opferlamm sein werde. In ihr Schicksal ergeben, ließ sie ihre Grabkapelle bauen, während Albrecht Alles anwandte, das Schloß seiner Gattin je herrlicher zu schmücken. Das wachsame Auge ihres Gatten hielt von Agnes noch eine Zeit hindurch die Gefahr ferne, und vielleicht hätte sich der alte Ernst in die Wahl seines Sohnes geschickt, wie sich hundert Jahre später Ferdinand I. mit der Wahl seines Sohnes befreundete und Philippine Welser als Schwiegertochter annahm — wenn nicht äußere Umstände dazwischen getreten wären.


Straubing. (Seite 165.)

In Baiern gab es zu jener Zeit keinen Erben in der herzoglichen Familie als den nach Albrecht zu erwartenden Sprößling, denn der Tod raffte alle Agnaten hin. Der alte Herzog sah also außer den eventuellen Kindern seines Sohnes Albrecht keine Erben, und fürchtete, daß der Kaiser das „römisch-deutsche heilige Reich“ und selbst das Volk die Nachkommen der Baderstochter nicht werden anerkennen wollen. Er fürchtete, daß Parteihader und Bürgerkrieg das Land verwüsten würden, und so reifte in Herzog Ernst

der unselige Entschluß, das unschuldige arme Weib aus dem Wege zu räumen, um dem Bürgerkriege vorzubeugen. Der Herzog beschloß daher, Agnes aus ihrem Straubinger Schloß mit Gewalt entführen zu lassen und sie dann dem Tode zu weihen. Er wartete daher den Zeitpunkt ab, bis sein Sohn ferne von Straubing war, überfiel die Burg mit seinen bewaffneten Reisigen und führte die wehrlose Agnes in die Gefangenschaft mit sich. Er stellte sie vor ein Gericht unter der Anklage, „sie habe den Erben der baierischen Herzogswürde behext und ihn zu einem ehrlosen Schritte verleitet". Die Richter fällten ein Todesurtheil, welches Herzog Ernst bestätigte; der Richter von Straubing, Emmeram Nusperger, wurde mit dem Vollzuge des Urtheils betraut, „daß die Hexe in's Wasser geworfen und ersäuft werde". Dies geschah denn auch am 12. October 1435.

Der „Vicedom" von Straubing gab sich zu dem Henkersdienste her, ließ die unglückliche Fürstin binden und von der Straubinger Brücke in die Donau werfen, wie es im Urtheil stand.

Das zusammengeströmte Volk, die Bürger und die Jugend der Stadt sahen mit Schauder diese Execution, aber Niemand wagte es, zum Schutze der unglücklichen Frau, der Herzogin, die den Straubingern so viel des Guten erwies, die Hand zu erheben. Die Wellen der Donau schienen mehr Mitleid zu fühlen als die Menschen, denn sie trugen die schöne Frau eine ganze Strecke auf ihrer Oberfläche. War es ihr Gewand oder ihre eigene Kraftanstrengung, was sie obenauf erhielt? Genug an dem, sie trieb an's Ufer, und schon schien der Menschen Urtheil durch der Allmacht Walten vernichtet. Die Menge stand staunend, aber mit den bewaffneten Mannen des Herzogs wagte es Niemand, sich in ein Handgemenge einzulassen. Als die arme Agnes fast schon am Ufer war, da eilte einer der herzoglichen Schergen hin, wand ihr schönes langes Haar um eine Schifferstange und hielt ihren Kopf so lange unter Wasser, bis sie den Geist aufgab. — Das war ein Act mittelalterlicher Cabinetsjustiz aus politischen Gründen.

Und seit wann ist es besser geworden?

In zehn Jahren werden es erst Hundert, seit die Mauern der Bastille fielen — kein halbes Jahrhundert trennt uns von den Tagen, als am Spielberg und Hohenasperg die Seufzer unschuldig Eingekerkerter von den

düsteren Mauern widerhallten. Unter der Devise des „höheren Staatswohles“ wird schon seit sechs Jahrtausenden gemordet — doch zu unserer Erzählung.

Agnes war nun todt und in aller Stille begraben. Herzog Ernst freute sich des gelungenen Streiches, zog triumphirend in München ein, und glaubte, nun stünde seinen Plänen nichts mehr im Wege. Der Bürgerkrieg aber, den er durch den Justizmord zu verhindern meinte, der brach erst recht los.

Albrecht aber rächte diese himmelschreiende That ganz im Sinne seines Zeitalters. Als er heimkehrte und die Schreckensthat erfuhr, stürzte er besinnungslos nieder.

Als er wieder zu sich kam, weinte der kühne, kräftige Mann lange wie ein Kind; dann aber schwur er, nicht eher zu ruhen, bis er an seinem Vater, dessen Räthen und den Henkern seines unschuldigen Weibes blutige Rache genommen. Von Rachedurst getrieben, verschwor er sich mit den Feinden seines Vaters, dann wiegelte er das Land auf, sammelte Kriegsvolk und fiel in die baierischen Lande ein mit seinen Söldnern. Städte und Dörfer wurden zerstört, das Volk ausgeraubt und in die Gefangenschaft geschleppt. Albrecht selbst wüthete am ärgsten, und dauerte dies Morden gar lange Zeit.

Endlich wich die Wuth stillem Grame. Kaiser Sigismund legte sich in's Mittel und bat Herzog Ernst, die Feindseligkeiten einzustellen. Der Herzog zeigte sich reumüthig und sagte, er habe dies Alles nur gethan zur Ehre seines Sohnes, seiner eigenen Ruhe wegen und zum Wohle des Landes; er versprach, der unglücklichen Agnes eine Kapelle zu errichten, und wenn ihr schon hienieden Unbill widerfahren, doch für ihr Seelenheil zu sorgen. Der alte Herzog löste auch sein Wort ein, für die arme Gemordete wurden Seelenmessen gelesen und der Todestag feierlich begangen.

Albrecht neigte später auch der Maxime des „Salus rei publicae“, eigentlich der sogenannten Staatsraison, hin, und verehelichte sich mit Anna von Braunschweig. Die niedergebrannten Dörfer aber konnte das Volk wieder selbst aufbauen.

Der Thurm, in dem die Bernauerin zu Vohburg gefangen saß und den unsere Abbildung auf Seite 113 wiedergiebt, steht noch, und wird von einem schönen Garten umgeben. Die Stelle, wo Agnes an's Ufer geschwemmt wurde, wird den Fremden gezeigt.

In der Collegiatkirche hat die unglückliche Agnes ein schönes Monument. Hier geben wir das Volkslied, welches sich in der Gegend um Straubing über das hier geschilderte Ereigniß erhielt:

Agnes Bernauer.

Es ritten drei Reiter zu Straubing hinaus,
Sie reiten wohl vor der Bernau'rin ihr Haus:
Bernau'rin, bist Du drinnen?
Bist Du darinnen, so tritt Du heraus,
Der Herzog ist draußen vor ihrem Haus
Mit all' seinem Hofgesinde.

Sobald die Bernau'rin die Stimme vernahm,
Ein schneeweißes Hemd zog sie gar bald an,
Wohl vor dem Herzog zu treten.
Sobald die Bernau'rin vor's Thor hinaus kam,
Ein Herrenrath gleich die Bernau'rin vernahm:
Bernau'rin, was willst Du machen?

Ei, willst Du lassen den Herzog etweg'n,
Oder willst Du lassen Dein jungfräuliches Leb'n,
Ertrinken im Donauwasser?
„Und als ich nicht will lassen meinen Herzog eb'n,
So will ich lassen mein jungfrisches Leb'n,
Ertrinken im Donauwasser.

„Der Herzog ist mein
Und ich bin sein,
Sind wir gar treulich versprochen!“
Bernau'rin auf dem Wasser schwamm;
Maria Mutter Gottes hat sie gerufen an,
Sollt ihr aus dieser Noth helfen!

Hilf mir, Maria, aus dem Wasser heraus,
Mein Herzog läßt Dir bauen ein neues Gotteshaus,
Von Marmelstein den Altar!
Sobald Sie dieses gesprochen hat aus,
Maria Mutter Gottes geholfen hat aus
Und von dem Tod sie errettet.

Sobald die Bernau'rin auf die Brücken kam,
Ein Henkersknecht die Bernau'rin nahm,
Bernau'rin, was willst Du machen?
Ei, willst Du werden ein Henkersweib?
Oder willst Du lassen Dein' jung stolzen Leib
Ertrinken im Donauwasser?

Und eh' ich will werden ein Henkersweib,
So will ich lassen mein jung stolzen Leib
Ertrinken im Donauwasser!
Es stund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag':
Bernau'rin ist ertrunken!

Auf, rufet mir alle Fischer daher,
Sie sollen fischen bis an's Schwarze Meer,
Daß sie mein fein's Liebchen suchen!
Es kommen gleich alle Fischer daher,
Sie haben gefischt bis an's Schwarze Meer,
Bernau'rin haben sie gefunden.

Sie legen sie dem Herzog auf den Schooß.
Der Herzog wohl viel tausend Thränen vergoß,
Er that gar herzlich weinen.
So rufet mir her fünftausend Mann,
Einen neuen Krieg will ich fangen an
Mit meinem Herrn Vater oben.

Und wär' mein Herr Vater mir nicht so lieb,
So ließ ich ihn henken als wie einen Dieb,
Wär' aber mir große Schande.
Es stund kaum an den dritten Tag,
Dem Herzog kam eine traurige Klag',
Sein Herr Vater ist gestorben.

Die mir helfen, meinen Herrn Vater begrab'n,
Rothe Mäntel müssen sie hab'n
Und roth müssen sie sich tragen.
Und die mir helfen, mein fein's Lieb' begrab'n
Schwarze Mäntel müssen sie hab'n
Und schwarz müssen sie sich tragen.

So wollen wir stiften eine ewige Meß,
Daß man der Bernau'rin nicht vergeß',
Man wolle für sie beten!

Von den anderen Sehenswürdigkeiten Straubings seien noch erwähnt die dem heiligen Jakob geweihte Stadtpfarrkirche, welche 1430 erbaut wurde, und zwar durch Hanns Steinmetz, den Erbauer des Martinsthurmes zu Landshut. Diese Kirche hat durch den Brand im Jahre 1780 viel gelitten. Sie enthält sowohl im Inneren als in ihren zwanzig Seitenkapellen viele merkwürdige Altäre und ein Sanctuarium, welches sich durch seinen kunstvollen

Bau auszeichnet. Viele interessante Gemälde altdeutscher Schule machen dieses Gotteshaus überdies sehenswerth.

Die im gothischen Style erbaute Karmeliterkirche, die jetzt zum Gymnasium gehört, ist im Inneren mit schönen Fresken von Steidl ausgestattet und enthält ein kunstvolles Altarbild „Die Ausgießung des heiligen Geistes" von Unterberger. Diese Kirche enthält auch viele Denkmäler, von denen wir nur die folgenden erwähnen wollen:

Monument Herzog Albrecht's II. von Baiern († 1397), Statue des Hanns Nothaft von Wernberg († 1471), Sarkophag des Grafen Johann Heinrich Nothaft von Wernberg († 1665). — Die Agneskapelle auf dem Friedhofe erwähnten wir bereits. Unter den öffentlichen Gebäuden Straubings zieht der massive, im Mittelpunkte der Stadt gelegene „Brodthurm" durch seine geschmacklose Massigkeit die Aufmerksamkeit auf sich; derselbe wurde schon 1208 aufgeführt, im Jahre 1783 restaurirt. Seine Zinne schmücken vier Eckthürmchen und zwischen diesen eine Kegelspitze, der Volkswitz Baierns behauptet auch daher: „daß die Straubinger Fünf gerade sein ließen". Straubing ist der Geburtsort des berühmten Optikers Fraunhofer und ist eine Straße nach ihm benannt.

Von Straubing bis Passau macht die Donau wieder eine Wendung gegen Süden, und zwar mit vielen Serpentinen — doch sind die beiden Ufer von da ab weit romantischer, als sie es in der Strecke Regensburg-Straubing gewesen.

Am linken Ufer begegnen wir zuerst den Orten Parkstetten und Reibersdorf, Kleinau und Oebling, am rechten Ufer, bei letzterem Orte sieht man noch die aus dem dreißigjährigen Kriege stammende Schwedenschanze.

Zur linken begleitet uns eine Bergkette, an deren Abhang der Ort Ober-Altaich liegt, mit den Ruinen der einst berühmten Benedictiner-Abtei gleichen Namens.

Hier, wo die Ruinen des Stiftes stehen, soll in vorchristlichen Zeiten ein heiliger Hain bestanden haben, dessen geweihte Eiche, einer Sage nach, der heilige Parminius gefällt haben soll. Utilo II. errichtete im Jahre 731 ein Kloster, das aber 907 von den Ungarn zerstört wurde, und welches dann

1102 der Graf Friedrich von Bogen wieder erbaute. Im dreißigjährigen Kriege wurde Ober-Altaich durch die Schweden in Asche gelegt, erhob sich dann aber wieder.

Das Benedictinerstift war einst berühmt, viele gelehrte Männer in seinen Mauern beherbergt zu haben; in dem sehr zerfallenen Gebäude sind einige Fresken wohlerhalten und sehenswerth. Es sind durchwegs Spottbilder auf die Reformation, welche von den Aebten zu malen angeordnet wurden. Die Reformatoren sind als Raubthiere dargestellt, welche den unschuldigen Schafen, als solche sind die Mönche gemalt, die Haut und das Fell abziehen.

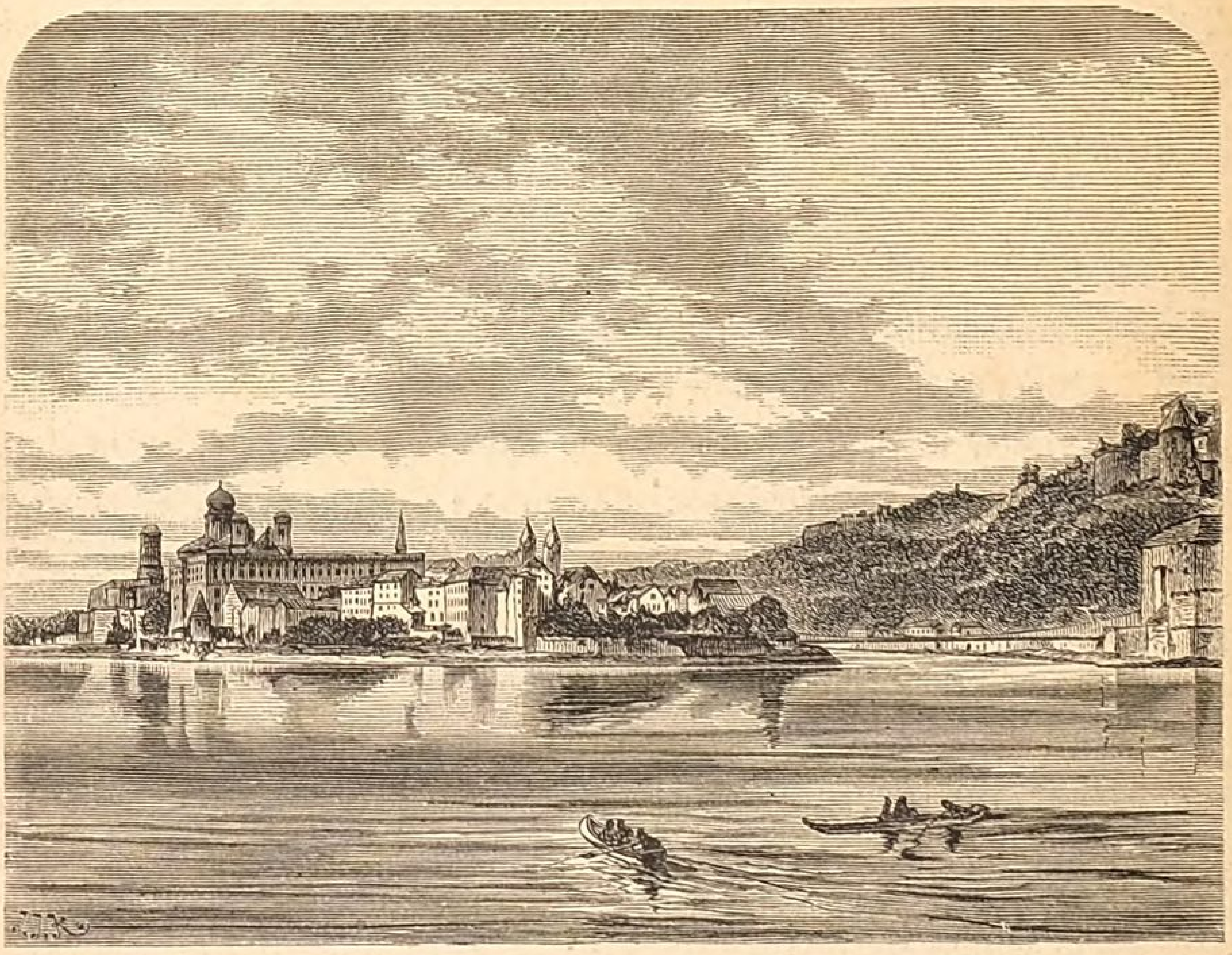
Unterhalb des hier beschriebenen Ortes fließt der Mennach in die Donau, und da liegt der Markt Bogen am Fuße eines 1449 Fuß hohen Berges, der während der Thalfahrt noch lange sichtbar bleibt; der Markt zählt 1300 Einwohner und hat eine ziemlich bedeutende Brauerei. Am Gipfel des obenerwähnten Bogenberges sieht man die Ueberreste der alten Burg der einst mächtigen Grafen von Bogen, die selbst den Baiernherzogen Trotz boten und von hier bis an die Grenze Böhmens ihre festen Burgen besaßen.

Dieses Geschlecht versetzte durch seine Fehden und Raubzüge die ganze Gegend in Schrecken. Graf Albrecht IV., der Letzte dieses Hauses, zog mit Herzog Friedrich nach Palästina, starb, vom Kreuzzug zurückgekehrt, in seiner Burg und fand 1242 im Stifte Ober-Altaich seine Ruhestätte. Aus den Ruinen der Burg erhebt sich die sehr alterthümliche Wallfahrtskirche zu „Unserer lieben Frau", welche 1104 zu Ehren eines Wunder ausübenden steinernen Marienbildes von Graf Aswin gegründet wurde. Dieses Bild soll stromaufwärts geschwommen und an einem Felsen von Bogen gelandet sein. Der Schloßberg hat noch einen andern Wallfahrtsort, das kleine Salvatorkirchlein.

Von den Zinnen dieser Schloßruine hat man einen herrlichen Ausblick auf die baierische Ebene und dann bis an die Alpen Salzburgs und Tirols, welche den Horizont begrenzen.

Wir setzen nun die Fahrt fort, vorbei an zahlreichen, wenn auch unbedeutenden Orten, darunter Irlbach mit einem schönen Schlosse und

prachtvollen Gärten, beides Schöpfungen des Grafen von Bray, dann Bergheim am rechten Ufer, am linken dagegen Pfelling, bedeutender Holzhandelsplatz; Schwarzach, an der Mündung des gleichnamigen Baches. Von hier an wird die Gegend ganz besonders herrlich, da die Ausläufer des baierischen Waldes bis dicht an's Ufer heranziehen; in dieser landschaftlichen Schönheit liegt ebenso malerisch das sehr alte Benedictinerstift



Passau vom rechten Donau-Ufer.

Metten, bei dem wir uns kurz aufhalten wollen. Dieses Kloster wurde von Karl dem Großen gestiftet und knüpft sich an dessen Ursprung folgende Sage, die wir hier Wolff nacherzählen wollen:

„Ein frommer Hirt zu Michaelbuch, Gamelbert, schlief einst bei dem Weiden seiner Heerde unter einem Baume ein und fand, als er erwachte, die heilige Schrift auf seinem Herzen, aus der er sich im Glauben unterrichtete. Er weihte sich nun dem Priesterstande und erzog einen frommen Knaben, Namens Otto, der später am Ufer der Donau in einem Walde als Einsiedler lebte. Da traf es sich eines Tages, daß Karl der Große sich auf

der Jagd verirrte und den frommen Eremiten neben dem von ihm, dem heiligen Michael geweihten Bethause fand, wie er damit beschäftigt war, Holz zu spalten. Als der Kaiser dazu kam, hörte der fromme Mann in seiner Arbeit auf und hing die Axt nicht an einen Baum, sondern an einen Sonnenstrahl. Ergriffen von diesem Wunder, stellte ihm nun Karl frei, sich eine Gabe auszubitten, und Otto erbat sich demzufolge die Gründung eines Klosters. So entstand das Benedictinerstift Metten, das 1134 alle seine frommen Bewohner durch die Pest verlor und 1236 ganz in Asche gelegt wurde."

Das Stift wurde öfter wieder aufgebaut und restaurirt, so 1157 durch Herzog Heinrich, 1264 durch den Herzog Otto und neuerdings 1830 durch König Ludwig, dem Wiederhersteller baierischer Baudenkmale.



Markt und Ruine Hals.

Gegenüber Metten, zu welchem auch eine Ortschaft von 1974 Einwohner mit Brauerei und Schleifmühle gehört, erhebt sich am rechten Ufer der Donau in einer weiten Ebene allein, 300 Fuß hoch hervorragend der Natternberg, ein Räthsel für die Geognosten, das sich aber das Volk in seiner Einfalt durch eine Sage gelöst hat, wie denn die Donau ebenso reich an Sagen ist als der Vater Rhein, nur wandte sich deutsche Forschung und Nachdichtung mehr jenem zu, wie er denn auch lange Zeit mehr „Mode" war, besonders seitdem gesungen wurde „sie sollen ihn nicht haben" — die Donau ist wohl auch ein deutsches Kleinod, aber schon seit lange ein unangefochtenes und darum weniger besungen.

Ganz richtig schreibt in dieser Hinsicht der so verdienstvolle Ethnograph Franz Hattner:

„Wie lebt der alte Vater der Romantik, der sagenhafte Rhein, in den Liedern und Dichtungen unseres Volkes, und wie wenig gedenken dieselben der großen Herzader Germaniens, der Donau! — Ein Fremdling unserer

Geschichte müßte aus ihnen schließen, die schönsten und fruchtbarsten Scenen des deutschen Drama's hätten das schöne Rheinthal zu ihrem Schauplatze gehabt; und doch beschaut sich von den Uferhöhen der Donau ein größeres Stück der Geschichte unseres Vaterlandes in den immer wiederkehrenden Fluthen."

Unsere „schöne blonde blauäugige Donau", dicht an deren Ufer Schreiber dieses Buches geboren wurde, soll aber voll zu Ehren kommen, und der Tourist, der Forscher und Gelehrte ihrem Laufe folgen.

Also hören wir die Sage vom Natternberg: Das Volk sagt, der Berg gehöre gar nicht nach Deutschland, sondern sei in Italien daheim gewesen; der Teufel in seiner Wuth gegen die Bewohner von Deggendorf, die ihm viel zu gottesfürchtig waren, wollte dieselben auf einmal mit einem gewaltigen Schlage vernichten; er holte daher den Berg aus Italien, den er bei Deggendorf in die Donau werfen und so eine riesige Ueberschwemmung hervorrufen wollte, die das ihm verhaßte Geschlecht wegspülen sollte. Als er so mit dem Berge in der Luft schwebend bis kurz vor Deggendorf gekommen war, ertönte das Gebetglöcklein des Stiftes Metten, darob sei er augenblicklich so erschrocken, daß er den Berg auf die Ebene fallen ließ, wo er auch bis heute liegen blieb.

Die Spitze auch dieses Berges krönen die Reste einer festen Burg, die ebenfalls den gefürchteten Grafen von Bogen gehörte; später neu befestigt, wurde sie im dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstört. Herzog Heinrich der Jüngere von Landshut weilte lange Zeit hier und führte daher den Namen des Natternbergers. Am Fuße dieses isolirten Berges zieht sich weithin das Breitfeldmoor hin.

Nun gelangen wir nach Deggendorf am linken Ufer der Donau, in einem schönen vom Perlbach durchflossenen Thale, umgeben von freundlichen grünen Hügeln. Die Stadt soll zur Abwehr slavischer Eindringlinge im 10. Jahrhundert gegründet worden sein; gegenwärtig zählt sie 5452 Einwohner, hat eine lateinische Schule, ist der Sitz des Bezirksamtes und besitzt eine ziemlich entwickelte Industrie, Gerberei, Eisenhammer, Flachs- und Obstbau.

Ursprünglich war die Stadt Eigenthum des Grafen von Degenberg. Geschichtlich positiv genannt erscheint diese Stadt aber erst 1255, als

sie nach dem Tode des Herzogs Otto des Erlauchten dessen Sohn Heinrich zufiel. Das Jahr 1337 gelangte in der Geschichte dieses Ortes zu trauriger Berühmtheit durch einen gräßlichen allgemeinen Judenmord, über dessen Entstehung Folgendes berichtet wird: Die Juden Deggendorfs wurden fälschlich beschuldigt, eine Hostie, welche ein altes Christenweib gestohlen und denselben verkauft habe, geschlitzt, zerkratzt, mißhandelt, durchstochen und endlich auf einem Amboß mit Schmiedehämmern zertrümmert zu haben. Als nun die Mutter Gottes — so erzählt das noch im Volksmunde circulirende Lied — sich darüber beschwerte, habe das ein Wächter gehört und den Stadtältesten angezeigt.

Die Bürger verschworen sich nun auf's Crucifix, dies zu rächen und alle Juden der Stadt zu ermorden; Graf Hartmann von Degenberg zog ihnen von seinem Schlosse mit seinen bewaffneten Mannen zu Hilfe, um das Werk des Massenmordes erfolgreicher zu gestalten. Die Juden wurden auch durchwegs ermordet, deren Behausungen geplündert und die Häuser niedergebrannt. Die Sage berichtet nun, während des Feuers sei die durch den Brand geläuterte Hostie, aus einem in Flammen stehenden Hause heraus, einem frommen Schmiede in den Schurz geflogen. Ein junger Priester aus Nieder-Altaich trug dann die Hostie feierlichst in die Kirche zurück. Dieser häßliche Ausbruch des wildesten Fanatismus wurde von weltlichen und kirchlichen Fürsten belobt und ausgenützt. Herzog Heinrich versicherte den Pfleger Konrad Freiberger und die Bürger der Stadt seiner Huld und Gnade dafür, daß sie die Juden zu Deggendorf so gründlich ausgerottet hätten. Er sprach das Gut der Ermordeten den Bürgern zu unter folgenden Ausdrücken: „Darzu wöllen wir, was sie denselben Juden genommen haben, oder was deren in ihr Gewalt sey kommen, heimblich oder öffentlich, daß ihn dieß alles also soll bleiben, und darzu, was sie auch denselben Juden gelten sollten, darumb die Juden borgen, Pfand Briff oder andre Urkunden von ihnen umb hätten, oder daß sie ihr sonst solten gelten. Desselb gelt soll alles ab seyn und sollen darumb gänzlich ledig seyn vor uns und vor allen Leuthen“.

Papst Innocenz verlieh allen Jenen, die am Michaelistage zu der erretteten Hostie wallfahrteten, vollkommenen Ablaß. Diese Wallfahrten dauern noch gegenwärtig in steigender Progression und bilden die Haupteinnahmsquelle

Deggendorfs. Der Wallfahrtsbesuch gestaltete sich wie folgt: Im Jahre 1760 = 43.000 Pilger, 1766 = 60.450, 1794 = 74.400; im Jahre 1803, als das zu dieser Feier stets aufgeführte Spiel zum letzten Male dargestellt wurde, noch immer 33.000. Das fünfhundertjährige Jubiläum dieses gräulichen Massenmordes versammelte im Jahre 1837 an 100.000 fromme Pilger, und auch jetzt führt noch fanatischer Unverstand jährlich Tausende an diese „geheiligte" Stätte.

Im Jahre 1634 wurde die Stadt durch die Schweden erobert, dieselben warfen eine Contribution von 16.000 Thaler aus, eine für jene Zeit enorme Summe, zerstörten überdies bei ihrem Abzuge die vier Stadtthore und die Donaubrücke. Während des Erbfolgekrieges erlebte die Stadt ebenfalls wechselvolle Schicksale, wurde aber doch nicht so hart mitgenommen; in den Franzosenkriegen litt sie fast gar nichts, brannte aber dagegen 1822 ab, wobei 200 Häuser ganz zerstört wurden. Sie erhob sich aber rasch von diesem Schlage und weist hübsche Neubauten auf.

Sehenswerth ist die Wallfahrtskirche, bekannt unter dem Namen Geiersbergkirche, und genießt man eine sehr schöne Aussicht von einer 1000 Fuß über dem Donauspiegel gelegenen Felsenspitze, die Rusel genannt; man sieht von Regensburg bis hinab an die Gebirge längs des Inn, gegen Süden bis an die Salzburger Alpen und nördlich bis an den Böhmerwald.

Die Gegend von Deggendorf ist reich an historischen Denkmalen und Erinnerungen, darunter zählen wir die gut erhaltene Burg Eck, Besitzthum der Grafen von Armansperg, ehemals Lehen der Ecker von Eck. Unter den Letzteren bleibt denkwürdig Peter Ecker, Vicedom zu Straubing, der seinen eigenen Sohn durch den Henker hinrichten ließ, weil er entgegen des väterlichen Befehls den Feind anfiel, dann aber die Flucht ergriff. Gegenüber Deggendorf und mit diesem durch eine Brücke verbunden liegt Fischerdorf, unterhalb dessen, etwa eine halbe Stunde, die Isar in drei Armen in die Donau mündet.

Von hier bis Passau wendet sich der Strom nach Südosten; am linken Ufer folgen Deggenau, Seebach, dann an der Mündung der Ohe das ehemalige Stift Nieder-Altaich, einst Sitz gelehrter Benedictiner. Dieses Kloster hatte denselben Stifter wie das oben beschriebene Ober-

Altaich, nämlich Utilo II., welcher von Reichenau zwölf Mönche hierher kommen ließ. Karl der Große schenkte diesem Kloster die Wachau in Niederösterreich und besaß es lange den Erlahof bei Spitz.

Während der Einfälle der Ungarn wurde das Kloster zerstört, dann aber vom Herzog Heinrich von Baiern und Kaiser wieder hergestellt; unter den einst berühmten Bewohnern dieses Klosters nennen wir: den heiligen Gotthard, Landgraf Günther von Hessen, den heiligen Thiemo. Ein Sohn Leopold's des Heiligen, ebenfalls Leopold, starb in dem Stifte im Jahre 1141 auf seiner Rückreise von Baiern.

Im 13. Jahrhundert arteten die einst wegen ihrer Gelehrsamkeit berühmten Mönche aus; 1282 wurde der Abt Volkmar ermordet, und Abt Johann Heinrich wanderte mit einigen ihm treu gebliebenen Benedictinern aus, da er der Ueppigkeit und Sittenlosigkeit der Klosterleute nicht mehr Einhalt zu thun vermochte. Die schöne Kirche und das große Stiftsgebäude zeugen noch heute von der Pracht, die ehemals hier herrschte.

An Mühlheim vorüber, welches einst die Veste der Grafen von Hals gewesen, welche die Donau mittelst Ketten abzusperren pflegten, am rechten Donau-Ufer kommt man nach Osterhofen, welches etwas landeinwärts liegt. Der Sage nach erhielt der Ort seinen Namen von einer über die Ungarn am Ostersonntag siegreich erfochtenen Schlacht. Auch hier gründete Herzog Utilo ein Kloster, nämlich eine Prämonstratenser-Abtei, deren stattliche wohlerhaltene Gebäude sich hinter dem Städtchen erheben. Die Grafen von Hals hatten in dieser Abtei ihre Familiengruft. Während des dreißigjährigen Krieges hausten hier die Schweden gar arg, später dann, im 18. Jahrhundert, wurde das Kloster in ein Fräuleinstift umgewandelt, dann aber ganz aufgehoben. Gegenwärtig bilden die ehemaligen Klostergebäude das Schloß einer gräflichen Familie. Die Kirche ist wohl reich geschmückt, hat aber nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen. In der Nähe auf einem Hügel erhebt sich die 1304 erbaute Martinskapelle, welche in architektonischer Hinsicht bemerkenswerth ist.

Hier macht die Donau sehr bedeutende Serpentinen, und kommt man, an vielen kleineren Ortschaften vorbei, nach Langen-Künzing mit dem Pfarrdorf Künzing, der Castra quintana der Römer. Hier finden sich

die Reste eines römischen Bades und knüpfen sich an die Gegend mehrere Legenden vom heiligen Severin. Der Marktflecken Pleinting, an dem wir nun vorbeikommen, hat eine sehr schöne alte Kirche.

Von da ab fließt die Donau, fast ohne Krümmungen zu machen, geradewegs nach Passau. Am linken Ufer kommen wir zuerst an den Markt Hofkirchen mit den Ruinen der gleichnamigen Burg, welche einst den Grafen von Ortenburg gehörte.

Der Ort zählt 753 Einwohner. Die Burg wurde 1740 durch die Panduren Trenck's zerstört und ein großer Theil der Steine zum Brückenbau verwendet. Die bereits erwähnten Grafen von Ortenburg übten hier das Strandrecht und plünderten die oft durch sie zum Stranden gebrachten Schiffe. Am selben Ufer, weiter stromabwärts, begegnen wir der Ruine Hildegardsberg.

Am andern Ufer gegenüber liegt Vilshofen an der Mündung der Vils in die Donau. Der Ort zählt 2937 Einwohner, hat eine Donaubrücke, Schiffbau und ziemlich bedeutenden Getreidehandel. Im Jahre 1794 wurde der Ort durch eine starke Feuersbrunst heimgesucht.

Bis Passau fließt der Strom nur an ganz unbedeutenden Orten vorbei, umsomehr entschädigt aber die Schönheit der Gegend den Reisenden. An der Mündung des Sandbaches liegt Böfensandbach, eine Stelle, einst von den Schiffern wegen des Strudels gefürchtet. Neuerer Zeit wurden die hier vorliegenden Klippen gesprengt, und ist die Stelle nun jederzeit fahrbar. An diese Stelle, einst das Ghäklet genannt, knüpft sich eine Legende, die wir hier dem bereits citirten Wolff nacherzählen wollen: „Die Sage erzählt, der Teufel sei so erzürnt gewesen über Friedrich Barbarossa's Kreuzzug, daß er am Wege gelauert, als die Schiffe mit den Kreuzfahrern vorüber gekommen. Darauf habe er, wie sie in die Engfahrt eingelaufen, einen Berg ergriffen und ihn auf sie hinabschleudern wollen. Nach der einen Lesart habe ihm der Bischof von Regensburg, seine tückische Absicht erkennend, das Pectorale entgegengehalten, und er sei darüber so erschrocken, daß er den Berg fallen lassen, der in viele Stücke zerborsten in die Fluth gestürzt sei, ohne auch nur den mindesten Schaden anzurichten. Nach einer andern Lesart dagegen soll der Gottseibeiuns nur einzelne Blöcke genommen haben,

um sie nach den Kreuzfahrern zu werfen. Schon bei dem ersten Blocke aber habe jeder einzelne Glaubensstreiter ein Kreuz geschlagen und der Teufel dadurch den Muth verloren, das boshafte Spiel fortzusetzen. Der erste Stein, den er geworfen, war jedoch so groß, daß er Jahrhunderte lang jenen höchst gefährlichen Strudel im Flusse verursachte."

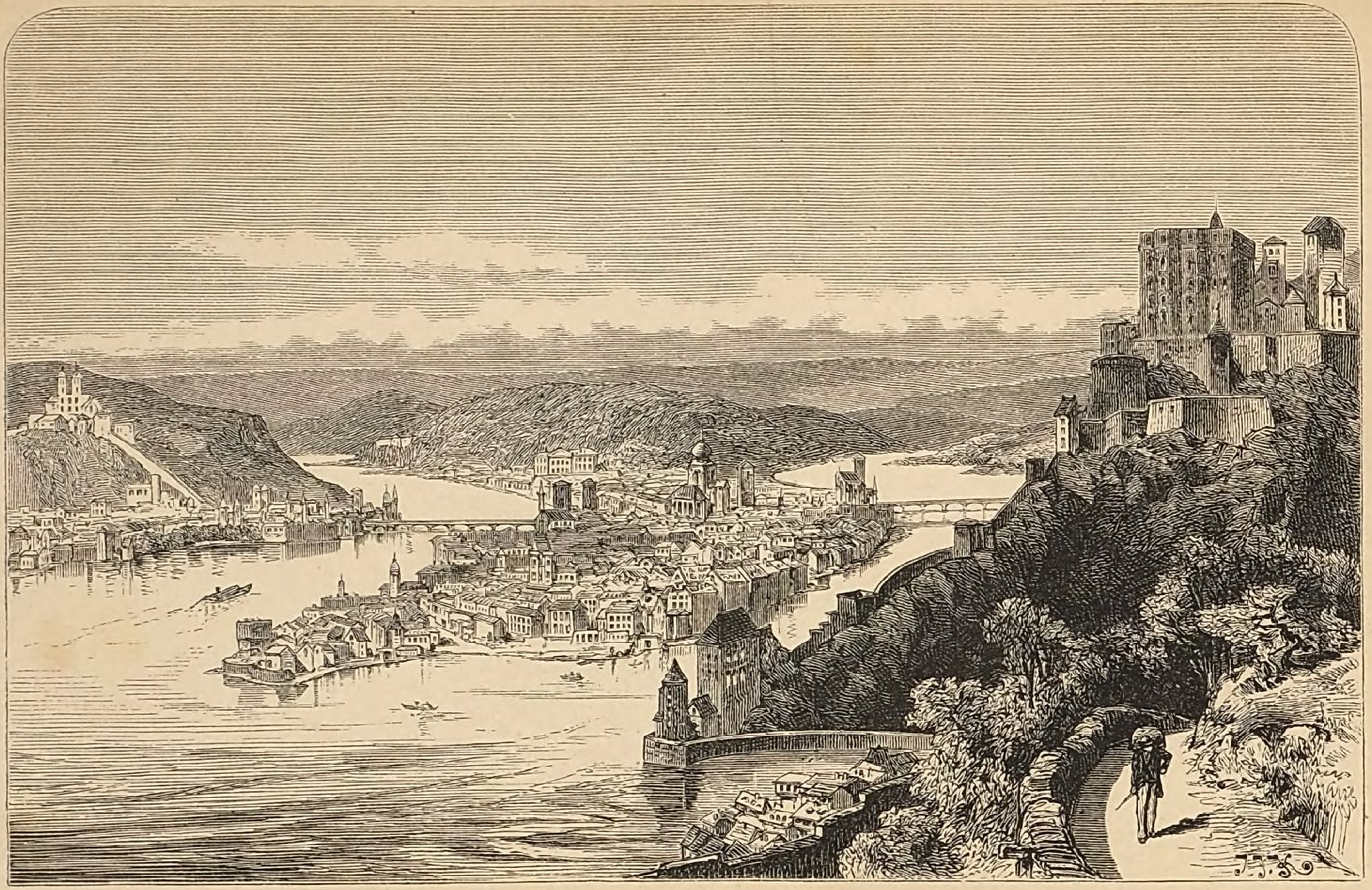
In der Thalfahrt begegnen wir am rechten Ufer das dem König Maximilian Josef errichtete Denkmal und sehen von der plötzlichen Beuge, welche hier der Strom macht, Passau im Donauthale vor uns.

IV. Von Passau bis Linz.

Da bei Passau die eigentliche große Dampfschifffahrt, inclusive des Personendienstes beginnt, so wollen wir an dieser Stelle die interessante Zusammenstellung jener Stromstrecken des Flußgebietes der Donau geben, welche mit Dampfern befahren werden:

A. Donau:	Regensburg—Sulina	320	Meilen	2427·5	Kilometer
	Wiener Donaucanal	1·8	„	13·7	„
	Gönyö-Raaber Arm	2·1	„	15·9	„
	Szt. Andréer Arm	5·0	„	37·9	„
	Csepeler Arm	7·9	„	59·9	„
	Tolnaer Arm	3·5	„	26·6	„
	Opovaer Graben	7·8	„	59·2	„
	Borcea-Graben	6·3	„	47·8	„
	Matschiner Arm	14·6	„	110·8	„
	Kilia-Arm	8·6	„	65·2	„
B. Inn:	Simbach-Passau	8·3	„	63·0	„
C. Drau:	Barcs-Draueck	20·5	„	155·0	„
D. Theiß:	Tokaj-Theißeck	101·2	„	767·7	„
E. Save:	Zaprag-Savespitz	78·5	„	595·5	„
	Kulpa	0·3	„	2·3	„
	Spacva-Bosut	6·4	„	48·6	„
	Studva	1·8	„	13·7	„
F. Franzenscanal:	Bezdán-Tisza-Földvár	15·4	„	116·8	„
G. Begacanal:	Temesvár-Titel	15·0	„	114·0	„
	Zusammen	625·0	Meilen	4741·6	Kilometer

Das ist der Fracht- und Schleppverkehr, die Passagierfahrten erstrecken sich jedoch nur auf 453·7 Meilen, gleich 3442 Kilometer.



5.

Passau.

(Zusammenfluß von Inn, Ilz und Donau.)

Diesem Verkehre dienten im Jahre 1878:

168	Raddampfer	mit	16.260	Pferdekraft
19	Schraubenschiffe (Propeller)	„	620	„
4	Kettenschiffe	„	240	„
2	Seilschiffe	„	75	„
193	Dampfer	mit	17.195	Pferdekraft.

Von den Raddampfern waren: 4 Passagier-Eilschiffe, 65 Postdampfer (gewöhnliche Passagierschiffe), 60 Remorqueure, 39 Frachtschiffe. Dem Waarenverkehre dienten ferner 702 eiserne Schleppkähne und Lichterschiffe



Flösser vom Inn.

von 750 bis 2750 Meter-Centner Tragkraft; dann 75 hölzerne Schleppkähne und Lichterschiffe, endlich 5 Baggerschiffe zur Freihaltung der Fahrbahn.

Dieser hier erwähnte colossale Fahrpark gehört der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, welche vor einigen Jahren sowohl die Schiffe der baierischen als der vereinigten ungarischen Gesellschaft übernahm. Außerdem verkehren nur einzelne Remorqueure und Propeller von Raaber, Eservenkaer und Bácser Getreidehändlern, der Raaber Remorquir-Compagnie, von Schöller & Cie. in Wien, der Belgrader Kaufleute, endlich auf der untersten Donau verschiedene Schiffe der rumänischen und fremden Gesellschaften, diese alle zusammen stellen aber einen nur wenig in's Gewicht fallenden Fahrpark.

Die oberwähnte Dampferflotte legte in einer der letzten Schifffahrts-Perioden 482.057 Meilen, gleich 3,656.884 Kilometer in 347.159 Fahrstunden zurück. Der Reisenden-Verkehr auf den oben angeführten fünf Stromstrecken war in der gleichen Zeit:

Mit Passagier- und Eilschiffen	1,254.094	Personen
„ Local- und Ueberfuhrschiffen	1,300.620	„
Also in einer Campagne	2,554.714	Personen,

welche 15,436.604 Fahrtmeilen zurücklegten.

Auf den Dampfern commandirten: I. Capitäne 155, II. Capitäne 14. Diesen waren beigegeben Schiffsführer 25, Controleure 38, Manipulanten 88. Der Raum erlaubt uns nicht, auch die Bootsmänner, Steuerleute, Matrosen 2c. anzuführen, was ein kleines Heer abgeben würde.

Lootsen werden auf folgenden Strecken eingeholt, und zwar sind dies fix angestellte Schiffer: Galaz-Odessa (See-Pilot); in den Cataracten und Eisernes Thor, Passau-Hofkirchen; Preßburg-Körtvélyes-Gönyö (Schütt-Arm), Inn-Passau; Aschach; Struden.

Keiner der Flüsse aller Continente kann einen solchen Dampferverkehr aufweisen, denn selbst die Mississippi- und Amazonas-Schiffe ragen nur durch ihre Größe, nicht aber durch ihre Anzahl und ihren Tonnengehalt hervor. Wie könnte sich aber dies erst Alles auf der herrlichen Donau entwickeln, wenn die Fahrt nicht an drei Stellen durch Monate erschwert, ja selbst unterbrochen wäre, und zwar nicht während des Eisganges, sondern gerade nach der Ernte, wenn eine großartige Frachten-Entwicklung möglich wäre! Wir werden an betreffender Stelle diese Stromhindernisse besprechen.

Und nun wollen wir die herrlich gelegene Stadt beschreiben.

Passau.

„Wo Donau, Inn und Ilz vereint sich küßt,
Ein deutsches Lied aus deutschem Herzen fließt.“

Passau, mit 15.000 Einwohnern, in reizender, malerischer Lage, am Zusammenflusse des Inn, der Donau und der Ilz gelegen, ist eine uralte

Stadt mit schönen Straßen und altehrwürdigem Dom und Bischofssitz, besteht aus der eigentlichen Stadt, Altstadt und Neumarkt, Innstadt und Ilzstadt, Anger und St. Nicola, überrascht jeden Besucher seiner freundlichen Lage wegen; das Klima ist gemäßigt und gesund.

Schon 26 v. Chr., als die römischen Legionen nach Deutschland vordrangen, fanden sie die schon 100 Jahre v. Chr. erbaute Stadt Bojodurum, die heutige Innstadt. Die jetzige eigentliche Stadt, eine Halbinsel, zwischen Inn und Donau gelegen, bot den Römern einen mächtigen Punkt gegen die Einfälle der am linken Donau-Ufer wohnenden barbarischen Horden, und sie erbauten daselbst ein Castrum, von ihnen Castra batava genannt, nach der hierher verlegten neunten batavischen Cohorte. (Siehe „Die Donau in ihren natürlichen und culturgeschichtlichen Verhältnissen".)

In Folge des Preßburger Friedens, 20. December 1805, kam das Bisthum Passau an Baiern. Schon früher, als 1783 das Land ob der Enns von seiner tausendjährigen Hauptstadt losgelöst wurde, mußte Passau das neu errichtete Bisthum Linz mit hunderttausend Gulden ausstatten.

Mit der Zunahme der Bevölkerung, ganz besonders während der letzten dreißig Jahre, hat aber auch das gesellige und wissenschaftliche Leben der Stadt einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen, wovon das Bestehen von über 120 Vereinen und verschiedenen Gesellschaften rühmliches Zeugniß ablegt. — Passau besteht aus der eigentlichen Stadt, auf der Landzunge zwischen Inn und Donau, der Innstadt am jenseitigen Ufer des Inn und den Vorstädten am Fuße des Mariahilf- und des Georgenberges, endlich der Ilzstadt am linken Ufer der Ilz.

Anstalten für Wohlthätigkeit besitzt Passau folgende: Allgemeines Krankenhaus 213.269 fl. Vermögen. Heil. Geist-Stift, 83.000 fl. (6 Pfründner). Gertraudstift, 7 alte Dienstboten, 44.352 fl. reines Vermögen. St. Johannes-Bruderhaus, 9 Personen, 92.000 fl. Vermögen. St. Johannesspital 28 Personen, 337.998 fl. Vermögen. Irrenhaus 19.830 fl. Vermögen. Leprosenhaus, 9 Personen, 17.300 fl. Vermögen. Schwesterhaus, 8 weibliche Dienstboten, 16.460 fl. Vermögen. Waisenhaus, 40 Kinder, 262.043 fl. Vermögen.

Wohl keine Stadt hat so reiche Stiftungen als Passau; es giebt außer obigen noch 23 Stiftungen mit namhaftem Vermögen. Ebenso ist

für den öffentlichen Unterricht reichlich vorgesorgt durch folgende Anstalten: Königl. Lyceum, Gymnasium, Lateinschule, Gewerbeschule, Weberschule, Präparandenschule, kath. und protest. Elementarschule, höhere Töchterschule, Erziehungs-Institut der engl. Fräuleins, Lehr-Anstalt der Handelskammer, Seminar.

Da das „baierische Coblenz", wie Passau der Aehnlichkeit der Lage wegen bezeichnend genannt wurde, an drei Flüssen liegt, so werden wir es begreiflich finden, daß dasselbe reich an Brücken ist; es sind folgende:

1. Maximilians-(Donau-)Brücke, schon 1278 erbaut, zur Verbindung des Neumarktes mit Anger und dem baierischen Wald, wurde 1818—23 durch Granitpfeiler ergänzt und 1869/70 durch eine eiserne Ueberbrückung im Gewichte von 7500 Centner, construirt in der Fabrik von Cramer und Klett. Dieselbe ist 6785 Fuß lang und 35 Fuß breit.

2. Innbrücke (Ludwigsbrücke), diese verbindet die Altstadt mit der Innstadt, Mariahilf und der Straße nach Oesterreich; seit 1875 aus Eisen construirt, ruht auf 8 Granitpfeilern.

3. Ilzbrücke, früher, bis 1809, nur ein schmaler Holzsteg, wurde in den Jahren 1839—42 mit steinernen Pfeilern und ordentlicher Holzbrücke hergestellt.

4. Drahtsteg, verbindet die Altstadt mit dem Holzgarten und Ilz; diese Hängebrücke ist 430 Fuß lang, 8½ Fuß breit und waren deren Herstellungskosten 70.000 fl. Erbaut wurde der Drahtsteg durch Passauer Bürger in den Jahren 1868/69, an deren Spitze der Eisenhändler F. H. Rosenberger stand, es ist ein in jeder Beziehung gelungenes Werk und eine schöne Zierde; von der Mitte desselben hat man eine herrliche Aussicht.

5. Kaiserin Elisabeth-Eisenbahnbrücke über den Inn, diese ist nur für den Eisenbahnbetrieb selbst im Gebrauch.

Von den Industrialien Passau's sind zu erwähnen: die Bierbrauereien. Altstadt: Hell und Stockbauer (letztere mit Aussicht auf die Feste Oberhaus); dann Neumarkt: Pöschl, Schmerold, Niedermaier; Hackelberg: Dullinger; und in der Innstadt: Ferd. Rosenberger's Innstadt-Brauerei am Abhange des Mariahilfberges (war früher Kapuzinerkloster).

Also für „Stoff" wäre hier, wie überall in Baiern, reichlich gesorgt, immer besser als in Norddeutschland, wo leider „nur der Kümmel naß ist" und das Schnapstrinken überhand nimmt.

An Fabriken zählt Passau nennenswerthere: Porcellanfabrik, Nudelfabrik, Goldlackfabrik, Steingutfabrik, Benzoëfabrik, Dachpappenfabrik, Tabakfabrik, Zündholzfabrik, Gasfabrik, nebst vielen kleineren Gewerbsunternehmungen.

Unter den öffentlichen Gebäuden, welche zu erwähnen sind, beginnen wir mit den Kirchen (katholische). Die Domkirche, 420 Fuß lang, 114 Fuß breit, 186 Fuß hoch, in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts erbaut, wurde im 8. Jahrhundert vergrößert und verschönert. In derselben befinden sich die Ueberreste des heil. Valentin und des heil. Maximilian. Oefters durch Brand zerstört, wurde dieselbe in dem damals beliebten Renaissance-Styl mit reichen Verzierungen und kunstvollen Frescomalereien, zwei Thürmen und einem Kuppelthurm wieder hergestellt (1662). Unter dem Presbyterium befindet sich die Fürstengruft (Crypta), in welcher in kupfernen Särgen sämmtliche seit 1664 verstorbene Fürstbischöfe begraben sind. Nahe der Domkirche befinden sich folgende Kapellen:

Die Kreuzkapelle, im 14. Jahrhundert erbaut, früher Begräbnißplatz der Domherren, im Jahre 1848 mit herrlichem Kreuzweg ausgeschmückt (gothisch). Ortenburger-Kapelle (altdeutsch), mit einem Grabmale des Grafen Heinrich III. von Ortenburg und seiner Gemalin Agnes. Urban-Kapelle (altdeutsch), Grabstätte des Bischofs Trennbach (1572), dann die Lomberg-Kapelle, im Jahre 1710 im Renaissance-Style erbaut. Barbara-Kapelle, aus dem Jahre 1240. Endlich die Heinrichs-Kapelle.

In dieser Kapelle finden wir eine Sehenswürdigkeit, nämlich:

„Geschichte der Stadt Passau, wie solche auf Veranlassung des Bischofs Heinrich von Passau in Stein gehauen worden ist."

Dieses interessante Chronikon lassen wir hier genau folgen, wie es da in Stein verewigt ist.

1.

Die Stadt Passau — und noch früher die Innstadt — wurde im Anfange des 3. Jahrhunderts von den Römern durch Erbauung von Castells gegründet.

2.

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts kam der heil. Valentin, Bischof von Rhätien, dreimal nach Passau, um dort das Evangelium zu predigen; er wurde aber ergriffen, mißhandelt und mit Gewalt vertrieben, worauf er sich nach Mais bei Meran in Tirol begab, wo er (470) starb.

3.

Wenige Jahre nach des Hunnenkönigs Attila Tod, 453, kam der heil. Abt und Glaubens-Apostel Severin nach Passau. Dieser von Gott mit der Gabe der Weissagung und Wunderwirkung begnadigte heil. Mann verweilte daselbst öfter längere Zeit, zahllose Wohlthaten ausspendend, bis zum Jahre 476. Seine Betzelle wird in der nach ihm genannten St. Severinskirche außerhalb der Innstadt noch heutzutage gezeigt. Starb 482.

4.

Zur Zeit der großen Völkerwanderung im Jahre 476 wurde die Stadt Passau von den plötzlich einfallenden Thüringern zerstört.

5.

Unter der Regierung Theodorich's, Königs der Ostgothen, im Anfange des 6. Jahrhunderts, wurde die zerstörte Stadt Passau wieder aufgebaut.

6.

Nach dem im Jahre 526 erfolgten Tode des Königs Theodorich kam Passau unter die Herrschaft der vom Norden eingewanderten Bajuwaren.

7.

Um das Jahr 560 wüthete eine pestartige Seuche und bestand schon damals, wahrscheinlich noch früher, eine St. Stefanskirche daselbst, jetzt Domkirche.

8.

In den Jahren 649 bis 652 hat der heil. Emmeram auf seiner Rundreise in Baiern auch in Passau das Wort Gottes gepredigt.

9.

In den letzteren Jahren des 7. Jahrhunderts kam der heil. Bischof Rupert auf seiner Missionsreise nach Ungarn zu den heidnischen Avaren nach Passau und hielt sich daselbst einige Zeit auf.

10.

Im Jahre 702 wurde Passau die Residenzstadt des bajuwarischen Herzogs Theobald.

11.

Als die Avaren im Jahre 737 die Stadt Lorch zerstörten, flüchtete sich Bischof Vivilo von da nach Passau und ist diese Stadt dadurch Bischofssitz geworden und geblieben bis auf den heutigen Tag.

12.

Der baierische Herzog Tassilo, welcher sich öfter in Passau aufhielt, ließ diese Stadt um 768 vergrößern und verschönern.

13.

Im Jahre 788 nach dem Sturze des Herzogs Tassilo kam Passau unter fränkische Oberherrschaft.

14.

Im Sommer 791 zog der fränkische König Karl auf seinem Feldzuge gegen die Avaren mit großer Heeresmacht durch die Stadt Passau.

15.

Im Jahre 845 wurde die Stadt Passau durch eine große Feuersbrunst in Asche gelegt.

16.

Im Jahre 898 schenkte Kaiser Arnulph seinen in der Mitte der Stadt Passau gelegenen kaiserlichen Hof dem Bischofe Engelmar, woraus später die bischöfliche Residenz entstand.

17.

Im Jahre 902 verheerten die Ungarn die ganze Gegend um Passau, wurden aber von den Bürgern von Passau, unter Anführung ihres Bischofs Richar, geschlagen.

18.

Im Jahre 976 wurden die Bürger von Passau auf die Fürbitte ihres Bischofs Piligrin von Kaiser Otto II. für immer von der Leibeigenschaft befreit.

19.

Im Sommer 977 wurde die Stadt Passau von Kaiser Otto II. nach langer Belagerung mit Sturm genommen und theilweise zerstört.

20.

Im Jahre 990 erhielt Bischof Christian von Passau vom Kaiser Otto III. alle Rechte eines souveränen weltlichen Fürsten für sich und seine Nachfolger; die Stadt Passau wurde dadurch fürstliche Residenzstadt über 800 Jahre lang, bis zum Jahre 1803.

21.

Am 23. September 1020 starb Heilka, Tante des Kaisers Heinrich II. des Heiligen, erste Aebtissin des Frauenklosters Niedernburg in Passau.

22.

Im Jahre 1050 machte die Zunahme der Bevölkerung des Neumarktes die Erbauung der Pfarrkirche St. Paul nothwendig.

23.

Im Jahre 1052 wurde die Stadt Passau durch die Ankunft der zwei höchsten Oberhäupter der Christenheit, des Papstes Leo IX. des Heiligen und des deutschen Kaisers Heinrich III. erfreut.

24.

1067 erbaute Bischof Altmann von Passau das Augustiner-Kloster St. Nicola, gegenwärtig Kaserne.

25.

Im Jahre 1143 wurde vom Bischof Reginbert die erste Innbrücke zu Passau erbaut.

26.

Am 21. Mai 1181 brannte ein großer Theil der Stadt Passau nebst der Domkirche und bischöflichen Residenz ab.

27.

Nach Ostern 1189 kam Kaiser Friedrich Barbarossa an der Spitze eines Kriegsheeres von 30.000 Mann auf seinem Feldzuge nach Palästina durch die Stadt Passau und wurde von den Bürgern auf's beste bewirthet.

28.

Im Jahre 1206 bis 1215 haben das Domcapitel von Passau und die Bürgerschaft das St. Johannesspital nebst Kirche erbaut.

29.

1209 erbaute Bischof Mangold die Stadtmauer nebst Graben gegen St. Nicola.

30.

Im Jahre 1219 erbaute Bischof Ulrich II. das Ober- und Niederhaus bei Passau.

31.

Am 25. November 1256 hielt Bischof Otto persönlich den ersten Landtag in der Ilzstadt und gab dem Fürstenthum Passau die erste Verfassungs-Urkunde.

32.

1278 erbaute Bischof Peter die erste Donaubrücke in Passau.

33.

Am 2. Juli 1299 verlieh Bischof Bernhard der Stadt Passau eine neue treffliche Stadtgerichts-Ordnung.

34.

1316 entstand in Passau eine große Feuersbrunst, welche den ganzen Neumarkt, mit Ausnahme des St. Johannes-Spitals, in Asche legte.

35.

1348 am 25. Januar wurde in Passau ein starkes Erdbeben verspürt, welches viele Häuser und Kirchen beschädigte.

36.

1349 herrschte in Passau die Pest in so hohem Grade, daß durch dieselbe der dritte Theil weggerafft wurde.

37.

1358 gründete der Passauische Stadtrichter und Münz-Meister Urban Grundacker mit seiner Ehefrau Plektrut das Heil. Geist-Spital.

38.

1407 legte Bischof Georg Graf von Hohenlohe unter großer Feierlichkeit den Grundstein zum Bau des gothischen Thores der Domkirche zu Passau.

39.

1408 wurde aus der Umgeldstube und drei Häusern das Rathhaus erbaut.

40.

1411 wurde die Innstadt mit Gräben, Mauern und Thürmen umgeben.

41.

1439 mußten die Bürger von Passau gegen die Hussiten zu Feld ziehen.

42.

1477—1484 Gründung eines Collegiatstiftes nebst Kirche zu St. Salvator in der Ilzstadt durch die Fürstbischöfe Ulrich III. von Nußdorf und Christoph von Schachen.

43.

Am 15. August 1501 erfolgte die seit Menschengedenken größte Ueberschwemmung der Stadt Passau, wobei Inn und Donau bei der Heil. Geist-Kirche zusammenflossen.

44.

Am heil. Charfreitag 1512 brannte der ganze Neumarkt ab bis auf sieben Häuser und das St. Johannes-Spital.

45.

1532 hielt sich Kaiser Karl V. an der Spitze einer Armee von 6000 Mann auf seinem Feldzuge gegen die Türken drei Tage in Passau auf.

46.

Am 2. August 1552 wurde der Passauer Religionsvertrag im ehemaligen Canonicalhofe Nr. 6 abgeschlossen.

47.

1564 erbaute Fürstbischof Urban von Trenbach das Franciscanerkloster nebst Kirche im Neumarkte zu Passau.

48.

Am 9. August 1598 starb nach 37jähriger Regierung Fürstbischof Urban von Trenbach, der letzte Passauer Kirchenfürst baierischer Abkunft, von da an, bis 1839 (Bischof Heinrich II.) waren die Inhaber des bischöflichen Stuhles zu Passau lauter Oesterreicher.

49.

1611 erbaute der Passauische Bisthumsverweser Marquard von Schwendi das ehemalige Kapuzinerkloster nebst Kirche außerhalb der Innstadt.

50.

Am 29. October 1612 legte Fürstbischof Leopold I., Herzog von Oesterreich, den Grundstein zum Bau des Jesuiten-Collegiums zu Passau sammt der St. Michaelskirche.

51.

Am 20. August 1624 wurde vom Dom-Decan und Bisthumsverweser Marquard Freiherrn von Schwendi der Bau der Kirche Mariahilf dahier angefangen und 1627 vollendet.

52.

1633 drohte den Bewohnern der Stadt Passau die bevorstehende Ankunft der Schweden, welche bereits bis Vilshofen vorgedrungen waren, aber dann glücklich zurückgetrieben wurden.

53.

1634, während des dreißigjährigen Krieges, wüthete eine pestartige Krankheit zu Passau in schrecklicher Weise und wurden deshalb die Reliquien des heil. Valentin in einem öffentlichen Bittgange in den Straßen der Stadt feierlich herumgetragen.

54.

Am 27. April 1662 ist die ganze Stadt sammt der Domkirche und der Innstadt abgebrannt, wobei viele Menschen theils verbrannten, theils erstickten.

55.

Am 29. Juli 1664 legte der Fürstbischof Wenzeslaus Graf von Thun eigenhändig den Grundstein zur Wiedererbauung der abgebrannten Domkirche am Chor auf der Residenzseite.

56.

Am 29. Juli 1680 ist die Stadt Passau abermals durch einen furchtbaren, im Kloster Niedernburg entstandenen Brand in Asche gelegt worden, bei welchem auch die Domkirche sehr großen Schaden erlitt.

57.

1683 hielt sich der Kaiser Leopold I. wegen Belagerung der Stadt Wien durch die Türken acht Wochen in Passau auf, wo große Furcht vor den Türken herrschte.

58.

Unter der Regierung des Fürstbischofes Johann Philipp Graf von Lamberg 1689—1712 wurde der Bau und die innere Ausschmückung der Domkirche vollendet.

59.

1704, am 8. Januar, während des spanischen Erbfolgekrieges, wurde die Stadt Passau, in welcher sich öfter Besatzung befand, durch den Kurfürsten von Baiern, Max Emanuel, von der Innstadt aus mit schwerem Geschütze beschossen, worauf die Stadt übergeben und von 3000 Baiern besetzt wurde.

60.

Am 31. Juli 1741, zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, wurde die Stadt Passau von einer Abtheilung baierischer Truppen unter General Minuzzi durch Kriegslist eingenommen.

61.

Am 17. September 1745 besuchte die Kaiserin Maria Theresia die Stadt Passau.

62.

Am 11. Juli 1749 flog in Passau eine so ungeheure Menge großer Heuschrecken vorbei, daß sie buchstäblich die Sonne verfinsterten. Im Jahre 1753 wurde in Passau die Holztrift auf dem Ilzflusse eingeführt. 1762 wurde die Straße am Holzgarten und der Durchbruch des Felsenthores am Niederhaus zu Passau vollendet.

63.

Am 30. August 1761 starb, 81 Jahre alt, der Cardinal Fürstbischof Josef I. Dominicus Graf von Lamberg, einer der frömmsten, eifrigsten und verdienstvollsten unter den Fürstbischöfen von Passau. Er regierte die Diöcese und das Fürstenthum Passau unter allen bisherigen Bischöfen am längsten, 39 Jahre lang (von 1723 bis 1761), nachdem er zuvor bereits zehn Jahre lang Bischof von Seckau gewesen war. Papst Clemens XI. nannte ihn ein Muster aller Bischöfe. Papst Benedict XIII. erklärte durch eine Bulle vom 28. Juni 1728 die Diöcese Passau als exemt und gewährte jedem Bischofe von Passau die Auszeichnung des erzbischöflichen Palliums und Kreuzes.

64.

1770, am vierten Sonntage nach Ostern, legte der Cardinal Fürstbischof Leopold III. Ernst Graf von Firmian den Grundstein zum Bau des allgemeinen Krankenhauses in Passau, 1773 wurde die neue bischöfliche Residenz vollendet. Unter demselben Fürstbischof wurde der neue allgemeine Gottesacker für die Stadt Passau außerhalb der Innstadt 1772, sowie die Straße über den Mariahilf-Spießberg angelegt. Nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens durch Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 errichtete Fürstbischof Leopold III. Ernst ein Lyceum in Passau. Von ihm wurde auch das Stainerische Priesterhaus baulich vollendet. Geistlicher Rath Georg Michael Stainer, der Gründer dieser wohlthätigen Stiftung, starb bereits 1729. 1779 wurde das baierische Innviertel Oesterreich einverleibt.

65.

Cardinal Fürstbischof Josef III. Franz Anton Graf von Auersperg, 1783—1795, erbaute das Lustschloß Freudenhain bei Passau, dann das Theater, den Redoutensaal und ein Kaffeehaus.

1784, unter ebendemselben Fürstbischofe, wurden von der Diöcese Passau, welche in alter Zeit mehrere Jahrhunderte lang auch ganz Ober- und Unter-Oesterreich bis nach Mähren und Ungarn umfaßte, die neu gegründeten Bisthümer Linz und St. Pölten mit mehr als 700 Pfarreien abgetrennt, nachdem schon 1469 das damals neu errichtete Bisthum Wien abgetrennt worden war. Durch diese Abtrennungen büßte das Bisthum Passau mehr als zwei Dritttheile seines früheren Umfanges ein.

66.

1800, am 20. December, Abends, kamen die Franzosen zum ersten Male nach Passau. In den Jahren 1800 bis 1809 hatte die Stadt Passau während des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich von den französischen Truppen durch Einquartierung, Plünderungen, Brandschatzungen, Kriegssteuern und Lasten, Brände und Seuchen schreckliche Drangsale zu erdulden.

67.

Im Jahre 1803 wurde die Stadt und das Fürstenthum Passau der Krone Baiern einverleibt. Somit kam die Stadt Passau mit dem Fürstenthum Passau wieder unter baierische Landeshoheit, nachdem sie seit dem

Ende der Regierung Tassilo's II., des letzten baierischen Herzogs Agilolfingischen Stammes (788), über tausend Jahre theils unmittelbar unter Kaiser und Reich, theils (seit 999) unter der Herrschaft ihrer eigenen Fürstbischöfe gestanden hatte.

68.

Der letzte Fürstbischof Leopold Leonhard Graf von Thun aus Böhmen, welcher nach einem Zeitraume von beinahe elfhundert Jahren seit Bischof Vivilo (737—745) die lange Reihe der selbstständigen Passauischen Bischöfe 1803 beschloß, zog sich sodann auf sein Familiengut Cybulka bei Prag zurück, woselbst er hochbetagt im Jahre 1826 starb.

69.

Am 22. Februar 1803, Morgens 6 Uhr, verließen die Oesterreicher die Stadt Passau, worauf drei Stunden später baierische Truppen von den Regimentern Herzog Wilhelm und Pius einzogen.

70.

In den Jahren 1805 am 23. December und 1809 am 18. October war der französische Kaiser Napoleon I. in Passau; hielt sich aber jedesmal nur kurze Zeit daselbst auf.

Nach Mittheilung dieser bis in die Neuzeit reichenden Stadtgeschichte fahren wir in der Beschreibung öffentlicher Baulichkeiten fort. Da gelangen wir an die Studienkirche in italienischem Styl, 1611 erbaut, wurde 1662 durch Brand zerstört, 1667 neu aufgebaut, 1772 nach Aufhebung des Jesuiten-Ordens als Studienkirche verwendet. Das Altarblatt von Caroli aus Como ist sehenswerth, in nächster Nähe die Francisci Xaverii-Kapelle und die deutsche marianische Congregation.

Die Klosterkirche des ehemaligen Benedictiner-Frauenklosters, jetzt Kirche des englischen Fräulein-Instituts Niedernburg, 738 erbaut, im 11. Jahrhundert restaurirt und 1687, nachdem sie durch Brand zerstört worden, wieder aufgebaut. In einem Seitenschiffe das merkwürdige Grabmal der sel. Gisela, Königin von Ungarn, gestorben 1095 als Aebtissin von Niedernburg.

Die Stadtpfarrkirche St. Paul, ital. Styl, 1050 erbaut, 1511 und 1662 durch Feuer zerstört, wieder neu erbaut und zuletzt 1851/64 neu restaurirt.

St. Johannis-Spitalskirche zur heiligen Dreifaltigkeit, im 13. Jahrhundert erbaut, besitzt berühmte Schnitzwerke und alterthümliche Malereien.

Votivkirche, 1564 erbaut, kam in Folge der Säcularisation in Privathände. Durch Bischof Heinrich 1855 angekauft und herrlich renovirt, bildet dieselbe eine Zierde des Neumarktes.

Heilige Geist-Kirche, 1365 erbaut (gothisch), mit Glasgemälden geschmückt.

St. Severinskirche (Innstadt), im 5. Jahrhundert vom heil. Severin erbaut, theils im gothischen und romanischen Style, wie in den verschiedenen Perioden deren Ergänzungsbauten geschehen, mit uralten plastischen Kunstwerken; in der Nähe der Friedhof für den ganzen Stadtbezirk.

St. Gertraudkirche (Innstadt), 1143 erbaut, im Renaissancestyl restaurirt.

Pfarrkirche zum heil. Bartholomä in Ilz, im 13. Jahrhundert gothisch erbaut, mit zwei Glasgemälden, den Frevel darstellend, welchen die Juden 1476 an der heiligen Hostie begingen. Der Marmorstein und das Wasser, mit welchem der Jude Veidel angeblich den Frevel beging, wird auch gezeigt. (Eine zweite Auflage der nicht erbaulichen Geschichte von Deggendorf, nur verlief sie hier minder blutig.)

Salvatorkirche in Ilz, gothisch, 1476 erbaut, mit herrlichen Schnitzarbeiten und großartigem Altar und lebensgroßem Crucifix.

Protestantische Kirche besitzt Passau eine, im gothischen Style 1856 erbaut, mit herrlichem Christusbild von Professor Patzig in Nürnberg.

Nun gelangen wir an die öffentlichen Monumente der Stadt; da ist das Rudhardt-Monument am Promenadeplatz, zu Ehren des Regierungs-Präsidenten Ritter von Rudhardt, von seinen Verehrern in Niederbaiern 1844 errichtet, verfertigt von Steinmetz Sickinger. — König Max Josef I. Monument (Domplatz), welches 1824 bei seiner 25jährigen Regierungsfeier errichtet und vom Glockengießer Samassa in Erz gegossen wurde.

An nicht kirchlichen Bauten und anderen Sehenswürdigkeiten seien erwähnt: die alte fürstbischöfliche Residenz, ein alter prächtiger Bau, im Jahre 898 aufgeführt, von Jahrhundert zu Jahrhundert vergrößert, bis 1751 von den Bischöfen bewohnt, später den fürstlichen Justiz- und Verwaltungsbehörden abgetreten, nunmehr Amtsgebäude des Appellgerichts, Bezirks- und Stadtgerichts.

Die neue fürstbischöfliche Residenz, italienischer Styl, unter Cardinal Leopold Graf Firmian 1771 ausgebaut, seit 1826 von den Passauer Bischöfen bewohnt. Eine mit herrlichen Basreliefs und Statuen geschmückte Galerie, sowie zwei große marmorne Portale mit Altanen, sehr breite Treppen und geräumige große Zimmer zieren das Gebäude.

Die königliche Post (altitalienisch), im 16. Jahrhundert erbaut, früher Besitzthum des Grafen von Starhemberg. Im Jahre 1552 wurde in demselben Gebäude der Passauer Religionsvertrag abgeschlossen.

Der Domplatz mit dem oben erwähnten Monument Max Josef I. Hier wird jeden Dienstag und Freitag der Wochenmarkt und alle Herbst und Frühjahr der Jahrmarkt abgehalten.

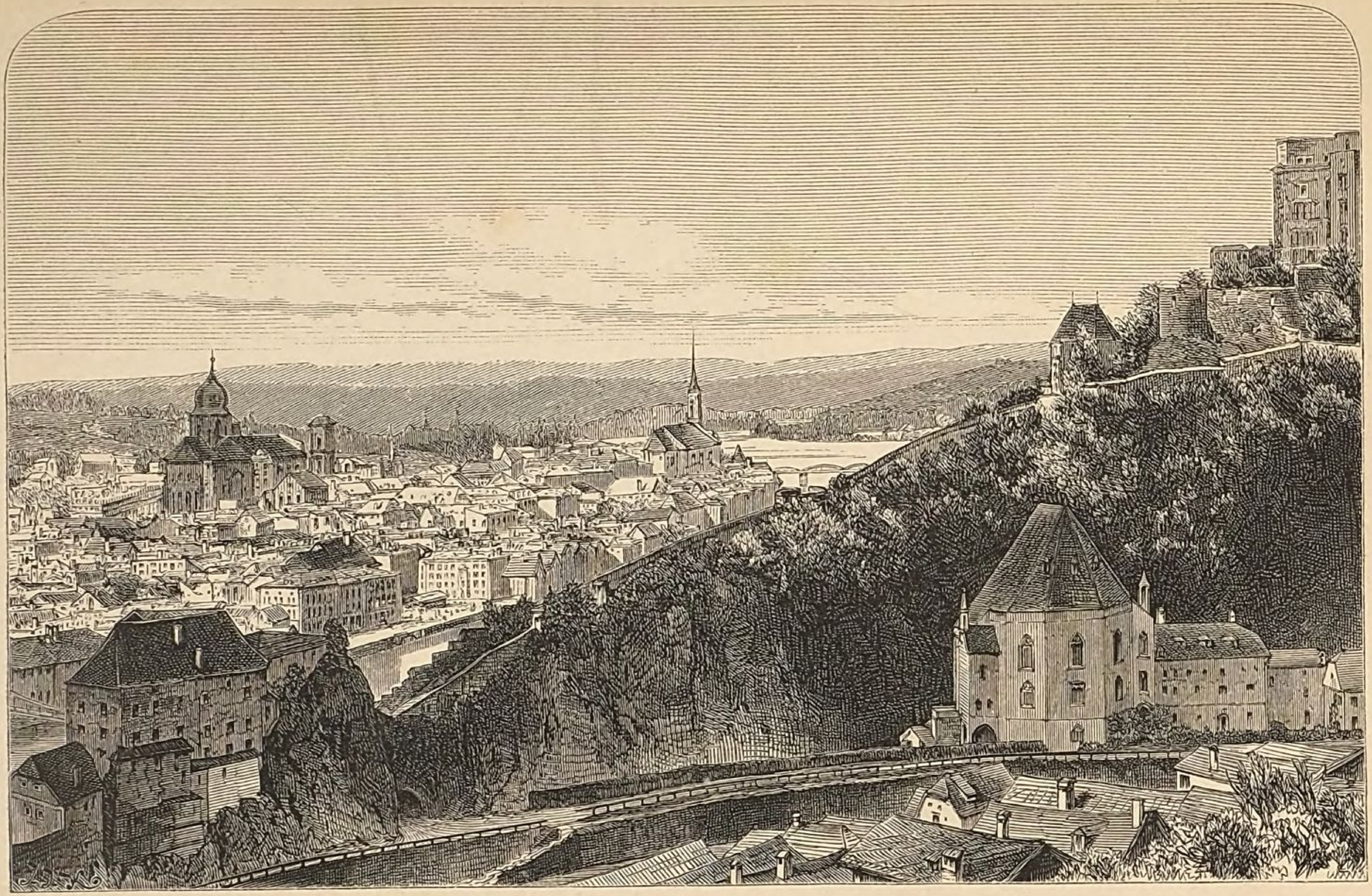
Die Römerwehr, 246 erbaut und 477 von den Thüringern zerstört, im 7. Jahrhundert durch Bischof Erchanfrid renovirt zum Schutze gegen die verheerenden Streifzüge der Ungarn, jetzt zum bischöflichen Seminare gehörig, von wo eine herrliche Aussicht über das Inn- und Donauthal.

Der Residenzplatz mit einem Brunnen laufenden Wassers, geziert durch eine marmorne Bildsäule der Jungfrau Maria.

Auf dem Promenadeplatz erheben sich das schöne Theater und der herrliche geräumige Redoutensaal, erbaut durch Fürstbischof J. v. Auersperg.

Das bürgerliche Rathhaus (Altstadt), früher ein Privathaus, 1298 als Rathhaus angekauft, mit herrlichem großen Saal, 36 Schritt lang und 27 breit, der aber leider nicht benützt wird und gänzlich verwittert ist. Die beiden altdeutschen Portale sind merkwürdig; im vorderen Flügel des Rathhauses ist das naturhistorische Cabinet sehenswerth.

Das königliche Studiengebäude (Altstadt), 1612/25 erbaut durch Erzherzog Leopold (Bischof), früher Jesuiten-Collegium, mußte 1662 und 1680 sehr durch den großen Stadtbrand leiden; jetzt befindet sich darin



6.

Passau.

(Mit Oberhaus und Ilzstadt.)

das Lyceum, das Gymnasium, die Lateinschule, die Gewerbeschule, die Kreis- und Studienbibliothek von 30.000 Bänden, 275 Journalen und 118 Bänden Handschrift, nebst einer Folio-Bibel aus dem Jahre 1420, ein sehr seltenes Stück.

Das städtische deutsche Schulgebäude (Altstadt) mit sehr großem Saale, woselbst die Turnübungen und Schulfeierlichkeiten abgehalten werden.

Niedernburg, 739 erbaut, 1285, 1662, 1680 durch Feuer gänzlich zerstört, ehemals Benedictiner-Frauenkloster, seit 1836 unter Bischof Riccabona Institut der englischen Fräulein zur Erziehung der weiblichen Jugend, nebst Kleinkinder-Rettungs- und Bewahr-Anstalt.

Niederhaus, 1219 erbaut. Früher Straf-Arbeitshaus und Irren-Anstalt, jetzt seit neuerer Zeit Militär-Gefängniß, liegt am Ende des Holzgartens auf kahlem Felsen, woselbst der Kettensteg mündet.

Bevor wir von den öffentlichen Bauten und Denkmälern Abschied nehmen, kehren wir zum Dom zurück, um daselbst ein Curiosum zu besichtigen. Vor der Thüre der ehemaligen Trenbachs-Kapelle steht ein merkwürdiger Grabstein mit dem Conterfei des bischöflich passauischen Hofnarren Hans Gill von Sinching († 1556) in der zu jener Zeit üblichen Narrentracht, unter der Figur findet sich nachstehende Inschrift:

„Hans Gil von Sinching heiß' ich,
Meiner Zeit kein Narr war über mich;
Ein lauters Kind bei achtzig Jahren,
Kurzweilig, wie Mancher hat erfahren.
Fünf meiner Herren hab' ich begraben,
Zu Grab ließ mich der Sechste tragen.
Zween Zenger, 1 Jörg und 2 Urban genannt,
Vier Bischöf' in Passau wohl bekannt,
3 Bayern, 4 Salm, 5 Closen und 6 Trennbach.
Auf Erd betrübt mich schlechte Sach;
Der Schiffleuth, Rauchfangkehrer Nam'
War mir zum Höchsten widersam.
Mit den Buben blieb ich selten eins,
Ich schlug um mich, verschonte keins,
Potz heida, auf Erden beging ich Rach',
Bei Gott hab' ich itzt guten Schmach;
Denn Gott sei Lob! ich blieb ein Kind,
Mein Sünd' mir bald verziehen sind.

Ein Katharr mir das Leben brach;
Fürter Dich Leser! komm hernach.
Ich starb den 3. Martii zwar,
Da man zählt fünfzehn hundert Jar,
Noch dazu fünf und sechszig gar,
Alt bei achtzig und fünf Jahr fürwahr."

An Passau knüpft sich auch die Sage von dem wunderbaren Ritt, den Karl der Große einst gethan haben soll. Wir finden darüber in Hormayr's Taschenbuch (1837) unter dem Titel „Karl des Großen Heimkehr aus Ungarland" Folgendes:

„König Karl, als er nach Ungarn und Walachei fahren wollte, die Heiden zu bekehren, gelobte er seiner Frauen, in zehn Jahren heimzukehren; wäre er nach Verlauf derselben ausgeblieben, so solle sie seinen Tod für gewiß halten. Würde er ihr aber durch einen Boten sein golden Fingerlein zusenden, dann möge sie auf Alles vertrauen, was er ihr durch denselben entbieten lasse.

Nun geschah es, daß der König schon über neun Jahre aus gewesen war; da hob sich zu Aachen an dem Rhein Raub und Brand über alle Länder. Da gingen die Herren zu der Königin und baten, daß sie sich einen andern Gemal auswählte, der das Reich behüten könnte. Die Frau antwortete: „Wie möchte ich so wider König Karl sündigen und meine Treue brechen! So hat er mir auch das Wahrzeichen nicht gesandt, das er mir kund thät, als er von hinnen schied". Die Herren aber redeten ihr so lange zu, weil das Land in dem Krieg zu Grund gehen müsse, daß sie ihrem Willen endlich zu folgen versprach. Darauf wurde eine große Hochzeit angestellt und sie sollte über den dritten Tag mit einem reichen König vermält werden.

Gott der Herr aber, welcher dies hindern wollte, sandte einen Engel als Boten nach Ungarland, wo der König lag und schon manchen Tag gelegen hatte. Als König Karl die Kundschaft vernommen, sprach er: „Wie soll ich in dreien Tagen heimkehren, einen Weg, der hundert Raste lang ist, und fünfzehn Raste dazu, bis ich in mein Land komme?" Der Engel versetzte: „Weißt Du nicht, Gott kann thun, was er will, denn er hat viel Gewalt. Geh' zu Deinem Schreiber, der hat ein gutes, starkes Pferd, das Du ihm abgewinnen mußt; das soll Dich in einem Tage tragen über Moos

und Haide, bis in die Stadt zu Raab, das sei Deine erste Tagweide. Den andern Morgen sollst Du früh ausreiten, die Donau hinauf bis gen Passau; das sei Deine andere Tagweide. Zu Passau sollst Du Dein Pferd lassen; der Wirth, bei dem Du einkehrest, hat ein schön Füllen, das kauf' ihm ab, es wird Dich den dritten Tag bis in Dein Land tragen."

Der Kaiser that, wie ihm geboten war, handelte dem Schreiber das Pferd ab und ritt in einem Tage aus der Bulgarei bis nach Raab, ruhte über Nacht und kam den zweiten Tag bei Sonnenschein nach Passau, wo ihm der Wirth gutes Gemach schuf. Abends, als die Viehheerde einging, sah er das Füllen, griff es bei der Mähne und sprach: „Herr Wirth, gebt mir das Roß, ich will es morgen über Feld reiten!" „Nein," sagte dieser, „das Füllen ist noch zu jung, Ihr seid ihm zu schwer, als daß es Euch tragen könnte." Der König bat ihn von Neuem; der Wirth sagte: „Ja, wenn es gezäumt oder geritten wäre." Der König bat ihn zum dritten Mal, und da der Wirth sah, daß es Karl so lieb wäre, so wollte er das Roß ablassen und der König verkaufte ihm dagegen sein Pferd, das er die zwei Tage geritten hatte, und von dem es ein Wunder war, daß es ihm nicht erlag.

Also machte sich der König des dritten Tages auf und ritt schnell und unaufhaltsam bis gen Aachen, vor das Burgthor, da kehrte er bei einem Wirthe ein. Ueberall in der ganzen Stadt hörte er großen Schall von Singen und Tanzen. Da fragte er, was das wäre? Der Wirth sprach: „Eine große Hochzeit soll heute ergehen, denn meine Frau Königin wird einem reichen König anvermält; da wird große Kost gemacht, und Jungen und Alten, Armen und Reichen Brot und Wein gereicht und ungemessen Futter vor die Rosse getragen." Der König sprach: „Hier will ich mein Gemach haben und mich wenig um die Speise bekümmern, die sie in der Stadt austheilen, kauft mir für meine Guldpfennige, was ich bedarf, schafft mir viel und genug." Als der Wirth das Geld sah, sagte er bei sich selbst: „Das ist ein rechter Edelmann, desgleichen meine Augen nie erblickten!" Nachdem die Speise köstlich und reichlich zugerichtet und Karl zu Tisch gesessen war, forderte er einen Wächter vom Wirth, der sein des Nachts über pflege, und legte sich zu Bette. In dem Bette aber liegend, rief er den Wächter und mahnte ihn theuer: „Wenn man den Singos im Dom läuten wird, sollst

Du mich wecken, daß ich das Läuten höre; dies gülden Fingerlein will ich Dir zu Miethe geben." Als nun der Wächter die Glocke vernahm, trat er an's Bett vor den schlafenden König: „Wohlan, Herr, gebt mir meine Miethe, eben läuten sie den Singos im Dom." Schnell stand er auf, legte ein reiches Gewand an, und bat den Wirth, ihn zu geleiten. Dann nahm er ihn bei der Hand und ging mit ihm vor das Burgthor, aber es lagen starke Riegel davor. „Herr," sprach der Wirth, „Ihr müßt unten durchschleifen, aber dann wird Euer Gewand kothig werden." „Daraus mach' ich mir wenig, und würde es ganz zerreißen." Nun schloffen sie zum Thore hinein; der König, voll weisen Sinnes, hieß den Wirth um den Dom gehen, während er selber in den Dom ging. Nun war das Recht in Franken: „Wer auf dem Stuhl im Dom saß, der mußte König sein"; das däuchte ihm gut, er setzte sich auf den Stuhl, zog sein Schwert und legte es bar über seine Kniee. Da trat der Meßner in den Dom und wollte die Bücher vortragen; als er aber den König sitzen sah mit barem Schwert und stillschweigend, begann er zu zagen und verkündete eilends dem Priester: „Da ich zum Altar ging, sah ich einen greisen Mann mit bloßem Schwert über die Kniee auf dem gesegneten Stuhl sitzen." Die Domherren wollten dem Meßner nicht glauben; einer von ihnen ergriff ein Licht und ging unverzagt zu dem Stuhle. Als er die Wahrheit sah, wie der greise Mann auf dem Stuhle saß, warf er das Licht aus der Hand und floh erschrocken zum Bischof. Der Bischof ließ sich zwei Kerzen von Knechten tragen, die mußten ihm zu dem Dom leuchten; da sah er den Mann auf dem Stuhle sitzen und sprach furchtsam: „Ihr sollt mir sagen, was Mannes Ihr seid, geheuer oder ungeheuer, und wer Euch ein Leids gethan, daß Ihr an dieser Stätte sitzet?" Da hob der König an: „Ich war Euch wohl bekannt, als ich König Karl hieß, an Gewalt war keiner über mich!" — Mit diesen Worten trat er dem Bischof näher, daß er ihn recht ansehen könnte. Da rief der Bischof: „Willkommen, liebster Herr! Eurer Kunst will ich froh sein!" umfing ihn mit seinen Armen und leitete ihn in sein reiches Haus. Da wurden die Glocken geläutet und die Hochzeitsgäste frugen, was der Schall bedeute? Als sie aber hörten, daß König Karl zurückgekehrt wäre, stoben sie auseinander und Jeder suchte sein Heil in der Flucht. Doch der Bischof bat,

daß ihnen der König Friede gebe und der Königin wieder hold würde, es sei ohne ihre Schuld geschehen. Dem gewährte Karl der Bitte und gab der Königin seine Huld."

Bevor wir Passau gänzlich verlassen, um die Donaufahrt fortzusetzen, begeben wir uns auf den Gipfel des Georgenberges, auf welchem die Feste Oberhaus steht, die schon von 1215—1219 erbaut wurde durch Ulrich II. Graf von Dießen. Im Jahre 1298, als sich die Bürger der Stadt gegen Bischof Bernhard auflehnten, floh die Geistlichkeit in die Feste Oberhaus, fand dort bei dem Grafen Schutz und schleuderte nebst Bannflüchen Steine, Pechbalken und Brandfackeln auf die Stadt. Das Gleiche geschah 1482. Diese Feste war damals nicht zum Schutze der Stadt, sondern zum Trutze gegen deren Bürger erbaut.

In der neuesten Zeit wurde die Festung sehr verstärkt und ist in Friedenszeiten der Aufbewahrungsort für Staatsgefangene und Militärsträflinge, über welche beide der Festungs-Commandant die Oberaufsicht hat. Von den Mauern Oberhaus' bietet sich das herrlichste Panorama; unter sich hat man das „dreieinige Passau", dann die Ufergegenden der drei Flüsse Donau, Inn, Ilz; südlich begrenzen den Horizont die Salzburger und Steirer Alpen, nördlich der baierische Wald. Die Festungswerke und sich hinziehenden Mauern verbinden Schloß Oberhaus' mit der Feste Niederhaus, welche, wie erwähnt, am Ende des Holzgartens liegt und schon 737 der Zufluchtsort der Nonnen von Lorch war.

Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., berichtet vom Jahre 1444 über beide Schlösser und deren Befestigung: „Jenseits der Donau liegen zwei Schlösser, eines am Fuße des Berges an den Flüssen, wo sich der schwarze Fluß aus Böhmen, der auch Perlen führt, in die Donau ergießt. Zur oberen Burg, welche allein von einem einzigen Punkt aus erstürmt werden kann, führt nur eine lange und mühsame Stiege. Doch sind dort so viele Festungswerke sowohl an Mauern, als Gräben, daß es scheint, durch Menschenkraft können sie nie überwältigt werden. Dort sind auch große Säle und sehr prächtige Zimmer. Wer sie sieht, wird glauben, daß er nie etwas Zierlicheres und zugleich Wohlverwahrteres gefunden habe. Begiebst Du Dich aber zu dem Schlosse, das unten liegt (Niederhaus), so

fällt die große Pracht auf. Gewölbte Zimmer, mehrere Säle und Betten zum Empfange eines Königs bereitet. Auch die weitere Umgebung der Stadt ist sehr anziehend und mit viel landschaftlichem Reiz; auch bietet sie dem Geschichtsfreunde viel des Merkwürdigen; da ist der Markt Sanct Nicola mit einem 1067 durch den Bischof Altmann gegründeten, 1803 säcularisirten Augustinerstifte, welches gegenwärtig militärischen Zwecken dient; dann Burg Hals mit dem gleichnamigen Marktflecken. Das Geschlecht der einst mächtigen Grafen von Hals starb schon 1375 aus."

Wir setzen nun die Thalfahrt fort, auf dem durch die Wasser des Inn und der Ilz mächtig verstärkten Strome, dessen Ufer fortan die erhabensten Landschaftsbilder bieten.

Bis Aschach drängt sich der Strom durch einen Engpaß, dessen wilde Scenerie auf den Reisenden mächtig wirkt. Die steilen Klippen sind mit Fichten und Tannen bedeckt und der dunkle Wald macht den Eindruck noch tiefgehender.

Etwas unterhalb Heubach beginnt am rechten Ufer schon österreichisches Gebiet, während das linke noch bis Engelhardtszell baierisch bleibt.

Am linken Donau-Ufer sieht man nur vereinzelte Häuser, Gehöfte und Mühlen, am rechten sehen wir Esternberg mit einer schönen am Hügel liegenden Kirche und bald darnach auf einem steilen in die Donau hineinragenden Felsen die Burg Krempenstein (im Volksmunde Krämpelstein), auf welcher der passauische Weihbischof Ruprecht von Moshain 1545 starb, nachdem er der Sage nach längere Zeit hier im Exil lebte. Das Volk nennt die alte Burg auch das Schneider-Schlössel, und es geht davon eine Sage, welche August von Platen dichterisch behandelte.

Wir lassen das Gedicht hier folgen:

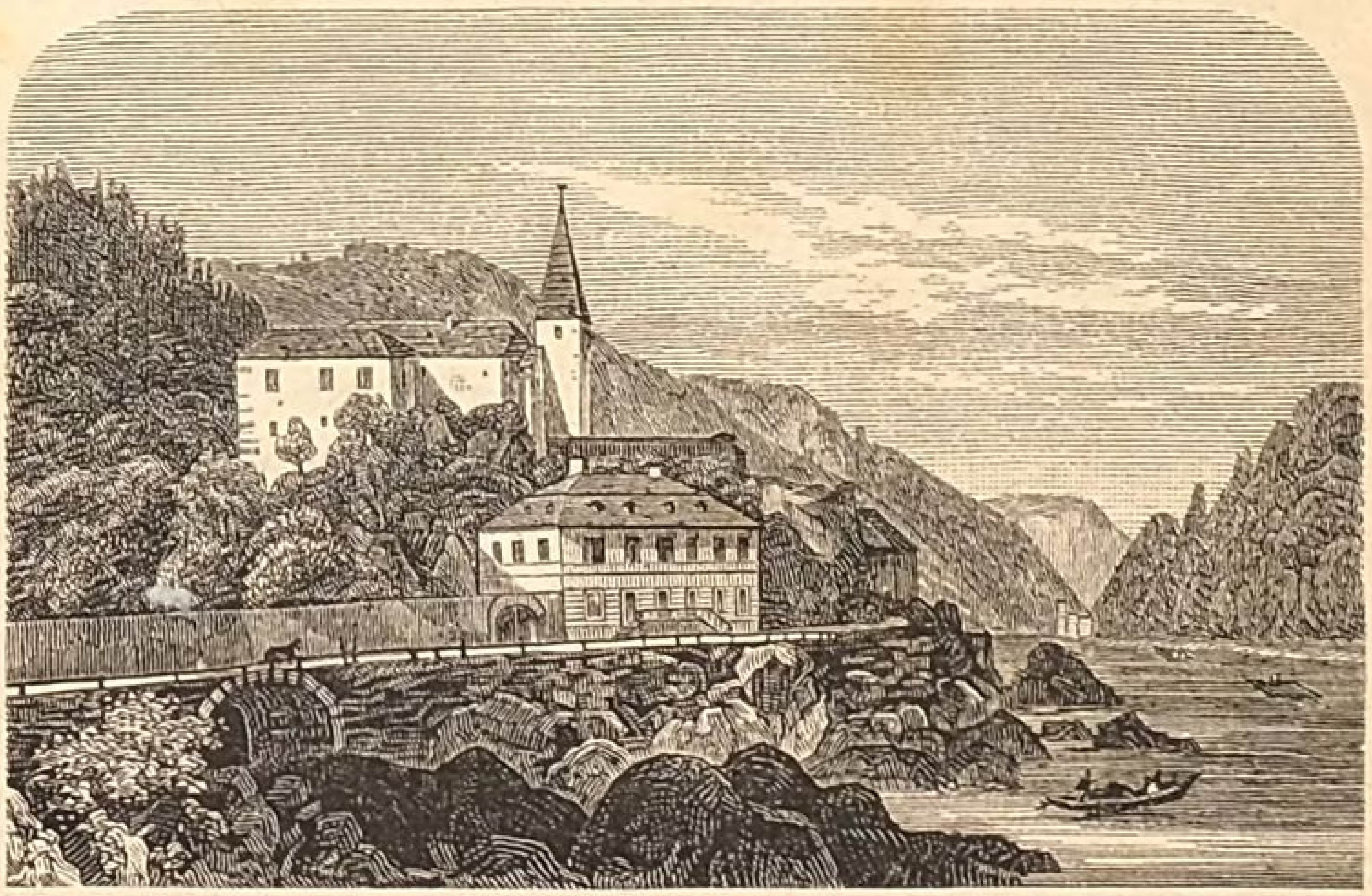
Schneiderburg.

Ein Schneider flink mit der Ziege sein,
Behauste den Krempenstein,
Sah oft von der felsigten Schwelle
Hinab zu der Donau Welle,
In reißende Wirbel hinein.

So saß er oft und so sang er dabei:
Wie leb' ich sorgenfrei!
Meine Ziege die nährt und letzt mich,
Manch' Liedchen klingt und ergötzt mich,
Fährt unten ein Schiffer vorbei!

Doch ach, die Ziege, sie starb, und ihr
Rief er nach: Wehe mir!
So wirst du mich nicht mehr laben,
So muß ich dich hier begraben,
Im Bette der Donau hier?

Doch als er sie schleudern will hinein,
Verwickelt, o Todespein!
Ihr Horn sich ihm in die Kleider.
Nun liegen Ziege und Schneider
Tief unter dem Krempenstein.

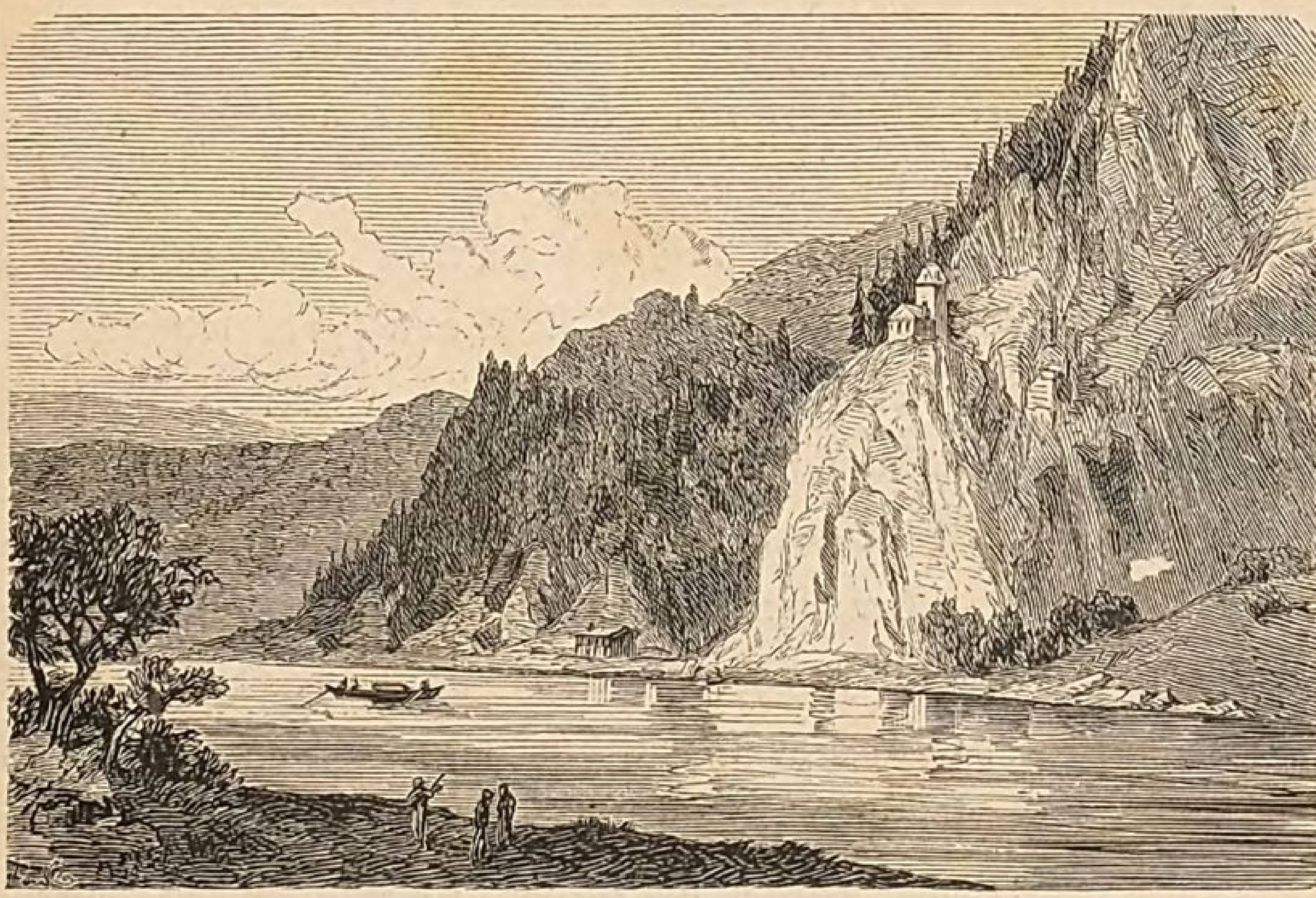


St. Nicola.

Der Strom windet sich nun zuerst in nördlicher, dann in östlicher Richtung um den Krempensteiner Felsvorsprung, und fließt dann am linken Ufer an dem Marktflecken Hafnerzell vorbei; derselbe wird auch Obernzell genannt, gehört zu Niederbaiern und zählt 1473 Einwohner. Der Ort ist berühmt durch seine Töpferei, besonders aber durch die hier erzeugten ausgezeichneten Schmelztiegel, wovon jährlich bei 20.000 Zoll-Centner ausgeführt werden. Gegenüber liegt auf einem Berge die alte Feste Fichtenstein, von deren Mauern man eine herrliche Aussicht genießt. Der Fichtenstein war ursprünglich Sitz und Eigenthum der Grafen gleichen Namens und kam dann an das Geschlecht derer von Wasserburg. Als Graf

Konrad von Wasserburg 1218 nach dem gelobten Lande zog, verpfändete er die Herrschaft für tausend Mark Silber an das Hochstift Passau, dieses verpfändete später dieselbe an Baiern, bis endlich dieses Rittergut 1803 an Oesterreich kam.

Von der Donau aus sieht man die starke Befestigung des Fichtensteines nicht, dagegen treten Mauern und Bollwerke von der Landseite um so mehr hervor. Etwas abwärts ist dann Jochenstein, die letzte baierische Ortschaft; vor derselben ragt aus der Donau ein einzeln stehender Felsen,


Burg Krempenstein. (Seite 207.)

gleichen Namens, der das baierische und österreichische Wappen als Grenzbezeichnung trägt. Hinter Jochenstein, auf dem Gipfel des Berges, sieht man die Ruine Ries, und von diesem Berge rauscht der Dirndlbach in die Donau, welcher die Grenzscheide bildet. Nun betreten wir an beiden Seiten österreichischen Boden und halten am Grenz-Zollamt Engelhardtszell. Der Ort hat seinen Namen vom Bischof zu Passau, Engelhardt († 1068), nach einer andern Version von dem 1293 gestifteten, 1787 säcularisirten Cistercienserstift, welches jetzt Landsitz des Fürsten Wrede ist. Der Ort hat im Ganzen nur 910 Einwohner und seine Bedeutung nur als Grenz-Revisionsplatz.

Die alte Pfarrkirche von Engelhardtszell ist sehenswerth und hat selbst eine prachtvolle Lage.

Im Jahre 1626, während des Bauern-Aufstandes, sperrten die Aufrührer die Donau hier mit Ketten, um dadurch die Baiern zu hindern, den Linzern Hilfe zu bringen.

In der Gegend vor und bei Engelhardtszell fließt der Strom breit und ruhig dahin, bald aber werden die Ufer felsig und rücken mehr aneinander, so daß die Donau sich mächtig durch eine Enge drängen muß. Links begegnen wir Dorf und Burg Rannariedl an der Mündung des Rannabaches, dann Ober- und Nieder-Ranna, wo sich der Kesselbach in die Donau ergießt; in der Thalfahrt rechts kommen wir an Wesenurfahr mit Ruine Wesenstein vorbei.

Das Passauer Domcapitel ließ hier seinerzeit einen Keller in den Felsen hauen, für das ehemalige Schloß Niederwesen, welches in ein Brauhaus umgewandelt wurde. Dieser Keller ist so groß, daß ein vierspänniger Bierwagen in seinen Räumlichkeiten umkehren kann. Im Bauernkriege, 1626, wurden die Truppen des Herzogs Adolf von Holstein in diesem Keller von den Aufständischen überfallen und niedergemacht; „somno vinoque sepulti", wie es in der Chronik heißt. Gegenüber am linken Ufer liegt das Dorf Marsbachzell mit dem alten Schlosse Marsbach, einst Eigenthum der gefürchteten Raubritter aus dem Geschlechte der Oberheimer, denen auch die Schlösser Falkenstein, Rannariedl und Haienbach gehörten und die der Donauschifffahrt einen harten Tribut auferlegten. Mehrere Bäche in der Nähe dieser Ortschaft führen Perlmuscheln mit sich.

Bald unterhalb Marsbachzell macht die Donau eigenthümliche Serpentinen und ändert sich auch der Charakter der Ufergegend vollständig. Zuerst geht der Strom mit reißender Schnelligkeit um ein Vorgebirge herum, beugt sich nordwestlich und gleich darauf gerade nördlich, dann östlich, von Obermühl an südlich bis Aschach, von wo an die Donau ihren Weg wieder nach Osten fortsetzt. Diese hier geschilderten Windungen geschehen innerhalb eines wilden Engpasses mit kahlen Felsen. Auf dem früher erwähnten Vorgebirge sieht man die Ruinen der alten Feste Haienbach, an welche sich mancherlei Sagen knüpfen. Raubritter hausten da, bis

die Burg endlich durch Kaiser Maximilian I. zerstört wurde. Viele Alterthumsforscher sind der Meinung, daß auf dieser durch die Windungen der Donau gebildeten Landzunge das Joviacum der Römer gelegen sei, bekräftigt wird diese Ansicht allerdings durch die vielen in neuerer Zeit hier aufgefundenen römischen Alterthümer. Unsere Fahrt stromabwärts fortsetzend, sehen wir am linken Ufer zuerst Obermühl, dann Kirchberg mit der schönen alterthümlichen Othmarkirche, dann Untermühl an der Mündung des großen Mühlbaches und endlich die Burg Neuhaus; diese liegt auf einer Felsenklippe und besteht aus dem alten Schloß mit einem Wartthurm und dem neueren Gebäude. Am Fuße der Klippe, hart am Ufer, steht noch das Gemäuer des sogenannten Zollthurmes; wahrscheinlich das Vorwerk des Raubschlosses, von wo aus den Schiffen aufgelauert wurde.

Durch lange Zeit war Neuhaus Eigenthum der Grafen von Schaumburg. Im Jahre 1626 versuchten die aufständischen Bauern hier die Donau mittelst einer eisernen Kette zu sperren, aber der kaiserliche Oberst Preuner zerstörte die Kette und nahm sie als Trophäe nach Wien. Etwas weiter hinauf am rechten Ufer liegt das Pfarrdorf Haibach, berühmt davon, daß dort das Haus Stefan Fadinger's lag, wo am 17. Mai 1626 der Bauernkrieg seinen Anfang nahm.

Nun verbreitert sich der Donaustrom wieder und am rechten Ufer öffnet sich unterhalb Aschach eine Ebene. Auf den Hügeln des linken Ufers wird etwas Wein gebaut.

Aschach, in alten Urkunden auch Aschau genannt, ist ein sehr alter Ort, welcher schon im Jahre 777 in Urkunden genannt erscheint; gegenwärtig zählt es 1643 Einwohner, welche einen bedeutenden Holzhandel betreiben. In der Mitte des Marktfleckens liegt eine schön erhaltene, alte Kirche mit einem berühmten Bilde, die Geburt Christi darstellend, von dem berühmten Maler Josef Abel, der ein Sohn dieses Städtchens war. Von hier bis Wilhering theilt sich die Donau in viele Arme, welche ebenso zahlreiche Inseln und Auen bilden. Das Fahrwasser ist hier ein so trügliches, daß die Schiffer in Aschach regelmäßig einen Lotsen auf Bord nehmen. Am linken Ufer sehen wir nun Landshag mit einer alten Kirche und den Ruinen der Burg Waldsen, welche durch Graf Eberhard von Waldsen im

14*

Jahre 1364 aufgeführt wurde; sie sollte als Wehr gegen die mächtigen Schaumberger dienen, in deren Besitz sie aber dennoch durch Heirat im Jahre 1483 kam.

Auf einem Vorgebirge des rechten Donau-Ufers sieht man die Ruinen von Stauf und Schaumburg, das letztere einst der Sitz des mächtigen Geschlechtes der Schaumberger, welches im Jahre 1559 ausstarb, worauf die sämmtlichen Besitzungen dieses Hauses an die Familie Starhemberg kamen. Herzog Albrecht belagerte die Schaumburg im Jahre 1380 und im Jahre 1402 wurde König Wenzel der Böse hier gefangen gesetzt.

Zum Andenken der im Jahre 1626 versuchten Stromsperre zwischen Aschach und Neuhaus geht folgendes von Schurz nachgedichtete Poem in dieser Gegend im Volksmunde:

Vorwärts.

(16. Mai 1626.)

„In sechszehnhundert zwanzig sechs
Die Obderennser kamen
Nach Aschach und die Donau flecks
Sie keck gefangen nahmen:
Der Aufruhr — ein' Endskette her
Zur Donausperre bracht' er!
Ein Glied war zwanzig Pfunde schwer;
Lang war sie hundert Lachter.

Die Schmiede zu Stadt Steier han
Gewirkt sie mit Grobhänden;
Es mußt ein' Laster Eisen dran
Die Hauptgewerkschaft spenden;
Verbraucht wär's worden baß doch fast
Auf Pflugschar oder Kessel,
Wo er am engsten, schlug in Hast
Den Strom man in die Fessel.

Sie sollte von der Hauptstadt Linz
Brot und Entsatz abwehren,
Der Ister schäumte wie ein Prinz,
Gefnebelt in Unehren.
Doch seht! er rinnt ja wieder frei:
Die Fessel ist verschwunden;
Vorbei die Zeit, vorbei, vorbei,
Wo Eisen hart gebunden.

Zu rascher Flugbahn ward sofort
Hemmkette plump von Eisen,
Worauf wir itzt zum fernsten Ort
Gedankenschnell fast reisen.
Die Menschheit eilet vorwärts frisch,
Verneinen es auch Spötter.
Frisch vor! Sie jauchzt noch einst am Tisch
Der ewig frohen Götter!"

Wir setzen nun die Fahrt fort und gelangen am rechten Ufer nach Puping, wo im Jahre 994 der heilige Wolfgang starb, und sehen jenseits der Inseln und buschigen Auen Efferding; es ist dies einer der ältesten Orte Oberösterreichs und kommt schon im Nibelungen-Liede vor, wo im Vers 5269 erwähnt wird, daß die schöne Chriemhilde auf ihrer Fahrt in's Hunnenland hier übernachtete. Das Städtchen gehörte ursprünglich den Schaumbergern, kam dann an die jetzt gefürstete Linie der Familie Starhemberg, welcher das schöne Schloß noch jetzt gehört. In dem letzteren werden die Ahnenbilder der Starhemberge aufbewahrt. Gegenwärtig zählt der Ort 2216 Einwohner. Unter den wenigen protestantischen Gemeinden in Oberösterreich ist die Efferdinger eine der ältesten und zählte schon 1783 600 Mitglieder, denen damals ein Bethaus eingerichtet wurde. Bemerkenswerth ist das alte Rathhaus und dann die in den Jahren 1451 bis 1468 aufgeführte Pfarrkirche; in der letzteren befinden sich mehrere sehr interessante und geschichtlich merkwürdige Grabmäler, darunter jenes der letzten Schaumberger und des 1687 verstorbenen Grafen Konrad Balthasar von Starhemberg. Die ganze Gegend von Hainbach an bis Linz ist überhaupt historisch sehr merkwürdig wegen des Bauernkrieges, der hier in den Jahren 1626 und 1627 geführt wurde, veranlaßt durch die Grausamkeiten des Grafen von Herberstorf, welcher als Statthalter des dem Kurfürsten Maximilian von Baiern verpfändeten Landes ob der Enns von Linz aus gewaltsam das dem Protestantismus geneigte Volk in den Schooß der katholischen Kirche zurücktreiben wollte. Am 16. Mai 1626 entzündete sich der Aufruhr. Ein Hutmacher, Namens Stefan Fadinger, stellte sich an die Spitze der empörten Bauern, schlug den Grafen bei Baierbach und hatte sich bald das ganze Land ob der Enns unterworfen. Schon im Juni stand er mit 70.000 Mann vor Linz, hier ward er aber durch eine Kugel von den

Wällen herab verwundet und starb in Folge dessen zu Ebersberg. An seine Stelle trat, von den Bauern erwählt, Achaz Weillinger von der Au, und das Landvolk setzte nun mit wechselndem Glücke den Krieg fort, bis endlich, nachdem es wiederholt den Sieg davon getragen, Gottfried, Heinrich von Pappenheim, der sich mit seinem Schwiegervater, dem Grafen von Herberstorf, vereinigt hatte, es am 9. November bei Efferding trotz der tapfersten Gegenwehr schlug. Er siegte nun in allen folgenden Treffen und im Frühjahre 1627 ergaben sich die Aufrührer. Achaz Weillinger wurde nebst achtzehn anderen Hauptleuten zu Linz hingerichtet und der Graf von Herberstorf ließ die auf dem Kirchhofe zu Efferding ruhende Leiche Stefan Fadinger's ausgraben und in einen Sumpf werfen. — Noch zweimal, 1632 und 1636, erhob sich das Landvolk von Neuem, aber die Empörung wurde rasch wieder unterdrückt.

Indem wir unsere Fahrt fortsetzen, sehen wir am linken Ufer Mühldorf mit einem Schlosse und der Ruine Freudenstein, hierauf Goldwörth an der Mündung des Bösenbaches mit der alterthümlichen Albanskirche, dann Alkofen mit der ebenso alten Margarethenkirche; endlich kommen wir aus den vielen Auen, Inseln und einzelnen Weilern heraus und nähern uns Ottensheim, welches wir während der Thalfahrt vom Strome aus schon lange gesehen haben.

Ottensheim zählt gegenwärtig etwas über 2300 Einwohner und gehört zu den ältesten Niederlassungen, da es schon 777 urkundlich genannt erscheint. Eine Sage behauptet, Kaiser Otto sei im Jahre 1208 hier geboren worden, und es wird sogar das betreffende Haus bezeichnet; nun stimmt aber die geschichtliche Wahrheit mit dieser Angabe durchaus nicht überein, denn im gedachten Jahre waren schon alle vier Ottone geboren, und der Letzte derselben bestieg gerade damals den Thron. Ottensheim hatte durch Kriegsereignisse gar oft zu leiden: 1474 plünderten es die Böhmen, im Bauernkriege 1626 hatten hier die Aufständischen ein großes Lager, 1742 wurde der Ort geplündert, endlich 1809 fielen da fast täglich kleinere Gefechte vor.

Das Schloß zu Ottensheim, die Frauenburg genannt, gehörte einst den Jesuiten, dann den Grafen von Starhemberg und gegenwärtig ist es im Besitze des Grafen Coudenhove.

Dieses Schloß liegt auf einer reizenden Anhöhe, von wo aus man eine lohnende Fernsicht genießt.

Durch eine eiserne fliegende Brücke mit Ottensheim verbunden, liegt am rechten Ufer der Ort Wilhering, Cistercienser-Abtei mit prächtigem Garten und einem von seinem Weinsortiment berühmten Klosterkeller. Gestiftet wurde die Abtei 1146 von einem Herrn Ulrich von Wilheringen. In der Kirche befinden sich sehenswerthe Altarbilder und Fresken von den Brüdern Altamonte, dann die Grabmonumente der Schaumberger.

Das Stromthal wird fortan immer schöner und romantischer und gleicht auf beiden Ufern einem riesigen Parke, der noch belebt wird durch die Chausséen, die beiderseits längs der Ufer laufen. Links sehen wir Schloß Buchenau, gegenwärtiger Besitzer Hardtmuth. 1809 war die Burg das Hauptquartier der Baiern. Bald unterhalb Buchenau sieht man rechts und links zwei Thürme der alten, jetzt aufgelassenen Befestigungswerke von Linz mit den Schlußmauern, die bis an den Strom herabreichen. Nun kommen wir an dem Calvarienberg vorbei, der eine malerische Partie bildet und an der Mündung der Höllenthal genannten Waldschlucht liegt — dann folgt St. Margarethen, ein Vorort von Linz, welches man von da aus sammt Urfahr am andern Ufer schon recht deutlich sieht.

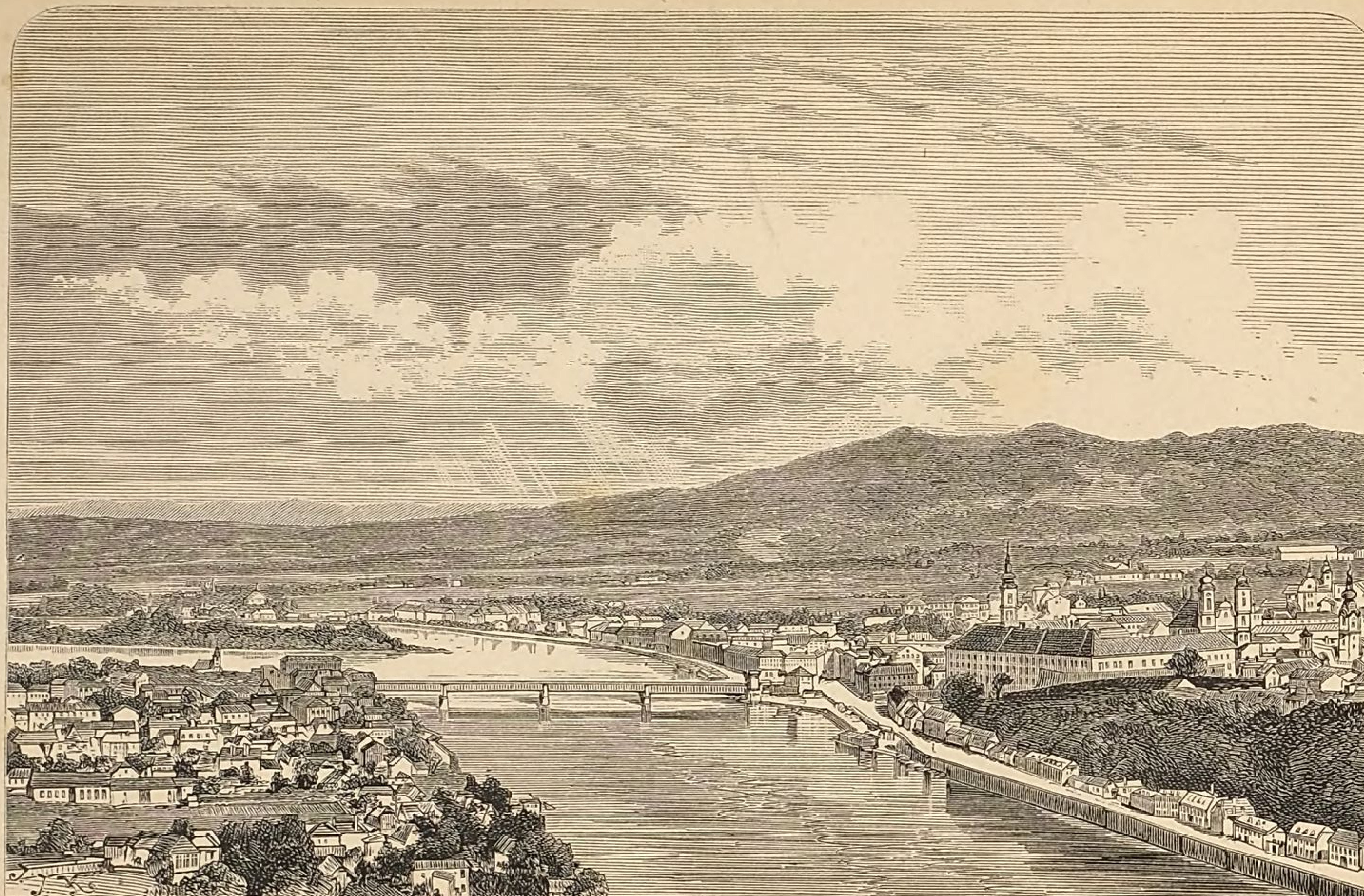
Nun fahren wir mit dem Dampfer, der hier seinen Flaggenmast senkt, unter der prächtigen, 1872 vollendeten eisernen Brücke durch, welche die eben genannten zwei Städte miteinander verbindet, und legen Abends gegen halb Sieben am Linzer Stehschiff an.

V. Von Linz bis Wien.

Im Eingange dieses Werkes haben wir die geographische Bedeutung und handelspolitische Wichtigkeit der Strom- und Straßen-Knotenpunkte, sowie der verschiedenen Strombecken geschildert; ebenso den Einfluß der letzteren auf ihr Gebiet. Geographisch wichtig ist die am Beginne des vorigen Strom-Abschnittes beschriebene, an der Grenzscheide zweier Staaten liegende Stadt Passau am Zusammenflusse von Donau, Inn und Ilz, deren Bedeutung selbst in diese Stromsection herüberreicht.

Hier, im Einigungspunkte dreier schiffbarer Straßen, findet die Vermittlung des Inn- und Donau-Handels statt. Den Inn hinauf treffen wir auf Innsbruck (16.300 Einwohner), in dessen Nähe der Inn schiffbar zu werden beginnt. Die Stadt liegt am Fuße des bequemsten Passes über die Alpen nach Süden, des Brenner, und eines andern Passes nach Norden in's Isarthal. Innsbruck bildet demnach den Kreuzungspunkt der west-östlich gerichteten Innstraße und der nord-südlich gerichteten Isar-Etsch-Linie. Zur Römerzeit hieß der Punkt Veldidena. Weiter nordöstlich liegt Salzburg (20.300 Einwohner), bei welchem Orte die Salza schiffbar wird und aus dem Gebirge in die Ebene hinaustritt. Es ist hier ein Haupteinbruchsthor in die Alpen. Aus den Enns-, Drau- und Savethälern kommen Straßen über bequeme benachbarte Päße an der Salza herab. Die Traun-Linie ist von der Donau aus, ebenso wie das Unter-Innthal, direct auf den Punkt Salzburg gerichtet, so daß Straßen hierher führen. Schon zur Römerzeit war Salzburg (Juvavia) ein Hauptstraßenknoten.

Wenden wir uns wieder hinauf, so finden wir Linz, an der Ausmündung der Traun in die Donau, sowie auch in der Nähe der Ausmündung der Enns. Auf der Nordseite tritt das Elbsystem mit der Moldau nahe herzu und eröffnet von diesem Punkte aus eine große Straße nach



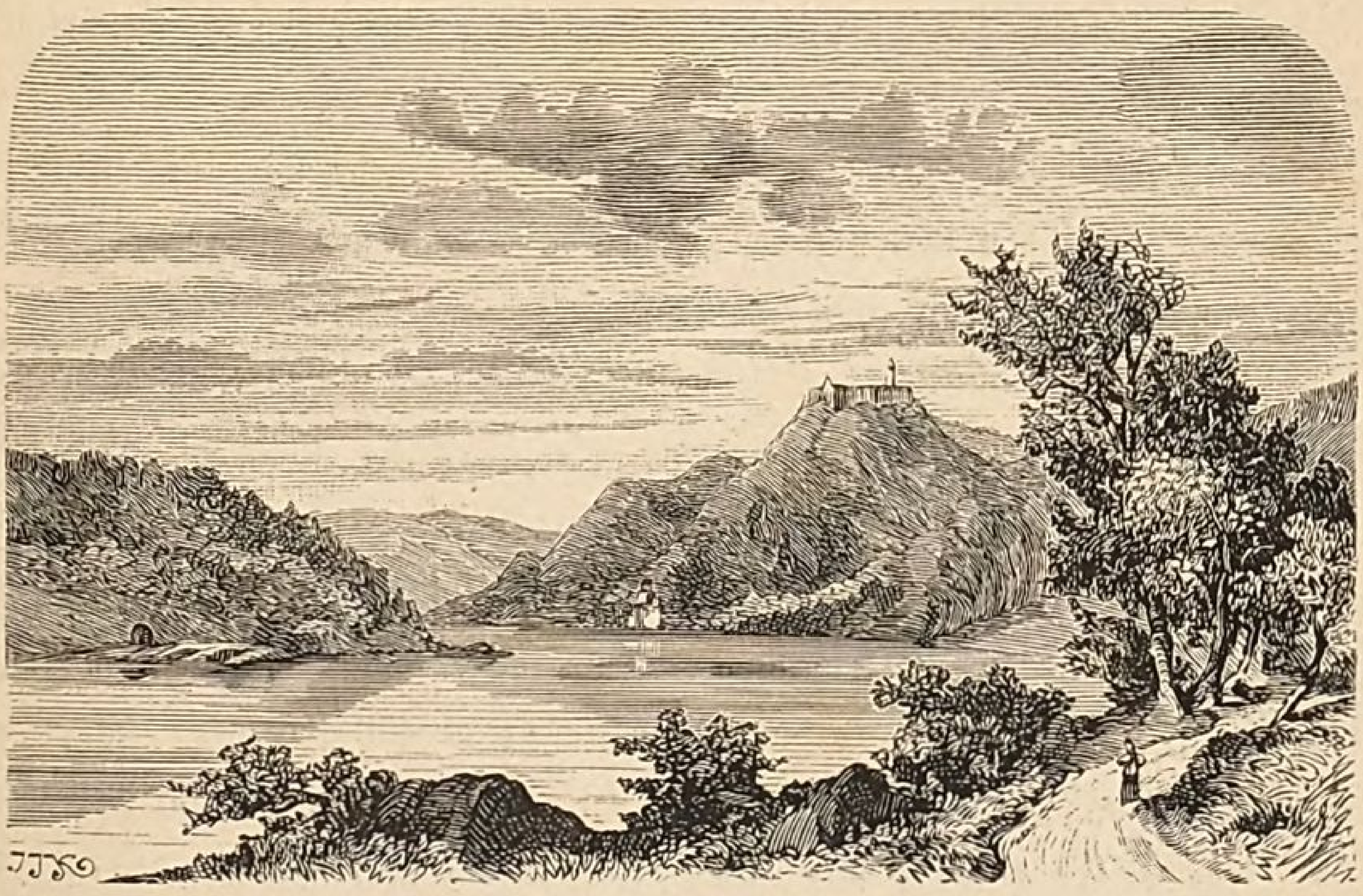
7.

Linz.

Norden. So wird Linz ein Hauptpunkt zur Vermittlung des Elb- und Donaugebietes, darum lag in dieser Gegend immer eine wichtige Handelsstadt, zur Römerzeit Lauriacum, im Mittelalter Lorch. Rings umher blühen die Nachbarstädte Enns, Steier, Wels.

Linz.

Die Landeshauptstadt des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns liegt in anmuthiger Lage am rechten Ufer des mächtigen Donaustromes und



Neuhaus. (Seite 211.)

zählt sammt den Vororten Lustenau und Waldegg 1655 Häuser und 33.394 Einwohner. Die Stadt macht mit ihren reinlichen Gassen, mit den verschiedenen größeren Gebäuden, unter denen das neu erbaute Staats-Gymnasium, das stattliche Gebäude der Sparkasse, das Landhaus, das Casinogebäude mit dem Schauspielhause hervorragen, auf den Fremden einen angenehmen Eindruck. Dazu kommt noch die liebliche Umgebung, welche für den Naturfreund zahlreiche Ausflüge bietet, die bequeme Eisenbahnverbindung mit der Residenzstadt Wien einerseits und gegen Westen mit dem herrlichen Salzkammergute, der österreichischen Schweiz, andererseits.

Wenn Bädeker die wackere Donaustadt mit den Worten: „Linz ist trotz der günstigen Handelslage an der Donau im Ganzen eine stille Stadt“ etwas geringschätzig charakterisirt, so hat er darin allerdings Recht, daß Linz dem Fremden auf den ersten Blick nicht jenes bewegte Leben zeigt, das der Tourist, zumal der Norddeutsche, von einer österreichischen Provinzial-Hauptstadt mit mehr als 30.000 Einwohnern erwartet. Allein es wohnt ein reger Gewerbefleiß in Linz, und einzelne industrielle Etablissements, von denen später die Rede sein wird, nehmen eine ganz bedeutende Stellung ein. Vorzügliche Bildungsanstalten, treffliche wissenschaftliche und humanitäre Vereine sind beredte Zeugen, daß Linz in dieser Beziehung hinter den Schwesterstädten nicht zurückgeblieben ist.

Viele Historiker behaupten, das jetzige Linz erhebe sich auf den Trümmern des altrömischen Lentium, welches dann während der Zeit der Völkerwanderung durch Hunnen und Avaren zerstört wurde.

Der geschichtliche Beweis hierfür ist jedoch noch nicht genügend erbracht, überhaupt herrscht über die Geschichte dieser Stadt während der ersten tausend Jahre christlicher Zeitrechnung tiefes Dunkel; nur so viel steht fest, daß die Stadt unter Ludwig dem Kinde als Zollstätte genannt wird und den Grafen von Kirnberg gehörte; der Letzte aus diesem Geschlechte verkaufte im Jahre 1036 die ganze Grafschaft dem Markgrafen Leopold von Oesterreich.

Linz bestand damals nur aus dem Schlosse und wenigen dazu gehörigen Häusern nebst der Altstadt — trotzdem war es durch Mauern und Gräben befestigt und wurde schon 1106 durch eine Brücke mit dem jenseitigen Ufer verbunden.

Im Jahre 1490 wurde Linz durch Kaiser Friedrich III. zur Hauptstadt von Oberösterreich erhoben und mit den Stadtrechten versehen, und zwar der freien Bürgermeisterwahl und Einsetzung eines äußeren und inneren Rathes.

Im Laufe der Zeiten litt Linz am meisten durch den bereits erwähnten Bauernkrieg, während dessen es der Sitz Herberstorf's war. Im Jahre 1741 besetzten die Franzosen die Stadt, mußten sie aber bald wieder räumen, 1805 zogen die Franzosen abermals als Sieger hier ein; aber auch durch nicht kriegerische Ereignisse hatte die Stadt zu leiden; so verheerte dieselbe 1509

eine große Feuersbrunst, und in den Jahren 1541, 1562, 1585 wüthete da die Pest.

Von freudigen Ereignissen, die sich innerhalb der Stadtmauern zutrugen, seien erwähnt: daß Kaiser Friedrich III. gerne hier weilte und viel zur Stadtverschönerung beitrug; Ferdinand I. feierte hier 1521 seine Hochzeit und ließ das alte Schloß vollständig ausbauen; Josef II. errichtete das Bisthum Linz, dessen Diöcesanbezirk bis dahin zu Passau gehörte.

In neuester Zeit gewann die Stadt durch die Dampfschifffahrt, sowie durch die Eisenbahnverbindung ungemein und wurde dadurch der Knotenpunkt des Verkehrs, was auch auf die Handelsverhältnisse der Stadt nicht ohne Einfluß blieb.

Bevor wir an die Detailbeschreibung der Stadt gehen, halten wir es für angezeigt, einige Mittheilungen über die geschichtlichen Verhältnisse der Donau und ihrer Ufer in der obderennsischen Gegend zu bringen, und folgen dabei den Ausführungen des Mathias Koch. Während der Römerherrschaft gehörte das ganze rechte Donau-Ufer zur Provinz Noricum ripense (Ufer-Noricum), bildete die Grenze des römischen Staatsgebietes und wurde als die sorgsam zu bewachende Vormauer Italiens betrachtet.

Das linke Ufer war die Stirne des großen Germanenlandes, Frons Germaniae, wie es Tacitus nannte. Das Noricum ripense der Römer umfaßte das ganze Flachland an der Donau, vom Inn bis an die catischen Berge, mithin die Ebene von Oesterreich ob und unter der Enns, und im Süden alles Land bis an die hohen Bergrücken. Da die Römer den höchsten Werth auf die Sicherung dieser ihrer Nordgrenze gegen die Einfälle der Germanen und Sarmaten legten, so befestigten sie das rechte Donau-Ufer mit einer Kette von Befestigungswerken. Thürme, Castelle, Mauern und Gräben, Bollwerke, Klausen und Pfahlwerke reihten sich in eine einzige, das ganze rechte Ufer schützende Fortificationslinie aneinander und jede wichtige Einbruchsstelle ward fest verwahrt.

Die nordische Grenzhut war aller wachsamen Imperatoren unverrücktes Augenmerk. Selbst am linken Ufer, im „Lande der Barbaren", wie es die Römer nannten, bemühten sie sich, festen Fuß zu fassen, erbauten auch dort Burgen und Castelle und gaben ihnen, wie es in den Festungswerken

am rechten Ufer gehalten war, römische Besatzung. Marc Aurel dehnte die Sicherung der norisch-pannonischen Reichsgrenze selbst auf Errichtung zahlreicher Fortificationswerke im Quadenlande, jenseits der Donau, 38 Stadien von ihren Ufern entfernt, mit einem solchen Nachdrucke aus, daß er das ganze errichtete Schutzwerk von 20.000 römischen Soldaten bewachen ließ. Die Römer errichteten auch Donauflotten, welche unablässig auf- und abwärts kreuzten und bestimmte Hauptstationspunkte hatten. — Vierhundert Jahre hindurch blieb die Donau Roms Schutz gegen die Einfälle der Barbarenhorden. Noricum, von 450 bis 454 in Attila's Gewalt, hatte diese Geißel sehr empfindlich zu fühlen.

Die Befestigungsbauten der Römer fielen in Trümmer, und als bald nachher die Rugen, welche das jenseitige Donauland eingenommen hatten, ihre Herrschaft auch auf die Grenzen Noricums und Pannoniens ausdehnten, da ward der ganzen römischen Grenzhut mit all' ihren riesigen Werken ein Ende gemacht und zerfielen diese in Trümmer. Von diesem Zeitpunkte an müssen wir das ganze Land am linken Ufer unter dem Namen Rugiland uns merken.

Wir übergehen nun die Gothenperiode und knüpfen da an, wie Karl der Große 791 den Avaren dieses Land entriß. Die Schenkungs-Urkunden Karl's des Großen und seiner nächsten Nachfolger belehren uns, daß die ersten und ältesten Ortschaften in Oesterreich „im Lande der Hunnen und Avaren" mehrentheils an den Ufern der Donau gegründet worden sind.

Mit großer Wahrscheinlichkeit und historischer Probabilität fallen die ersten Spuren Linz' ebenfalls in diese Zeit.

Nachdem wir so mit historischer Treue den ersten Spuren und der Geschichte von Oberösterreichs Hauptstadt nachgegangen, wollen wir den Leser in Linz einen Rundgang an unserer Hand machen lassen, der jedenfalls lohnend ist.

Wir beginnen unsere Wanderung auf dem Hauptplatze, welcher seit dem 2. December 1873 zur Feier des 25jährigen Regierungs-Jubiläums des Kaisers von Oesterreich der Franz Josefs-Platz heißt. Dieser Platz hat eine ganz stattliche Größe (116 Klafter Länge, 32 Klafter Breite) und macht mit den hohen, hübschen Häusern, die ihn rings umgeben, unter denen

wir das Rathhaus, sowie den monumentalen Bau, welchen die Sparkasse in jüngster Zeit nach dem Plane des Wiener Architekten Stadler aufführen ließ, erwähnen, einen überraschenden Anblick. In der Mitte des Platzes befindet sich die Dreifaltigkeitssäule aus weißem Untersberger Marmor und bei 14 Klafter hoch. Sie entstand als ein Dankesdenkmal für den abgewendeten Türken-Einfall, für überstandene Seuchen und Wassernoth. Der Bau begann



Oberösterreichische Volkstrachten.

am 31. Mai 1717 und wurde am 15. Mai 1723 durch den Salzburger Hofstatuar Sebastian Stumpfegger mit einem Kostenaufwande von 29.581 Gulden vollendet. Vormittags ist der Platz durch den daselbst abgehaltenen Obst- und Gemüsemarkt sehr belebt.

Von hier biegen wir rechts ab in die Klostergasse und gelangen zum ehemaligen Minoritenkloster, welches 1784 aufgehoben wurde. Die jüngst restaurirte Kirche enthält werthvolle Altarbilder von Altamonte u. s. w. Anstoßend daran liegt das Landhaus, 1562 unter Maximilian II. von den oberösterreichischen Ständen erbaut und nach dem großen Brande im

Jahre 1800 neu hergestellt. Das Landhaus hat einen hohen Thurm mit lohnender Fernsicht. In diesem großen Gebäude sind die Landesämter untergebracht; im elegant adaptirten Saale des ersten Stockes tagt alljährlich der oberösterreichische Landtag. Bemerkenswerth ist das schöne Marmorportal. Vom Landhause kommen wir sofort auf die hübsche Promenade mit vierfacher Reihe edler Platanen und Kastanien, ein beliebter Spazierplatz der Bewohner, namentlich zur Sommerzeit, wo allwöchentlich eine Militärkapelle spielt. Auf der oberen Promenade steht ein einfaches Denkmal, welches das sich aus dieser Gegend ergänzende dritte Jäger-Bataillon seinen bei Montebello 1859 gefallenen Kameraden errichtete.

Gegenüber der oberen Promenade liegen das Landes-Theater, die Redoutensäle, das Casino mit einem schönen Gastgarten, im Hofe rückwärts das Landes-Museum und die Reitschule.

Am unteren Ende der Promenade finden wir das fürstlich Starhemberg'sche Haus und die Sparkasse.

Wir verlassen die Promenade, gehen in die Klammgasse und gelangen bald zum Kapuzinerkloster, 1606 bis 1612 erbaut. Die Kirche daselbst hat die Form eines Kreuzes, vier Altäre, eine Kanzel mit hübscher Vergoldung und Frescomalereien von Dallinger. 1785 wurde sie zur Pfarrkirche erhoben. Das schöne Hochaltarbild stellt die Hinrichtung des Apostels Mathias dar; an einem Seitenaltar Christus am Kreuze von Sandrart. Die Kirche enthält das Grabmal des Türkenbesiegers Montecuccoli. Hinter dem Kloster liegt das Taubstummen-Institut (1811 gegründet).

Von der Kapuzinerkirche abwärts kommen wir in die Baumbachgasse, an der neugebauten Kronprinz Rudolf-Schule und an dem von der oberösterreichischen Baugesellschaft erbauten Häuser-Complex vorüber und gelangen auf den Platz, wo der prachtvolle, vom gegenwärtigen Bischofe Franz Josef Rudigier in's Leben gerufene Marien-Dom aufgeführt wird, dessen Grundsteinlegung am 1. Mai 1862 stattfand. Dieser herrliche Bau wird nach dem Plane des Baumeisters Vincenz Statz in Cöln, unter der Leitung des Architekten Schirmer aus Granit und Sandstein im edelsten gothischen Style ausgeführt und wird — freilich erst nach Jahrzehnten — eine Zierde für Stadt und Land. Die Votivkapelle hinter dem Hochaltar ist

bereits vollendet und wird zu kirchlichen Functionen benützt. Von diesem Bauplatze biegen wir in die Herrengasse und gehen am Bischofhofe, worin der Bischof von Linz residirt, und an dem stattlichen Hause des Fabriksbesitzers Hofmann vorüber und kommen nun zur schönsten Straße von Linz, zur Spitelwiese.

Das prachtvolle Gebäude des k. k. Staats-Gymnasiums, vom Wiener Architekten Stadler gebaut, die hübsche Bürgerschule, große Privathäuser, darunter das Florianer Stifthaus mit schönem Garten, geben dieser Straße ein großstädtisches Ansehen.

Wir haben die Spitelwiese durchschritten und sind auf die belebte Landstraße gelangt. An der rechten Häuserreihe liegt die Bibliotheca publica, welches Gebäude dem aufgehobenen Kloster Baumgartenberg gehörte, im Jahre 1784 von Kaiser Josef II. zu einer öffentlichen Bibliothek umgestaltet und dem Stifte Kremsmünster zur Erhaltung übergeben wurde. Ihr gegenüber Kirche und Kloster der Ursulinerinnen, weiter hinauf das Kloster der unbeschuhten Carmeliter mit ausgedehntem Garten. Auf der linken Seite weiter oben steht die protestantische Kirche sammt Pfarrhaus, 1845 gebaut.

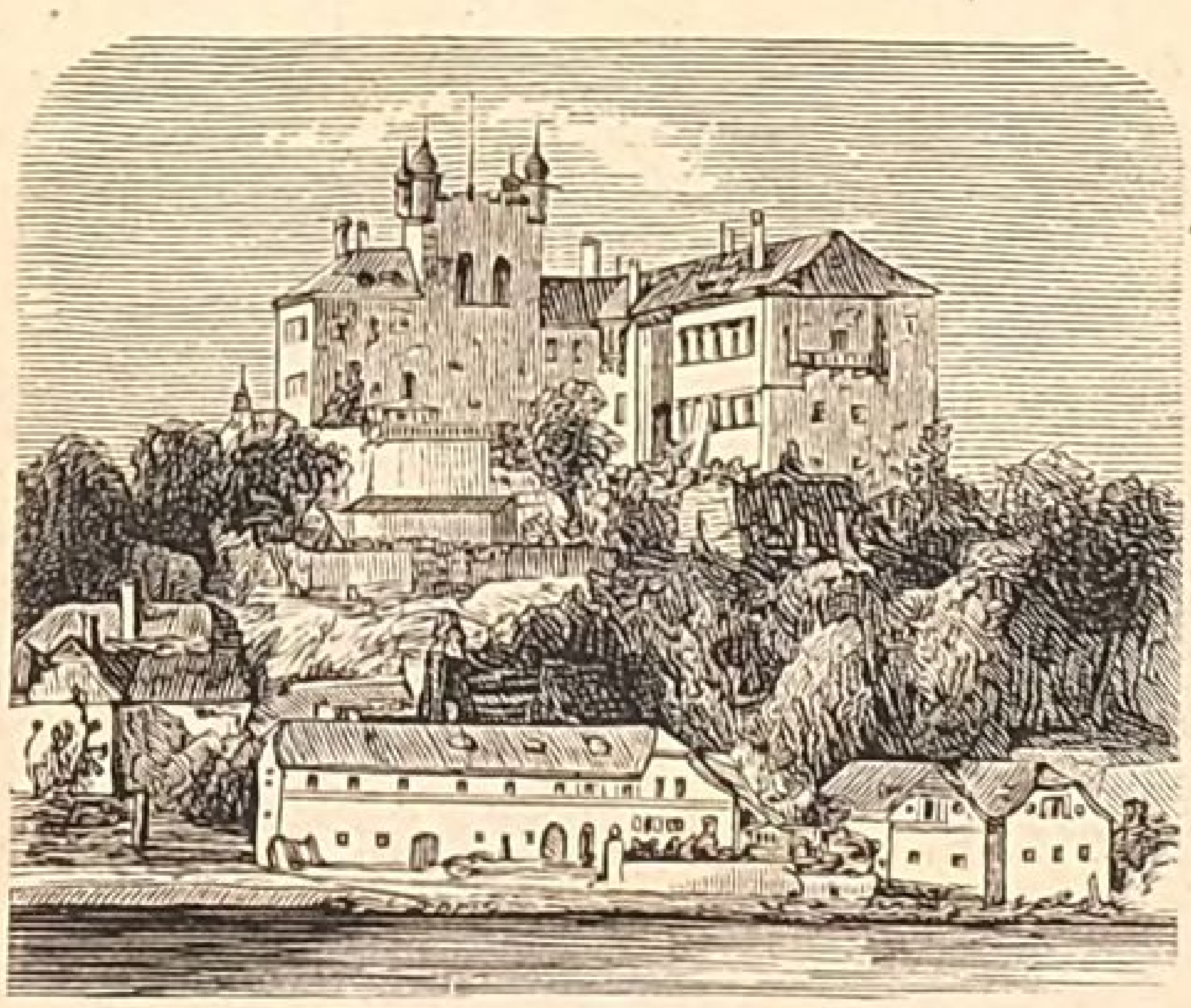
Von dort gelangen wir theils an neugebauten Häusern, theils an Wohngebäuden, welche durch ihren primitiven Baustyl beinahe ein dorfartiges Gepräge zeigen, zum Volksgarten, einem beliebten Erholungsorte für Jung und Alt mit einer trefflichen Restauration im neugebauten Salon.

Nachdem wir uns in den schattigen Laubgängen ein wenig ergangen und auf einer Bank gegenüber den mächtigen Weymouthskiefern ausgeruht, nehmen wir unseren Rundgang wieder auf und wenden uns nun dem neueren Stadttheile, der sogenannten Neustadt zu, wo die Baulust der letzteren Jahre schon eine ganz ansehnliche Häuserreihe geschaffen. Auf einem großen Platze, auf welchem alljährlich im September das Linzer Volksfest unter dem Zuströmen von Tausenden von Fremden abgehalten wird, liegt die Volksfesthalle, die zu allerlei Productionen und Versammlungen benützt wird. Von dort kommen wir auf die breite Harrachgasse, in welcher sich das Priester-Seminar befindet (1713 an Stelle des deutschen Ordenshauses gegründet), und dann durch die schmale Fadingergasse in die Betlehemgasse zur Kirche und zum Kloster der Elisabethinerinnen mit Altarbildern von B. Altamonte.

Weiter gegen die Landstraße zu liegt rechter Hand das sogenannte Nordiko, ein altes Gebäude, worin, nach einer Stiftung unter Kaiser Josef I., katholische Jünglinge aus nordischen Ländern ihre Erziehung genossen. Die Stiftung wurde 1788 aufgehoben, das Haus ging in Privatbesitz über und beherbergt in seinen Räumen den Musikverein, den Gewerbeverein mit der Fortbildungsschule und den gewerblichen Vorschußverein.

Am Ausgange der Betlehemgasse liegt rechts das große Gebäude, in welchem die k. k. Post-Direction untergebracht ist, dem schräge gegenüber das Haus des Prämonstratenser-Stiftes Schlägel liegt.

Wir gehen dem nördlichen Ende der Landstraße zu und gelangen in die kleine, aber elegante Schmidthorstraße, einst mit einem Thurme befestigt.



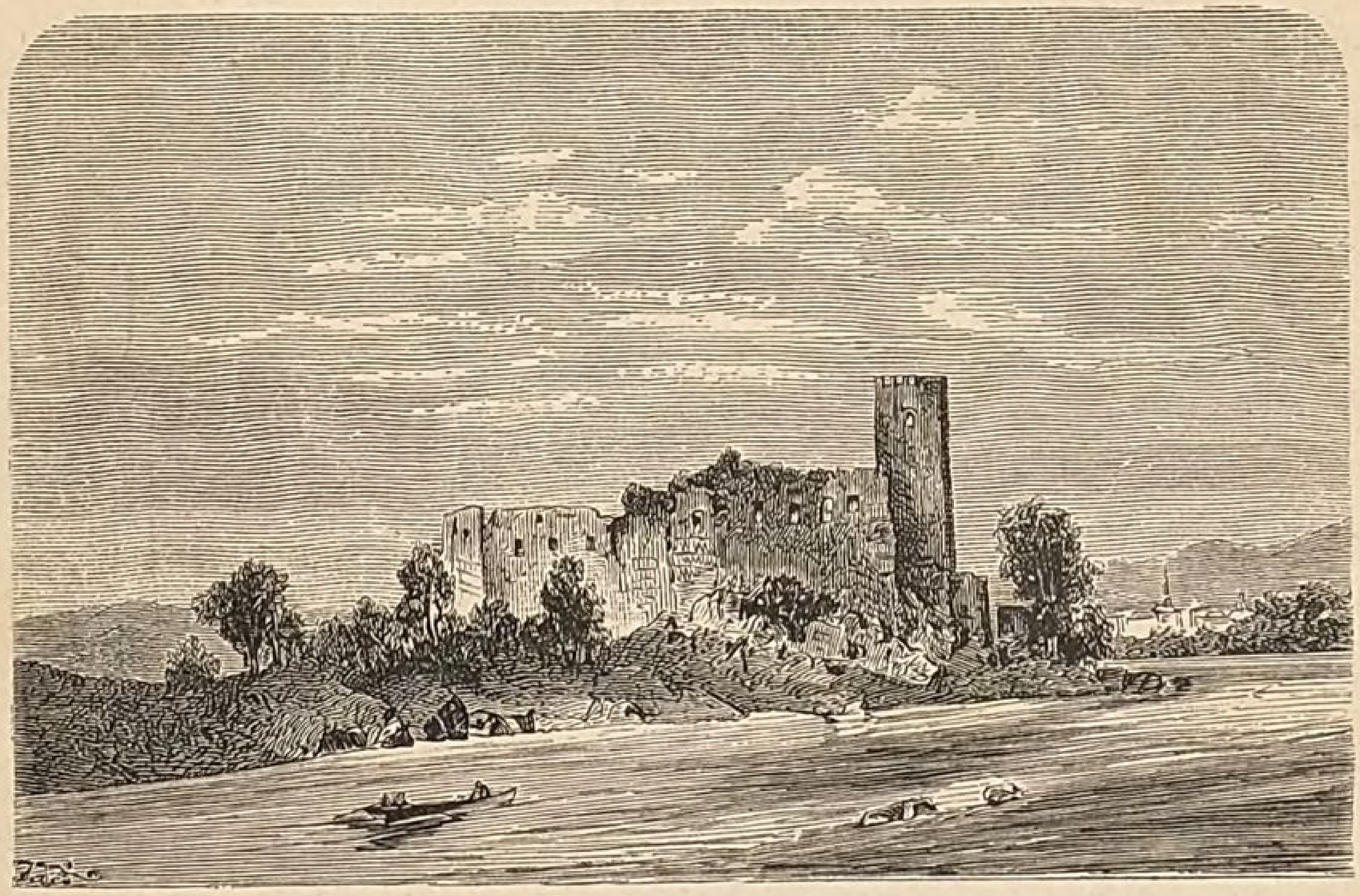
Ottensheim. (Seite 214.)

An hübschen Kaufläden vorübergehend, biegen wir rechts in eine kleine Seitengasse ein und kommen an dem Eurich'schen Hause, worin sich die Localitäten des kaufmännischen Vereines befinden, vorüber zur Domkirche, 1670 durch die Jesuiten erbaut. Die Aufschrift am Portale lautet: „Deo Opt. Max. Deiparae Virgin. i. S. Ignatio. Soc. Jesu Fund." Die Kirche ist 28 Klafter lang, 12 Klafter hoch, hat sieben Altäre, vor dem Hochaltar ein sehenswerthes Speisegitter von Admonter Marmor; sie hat italienische Stuccaturen, eine gute Orgel von Chrismann, eine Kapelle und zwei Sacristeien. Der Hochaltar mit der Himmelfahrt Mariens von Antonio Belucci wurde von den oberösterreichischen Ständen beigeschafft.

Sodann gehen wir an dem jetzt einer Bank gehörenden Gebäude, worin sich früher das k. k. Gymnasium befand, vorüber zum Collegiengebäude hinab, worin die Militärbehörden, die Hauptwache, die Finanz-Landeskasse untergebracht sind, und kommen zur Pfarrkirche, einem ziemlich großen, aber styllosen Gebäude mit hohem Thurme. In der Kirche ist das

Grabmonument des Kaisers Friedrich IV. aus rothem Marmor mit dem trefflich gearbeiteten kaiserlichen Wappen und folgender Inschrift: „Intestina cubant Friderici hac Caesaris urna et cor quod sacro praefuit imperio quinquaginta annis Romanum rexerat orbem atque uno semper tempore pacis amans vixit annis septuaginta octo mense uno diebus II excessit humanis anno salutis MXCIII die vigesima quarta Augusti.“

Auf dem Pfarrplatze befindet sich das Gebäude der Liedertafel



Ruine Spielberg. (Seite 247.)

„Frohsinn“ und in der Nähe das von dem verstorbenen Bürger Honauer „den armen Blinden“ gewidmete Haus. Von diesem Platze gehen wir zum großen Hauptzollamts-Gebäude, gelangen sodann zum Hotel „Erzherzog Karl“ (Landungsplatz der Dampfschiffe) und von dort an der Häuserfront links am neugebauten Palais der Linzer Sparkasse vorüber bis zum Hotel „Rother Krebs“, in dessen Nachbarhause (Gasthaus zum baierischen Hofe) Kaiser Josef II. mehrmals Einkehr hielt, wie eine hübsche Gedenktafel an der Stirne des alten Bürgerhauses mittheilt.

Von größeren Etablissements nennen wir die Schiffswerfte in Lustenau nächst Linz. Dieselbe wurde von dem Industriellen Ignaz Mayer in's Leben

gerufen und durch eine lange Reihe von Jahren hindurch in schwunghafter und rationeller Weise betrieben. Im Jahre 1873 ist diese Werfte in das Eigenthum der allgemeinen österreichischen Baugesellschaft übergegangen. Es werden daselbst vor Allem eiserne Schiffe und in neuerer Zeit auch Bierkühlen, Reservoirs und sonstige größere Maschinenarbeiten in Eisen erzeugt. Im Jahre 1873 wurden 3 Passagierschiffe, 5 Waarenboote, 1 Bierkühler, 6 kleine Barken und 35 Stück Bauträger erzeugt.

Bedeutend ist die Brauerei der Gebrüder Hatschek, welche im Jahre durchschnittlich 75.840 Eimer Bier liefert; äußerst sehenswerth sind jedoch die Malzfabrik dieser Industriellen am Fuße des Freinberges, sowie die großartigen Sandkeller, bei deren Herstellung zugleich ausgezeichneter Bausand gewonnen wird.

Ein sehr schwunghaft betriebenes und ausgedehntes Etablissement ist die k. k. Tabak-Hauptfabrik an der unteren Donaulände, gegenüber der Schwimmschule. Im Jahre 1873, von welchem Jahre der Ausweis uns vorliegt, waren daselbst 109 männliche und 750 weibliche Arbeiter beschäftigt. Unter den erzeugten Waaren im Werthe von 3,644.572 Gulden waren allein Cigarren (im Preise von 1½ Kr. bis 8 Kr. per Stück) 35,530.000 Stück. Für die Arbeiter besteht ein Kranken-Institut mit zwei Aerzten und unentgeltlichen Medicamenten.

Für die Pflege und Heilung der Kranken ist in Linz reichlich vorgesorgt und bestehen verschiedene Anstalten.

1. Das Spital der barmherzigen Brüder; dasselbe wurde im Jahre 1757 von der Kaiserin Maria Theresia gegründet, nimmt nur männliche Kranke unentgeltlich auf, hat eine öffentliche Apotheke, einen großen, schönen Garten, einen Belegraum für 67 Kranke und verpflegt in drei Krankensälen und drei Extrazimmern im Jahr 1600 bis 1700 Kranke.

2. Das Krankenhaus der Elisabethinerinnen wurde 1745 von der Freiin Ernestine von Sternegg zur unentgeltlichen Aufnahme von weiblichen Kranken gegründet, hat einen Belegraum für 75 Betten, eine Haus-Apotheke und großen Garten.

3. Das Spital der barmherzigen Schwestern, von der Gemeinde Linz unter Beihilfe des Erzherzogs Maximilian von Este im Jahre 1842

gegründet, nimmt Kranke beiderlei Geschlechts unentgeltlich auf, hat einen Belegraum für 52 Betten und einen Garten.

4. Das allgemeine öffentliche Krankenhaus wurde im Jahre 1863 von der Stadtgemeinde Linz gegründet, im Jahre 1868 als städtisches Krankenhaus eröffnet und besteht seit 1. Mai 1874 als allgemeine öffentliche Krankenanstalt. Sie ist nach Bauart und Einrichtung äußerst zweckmäßig, mit Dampf-, Douche- und Wannenbädern nach den neuesten Anforderungen versehen, von einem hübschen Parke eingeschlossen und hat einen Belegraum für 150 Betten in 8 Sälen und 9 kleineren Zimmern. Die tägliche Verpflegsgebühr beträgt in der weiblichen Abtheilung 56 Kr., im Krankenhause 60 Kr. und in der ersten Verpflegsklasse 1 Fl. 50 Kr.

5. Die städtische Versorgungs-Anstalt wurde 1849 von Münzbach in den Posthof der Lustenau verlegt und hat in 19 Zimmern einen Belegraum für 174 Betten. Die Verpflegsgebühr beträgt täglich 30 Kr.

6. Die Landes-Gebäranstalt. Seit 1788 als Localanstalt gegründet, war sie im sogenannten Prunnerstifte zugleich mit der Irrenanstalt vereint, wurde 1819 zur Staatsanstalt erhoben und damit eine Findelanstalt verbunden. Im Jahre 1843 wurde das gegenwärtige Gebäude erworben und besetzt; seit 1861 zur Landesanstalt erhoben, ist sie in die Verwaltung des Landes-Ausschusses übergegangen; seit 1. Januar 1869 ist die Findelanstalt aufgehoben. Die täglichen Verpflegskosten betragen nach der 1. Classe 2 Fl., nach der 2. Classe 1 Fl. und 70 Kr. nach der 3. Classe.

7. Die Landes-Irrenanstalt in Niedernhart. Die 1789 im Prunnerstifte gegründete Irrenanstalt ging 1861 in die Landes-Verwaltung über, und da sie in ihrem beschränkten, gesundheitswidrigen Zustande den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprach, wurde in der Landtagssitzung am 27. Februar 1863 die Errichtung einer neuen Irrenanstalt beschlossen, dieselbe nach vier Jahren zu Niedernhart gebaut und im September 1867 mit 164 Irren bezogen. Die auf einem Hügel schön gelegene, von Gärten umgebene Anstalt, deren Errichtung einen Kostenaufwand von 500.000 Fl. erforderte, besteht aus dem Verwaltungsgebäude, worin der Primararzt, die beiden Hausärzte und der Verwalter wohnen, aus dem nördlichen Tracte mit 6 Sälen, 17 Commun- und 17 Einzelnzimmern nebst den Räumen zu Waschküchen und Depots für

Männer. Ferners aus dem Südtracte mit der gleichen Anzahl von Sälen und Zimmern nebst den Räumen des Wärterpersonales, der Waschküche, Depots für Frauen; aus dem mittleren Tracte mit der anstoßenden Kapelle, nebst Räumlichkeiten für Bäder, Wäsche, Werkstätten und Küche, aus dem Maschinenraume mit der Wasserpumpe und dem Wasser-Reservoir und aus dem Leichenhause.

Die täglichen Verpflegsgebühren betragen 1 Fl. 50 Kr. nach der 1., 1 Fl. 20 Kr. nach der 2. und 80 Kr. nach der 3. Classe.

Für arme Geisteskranke werden vier Fünftel der Verpflegskosten vom Landesfonde und ein Fünftel von der Heimatsgemeinde bestritten.

Das Vereinswesen steht in Linz in voller Blüthe und zählt die Landeshauptstadt Oberösterreichs gegenwärtig ungefähr 90 Vereine, eine mit Hinblick auf die Einwohnerzahl ganz beträchtliche Anzahl.

Die Tendenzen derselben sind mannigfaltige. Sehr zahlreich sind die Humanitäts- und Krankenvereine; wir nennen darunter das Handlungs-Kranken-Institut, den Frauen-Verein, den Bonifacius-Verein, den Leichenverein zum Samaritan, das Schullehrer-Witwen- und Waisen-Pensions-Institut, den Unterstützungs-Verein für Buchdrucker, den Versorgungs-Verein für alte Bürger und deren Witwen, sowie jenen für alte weibliche Dienstboten, das katholische Waisenhaus u. s. w.

Als politische Vereine sind zu nennen: der liberale politische Verein für Oberösterreich, das katholisch-patriotische Casino, der katholische Preßverein, der katholische Volksverein.

Wissenschaftliche Zwecke und Förderung des Unterrichts verfolgen das vaterländische Museum Francisco-Carolinum, der Verein für Naturkunde, der Gewerbeverein, die juristische Gesellschaft, der Turnverein, der Volksbildungs-Verein u. s. w.

Dem geselligen Vergnügen dienen: der Eislaufverein, der Fischerclub, der Gemüthlichkeits-Verein, die „Harmonie“, der Geselligkeits-Verein, der Rennverein, die Schützen-Gesellschaft.

Der Pflege der Musik widmen sich: der Musikverein, die Liedertafel „Frohsinn“, der Männergesangs-Verein „Sängerbund“. Künstlerische Zwecke verfolgen der oberösterreichische Kunstverein, der Diöcesan-Kunstverein, der Verein bildender Künstler und Kunstgewerbetreibender.

Im Folgenden wollen wir das Wirken und die Thätigkeit einiger hervorragender Vereine näher betrachten.

Der Musikverein, welcher im Jahre 1821 unter dem Namen „Gesellschaft der Musikfreunde in Linz“ gegründet wurde, nennt sich seit 1864 „Musikverein“ und feierte 1871 sein 50jähriges Jubiläum. Sein Zweck ist die Veredlung des musikalischen Geschmackes und Beförderung der Tonkunst in allen Zweigen. Als Mittel zur Erreichung desselben dient die Aufführung gediegener Tonwerke, musikalischer Unterricht, Erhaltung einer musikalischen Bibliothek u. s. w. Die von ihm geleiteten Musikschulen für Gesang, Clavier, Violine, Violoncello legen für die Strebsamkeit dieses Vereines ein schönes Zeugniß ab.

Das Museum Francisco-Carolinum. Diese im Jahre 1834 von Freunden der Kunst und Wissenschaft gegründete Anstalt hat zur Aufgabe, die Quellen der Geschichte, dann Alles, was Oberösterreich im Bereiche der Kunst, des Alterthums, der Natur Interessantes und Denkwürdiges besitzt, aufzusuchen, zu sammeln und zur Beförderung der Bildung gemeinnützig zu machen. Die reichhaltigen Sammlungen der Anstalt sind in einem Landesgebäude nächst dem Casino-Gebäude in 40 Localitäten untergebracht. Möchte der vom Museum beabsichtigte Neubau bald erstehen zur Zierde der Stadt und des Landes! — Im ersten Stocke befinden sich das Eintrittszimmer und das Lesezimmer; in letzterem sind die Archivalien (gegen 15.000 Urkunden in Original und Abschriften) in einem großen Wandschranke untergebracht.

In der folgenden Reihe der Zimmer sind die Bibliothek sammt Manuscripten (6454 Werke, 15 Incunabeln und 230 Manuscripte), dann eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Alterthums- und ethnographischen Gegenständen, alte musikalische Instrumente, darunter auch das mit der Jahreszahl 1803 versehene Fortepiano, welches die Stadt Paris dem berühmten Tondichter Ludwig van Beethoven verehrte.

Das nächste Zimmer umfaßt eine Sammlung alterthümlicher Waffen- und Rüstungsstücke (bei 500), einige interessante Gegenstände aus dem oberösterreichischen Bauernkriege, Gegenstände der peinlichen Justiz. Die nächsten Zimmer enthalten eine Aufstellung von alten Sculpturen und plastischen Arbeiten, während der Mittelschrank die Sammlungen von Handzeichnungen,

Holzschnitten, Kupferstichen und Lithographien bewahrt; Gegenstände der kirchlichen Kunst, ein vorzügliches Schnitzwerk aus Elfenbein vom Jahre 1657; ein schönes Hautrelief, den Sturz der Engel darstellend; feinere Schnitzwerke in einem Mittelschranke, darunter solche von Rafael Donner, Veit Stoß, dem alten Schwanthaler (einem gebornen Oberösterreicher und Vater des berühmten Bildhauers Schwanthaler).

Ein kleineres Zimmer enthält eine Sammlung von archäologischen Gegenständen, Waffen, Werkzeugen, Schmucksachen, Mosaikböden, Geschirren, Urnen u. s. w., das Meiste aus der Eisenzeit; dann römische Ausgrabungen aus heimischen Fundorten. In einem Glaskasten befindet sich ein Skelet aus dem Leichenfelde von Hallstadt.

Die letzten Zimmer im ersten Stocke bergen eine reichhaltige Münzensammlung von 9782 Stücken, eine heraldisch-sphragistische Sammlung mit schönen Spiegeltypparen, ferners verschiedene Gemälde zum Theile von vaterländischen Künstlern.

Im zweiten Stocke sind die reichhaltigen naturgeschichtlichen Sammlungen, im Erdgeschosse eine ausgezeichnete geognostisch-paläontologische Sammlung aufgestellt.

Das Museum ist an Sonntagen von 10 bis 12 Uhr Vormittags für Jedermann geöffnet; an Wochentagen steht der Zutritt jedem Mitgliede, sowie auch Fremden von 10 bis 12 Uhr Vormittags und von 3 bis 5 Uhr Nachmittags frei.

Der oberösterreichische Kunstverein, welcher 1851 gegründet wurde, hat den Zweck, den Sinn für Kunst durch Unterstützung von Künstlern und durch Ausstellung von Kunstwerken zu beleben, sowie er dahin strebt, eine permanente Sammlung älterer und neuerer Kunstwerke zu schaffen. Diese Landesgalerie, welche sich im zweiten Stocke des Landhauses befindet und in den Monaten Juni bis October täglich von 9 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags zu besichtigen ist (Nichtmitglieder zahlen 10 Kreuzer Entrée), besitzt bereits mehrere werthvolle Bilder. Darunter heben wir hervor den prachtvollen „Seesturm" von H. Mevius in Düsseldorf (Werth 6000 Gulden), ein Bild von Lossow: „Das Orgelspiel des Knaben Mozart in der Kirche zu Ybbs, von Mönchen belauscht"; „das Naßfeld im Pinzgau" von dem vater-

ländischen Künstler Adolf Obermüller, Oliver Cromwell von Schex in Düsseldorf und „Cardinal Clesel in der Verbannung“ von Josef Fux in Wien, sowie „Praterlandschaft“ von Melchior Fritsch. Diese Bildergalerie wurde am 19. October 1866 vom Kunstvereine an den Landes-Ausschuß als Landeseigenthum übergeben.

Der im Jahre 1858 gegründete Diöcesan-Kunstverein verfolgt den Zweck, die kirchliche Kunst zu fördern und den christlichen Kunstsinn überhaupt zu pflegen und besitzt im Bischofhofe eine sehenswerthe Sammlung.

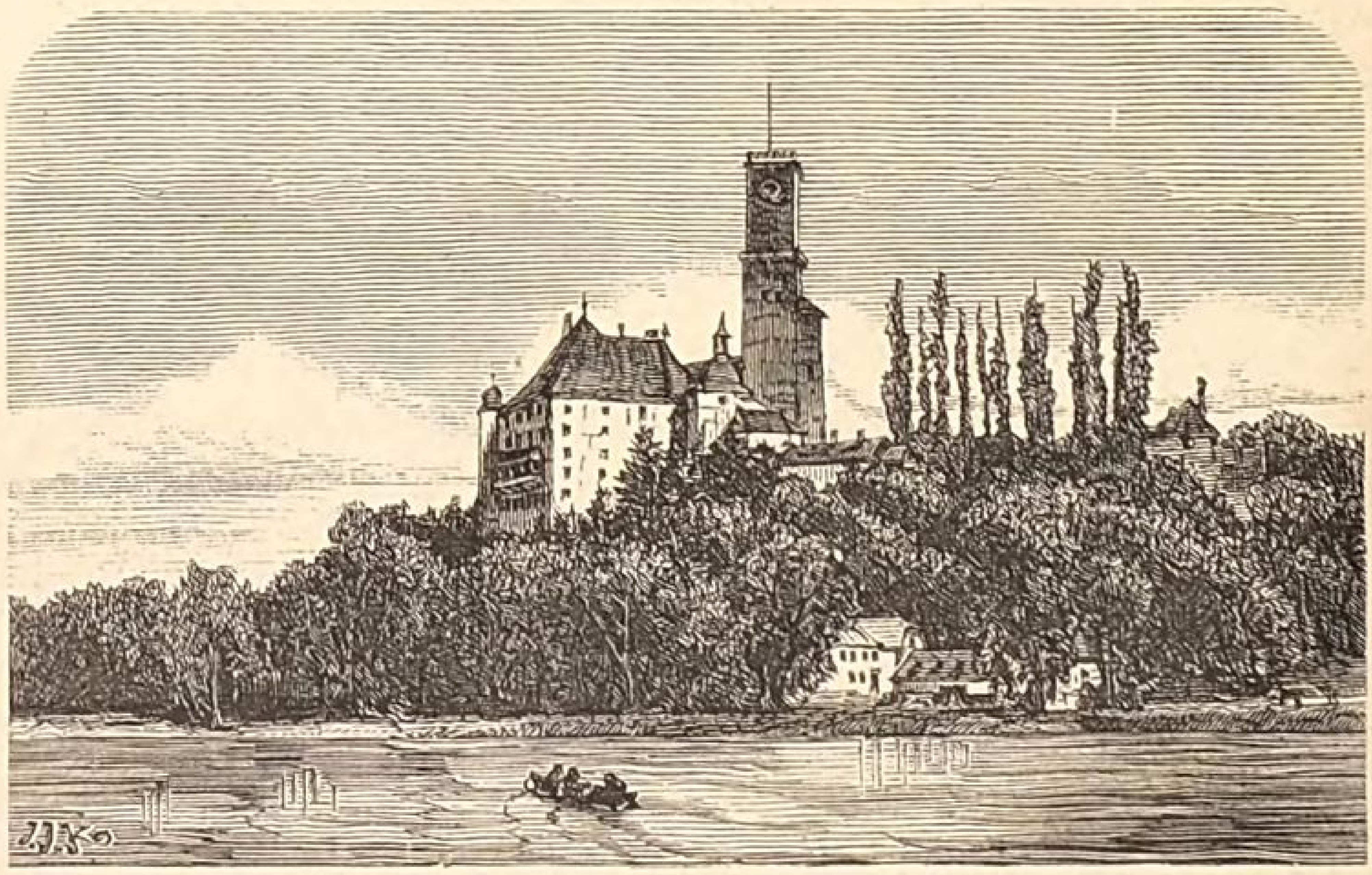
Der Verein bildender Künstler und Kunstgewerbtreibender, bestehend seit 18. December 1865, strebt die Förderung der bildenden Künste im Lande an, zieht aber in den Bereich seiner Wirksamkeit auch das Kunstmoment der Architektur und der bildenden Kunstgewerbe. Seit sechs Jahren unterhält der Verein eine kunstgewerbliche Fachschule, worin unentgeltlicher Unterricht für die verschiedenen Kunstgewerbe ertheilt und welche Schule von durchschnittlich hundert Schülern frequentirt wird. Die Unterrichts-Curse gliedern sich wie folgt: geometrische Formenlehre; gewerbliche Geschmacks- und Styllehre mit selbstständigem Entwerfen von Flachornamenten; Freihandzeichnen, constructives Bauzeichnen; Modelliren. Die Schule erfreut sich der Anerkennung und Unterstützung der kaiserlichen Regierung, sowie der Landesvertretung.

Das Landestheater zu Linz ist sehr hübsch ausgestattet und hat folgenden Fassungsraum: außer der Hofloge enthält der Zuschauerraum noch 24 erste Rang- und Parterrelogen, 8 zweite Ranglogen, 25 Balconsitze auf der ersten Galerie, Fauteuil- und Sperrsitze im Parterre, 34 Galeriesperrsitze; außerdem im Parterre, dann auf der zweiten und dritten Galerie Raum für 1100 Personen.

Neben dem Schauspielhause befinden sich im landschaftlichen Casino-Gebäude der Redoutensaal, der Speisesaal und der Ländlersaal. Ersterer wird nur für Concerte, Bälle, öffentliche Vorlesungen oder Versammlungen, dann auch für Schaustellungen von Kunstwerken, wissenschaftlichen Sammlungen oder anderen Sehenswürdigkeiten vom Landes-Ausschusse überlassen. Zu gleichen Zwecken findet auch die Ueberlassung des Speise- und Ländlersaales statt und können diese beiden Localitäten auch für andere

Zwecke des geselligen Vergnügens und für Privat-Unternehmungen eingeräumt werden.

Nachdem wir so den Leser mit der schönen Hauptstadt des Landes ob der Enns erschöpfend bekannt gemacht haben, wollen wir noch einige Ausflüge in die Umgebung der Stadt machen. Die Lage der Stadt Linz am Fuße der Alpenausläufer, welche sich am rechten Ufer des Donaustromes hinziehen, die zahlreichen Gehölze ringsum, das nahe Mühlviertel mit seinen malerischen Hügelketten, das breite Donau-



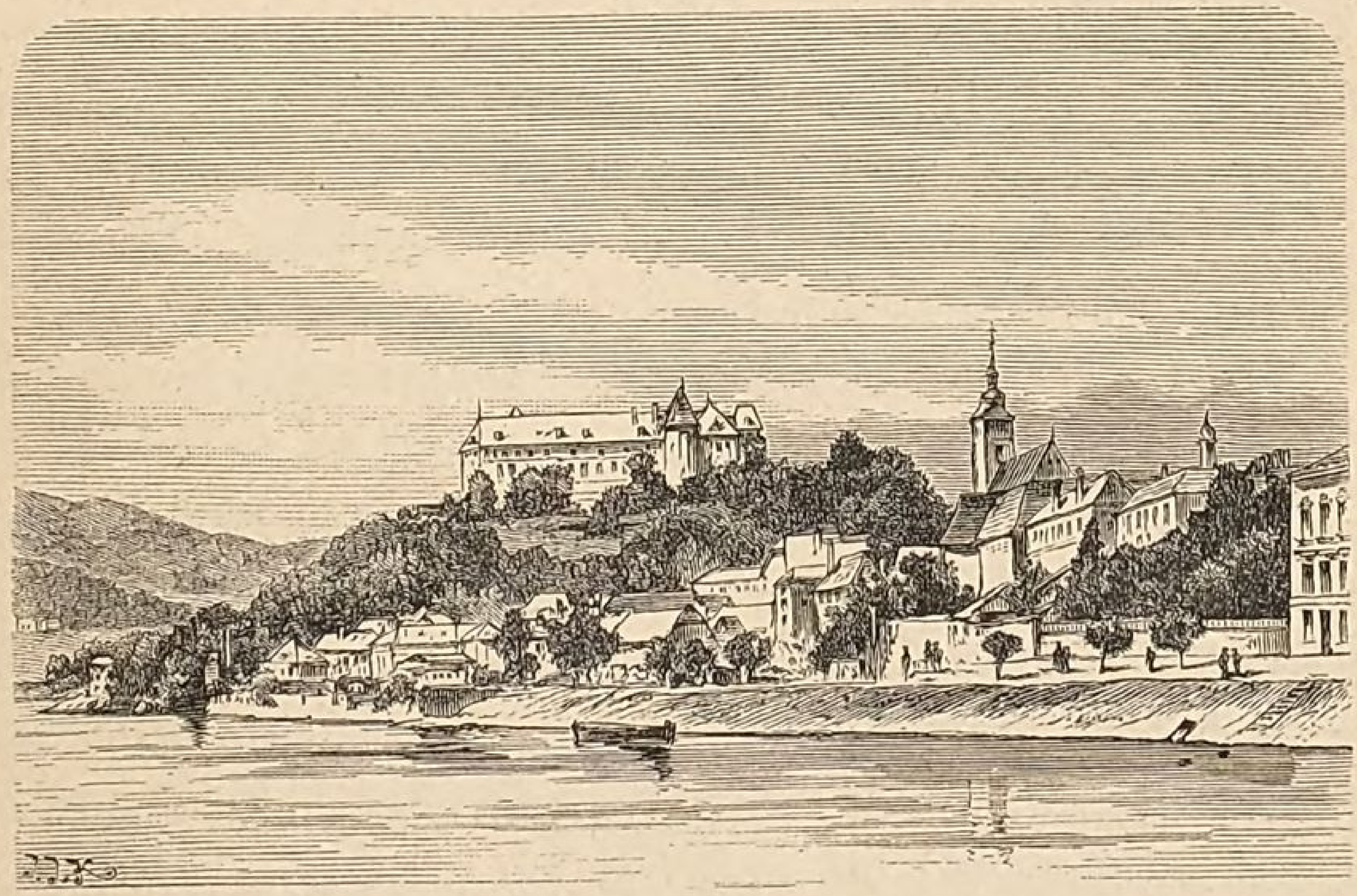
Wallsee. (Seite 250.)

thal gegen Osten bieten dem Naturfreunde mannigfache und lohnende Spaziergänge.

Der beliebteste Spaziergang ist jener auf den Freinberg. Man geht am Schauspielhause vorüber, den steilen Berg (früher Schullerberg, jetzt Römerstraße) hinan und gelangt rechts zum Eingangsthore des mit Mauern umgebenen Schlosses. Das Schloß entstand im 8. Jahrhundert auf den Trümmern des römischen Castells; hier schlugen Oesterreichs Herrscher, wenn sie sich in Linz aufhielten, ihre Residenz auf. So residirte hier das ganze Jahr 1614 hindurch Kaiser Mathias; vorübergehend bewohnten es Friedrich IV., Maximilian I. und Franz I. Ein großer Brand im Jahre 1800

zerstörte das Schloß, sowie einen großen Theil der Stadt. Der jetzige schmucklose Bau diente bis zum Jahre 1848 als Strafhaus und wird seit dieser Zeit als Kaserne verwendet.

Vom Schlosse weg führt die Straße in westlicher Richtung zur uralten Martinskirche, von da zu einem kleinen Platze, wo sich der Eingang in das Schweizerhaus befindet, einer im Sommer wegen der reizenden Aussicht auf die Donau vielbesuchten Milchwirthschaft. Weiter aufwärts gelangt man zum Jägermayr, einer Restauration mit Schießstätte, berühmt durch die



Grein. (Seite 254.)

herrliche Aussicht, die man von hier über Linz und das Donauthal genießt; auch unsere Ansicht der Stadt ist vom Jägermayr aus aufgenommen. Kurz bevor die Häuser auf der Römerstraße aufhören, zweigt rechts der Königsweg von der Straße ab und führt zur Donau hinunter. Der Jägermayr grenzt an die vom Verschönerungs-Vereine hergestellten hübschen Anlagen, welche den Wanderer auf herrliche Aussichtspunkte geleiten; der in der Mitte dieser schattigen Anlagen errichtete hölzerne Aussichtsthurm gewährt eine überraschende Rundschau, welche kein Fremder versäumen sollte.

Vom Jägermayr gelangt man auf der Höhe in östlicher Richtung zum Freinberge, wo sich das Kloster und das bischöfliche Knaben-Seminar des

Jesuiten-Collegiums mit einer wohlgepflegten Bibliothek befindet. Das Kloster entstand aus dem vom Erzherzoge Maximilian von Este erbauten Probethurm. Von ihm stammen die sogenannten Maximilianthürme, nämlich die Festungskette, bestehend aus 48 Thürmen, Vorwerken, Klausen, Gräben und Batterien, welche beim Thurme Nr. 1 an der Reichsstraße nach Ebelsberg begann, stromaufwärts zu beiden Seiten der Donau bis Buchenau hinauf und abwärts rechts bis zum Fischer im Gries und links bis Heilham sich hinzog. Der Erzherzog begann dieses Werk im Jahre 1828 mit dem sogenannten Probethurme am Freinberge, der im September 1829 in Gegenwart des kaiserlichen Hofes beschossen wurde und der dem heftigsten Kanonenfeuer widerstand. Im Jahre 1834 schuf der Erzherzog diesen Thurm in ein schönes Palais um, führte eine gothische Kirche mit fünf schlanken Thürmchen dabei auf und überließ die Gebäude 1837 dem Orden der Jesuiten. Die Befestigungsthürme sind aber schon seit längerer Zeit aufgelassen worden.

Hinter dem Kloster führt längs des Gartens desselben ein Fußpfad, welcher ein schönes Panorama bietet.

Von der Meierei des Klosters abwärts führt ein Weg in beinahe gerader Richtung in 1¼ Stunden zu dem Försterhause in Kürnberg, einer trefflichen Restauration, im Sommer zahlreich besucht. Vom Forsthause gelangt man durch den großen Stiftsforst zu dem am Schlusse des vorigen Abschnittes beschriebenen Kloster Wilhering. Sehenswerth sind daselbst die Bibliothek, die Kirche aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, ferners die Kreuzgänge mit steinernen Denkmälern und verschiedenen Gemälden; dann der schöne Garten mit großem Glashause, dessen Cameliensflora zur Frühlingszeit viele Besucher anzieht. Sodann gelangt man an den ebenfalls schon erwähnten Kalvarienberg, ein Kreuzweg mit 14 Kapellen, auf dem Verschönerungswege am Freinberge durch den Wald oder längs der Fahrstraße an der Donau über Margarethen.

Mit der Hauptstadt ist durch die schöne eiserne Brücke der Markt Urfahr verbunden, ein sehr belebter Ort mit 6000 Einwohnern. Hier befinden sich einige bedeutendere industrielle Etablissements, wie die Maschinenfabrik von Lange, die Spiritusfabrik von Feigl und die Canditen- und Chocoladefabrik von Janota.

Auch in Urfahr hat sich die Baulust lebhaft entwickelt, namentlich die neue Ottensheimerstraße gewährt einen stattlichen Anblick. Die Gastgärten von Stadelbauer, Danzmeier und Laurent werden von den Linzern viel besucht.

Vom Markte aus besteigt man den 1703 Fuß hohen Pöstlingberg, auf dessen Gipfel eine Wallfahrtskirche weit in's Land hinausblickt. Wahrhaft überwältigend ist das großartige Panorama, welches sich hier vor dem Wanderer ausbreitet: tief unten die Häuserreihen der Stadt Linz und des Marktes Urfahr, weithin sichtbar der glänzende Spiegel des breiten Donaustromes mit seinen Windungen, viele Dörfer und Flecken zerstreut herumliegend, das anmuthige Hügelland des Mühlkreises und als würdiger Hintergrund die Kette der Alpen, die man hier von Niederösterreich bis in's Salzburgerland überschaut. Auf dem Rückwege nach Urfahr gelangt man am Hagen vorüber, einem vormals Starhemberg'schen Schlosse, worin sich gegenwärtig eine Brauerei befindet.

Freundliche Spazierwege in Urfahr sind jener zum Wirthshause in Bachl, am Fuße des Pöstlingbergs, dann am Ufer der Donau bis Heilham, wo ein Befestigungsthurm liegt, ferner nach St. Magdalena, einem kleinen Pfarrdorfe, seit Auflassung der Pferdebahn trotz der herrlichen Aussicht wenig besucht. Von letzterem Orte führt der Weg durch den Wald hinab nach Auhof, einem Schlosse des Fürsten Starhemberg.

Bei der Schilderung des Bauernkrieges, während dessen auch Linz bedrängt wurde, erwähnten wir, daß dem Commandanten von Linz, Herberstorf, der alte Haudegen Gottfried Heinrich von Pappenheim bei der Niederwerfung des Aufstandes kräftigst beistand; wie sehr dieser von den Bauern gefürchtet war, beweist wohl am besten nachfolgender, aus damaliger Zeit stammender Vers:

„Hascha, da kommt der Unsinnig
Von Pappenheim geritten ganz grimmig,
Rennt über alle Zäun' und Gräben,
Daß ihm gleich die Haar' aufstäben,
Stellt sich, als wär' er winnig,
Kein Prügel, kein Stecken
Will gegen ihn klecken,

Noch unsre Kolben spitzig,
Kein Büchsen, kein Degen,
Auch gar der Wundsegen;
Er ist uns viel zu witzig,
Ich glaub' fast ohn' all'n Zweifel,
Er sey selbst ganz der leidige Teufel."

Heute gehört der einst verfolgte obderennsische Bauer zu den bestsituirten der gesammten österreichisch-ungarischen Monarchie. Die heitere Physiognomie der Landschaft in dieser herrlichen Provinz entspricht vollkommen den Charakter-Eigenthümlichkeiten der Bewohner. Ein kräftig ausgeprägter Menschenschlag ist dies oberösterreichische Volk, glücklich in schöner, gesunder Sinnlichkeit, wie im rüstigen Fleiß; zwischen den Eigenthümlichkeiten des baierischen Volkes und der Hochländer in der Mitte stehend, hat es das Beste beider sich angeeignet, seine Naivetät ist zugleich Empfänglichkeit, seine Lebhaftigkeit zugleich Strebsamkeit, seine Herzlichkeit ist mit Klugheit und Gewandtheit gepaart, und all' diese Eigenschaften verbindet harmonisch und durchdringt das tüchtige obderennsische Volk in sich.

Und nun setzen wir unsere Reise fort.

Wenn der Dampfer Morgens halb acht Uhr von Linz in majestätischem Bogen seinen Cours stromab nimmt, fesselt der schöne Rückblick zuerst unsere Aufmerksamkeit. Noch einmal heben sich die landschaftlichen und pittoresken Vorzüge der Hauptstadt Oberösterreichs von dem dunkeln Hintergrunde der Berge ab, die Brücke, um diese Stunde sehr belebt, das bunte Treiben am Ufer, das hübsche Schwesterstädtchen Urfahr, der majestätische Pöstlingberg, dessen Wallfahrtskirche die Morgensonne beleuchtet, bilden ein Ensemble, wie es stimmungsvoller kaum gedacht werden kann.

Der Reisende sitzt am Oberdeck des schönen Schiffes, genießt dies Alles in Ruhe und Sicherheit, läßt sich von den Wellen der Donau wiegen und dabei ein gutes Frühstück serviren. Die Maschine arbeitet in raschem Tempo, Matrosen und Segelmeister versehen wohldisciplinirt ihren Dienst, der Capitän wandelt ruhig auf der Commandobrücke auf und ab und dreht sich dabei seine Cigarette.

Aber nicht immer war es so, und dies Bild, es entstammt den Segnungen der „bösen Neuzeit"; wie es in der sogenannten „guten alten

Zeit" an der Donau ausgesehen, dies wollen wir hier an der Hand verläßlicher Quellenwerke schildern. Schlecht beschaffen waren Handel und Schifffahrt im Mittelalter und noch bis nach Schluß des westfälischen Friedens. Nur während ganz kurzer Perioden dieses Zeitalters bestand eine Sicherheit der Person und des Eigenthums. Die zahlreichen Burgen, welche man auf den Bergen und in den Ebenen längs der Donau-Ufer von Linz bis Wien gewahrt, waren damals zum allergrößten Theile Raubschlösser, von welchen herab die Ritter mit ihrer Dienstmannschaft nach den Fahrzeugen spähten, die den Strom herabfuhren. Dem Ueberfalle, dem Raube, dem Morde zu entgehen, war kaum möglich. Nicht kleine Vasallen allein verlegten sich auf dieses Plündern, sondern mächtige Adelsgeschlechter verübten solche Frevel. Die Kuenringe gehörten im 12. Jahrhundert zu den vornehmsten Lehensleuten der Herzoge von Oesterreich, ja sie waren das mächtigste Geschlecht der österreichischen Ritterschaft. Dennoch plünderten auch sie die Fahrzeuge der Kaufleute aus, die vor Aggstein und Dürrenstein vorüberzogen; Niemand vermochte ihnen zu widerstehen, und nur durch List wurden sie vom Landesherrn bezwungen.

Dies letztere Ereigniß hat Ritter von Leitner in folgenden Strophen nach einer ältern Ballade besungen:

Hadmar von Kuenring zu Aggstein.

Es kommt ein Schiff gefahren
Von Regensburg daher,
Das Geld und all' die Waaren
Erträgt die Donau schwer.

Der Kaufherr mitten inne
Schaut hochvergnügt darein,
Als streich' er in seinem Sinne
Den Marktertrag schon ein.

O Krämer, armer Prahler!
Nach Wien ist's noch gar weit,
Wer weiß, wer Fracht und Thaler
Sich holt in der Zwischenzeit.

Erblickst Du nicht Aggsteins Zwinger
Und Thurm am Ufer hart?
Dort lauert der Kuenringer
Auf Leute Deiner Art.

Du lächelst schlau und schmunzelst?
Das wird Dir bald vergehen,
Daß Du die Stirne runzelst,
So wird Dir bald gescheh'n.

Da ruft vom Thurm der Veste
Das Sprachrohr grimmen Muths:
„Halt! Halt! ihr lieben Gäste,
Legt an! was bringt ihr Gut's?“

Der Kaufherr und die Knechte
Durchrennen das Schiff in Hast,
Und Keiner thut das Rechte,
Und Jeder heult und raſ't.

Da brüllt's von der Burg her wieder:
„Hoho, ihr Herren, legt an,
Sonst schleudern wir Felsen nieder
In euern elenden Kahn.“

Was frommt da langes Bedenken?
Sie fassen mit zitternder Hand
Das Steuerruder und lenken
Gutwillig an den Strand.

Herr Ritter Hadmar tobet
Herab den verdeckten Gang,
Und ruft: „Gott sei gelobet!
Das ist ein reicher Fang!“

D'rauf jubelt laut und springet
Raubgierig in's Schiff der Troß,
Und packt und schleppt und ringet
An's Land und auf das Schloß.

Am Ende schwingt der Ritter
Auf unsern Krämer den Speer:
„Hast nicht Du Gold und Flitter,
Nicht Perlen und Spitzen mehr?“

Der Mann, in sich geschmieget
Und knieend, stammelt kaum:
„Von Stahl und Erz noch lieget
Ein wenig im untern Raum.“

„Hei! Zeug zu neuen Hemden!“
Und steigt hinab und lacht.
Da will's ihn schier befremden;
Es murmelt, klirrt und kracht.

Da rasseln ihrer Dreißig
In Stahl und Erz hervor.
Die hau'n und ringen fleißig
Und lassen ihn nimmer empor.

Der Krämer schreit: „Ihr Knechte!
Auf, stechet in die Fluth!“
Und Jeder thut das Rechte,
Und jauchzt in freudigem Muth.

Des Kuenringer's Knappen
Durchrennen wirr den Strand,
Verfluchen Flitter und Lappen
Und all den Trödel und Tand.

Herr Hadmar knirscht und verstummet,
Geheime Wuth im Gesicht:
Der Kaufherr aber entmummet
Sich, listig lächelnd, und spricht:

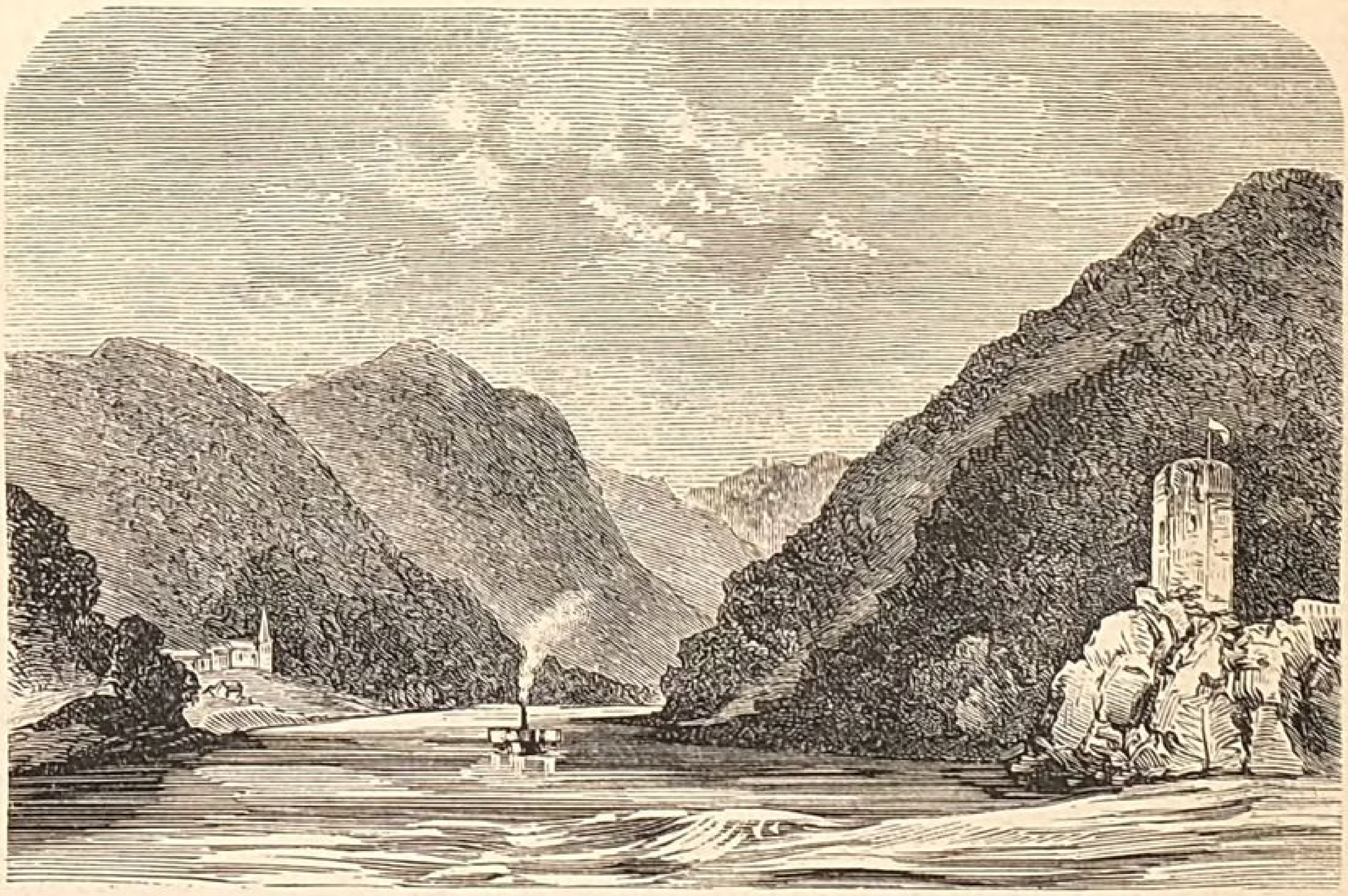
„Wie schmeckt Euch nun die Beute?
Und wißt Ihr, wer Euch fing?
Wir sind des Herzogs Leute,
Mein Herr von Kuenring.“

Herzog Friedrich ließ auch den zweiten Kuenring gefangen nehmen und Beide nach Wien bringen; er pardonnirte die Brüder und nahm ihnen das Ehrenwort ab, nur ihm zu dienen und das Rauben zu lassen. Die „Hunde“ von Kuenring, wie sie sich selbst nannten, waren fortan die treuen Rüden des Herzogs. Nach einer andern Version habe der Herzog Aggstein schleifen lassen; der Kuenringer aber sei nach Passau gepilgert, um vom Bischof Ablaß zu erlangen, sei aber auf der Pilgerfahrt gestorben.

Nach dieser poetischen Abschweifung kehren wir wieder zur Darlegung der mittelalterlichen Verhältnisse zurück.

Das Recht des Stärkeren über den Schwächeren galt, als irrige Ueberzeugung oder als bloßer Vorwand, für den Entschuldigungsgrund dieses räuberischen Verfahrens. Die Räthe Herzog Friedrich's des Schönen schlugen

ihrem Herrn schon im Jahre 1312 vor, ein dem Standrechte ähnliches Gericht gegen das räuberische Gesindel einzuführen, das durch das ganze Land jegliche Ungebühr ohne Scheu verübte. Der Herzog willigte ein, und es ward ein Gericht, namens die Inquisition, bestellt, an dessen Spitze Dietrich von Pillichsdorf stand. Pillichsdorf zog allenthalben im Lande umher, um die Verbrecher aufzusuchen. Er vernahm die Zeugen gegen sie eidlich und ließ die einstimmig Angeklagten enthaupten oder henken. Wie wenig aber damit ausgerichtet war, erhellt aus der im Jahre 1390 gepflogenen

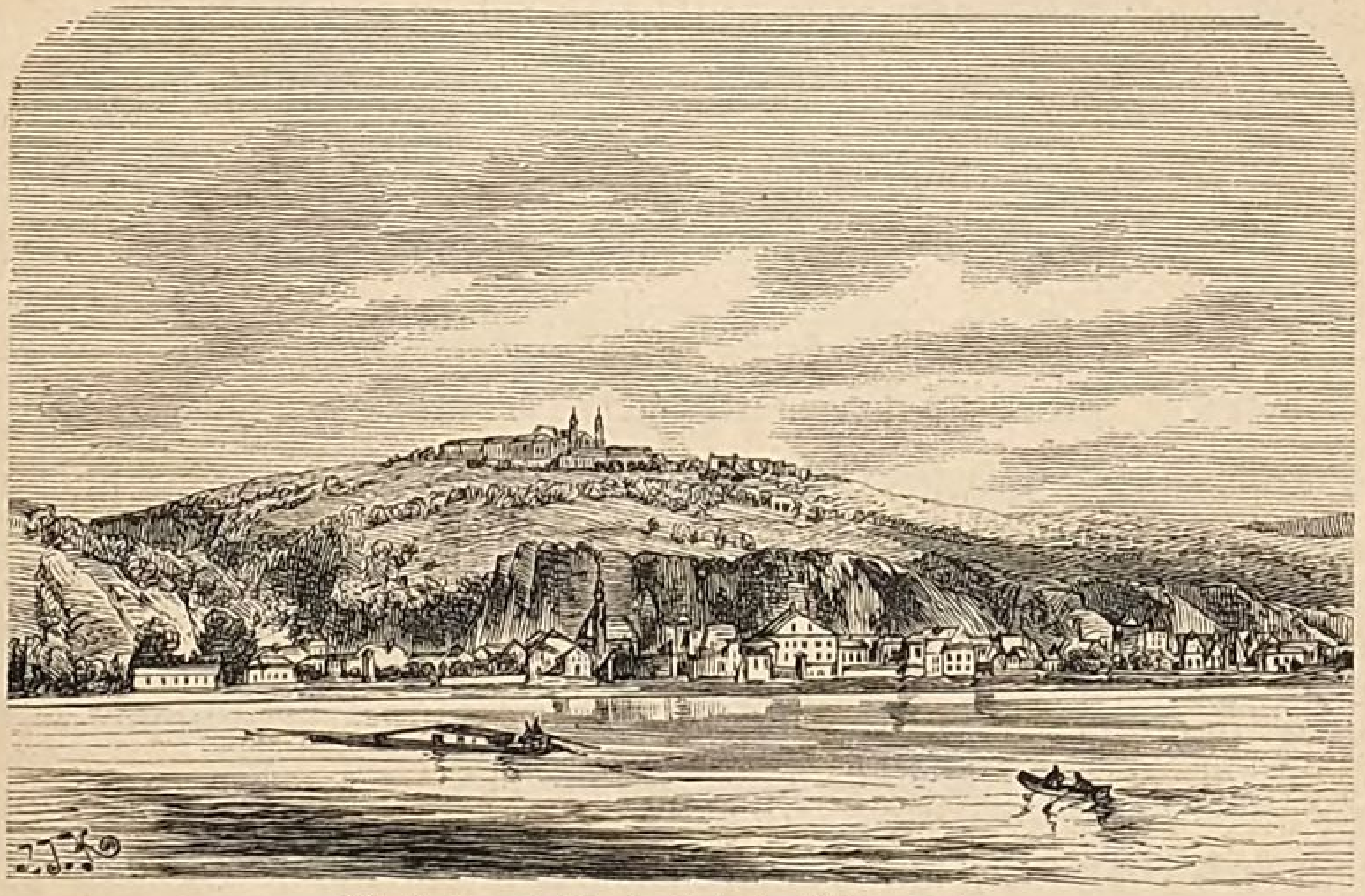


Der Wirbel. (Seite 255.)

Wiederholung dieses standrechtlichen Verfahrens. Der Marschall von Oesterreich, Ulrich von Dachsberg, Ritter Friedrich von Welse, Otto von Meissau und zwei Wiener Bürger wurden entsendet, um Edle und Bauern zu entbieten, daß sie an einem bestimmten Orte sich einfänden und einen Schwur leisteten, die ihnen vorgelegten Fragen mit unverfälschter Wahrheit zu beantworten. Dieses Gericht nannte man das Geräunen (von Raunen, in's Ohr flüstern) und der Anführer der Inquisition nannte sich Geräunmeister. Dutzende von Räubern wurden aufgegriffen und hingerichtet, ihre Festen niedergerissen und ihre Schlupfwinkel zerstört; dennoch dauerte das Unwesen fort bis zur Zeit Maximilian's I., dessen Thatkraft einen geordneten Zustand

Seitenschlucht, in welcher die Häuser des Ortes wie Schwalben-Nester an den Felswänden hängen, die Berge werden kleiner, die Landschaft freier, rechts treten die steirischen Schneegebirge hervor, beherrscht vom gewaltigen Oetscher.

Gegenüber dem am linken Ufer liegenden kleinen Weiler Hirschenau zeigen sich auf dem rechten Ufer die Ruinen von Freienstein am Ausflusse des Ysperbaches, einer der größten österreichischen Burgen. Der viereckige hohe Wartthurm überragt die noch von einer dreifachen Mauer umgebene Veste.


Marbach und Maria Taferl. (Seite 261.)

Am Fuße des Schloßberges liegt das Oertchen Dörfel, welchem gegenüber am linken Ufer aus einem engen Thale der erwähnte Ysperbach hervorrollt, hier die Grenze zwischen Ober- und Unterösterreich bildend, dann etwas unterhalb das Dorf Weins, wo eine große Holz-Niederlage für das auf dem Ysperbache geschwemmte Brennholz ist, welches von hier nach Wien verführt wird. In dieser Gegend fand das große Treffen zwischen Karl dem Großen und Tassilo, dem Baiernherzog, statt (787).

Das Donauthal erweitert sich nun, das Schiff eilt an den Gehöften Marhof und Kirnholz vorüber, und am rechten Ufer gewahrt man die bewaldete Donauleiten, auf deren Höhe ein Jägerhaus erbaut ist, und unterhalb Donaudorf mit seinem netten, in französischem Style erbauten Schlosse.

Wir gelangen nun zu einem der interessantesten Punkte des Donaugebietes, und zwar zu dem am linken Ufer auf einem Granitfelsen thronenden Schlosse Persenbeug.

Persenbeug, gegen 600 Einwohner zählend, ist seit länger als 800 Jahren in der Geschichte genannt.

Als der letzte der tapferen baierischen Grafen von Sempta, Ebersberg, Persenbeug und Ybbs dem Kloster Ebersberg in Baiern vermachte, suchte Richildis, die Gemalin des im Jahre 1045 verstorbenen Erblassers, diese Schenkung rückgängig zu machen und sie ihrem Brudersohne Welf, dem ehemaligen Herzog von Kärnten, zuzuwenden. In dieser Zeit machte Kaiser Heinrich III. eine Reise nach Ungarn auf der Donau, in dessen Begleitung sich auch Bruno, der Erzbischof von Würzburg, befand. Diese Fahrt und wie der Bischof gewarnt worden, besingt Ludwig Bowitsch in einer Ballade, die wir weiter unten folgen lassen. Richildis hatte sich erbeten, daß der Kaiser in Persenbeug verweile, um bei dieser Gelegenheit die Erfüllung ihres Wunsches von ihm erlangen zu können, da sie den Abt des Stiftes Ebersberg bereits für diesen Plan gewonnen hatte. Als nun der Kaiser gelandet, die schimmernden Säle ihn und sein Gefolge aufgenommen, setzte man sich zum festlichen Mahle. Bald darauf, eben als der Kaiser, Richildis und der Bischof beisammenstanden und Ersterer gerade Richildis die Hand reichen wollte, um ihrem Gesuche zu willfahren, brach plötzlich der Fußboden des Saales ein und alle Anwesenden stürzten in die unter demselben befindliche Badestube. Der Kaiser ward nur leicht am Arm beschädigt, Bischof Bruno aber, die Burgfrau Richildis und der Abt vom Stifte Ebersberg wurden so schwer verwundet, daß sie nach wenigen Tagen starben. Dieser Vorfall bestimmte den Kaiser, Herrschaft und Schloß Persenbeug dem Kloster Ebersberg zu überlassen, das diese Besitzung auch so lange behielt, bis sie in der Folge von den österreichischen Markgrafen gegen andere Güter eingetauscht wurde. 1593 wurde sie vom Kaiser Rudolf von der Familie Hojos angekauft, welche sie über 200 Jahre besaß.

Kaiser Franz I. brachte sie 1800 wieder an sich, vereinigte sie mit den kaiserlichen Familiengütern und wohnte bis zu seinem 1835 erfolgten Tode jeden Sommer mehrere Wochen hindurch in Persenbeug, welches er

ganz nach seinem Geschmacke herstellen und einrichten ließ. Bis zum Jahre 1873 wurde Schloß Persenbeug von der wegen ihrer großen Mildthätigkeit unvergeßlichen Kaiserin Karolina Augusta bewohnt. Das Schloß hat zwei Stockwerke und auf einem Thurme eine Galerie mit einer prachtvollen Aussicht über Strom und Land und gegen die südliche Alpenkette.

Der Hof war einstiger Turnierplatz, ein Theil der alten Galerie, die ihn umgab, steht jetzt noch. Im nördlichen Theile ist die Schloßkapelle. Mehrere Stufen führen hinab in eine tiefere, kleine, uralte Kapelle. In den Sälen und Gemächern befinden sich zahlreiche werthvolle Gemälde, besonders Landschaften von Rebell, Jaschki und Schallhaas. Rückwärts des Schlosses befindet sich der schöne und geschmackvoll angelegte Garten, worin eine der reizendsten Stellen die sogenannte „Kanzel" bildet, mit einer vorzüglichen Aussicht gegen den Strom und die südliche Gebirgskette.

Der Fels, auf welchem der stattliche Bau sich erhebt, ist eine Art von weißem Gneiß, stellenweise mit Adern untermischt von dunklerer Färbung. Der Bau des Schlosses selbst ist in verschiedenartigem Style, aber von solider Structur und trefflich zum Charakter der ganzen Gegend passend.

Die Donau bespült den Felsen, auf welchem das Schloß steht.

Kaiser Heinrich III. und Bischof Bruno von Würzburg.

Es schiffte der Kaiser durch Donner und Sturm
Vorüber am grauen, unheimlichen Thurm.

Er blickte so ruhig, er blickte so frei,
Als klänge nur eben der Hirten Schalmei.

Von Würzburg aber, der geistliche Herr,
Verlor seine Farbe und athmete schwer.

„Und seht Ihr, Herr Kaiser, im Felsenspalt
„Die dräuende, riesige, schwarze Gestalt?"

„„Ich sehe, Herr Bischof, nur Moos und Stein,
„„Erhellt von des Blitzes zuckendem Schein!""

„Und hört Ihr es rauschen, das faltige Gewand —
„Ausstreckt das Gespenst seine Knochenhand!?"

„„Ihr sprecht wohl im Fieber, daß Gott erbarm'!
„„So stützt Euch, Hochwürden, auf meinen Arm!““

„Der schwarze Münich — er weichet zurück,
„Doch tödtliche Rache funkelt im Blick!“

Der Kaiser kräftig — der Bischof bleich
Sie kamen gefahren nach Pösenbeug.

Es rauschten die Harfen, es klang der Pokal,
Im festlich erleuchteten Rittersaal.

Da fuhr der Bischof von neuem empor:
„Und seht Ihr den Münich im Corridor?“

Von Grauen durchbebt, ergriff er die Flucht,
Da krachte der Bau unter seiner Wucht.

Und Erker und Bischof stürzten hinab
In's felsenumgürtete Wogengrab.

Am Fenster jedoch, so starr und kalt,
Da schwebte vorbei eines Mönches Gestalt

Und grins't, umflackert vom Blitzesschein,
In's stolze Gemach der Freude hinein.

„Wer frevelnd die Pfade des Heiles verließ,
„Der sträubt sich vergebens — ich fass' ihn gewiß!“

Zerschellt war die jubelnde Tafelrund',
Kein Laut erklang vom zitternden Mund.

Der Kaiser alleine blieb ruhig stehen —
Er hatte nur Wolken und Blitz gesehen.

Im Markte Persenbeug, welcher sich unten am Schlosse hinzieht, herrscht Thätigkeit mancher Art, hauptsächlich wurden seinerzeit Schifffahrt und Schiffbau betrieben. Gegenüber am rechten Ufer breitet sich die Stadt Ybbs mit 3000 Einwohnern aus, von alten Mauern und Thürmen umgeben, wo die reißende Ybbs, in fünf Arme getheilt, in die Donau fällt.

Das große Gebäude, welches dem Reisenden auffällt, ist ein Irrenhaus, es ward im Jahre 1717 mit der Bestimmung zu einer Cavallerie-Caserne erbaut, aber erst 1761 vollendet, von Kaiser Franz I. zum

Militär-Oekonomiegebäude eingerichtet und unter Kaiser Josef II. zum Versorgungshaus für arme Pfründner und Pfründnerinnen und für unheilbare Kranke aus dem ganzen Erzherzogthum Oesterreich bestimmt. Der gegenwärtig regierende Kaiser Franz Josef hat einen großen Erweiterungsbau behufs Errichtung einer Irrenanstalt für Niederösterreich bewilligt. Das zweite palastartig sich präsentirende Gebäude ist von der Groß-Commune Wien den armen Bürgern der Hauptstadt gewidmet und dient den Pfründnern der Residenz als Versorgungshaus. Unterhalb Ybbs macht die Donau plötzlich einen Bogen um eine Landspitze des linken Ufers, „die böse Beuge" (von dieser „bösen Beuge" dürfte auch Schloß Persenbeug seinen Namen ableiten, was auch naheliegend ist, während die Derivation von Persenbeug kaum zu erklären sein dürfte) genannt, worauf am linken Ufer die Dörfchen Haugsdorf und Gottsdorf, am rechten aber Säusenstein mit seiner Ruine erscheinen. Hier stand einst, von Eberhard von Wallsee 1336 gestiftet, eine Cistercienser-Abtei, welche unter Kaiser Josef II. aufgehoben worden und nun eine hübsche Besitzung des Herrn von Malburg ist.

Bald breitet sich nun am linken Ufer der Markt Marbach aus, mit 1000 Einwohnern und einer fliegenden Brücke am Fuße eines Berges, von welchem die schon fernher sichtbare Wallfahrtskirche Maria Taferl herabblickt. Dieser Name begegnet uns 1144 urkundlich zum ersten Male. Ueber die Entstehung dieses Wallfahrtsortes, der 218 Wiener Klafter über der Meeresfläche liegt, wird Folgendes erzählt: „Vor vielen Jahren gingen die Bewohner von Klein-Pöchlarn jährlich am Ostermontag auf die Spitze des Auberges, um dort für ihre Felder den Segen des Himmels zu erflehen. Nach beendetem Gebete wurde auf einer steinernen Tafel ein Imbiß eingenommen (daher später das Gnadenbild Maria Taferl genannt). 1532 wollte ein Hirt die den Gipfel des Berges schmückende Eiche, an welcher ein Crucifix angeheftet war, umschlagen, verwundete sich dabei an beiden Füßen, wurde aber, als er reumüthig zum Heilande emporblickte, sogleich geheilt. 1632 kaufte ein gewisser Alexander Schinnagl ein Vesperbild und stellte dieses, einer ihm zugegangenen Weisung gehorchend, unter die Eiche auf die Spitze des Auberges; die Folge davon war, daß er von seiner Melancholie

geheilt wurde. 1659 sah ein glaubwürdiger Mann um das Bild einen schneeweißen Schein und viele Engel. Diese Erscheinung wiederholte sich immer zahlreicher, und 1695 schon war der Andrang der Wallfahrer ein so ungemein großer und ist es auch bis heute geblieben.“ So weit die Sage, an welche sich noch eine ganze Reihe von Erzählungen über Wunderheilungen knüpft.

Als Sammelplatz der vielen Wallfahrer, welche jährlich hierher kommen, ist dieser Markt im Sommer sehr lebhaft. Von hier ersteigt man in einer Stunde den Gipfel des 1308 Fuß hohen Auberges, auf welchem die eben erwähnte Wallfahrtskirche, umgeben von alten Kastanienbäumen, thront. Die Aussicht von dem Platze vor der Kirche auf die südliche Alpenkette hin, welche man in einer Ausdehnung von hundert Stunden Länge, von den Grenzen Ungarns bis an jene Baierns hinauf überblickt, gehört zu den herrlichsten im Lande.

Unterhalb Marbach zeigt sich die Ruine des Schlosses Weißenburg, welcher gegenüber am rechten Ufer das Dorf Krummnußbaum gelegen ist, mit einer im besten Betriebe stehenden Thonwaaren-Fabrik, deren Eigenthümer J. W. Poduschka ist. Am andern Ufer liegt Klein-Krummnußbaum, und daher stammt der Volkswitz: „An der Donau steht ein krummer Nußbaum, der von einem Ufer zum andern reicht.“

Nächst diesem mündet die Erlaf in die Donau, wo vormals der gräflich Festetits'sche Holzrechen für das aus den Waldungen der Hochgebirge um Mariazell auf der Erlaf geschwemmte Holz und ein nettes Landhaus des Grafen mit freundlichen Gartenanlagen sich befanden, jetzt aber eine Dampfsäge großartigen Styls arbeitet. Die Erlaf bildete einst die Grenze zwischen Baiern und dem „Heunenland“, Attila's weitem Reiche. Nun zeigt sich am linken Ufer der Markt Klein-Pöchlarn.

Hinter demselben erhebt sich auf dem Gebirge das Schloß Artstätten, ein Besitzthum des Erzherzogs Karl Ludwig.

Gegenüber am rechten Ufer erscheint das Städtchen Groß-Pöchlarn, das „Bechelaren“ der Nibelungen, in historischer Beziehung einer der merkwürdigsten und ältesten Orte des Landes.

Nach Eroberung des Landes durch die Römer erhob sich hier eine ihrer bedeutendsten Colonien, Sexta Colonia, später Arelape, ein Standort der Donauflotte.



A. Hartleben's Verlag

Druck v. Jos. Eberle & Comp. Wien

In den frühesten Tagen des Mittelalters finden wir hier wieder Leben und Cultur. Das Nibelungen-Lied rühmt Pöchlarn als die Burg des Helden Rüdiger und den Empfang, den Chriemhild hier fand.

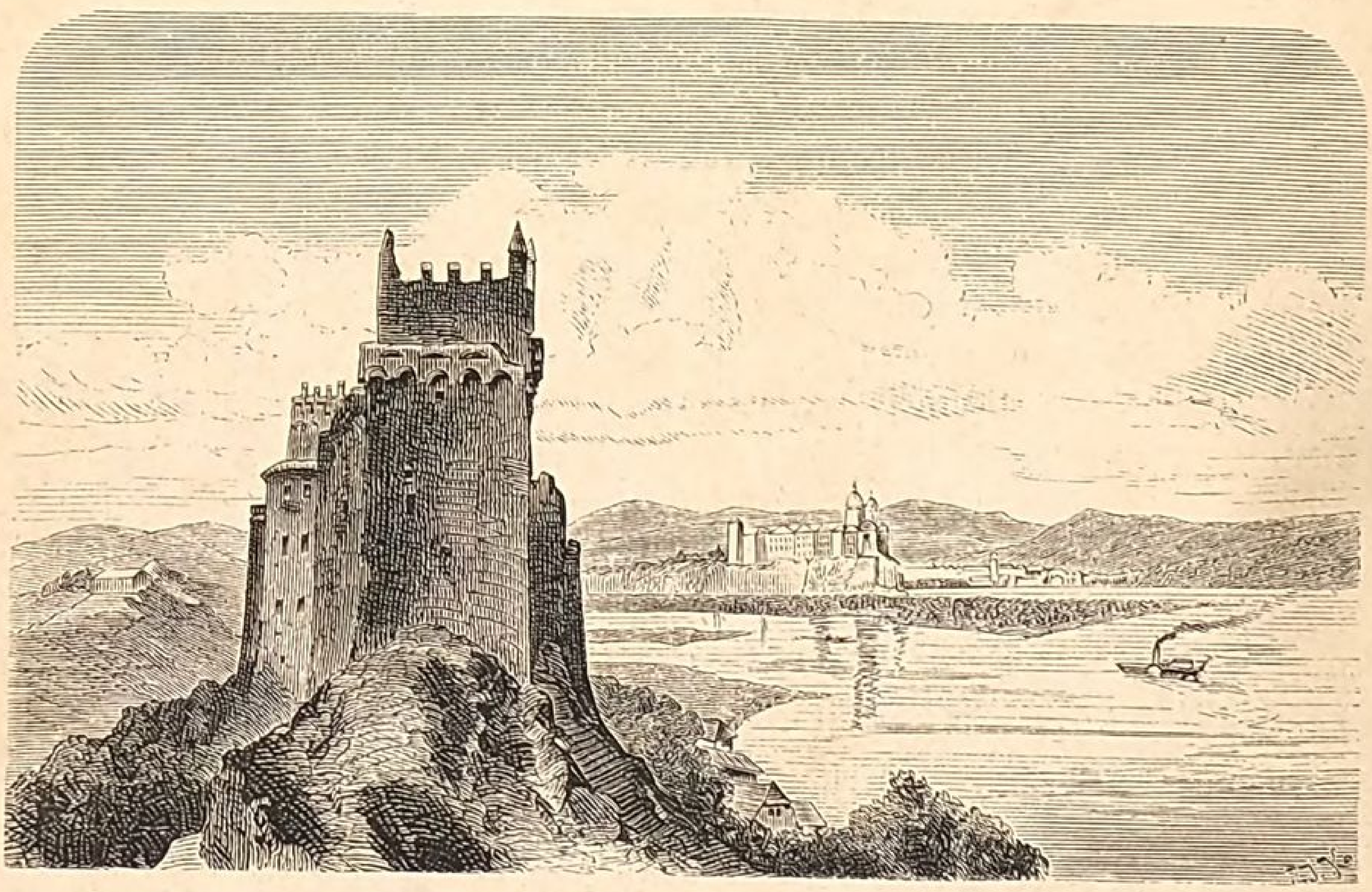
Aloldus von Pechlarn, Hofkaplan des Markgrafen Adelbert II., berichtet in seiner Chronik ebenfalls, mit dem Nibelungen-Liede übereinstimmend, daß Markgraf Rüdiger I., sowie dessen Nachfolger Rüdiger II. hier ihre Residenz gehabt hätten. Im einundzwanzigsten Abenteuer der Nibelunge heißt es in Simrock's Uebertragung:

„Die Fenster an den Mauern traf man offen an,
Die Burg zu Bechelaren war mächtig aufgethan,
Da zogen ein die Gäste, die man gerne sah,
Gute Rast schuf ihnen der edle Rüdiger da.
Mit ihrem Ingesinde Rüd'ger's Tochter ging,
Daß sie die Königsfrau'n minniglich empfing,
Da war auch ihre Mutter, des Markgrafen Gemal,
Die Degen grüßten gerne die Jungfrauen allzumal.
Sie fügten ihre Hände in Eins und gingen dann
In einen weiten Palast, der war gar wohl gethan,
Vor dem die Donau unten die Fluth vorübergoß,
Da saßen sie im Freien und hatten Kurzweil' groß."

Rüdiger war aber auch der Brautwerber König Etzel's bei Chriemhilde. Diese höchst interessante Episode der Nibelungen-Sage zu beschreiben, überlassen wir dem berühmten Rhapsoden und Nibelungen-Bearbeiter W. Jordan und greifen zuerst aus „Hildebrand's Heimkehr" den siebenten Gesang heraus. Hildebrand weilt zu Drontheim beim König:

„Und Abends beim Meth nach beendigtem Mahle,
Als mit Jormunrek's Schwester auch Schwanhild erschienen,
Begehrte der König vom kundigen Gaste,
Mit ermunternden Worten die Folge der Mär:
Laß' nun uns vernehmen, o Nornegast, sprach er,
Wie die Witwe Siegfried's, des wunderbar schönen,
Selbst nicht minder berühmt als minnig und reizend,
Zum erstenmale dem mächtigen Etzel,
Von dem ich gehört, er sei häßlich gewesen,
Begegnet und ihm sich als Gattin ergeben.
Da bestieg den Stuhl auf erhöhter Stufe
Der bewanderte Held und erzählte weiter:

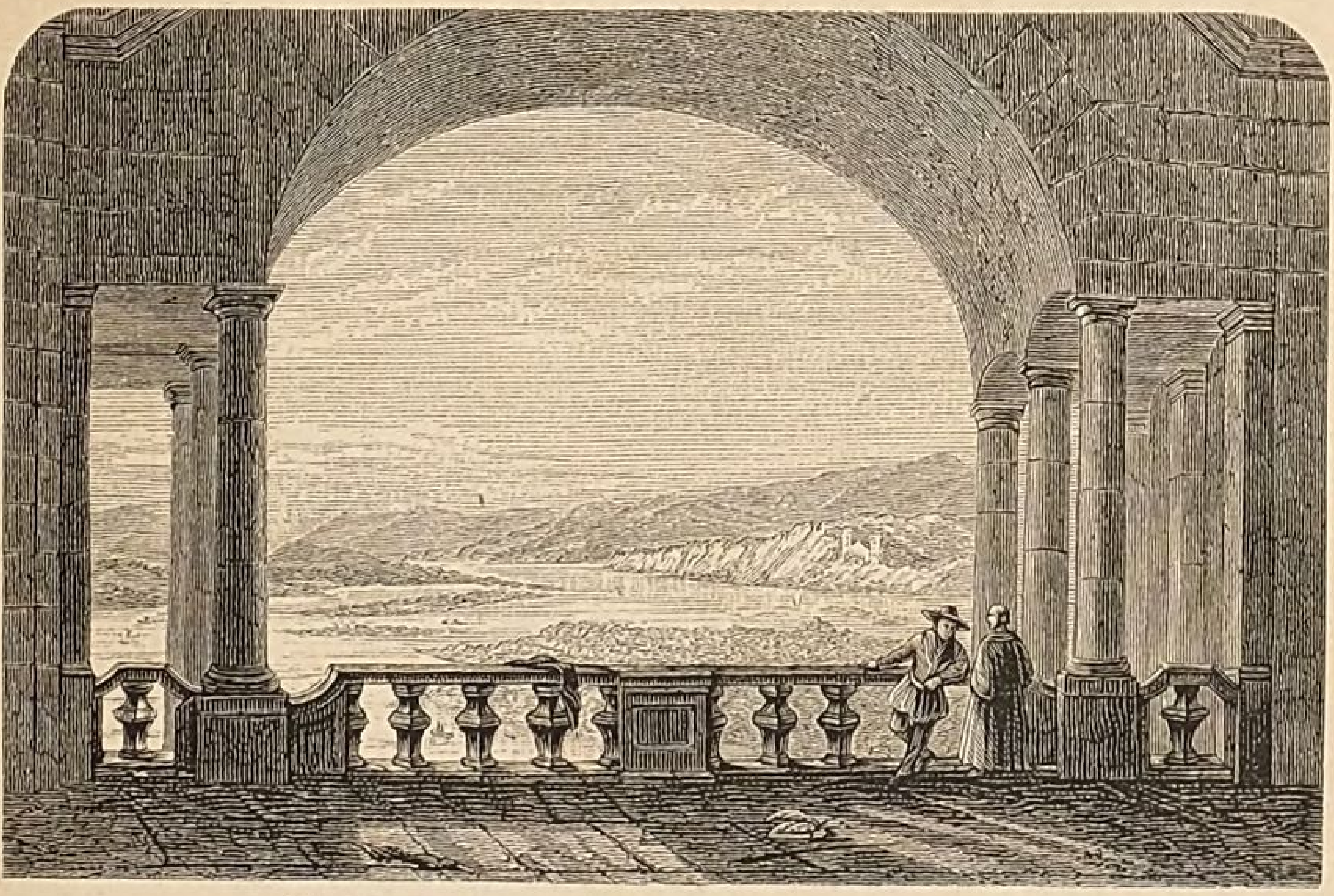
Ich reiste voran vom Rhein an die Donau,
Um Etzle zu melden, wie zwar der Markgraf
Die Königin bringe, die Brautschaft aber
Noch fraglich schwebe. Er habe mit Schwüren
Geloben müssen, wofern sie's verlange,
Sie zurück zu geleiten in's rheinische Land.
Nicht vor dem Volk und in festlichem Aufzug
Begehr' ihm Chriemhilde deshalb zu begegnen,
Sondern heimlich zunächst. Der Hunnenbeherrscher
Wünschte dasselbe, und längst schon besorgt war
Der geeignete Ort. Im Uebungslager,



Weiteneck. (Seite 267.)

Entfernt von der Stadt, am Gestade der Donau,
War ein Zwillingszelt zu dem Zweck errichtet.
Als die Kunde gekommen, die Königin weile
Mit Rüdiger schon am letzten Rastort
Und gedenke von da, sobald es dunkle,
Herüber zu reiten zur Unterredung,
Da saß ich allein mit dem Ländergebieter
In dem Zelt und erzählt' ihm von unserem Zuge,
Vom Werben in Worms, von der Willigkeit Gunther's,
Von Hagen's Mißtrauen und mürrischem Einspruch,
Und wie es dann mir nach fruchtlosen Mühen
Durch Unterstützung des sterbenden Helgi
Zuletzt gelungen, die leidverschloss'ne

Unnahbare Chriemhild geneigt zu finden
Mit ihm als Gemalin die Macht zu theilen.
Die Lider wie schläfrig niedergeschlagen,
Keine Spur von Bewegung im wachsgelben Antlitz
Hörte mir zu der Hunnenkönig.
Doch als mein Bericht nur eben berührte
Die Theilung der Macht mit der neuen Gemalin
Und damit auch schloß, da schlug er plötzlich
Die Lider empor. Ein Purpurschimmer
Durchfärbt' ihm ein wenig die fahle Wange;
Die hellgrauen, klaren, doch kleinen Augen



Aussicht von Kloster Melk nach Weiteneck. (Seite 268.)

Funkelten stolz und so fürchterlich stechend,
Als bohrten sie spürend glühende Spitzen
Bis in's hinterst Geheimniß meines Gehirnes.
Indem die breiten Brauen sich senkten,
Krempte die Lippe, statt spöttisch zu lächeln,
Die starren Borsten des spärlichen Bartes
Bis hinein in die Nase flämmernde Nüstern.
Dann entwürgte sich, leisem Gewieher vergleichbar,
Ein kollernder Ton der Kehle des Königs
Und gerann zu rauhen zerrissenen Worten:
Ein Weib als Köder, den Weltherrn zu kirren,
Ihn bezaubert, gezähmt am Zügel zu führen . . .
Nicht übel erdacht, Herr Ditrich Landlos!"

Hildebrand beruhigt den Hunnenkönig und versichert ihn, es handle sich um die Befestigung der Hunnenmacht, die bisher Bleibendes zu schaffen nicht vermochte.

„Sprich — außer dem Haufen asischer Horden,
Die Du seßhaft zu machen umsonst bemüht bist —
Wem gebietest Du jetzt? Den Thüringen, Baiern,
Gepiden und Gothen. Dir folgen sie gerne,
Du ließest sie mild trotz dem Murren der Hunnen
Den eigenen Fürsten und führst sie zu Siegen.
Zwei Drittel des Reiches, das Du ruhmvoll errungen,
Sind deutsche Gau'n. — Wann Dich einst die Götter
Nach Walhall rufen und wüste Rohheit
Sich trotzig breit macht auf Deinem Throne,
Wohl gar der Bluthund, Dein Bruder Bleda; —
Doch würde nur wirklich Dein Weib die Witwe
Des Sigmundssohnes, des göttlichen Siegfried,
Und Dir schenkte der Himmel aus ihrem Schooße
Einen Sohn, der zusammen beides besäße:
Chriemhildens Stolz und die hunnische Sturmkraft,
Deutsches Fürstenblut, Etzel's Feuer . . .“

Attila zweifelt, ob nicht etwa Chriemhild bei seinem Anblick eiligst umkehren werde, doch faßt er wieder Vertrauen und sagt:

„Warte!
Ich vertraue Dir, Hornegast. Bleibe mir nahe,
Wann die Fürstin erscheint. Dort hinter dem Vorhang
Steht mein Lager. Da sitz' und lausche.
Der silberne Spiegel zu Häupten des Spannbetts
Läßt sich so richten im drehbaren Rahmen,
Daß Du, selbst ungesehen, durch die seitliche Oeffnung
Auch dieses Zimmer des Zelts überschau'n kannst.
Ich will, daß ein Mann einst zu melden vermöge,
Wie Etzel geworben um Siegfried's Witwe.
Erst wenn ich zum Willkomm den Becher Weines
Zur Lippe führe, will ich allein sein
Mit Gibich's Tochter. Dann geh' durch das Thürchen
Hinter dem Lager leise hinaus.“ —

Nun erscheint auch Chriemhild bei Etzel und Hildebrand berichtet darüber:

„Doch so namenlos bang hat mich nirgends und niemals
Ein Anblick erschüttert, wie nun, da ich schaute,

Wie Chriemhild im schärfsten Kampf der Entscheidung
So schattenlos schön blieb und schauervoll ruhig.
Erregung verrieth nur die leise Röthe,
Die der grausigen Ruhe doch Reiz vermälte,
Und das starre Blitzlicht der blauen Augen.
So blieb sie steh'n und blickte stumm
Etzeln an, ausdruckslos,
Königlich kalt, fürchterlich fast.
Ihrer Mienen Marmorstille
Wehrt' es nicht, den Wahn zu sagen,
Daß die Macht des kleinen Mannes,
Seine Häßlichkeit verhüllend,
Selbst erwünscht dem Frauenherzen
Dieses Freiers Werbung mache
Und erlaubt' es doch, als Larve
Arger List nur dies gelass'ne
Edle Antlitz auszulegen
Und dahinter tief im Herzen
Mordgedanken zu vermuthen,
Schaudern vor dem Schimpf des Schicksals:
Ihres Todten theueren Schatten
Riesengroße reiche Rache
Mit dem Liebreiz ihres Leibes
Von dem Kobold hier zu kaufen."

Hier haben wir die herrliche Schilderung dieses Weibes, zugleich auch die Exposition zu Chriemhildens Rache und der Nibelungen Noth. — Doch nehmen wir hier Abschied von Attila und des Gibich's Tochter, denen wir im „Heunenlande" nochmals begegnen werden.

Das jetzige Pöchlarn zählt 880 Einwohner. Das gegenwärtige Schloß (ein Neubau) steht auf der Stelle der alten Burg, welche einstens die Bischöfe von Regensburg besaßen. An der auf einer kleinen Anhöhe hinter dem Schlosse stehenden Pfarrkirche sind zahlreiche Römersteine eingefügt, und im Schlosse ist eine sehenswerthe Sammlung von römischen Alterthümern.

Unterhalb Pöchlarn wird der Strom immer breiter, wo, an einigen unbedeutenden Dörfchen, wie Ebersdorf, vorüber, am linken Ufer beim Ausflusse des Weitenbaches der Markt Weiteneck gelegen ist; — daneben auf einem großen, schroffen Felsblocke befinden sich die Ruinen des gleichnamigen Schlosses, welches wie daraus hervorgewachsen emporstieg, daher dasselbe von der Donauseite her völlig unbezwingbar war. Diese Burg

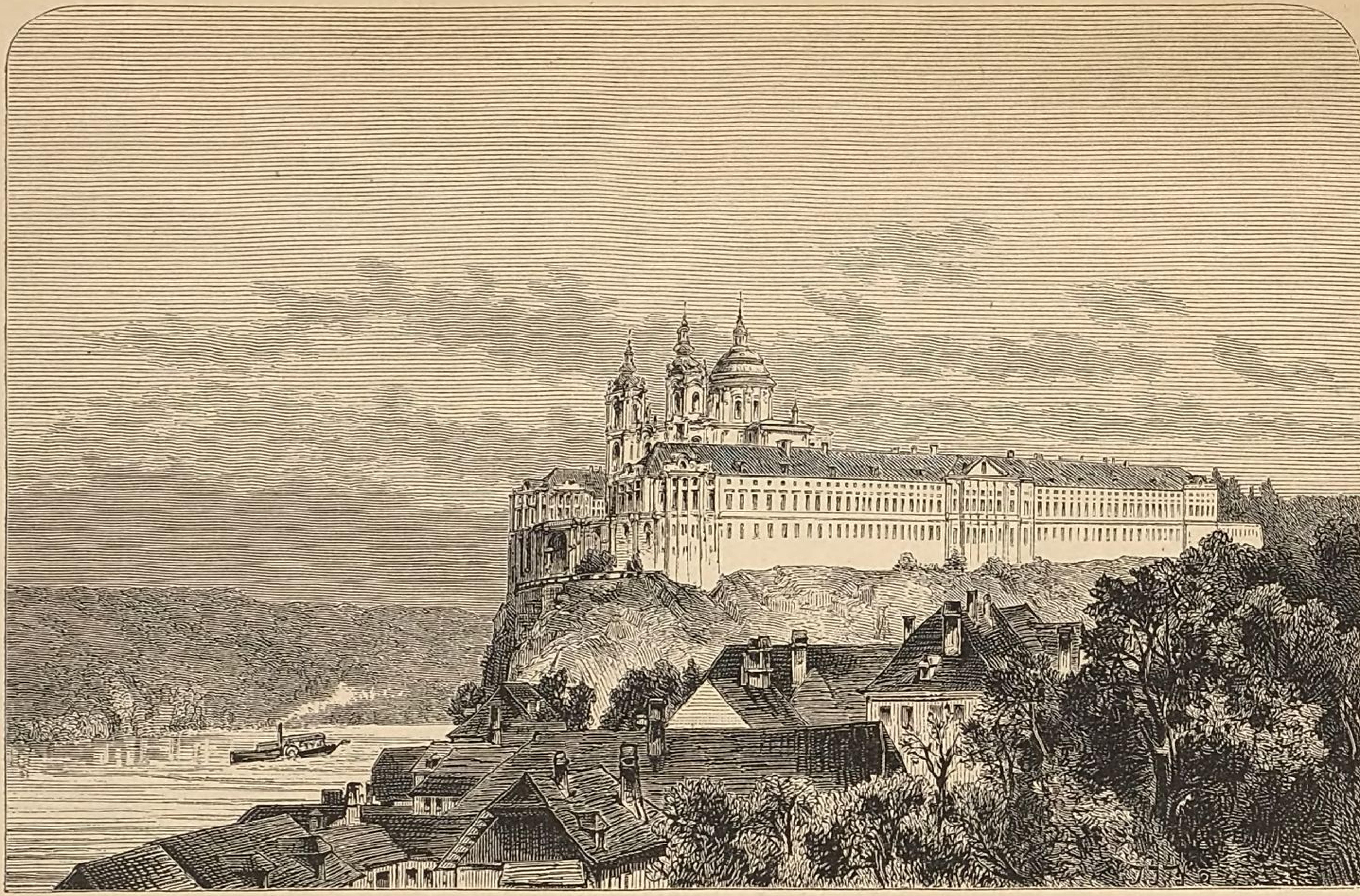
gehörte einst dem mächtigen Geschlechte der Kuenringe. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erkaufte sie Kaiser Franz I.

In Weiteneck selbst ist eine der bedeutendsten Ultramarin-Fabriken des Landes, Eigenthum des Herrn J. Setzer.

Von hier aus schon wird das Auge gefesselt durch die auf 181 Fuß hohem Granitfelsen erbaute Abtei Mölk auch Melk. Ursprünglich war Melk sehr wahrscheinlich ein keltischer Ort, wie es wohl der Donau entlang mehrere gab, und später im 4. Jahrhundert nach Christi Geburt unter dem Namen Namare ein römisches Castell, als Mittelstation zwischen Pöchlarn und Traismauer.

Daß es aber durch Julius Cäsar erbaut worden sei und mea dilecta geheißen habe, daher der Name Medelik und endlich Melk, ist eine grundlose Sage, indem Julius Cäsar nie hierher kam, wohl aber Marcus Aurelius, der auch im damaligen Vindobona sich befand und sich namentlich in Carnuntum lange an der Donau aufhielt. Wie alle am rechten Donau-Ufer befindlichen Plätze des römischen Westreiches, wurde es bei den Völkerwanderungen der Thüringer, Alemannen, Heruler, Ostgothen zerstört. Später wurde Melk unter König Ludwig dem Deutschen und Kaiser Arnulf genannt, deren Erster im Jahre 861 die Besitzungen des Erzstiftes Salzburg, darunter jene zu Magalicha, bestätigt, der Andere im Jahre 890 dieses salzburgische Gut, als den dritten Theil der Stadt Magalicha näher bezeichnet, wofür später der Name Medelikke oder Medelike vorkommt. Als die Ostmark in die Gewalt der Ungarn gefallen war, blieb Melk nach der Schlacht am Lechfelde, 10. August 955, noch längere Zeit die Strom- und Grenzfeste derselben wegen ihrer Unbezwinglichkeit und Stärke, vasvár, die Eisenburg, genannt (Castrum ferreum), und hielt der Ungar Herzog Geysa hier Hof.

Als Kaiser Otto II. den Thron bestiegen hatte, erhielt Leopold der Erlauchte aus dem Stamme der Babenberger 975 oder 976 vom Kaiser die Ostmark, unter dessen siegreiches Banner nach Abenteuer und Beute begierige, aber auch kräftige Heerschaaren mit übergroßer Bereitwilligkeit sich drängten. Nicht mehr zufrieden mit der bisherigen Grenze, beschloß er, das Land von den Ungarn zu befreien, und drang bis zur Eisenburg vor, die, wie ihr Name sagt, unbezwinglich zu sein schien. Doch im größten Sturme



9.

Melk.

eroberte Leopold die spottende Burg, brach die festen Mauern und machte die stolzen Thürme der Erde gleich. Aus dem Schutte der heidnischen Veste erhob sich die markgräfliche Residenz; zugleich stiftete Markgraf Leopold um das Jahr 985 eine Collegiatkirche zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus für zwölf Weltpriester.

Leopold starb aber nicht in der Ostmark, sondern zu Würzburg am 10. Juni 994 an einem nicht ihm vermeinten Pfeilschusse, wurde zwar dort begraben, später aber von seinem Sohne Heinrich feierlich in der von Leopold zu Melk gegründeten Gruft beigesetzt. Auch seine Gemalin Richardis ruht in derselben; ihr Todesjahr aber ist unbekannt.

Auf Leopold folgte in der Regierung als Markgraf sein Sohn Heinrich der Starkbewaffnete, der den Leichnam des im Jahre 1012 zu Stockerau unschuldig hingerichteten angeblich irländischen Prinzen und Pilgers Coloman mit großem Gepränge am 13. October des Jahres 1014 in der Stiftskirche zu Melk beisetzen ließ, dem bald nachher in Oesterreich, Ungarn und Baiern kirchliche Verehrung erwiesen wurde. Coloman verließ nämlich sein Vaterland, um nach Palästina zu pilgern, ward aber an Sprache und Kleidung als Fremdling erkannt und, da eben Kriegsunruhen in Oesterreich waren, als Spion aufgehangen, ohne sich früher rechtfertigen zu können. Sein treuer, ihn überall suchender Diener Gotthalm fand später in dessen Nähe eine Ruhestätte. Zu der Zeit erscheint Melk noch als Stadt (civitas). Auf Heinrich folgte Albert der Siegreiche, von dem das Stift um das Jahr 1045 eine Reliquie vom Kreuze Christi erhielt. Er starb am 26. Mai 1055 und wurde, sowie seine Gemalin Frowiza, in Melk beigesetzt; ihm folgte sein jüngster Sohn Ernst, genannt der Gestrenge oder Tapfere (strenuus), der am Tage nach der Schlacht an der Unstrut, den 9. Juni 1075, seinen Wunden erlag und nach Melk geführt wurde. Das Collegiatstift Melk verdankte ihm die Schenkung des im Marchfelde gelegenen Gutes Weikendorf 1074. Der Nachfolger Ernst's, Leopold II., sonst der III., genannt der Schöne, entließ, mit Zustimmung des Bischofes Altmann von Passau, die Canoniker und übergab die Stiftung im Jahre 1089 einer Colonie von Benedictinern aus Lambach, deren erster Abt Sigibold (Siegwald) auch der Abtei Lambach nach dem Tode des zweiten Abtes Becemann vorstand. Man erzählt, daß

Markgraf Leopold über der Donau ein Frauenkloster vom nämlichen Orden zu St. Georgen, wo nach eine Kapelle gleichen Namens steht, gründete, das später in den Markt Melk an's Wasserthor versetzt wurde, aber schon nach dem Jahre 1300 einging.

Leopold der Schöne schloß die Reihe der in Melk begrabenen babenbergischen fürstlichen Personen am 12. October 1096. Seine Gemalin Itha ging 1100 nach Palästina, starb aber auf der Reise, ohne daß man die Sterbezeit oder den Begräbnißort hätte erfahren können.

Leopold III. (IV.), der Heilige genannt, 1073 am 29. September zu Melk geboren, baute sich im Jahre 1101 eine neue Residenz auf der Spitze des nach ihm benannten Leopoldsberges bei Wien und schmückte sie mit fürstlicher Pracht. Doch sahen ihn oft die Hallen seiner Ahnen wiederkehren; zu Melk ließ er sich vom Passauer Bischofe Ulrich mit dem geweihten Schwerte umgürten und feierte auch hier im folgenden Jahre sein Beilager mit der schönen Agnes, der Witwe Friedrich's von Hohenstaufen, und noch im Jahre 1125, da er schon Klosterneuburgs Dom gegründet, erhielt Leopold's Erstgeborner, Adalbert, an der Gruft der Väter die feierliche Ritterwürde.

Auch war es dieser Leopold, welcher der Abtei Melk die Executive von dem Passauer Bischofe erwirkte durch eine Bulle des Papstes Paschal II. im Jahre 1110, die dem Stifte die Wahlfreiheit der Aebte sicherte, die sie selbst anwies, ihre Weihe von den Päpsten zu empfangen und die österreichischen Fürsten als die Vögte derselben anerkannte. Als die durch diesen Markgrafen neu hergestellte Kirche am 13. October 1113 von dem Bischofe von Passau ihre Weihen erhielt, unterfertigte Leopold eine wichtige Dotationsurkunde, wodurch diese Abtei mit bedeutenden Pfarren und Gütern begabt wurde, daher das Stift mit Recht Leopold als seinen größten Wohlthäter verehrt. Nach dem Erlöschen des babenbergischen Fürstenhauses begünstigte auch Ottokar von Böhmen, damaliger Herrscher in Oesterreich, das Stift Melk, dem er die Bestätigung aller Rechte und Besitzungen und manche Privilegien verlieh.

Im Jahre 1297 am 14. August wurde das Stift durch Feuer in Asche gelegt, welches Unglück es zu wiederholten Malen traf, aber immer erhob es sich in neuem Glanze.

Im Jahre 1429 wurde die nach jenem Brande neu gebaute Kirche unter Leonhart Straubinger, XXXIII. Abt, mit vierzehn Altären geweiht.

Leonhart's Nachfolger, Abt Christian Eibensteiner, kaufte 1438 von Andre Dietram, Hofmeister zu Dornbach, das ehemals einem gewissen Urbetsch gehörige Haus in Wien, den Schotten gegenüber, um 550 ungarische Goldgulden. Zu diesem wurde im Jahre 1631 das Hans Rässische Haus angekauft, nachdem 1630 der alte Melkerhof in Wien von dem Abte Rainer von Landau neu erbaut worden war. Dieses Gebäude ward in der Folge abermals vergrößert und erhielt von dem Abte Urban II. von 1769 bis 1774 jene Gestaltung, welche es bis zum 29. Juli 1862 hatte, an welchem Tage die Dachungen abbrannten, worauf dasselbe durch Aufbau eines neuen (vierten) Stockes bedeutend vergrößert wurde. Während so vieler Jahrhunderte hatte Melk viele Drangsale zu erdulden, denn Unglück durch Feuer und Ueberschwemmung, der Einfall der Türken und ihre Verheerung folgten in der Reihe.

Die Folgen der Reformation und der nachmalen entstandene Bauernkrieg erschöpften dasselbe ungemein, ebenso litt das Stift während der zweiten türkischen Belagerung Wiens im Jahre 1683 an seinen Besitzungen sehr großen Schaden.

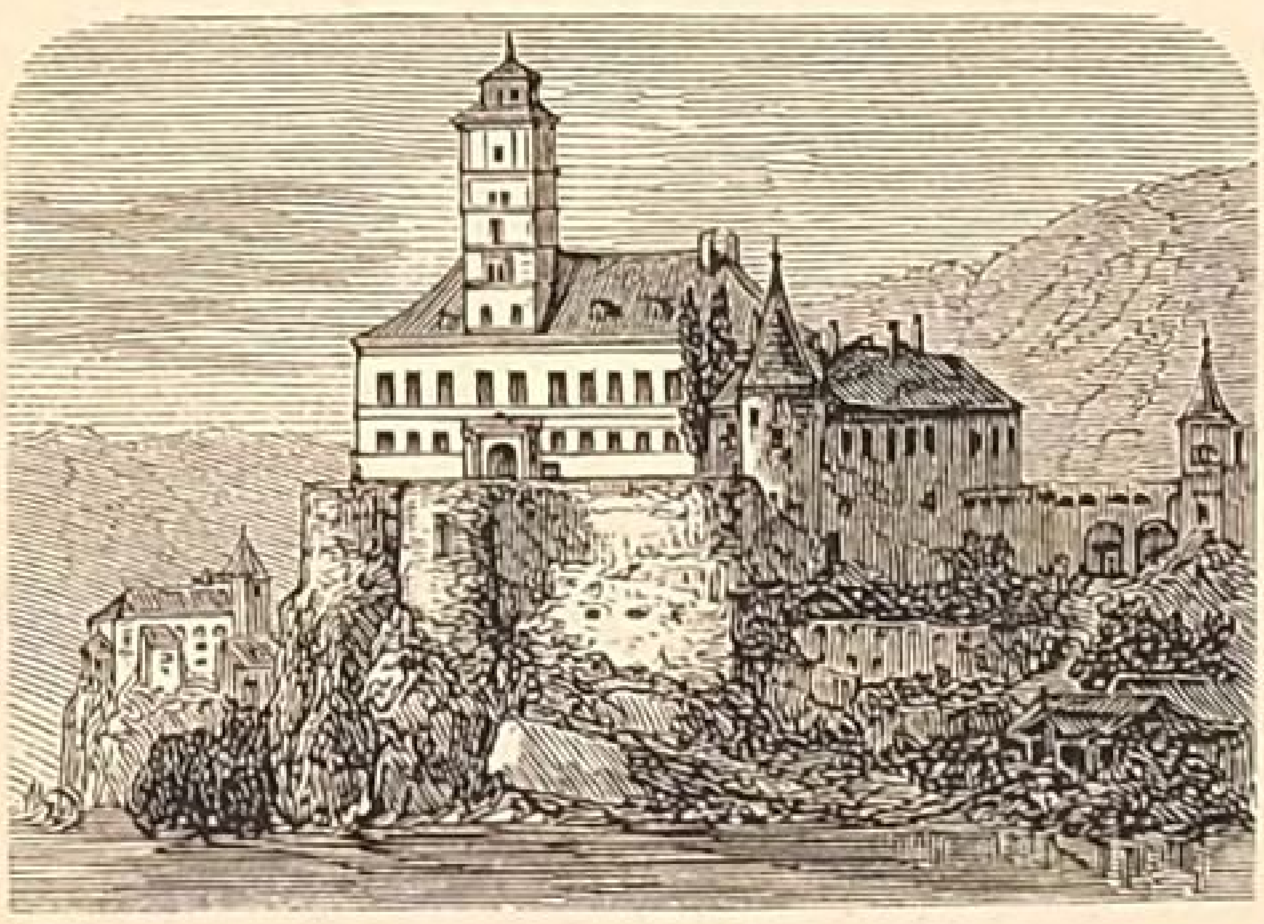
Zweiundfünfzig Aebte hatten dem Stifte schon vorgestanden, über 700 Jahre waren seit der ersten Errichtung desselben verflossen, als erst Berthold Dietmayer, geheimer Rath des Kaisers Karl VI. und Abt zu Melk, das prachtvolle Stiftsgebäude durch den Baumeister Prandauer in seiner jetzigen Vollendung entstehen ließ. Er begann den Bau im Jahre 1702 und vollendete ihn 1736. Die Arbeiten jedoch waren kaum beendigt, als am 10. August 1738 eine Feuersbrunst die Dachungen des ganzen Stiftes und der Kirche, Kuppeln und Thürme sammt den Glocken zerstörte. Der schnell gefaßte Abt traf sogleich Anstalten, Alles noch schöner herzustellen, doch während dieser Arbeiten starb er am 25. Januar 1739 zu Wien im 69. Jahre seines thatenreichen Lebens und im 39. seiner Abtswürde.

Den neuesten Bau führte der Abt Clemens Moser aus, nämlich denjenigen, der für den Convict, dessen Museum, Musik-, Speise- und Schlafsäle bestimmt ist, in welchem sich auch die sehenswerthe, große, ganz neue und

mit hübschen Malereien geschmückte Kapelle, zum Gottesdienste der studirenden Jugend bestimmt, befindet.

Die Errichtung eines öffentlichen Gymnasiums erfolgte im Jahre 1781 — sechs Jahre später wurde es nach St. Pölten übertragen, seit dem Jahre 1804 befindet sich das Gymnasium, das im Jahre 1850 zu einem Obergymnasium erweitert wurde, wieder in Melk. Im Jahre 1811 wurde der noch bestehende Convict errichtet.

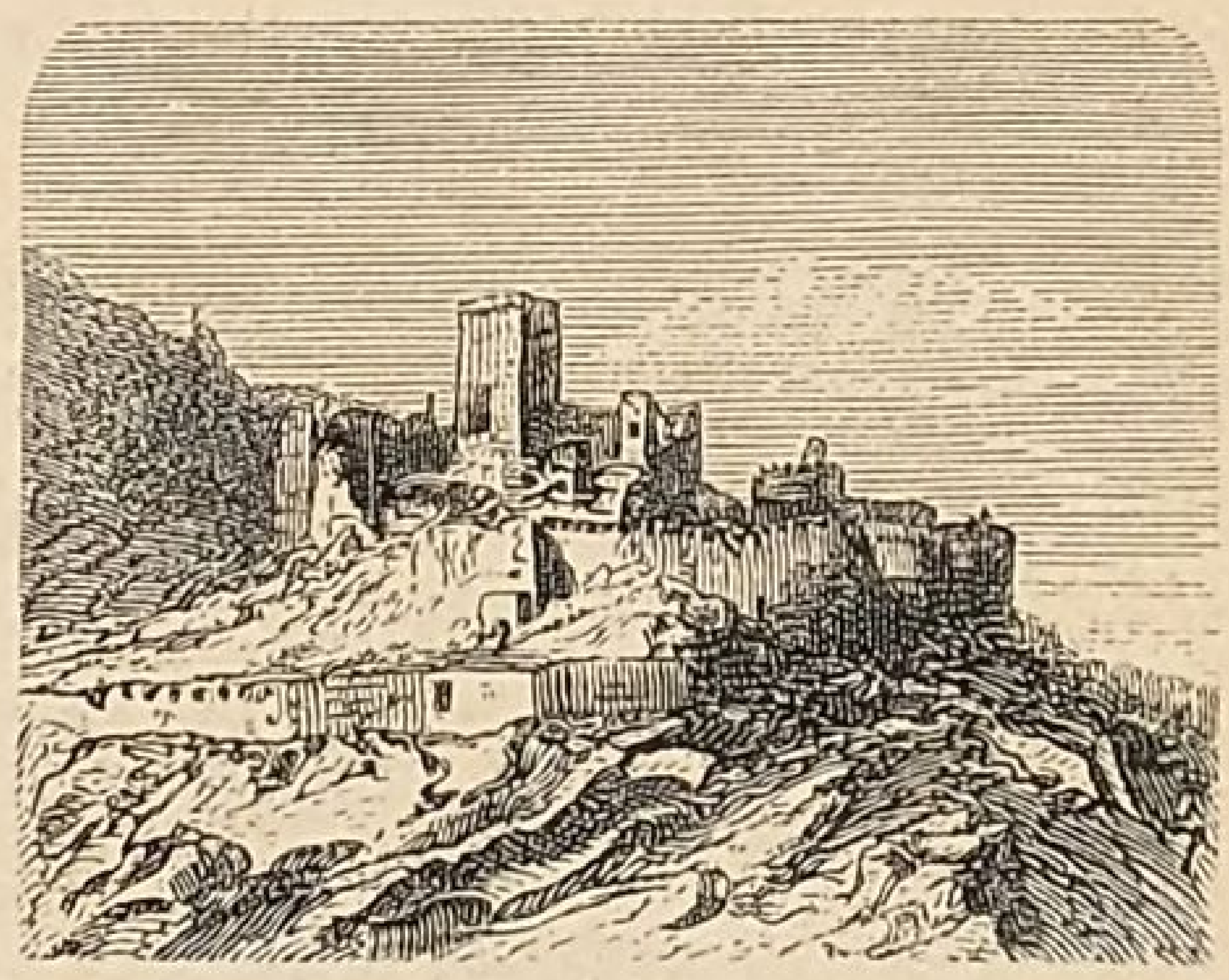
Noch sei hinzugefügt, daß Melk um so denkwürdiger, da hier die Stelle ist, wo die erste Burg der deutschen Markgrafen aus dem unvergeßlichen Geschlechte der Babenberger stand, mit welcher Fürstenfamilie die Größe und Herrlichkeit Oesterreichs erblühte.



Schönbühel.

Hoch auf granitenem Felsen, in einer Länge von 167 Klafter, thront das schönste Stift in Oesterreichs gesegneten Gauen, im Norden begrenzt von der großen Silberschlange Donau und den Ausläufern des Manhartsgebirges, im Süden weit in's ferne Land hineinblickend zu den Ausläufern der norischen Alpen. Wohin das Auge blickt, die üppigsten Felder, gesegnetsten Thäler, begrenzt von schattigen wildreichen Wäldern. Wenn an einem schönen Sommer-Abend der Blick die sich über die Berge senkende Sonne, von der die Natur im herrlichsten Glanze erstrahlt, verfolgt, dann fühlt der Mensch sich beseligt und entzückt über die Schönheit der Natur, hebt er in dankbar freudiger Wonne den Blick, in dem mehr als ein Gebet liegt, zum unendlichen Blau des Himmels! Und von den Wundern der Natur kehrt das Auge wieder zu den Wundern der Baukunst, deren Thürme und Kuppeln die scheidende Sonne wie im Feuer vergoldet und aus deren zahlreichen Fenstern der majestätischen Hauptfront wiederzustrahlen scheint, während am Fuße des Felsens der Markt Melk in friedlicher Ruhe sich hinzieht, die nur unterbrochen wird von der einherbrausenden Locomotive, von dem die

unaufhaltsam dahineilenden Wogen mit gewaltigen Ruderschlägen theilenden Dampfschiffe, oder von dem, freilich hier schon mehr der Sage angehörigen, schmetternden Posthorn einer der Kaiserstraße entlang rollenden Chaise. Ertönt noch dazu das melodisch majestätisch zur Vesper rufende Glockengeläute, so giebt das Ganze ein Bild, von dem man sagen kann, daß nur dann eine Schilderung der großartigen Landschaft gelingen würde, wenn es möglich wäre, der Schrift Leben einzuhauchen und der Sprache den anmuthigen Reiz, das lebhafte Farbenspiel mitzutheilen. — So spricht sich ein Enthusiast des Donauthales aus, und jeder Fremde, der hierher kommt, wird ihm voll beistimmen. Nun steigen wir den Berg zum Stifte hinan, und angelangt auf der obersten Stufe der hinanführenden Treppe, stehen wir vor dem prachtvollen Haupteingange, vor welchem zu beiden Seiten des steinernen Brückengeländers, wo die colossalen Statuen des heiligen Markgrafen Leopold und des heiligen Coloman stehen, sich zwei hohe, starke, massiv gebaute Bastionen erheben, an deren einer links vom Eingange man die Jahreszahl 1650 sammt den Buchstaben V. E. A. M. (Valentin Emballner Abbas Melicensis) liest, als in welchem Jahre die Bastion vollendet wurde.



Spitz.

Auf der gegenüber liegenden gewahrt man die Zahl 1730. — Auf dem Giebel des Portals ruhen zwei Engel, und zwischen ihnen erhebt sich ein strahlender Stern, das Wappen des in der Geschichte von Melk rühmlichst bekannten Abtes Berthold Dietmayer.

In der Durchfahrt des Portals erblicken wir oben eine runde, dem Ausmaße eines Metzens ähnliche Oeffnung, das Sinnbild des Namens, der nach dem Geiste voriger Jahrhunderte dem Stifte wegen seiner einstigen Getreide-Zehente beigelegt wurde, nämlich „zum reisenden Metzen“, wie aus anderen Gründen Göttweih „zum klingenden Pfennig“, Klosterneuburg „zum rinnenden Zapfen“ genannt wurden.

Oberhalb des erwähnten Portals prangt mit goldenen Buchstaben im schwarzen Felde die Aufschrift Anno Domini MDCCXVIII, in welchem Jahre die Vordergebäude vollendet wurden.

Eingetreten in den ersten Hof, erblicken wir rechts den Eingang in das k. k. Ober-Gymnasium*) und über dem mittleren Thore vor uns zwei Obelisken mit goldenen Kugeln, inmitten derselben das Stiftswappen, die beiden goldenen Schlüssel im blauen Felde. Ueber den Fenstern des dritten Stockwerkes zeigt sich in goldenen Buchstaben die viel gefeierte Aufschrift dieses Domes: „Absit gloriari nisi in cruce“, über der sich ein goldenes Kreuz erhebt.

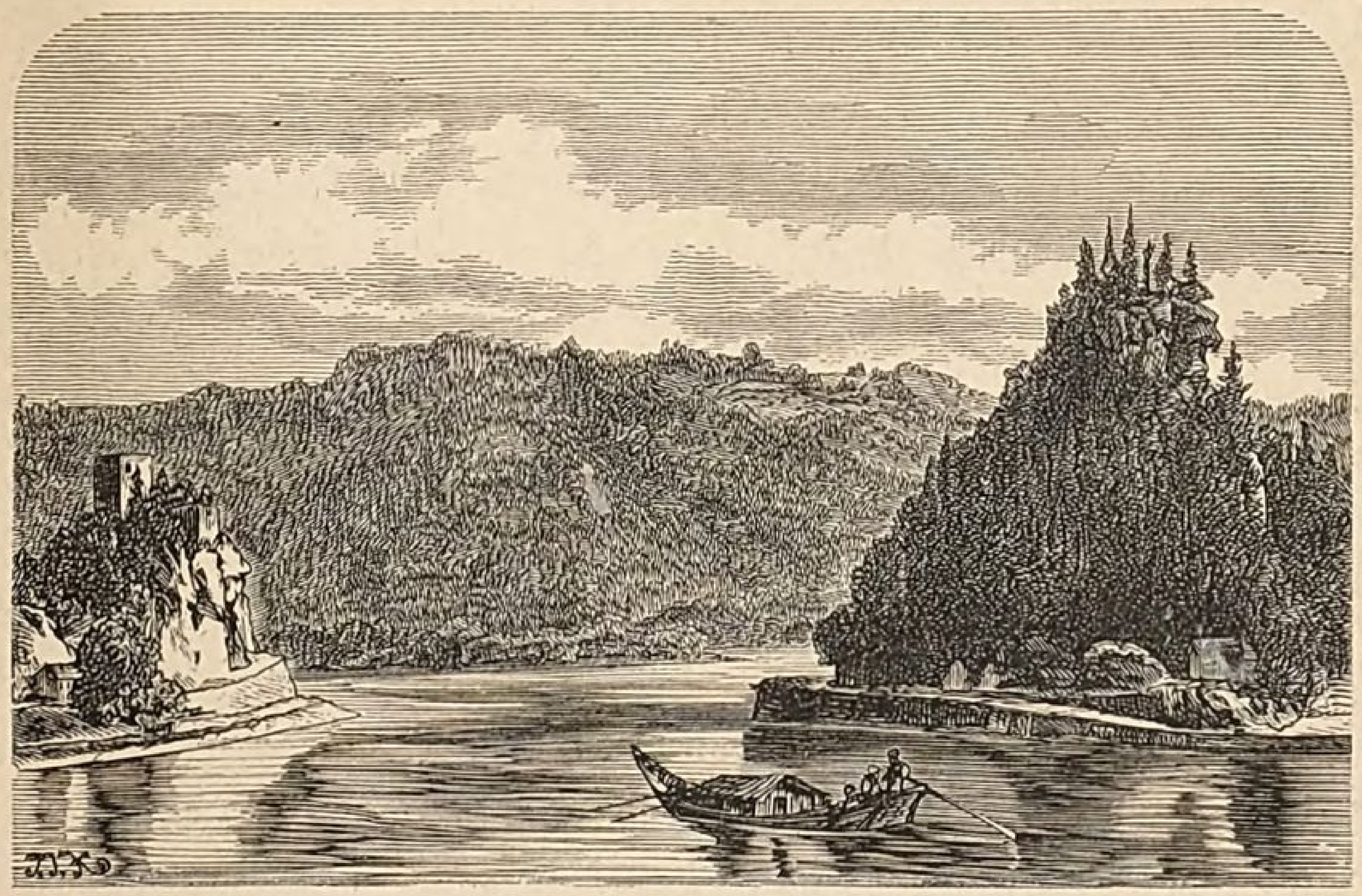
Durch die sogenannte Durchfahrt, wo im durchbrochenen ersten Stockwerke eine im Viereck sich herumwindende, auf zwölf Säulen gestützte Galerie ist, und deren Plafond mit einem schönen Frescogemälde von Schilcher, darstellend den heiligen Benedict, geschmückt, gelangt man in den Prälatenhof, so genannt, weil die Fenster der Prälatur die ganze Breite des Hofes einnehmen. In der Mitte des Hofes steht ein Springbrunnen, von dem bemerkenswerth, daß das Wasser durch ein kostspieliges Wasserwerk in bleiernen Röhren bergauf, von dem über eine Stunde entfernten Dorfe Ursprung geleitet wird.

Wir verlassen den Hof und treten zur linken Hand in den Säulengang und einige Schritte vorwärts, durch die rechte Seitenthür, in das Schiff der Kirche ein.

Eigenthümlich großartig und erhaben ist der Eindruck, den die Kirche auf den sie zum ersten Male Beschauenden auf Geist und Auge hervorbringt. Ein andachtsvoller Schauer durchwallt ihn, denn sowohl das ernste feierliche Halbdunkel, die einfache Großartigkeit des Baustyls, der bis zur Verschwendung, doch ohne Ueberladung von Gold schimmernde Schmuck, als auch der imponirende Anblick der hohen Kuppel vereinigen sich, jedes Menschenherz zu bewunderungswürdigem Staunen hinzureißen, und durch den Gedanken, daß diese Stätte dem Höchsten geweiht sei, dasselbe zur demuthsvollen

*) Die beiden Enden dieses Gebäudes sind durch hohe Thürme bemerkbar, von denen der runde, der sogenannte Schimmelthurm, ehemals zur Verwahrung der Gefangenen, der achteckige zur Aufbewahrung des Pulvers diente; beide Thürme waren oft und besonders beim Einfalle der Türken im Jahre 1683 von großem Vortheile.

herbeiführte. Höchst erschwerend für die Donau-Schifffahrt im Mittelalter waren nebst dieser Unsicherheit die hohen Zölle, dann das Strand- und Stapelrecht. Außer den landesfürstlichen Mauthen bestanden im Lande unter der Enns allein 77 Zollstationen, die ein Eigenthum adeliger Geschlechter und verschiedener Gemeinden waren. Frei von Mauthen war der Adel. Die Städte und Klöster entrichteten von gewissen Dingen einen kleineren, von anderen gar keinen Zoll. Die Last der Zölle war demnach dem gemeinen Volke und den fremden Kaufleuten aufgebürdet. Diese Last erschwerte über-



Der Strudel. (Seite 254.)

dies der Straßenzwang, wodurch den Kaufleuten mit großer Strenge die Straßen bezeichnet wurden, auf denen der Waarenzug zu geschehen hatte. — Scheiterte ein Schiff, so eignete sich der Grundherr dasselbe sammt allen Gütern zu, die sich darauf befanden; die Menschen, die auf dem gestrandeten Schiffe waren, wurden von dem Augenblicke an, als sie den Boden des Grundherrn betraten, seine Sclaven. Güter, die zur Erleichterung des Schiffes über Bord geworfen wurden, gehörten dem Herrn, an dessen Land sie gespült wurden. Ja selbst das bloße Berühren einer Sandbank machte das Schiff dem Grundherrn verfallen. Dasselbe Schicksal widerfuhr einem Schiffe, das an ein Brückenjoch anstieß, oder im Vorüberziehen eine Schiffmühle berührte.

So übel und beklagenswerth war im Mittelalter die Donau-Schifffahrt beschaffen. Das Faustrecht und die Raubsucht waren in diesem so gepriesenen, so romantesken Zeitalter die herrschende Gewalt. Das Ausplündern der Reisenden war zur Ehrensache geworden, denn es galt der Begriff, daß solche wackere That wie Beute so Ehre schaffe. Umsonst strebten die Landesfürsten, Sicherheit der Person und des Eigenthums durch Strafverhängnisse über die Räuber zu erzwingen. Die irrigen Ansichten, verbunden mit Rohheit der Gesinnung und niedriger Leidenschaft, behielten so lange die Oberhand, bis die Strahlen der Begriffserläuterung die Finsterniß durchbrachen und der helle Tag milderer Zeit anbrach.

Reisende auf der Donau von Linz nach Wien werden staunen über die große Ungleichheit des Stromgebietes, das abwechselnd zwischen hohen Bergen in schmale Grenzen eingeengt, dann streckenweise wieder sehr ausgebreitet ist. Bald ist der Strom in mehrere Arme getheilt und gleichsam zerrissen, bald, wie bei Grein, braucht er Gewalt und bricht sich stürmisch die Bahn. Jetzt treten die Berge und Felsenvorsprünge bis an's Ufer hin, dann entfernen sie sich in ganz getheilter Richtung und weichen wieder tief zurück. Längs der Ufer zieht sich jetzt nur ein schmaler Saumweg hin, ein anderes Mal breiten sie sich aus und werden blos von Hügeln begrenzt. Höchste Mannigfaltigkeit der Gruppirungen, ein erhabener Charakter und Ueppigkeit der Vegetation sind der Donaugegend, welche die Reisenden zu Schiffe kennen lernen, allenthalben eigen. Die vielen Inseln und Sandbänke, auf die sie stoßen werden, sind durch die Schnelligkeit des Wassers entstanden. Je nachdem irgend ein hemmender Gegenstand der gewaltig dahinströmenden Fluth eine veränderte Richtung giebt, reißt sie entweder ein Stück Land ab und bildet eine Insel, oder wühlt in die Tiefe und gräbt Höhlen. Dieselbe Sandbank, die der Strom heute angesetzt, reißt er morgen wieder mit sich fort. — Das Gefälle der Donau beträgt von der Mündung des Ennsflusses bis zum Austritte des Stromes nach Ungarn 348 Fuß auf einer Strecke von 33 Meilen, mithin 10 Fuß auf eine Meile. — Die Frachtschiffe, wie man sie noch heute häufig auf der Donau bemerkt, sind sicherlich einer besseren Construction fähig. So gebaut, wie man sie trifft, eigneten sie sich vor Einführung der Dampfschifffahrt vollends gar

nicht für Passagiere, die darauf alle erdenkliche Bequemlichkeit entbehren mußten und den Genuß der herrlichen Donaufahrt dadurch vergällt hatten. Daß die Schiffe nicht zu allen Zeiten gleich gebaut waren, kann man unter Anderem aus dem Memorabilienbuche Kaiser Maximilian's I. vom Jahre 1502 ersehen, wo geschrieben steht: „Das fürstliche Donauschiff soll man oben mit kupfernen Schrauben machen lassen, damit man es niedriger machen könne, wenn es durch Brücken fährt; auch soll es der Brücken wegen stärker als die Rheinschiffe gemacht werden".

Wir schließen nun dieses Aperçu über frühere Schifffahrts-Verhältnisse, welches dem Leser zu Vergleichen Anlaß geben dürfte zwischen einst und jetzt.

Nun ist das Alles anders geworden, und bis tief hinab in die „wilde Walachei", wie es ehemals hieß, kann man ruhig und unbehelligt reisen; eine Donaufahrt ist wohl das Interessanteste, was man sich denken mag, aber Gefahr ist durchaus keine mehr dabei.

Also wir begaben uns schon vorhin auf das Oberdeck des Dampfschiffes, um die Thalfahrt weiter anzutreten. Wir hüllen uns, der frischen Morgenluft wegen, dichter in unsere Plaids, und Punkt 7½ Uhr ertönt das Glockenzeichen, die Dampfpfeife schrillt, die Speichen der Räder greifen erst langsam, dann mit Wucht schneller und schneller in die Fluthen, und dem Auge zeigt sich gleich zur Rechten die große, mit schönen Fruchtpflanzungen bedeckte Straßer-Insel.

Am rechten Ufer sehen wir neben dem Kitzelbach, welcher zunächst vieler kleiner bewaldeter Inseln einmündet, das Oertchen Furth, etwas entfernter St. Peter in der Au, dann zunächst Zizelau, bei welchem Dorfe die Traun in die Donau strömt und der Landungsplatz der aus dem Salzkammergute kommenden Salzschiffe sich befindet.

In der Entfernung erheben sich auf bewaldeter Anhöhe Markt und Schloß Ebels- oder Ebersberg, bereits im 9. Jahrhundert bestehend und durch jenen blutigen Kampf am 9. Mai 1809 merkwürdig geworden, in welchem der österreichische General Hiller den Franzosen unter Claparede den Uebergang über die Traun verwehren wollte, und sich die Wiener Freiwilligen durch ihre Tapferkeit besonders auszeichneten.

Von dem gegenüber am linken Ufer gelegenen Markte Steieregg ist nur das halb verbrannte Schloß sichtbar, indem die noch im vorigen Jahrhundert hart an demselben vorüberfließende Donau jetzt eine Viertelstunde entfernt ist und hohe Baumgruppen denselben verbergen.

Durch einen zündenden Blitzstrahl im Jahre 1770 wurde das Schloß ein Raub der Flammen; leider ging dabei auch die sehr reiche und werthvolle Bibliothek und Gemäldesammlung zu Grunde.

Weiterhin treten das Dorf Pulgarn mit seiner alten Kapelle, welche zwei geschnitzte Altäre aus dem 14. Jahrhundert enthält, und Dorf und Schloß Lustenberg, welches letztere eine schöne Aussicht auf die Gebirge Oberösterreichs und Salzburgs gewährt, hervor. Hinter Ebelsberg sieht man auf bewaldeter Höhe die Tillysburg, ursprünglich eine Veste der Vockersdorf, welche 1623 Kaiser Ferdinand II. seinem Feldobersten Grafen Tserklaes von Tilly schenkte. Das Schloß bildet ein Viereck mit vier Thürmen, dessen Hauptfaçade Linz zugekehrt ist. Der Neffe des Zerstörers von Magdeburg, Werner, ließ zehn Jahre später die alte Burg niederreißen und führte den jetzigen Bau auf, der augenblicklich im Besitze des Grafen O'Hegerty ist.

An diesen Bau und die ihn umgebende landschaftliche Schönheit knüpft sich das nachfolgende Gedicht:

Tillysburg.

Der Held, der mit den Schweden focht,
Sich kühn den Kranz des Ruhmes flocht,
Der jenen Gästen aus dem Norden,
Wie Friedlands Fürst, ein Schreck geworden,
Zu Magdeburg, wie allbekannt,
Noch heutzutag' mit Furcht genannt, —
Graf Tilly, im Gemüth nicht weich,
Bereiste Oberösterreich.
Ihm lacht des fremden Ländchens Segen
So freundlich und so traut entgegen!
Und seinen Sinn, so feindlich wild,
Erhellt — erheitert das Gefild.
Der Ernst des Feldherrn weicht zurück,
Und off'ner wird sein finst'rer Blick.

Jetzt kommt er an die Traun — wie schön!
Hinab des Schillerberges Höh'n —

Die Landschaft, die er jetzo sah,
Liegt weit geöffnet, herrlich da!
Er sieht in blaue Fernen hin,
Die Berge eine Kette zieh'n;
Vom Riesenhaupt des Oetschers dort
Bis an Juvavia's Gipfel fort.
Sie glüh'n mit purpurhellen Kronen
Im Glanz der eis'gen Regionen.
Jetzt fühlt sich zu der Donau Wogen
Das trunk'ne Auge hingezogen;
Es folgt dem Strome nach und sieht,
Wie er ein Band von Silber zieht;
Wie seine Fluth in dunklem Blau
So glänzend wallt durch Feld und Au;
Und froh ergriffen sieht er jetzt
Die Hügelreih'n, vom Strom benetzt,
In ihrer Saaten hellem Grün
Das fremde Glück des Friedens blüh'n.
Die Hauptstadt grüßt von dort herüber,
Und freudig schweift der Blick hinüber.
Dort glänzt Sanct Florian's Abtei,
Als ob sie Landesherrin sei,
Und hier und dort aus Auen blitzen
Der Kirchenthürme gold'ne Spitzen.
Dort blickt herab in hoher Lage
Ein Zeuge noch der Römertage,
Das alte Enns, mit düstern Mauern,
Als wollten sie das Einst betrauern,
Wo durch der Zeiten Wechselspiel
Auf immer seine Größe fiel.
Dem Städtchen aber gab die Zeit
Den Reiz der Alterthümlichkeit;
Der Vorwelt Zauber tritt heraus,
Und auf die Gegend fließt er aus.
Wohin sich Tilly's Auge wendet —
„Fürwahr! Die Landschaft ist vollendet!"
Und einen Hügel, goldbesonnt,
Erblickt er, wo die Anmuth wohnt.
Da ruft der Held begeistert aus:
„Auf diesen Hügel baut mein Haus!"

Der Bau beginnt, wie er befahl;
Doch wieder ruft den General —
Daß er das Deutsche Reich bewahre —
Hinaus der Krieg der dreißig Jahre.

Inzwischen aber wächst der Bau,
Bald steht die Tillysburg zur Schau.
Ein Thurm an jeder Ecke ziert
Das gleichgemessene Geviert.
Gar niedlich ist's, und freundlich blickt
Es von dem Hügel, den es schmückt.
Sie harren freudig nun des Herrn,
Der noch im Kriegsgetümmel fern.

Nach Tagen, grauenvoll auf immer,
Stieg auf des Glückes wüste Trümmer
Der späte Friedensengel nieder,
Und Ruhe herrscht im Reiche wieder.
Der Kriegsheld Tilly kehrt zurück,
Doch wild und finster ist sein Blick.
Von allen Thaten, die gescheh'n,
Hat er die gräßlichsten geseh'n,
Verdüstert, feindlich ward sein Sinn,
Es floß das Blut in Strömen hin.
Der stolze Graf, im Ruhme groß,
Erblickt die Tillysburg, sein Schloß;
„Für Tilly" — ruft er zornig aus: —
„Für Tilly solch ein Vogelhaus?"
Und einem Knechte ruft er zu:
„Nicht ich, des Nestes Herr sei Du!"
Nahm keinen Dank und kehrte um
Und sah nie mehr sein Eigenthum.

Bald darauf erscheint in der Ferne St. Florian, das älteste Stift in Oesterreich. Gegründet wurde es durch Herzog Tassilo von Baiern zu Ehren des heiligen Florian, der um das Jahr 303 nach Christi Geburt mit mehreren anderen Kriegern, welche sich zum Christenthum bekannten, von dem römischen Statthalter in die Enns gestürzt wurde. Die jetzige Gestalt erhielt das Stift durch Prandauer, unter Kaiser Karl VI.

Besonders sehenswürdig sind zu St. Florian: die Prälatur mit ihrem großartigen Portale, die Kirche mit der herrlichen Orgel Chrismanni's, eine der größten in Süddeutschland, der prächtige Kaiser-Saal, 100 Fuß lang, zwei Stockwerke hoch, 50 Fuß breit, mit 14 Fenstern mit Fresken von Altamonte (Triumph Karl's VI.), die Gastzimmer, wo Karl VI. und Prinz Eugen oft weilten; die Bibliothek mit über 40.000 Bänden. Das Stift hat auch eine ausgezeichnete Gemäldesammlung, unter Anderem enthaltend: der wasser-

schöpfende Knabe (Murillo); das jüngste Gericht (Hemskerke); St. Anton's Versuchung (Höllenbreughel); Maria unter dem Kreuze (Wohlgemut); St. Augustin (van Dyk); die heilige Familie (Paolo Veronese); Maria mit dem Kinde (Palma Vecchio); eine Sibylle (Guido Reni).

In dem sogenannten deutschen Saale befinden sich prächtige Glasmalereien, Münzkabinet, Mineralien- und Conchilien-Sammlung.

An der Höhe, auf welcher das Stift gelegen ist, breitet sich der gleichnamige Markt aus, welcher gegen 900 Einwohner zählt.

An dem am linken Ufer gelegenen Markte St. Georgen vorüber, erhebt sich zwischen Kronau am rechten und dem Flüßchen Gussen am linken Ufer auf einer der vielen hier bestehenden Inseln die Ruine Spielberg mit ihrem großen viereckigen Thurme. Die Herren von Spielberg erbauten dieses Raubschloß an einer der vormals gefährlichsten Stellen der Donau, dem Saurüssel oder Neubruch, um hier jedes Schiff, das sie plündern wollten, am leichtesten bewältigen zu können.

Bald darauf erscheint die lange Häuserreihe des Marktes Mauthausen, mit ungefähr 1200 Einwohnern, und dem alten Schlosse Pragstein, welches, thurmähnlich auf einem rings von der Donau umflossenen Felsen sich erhebend, dem Orte einen besonders malerischen Anblick giebt. Sowohl eine fliegende als auch eine Eisenbahn-Brücke verbinden hier den Ort mit dem jenseitigen Ufer. Unterhalb des Marktes sind ausgiebige Granitsteinbrüche, welche von bedeutender Höhe sind und einen besonders durch seine Feinkörnigkeit sich auszeichnenden Stein liefern.

Als Kaiser Friedrich Rothbart im Jahre 1189 mit seinem Kreuzfahrerheer die Donau herabfuhr, und die Einwohner von Mauthausen demselben den üblichen Wasserzoll abfordern wollten, ließ er den Ort in Brand stecken.

Gegenüber am rechten Ufer mündet zwischen dem Dörfchen Enghaagen und Biburg die Enns, die Grenze zwischen Ober- und Unterösterreich bildend, in die Donau. An dieser Stelle war einst der Standort einer römischen Donauflotte, von hier aus begann Karl der Große im Jahre 791 seinen siegreichen Feldzug gegen die Avaren.

In einiger Entfernung ober der Vereinigung der Enns mit der Donau zeigt sich auf dem Rücken des Schmied- und Ennsberges die

Stadt Enns mit 3500 Einwohnern. Hier stand zur Römerzeit eine der blühendsten Colonien, das berühmte Laureacum, der Standplatz einer Donauflotte, und war da auch eine große Waffenfabrik, in welcher norisches Eisen verarbeitet wurde.

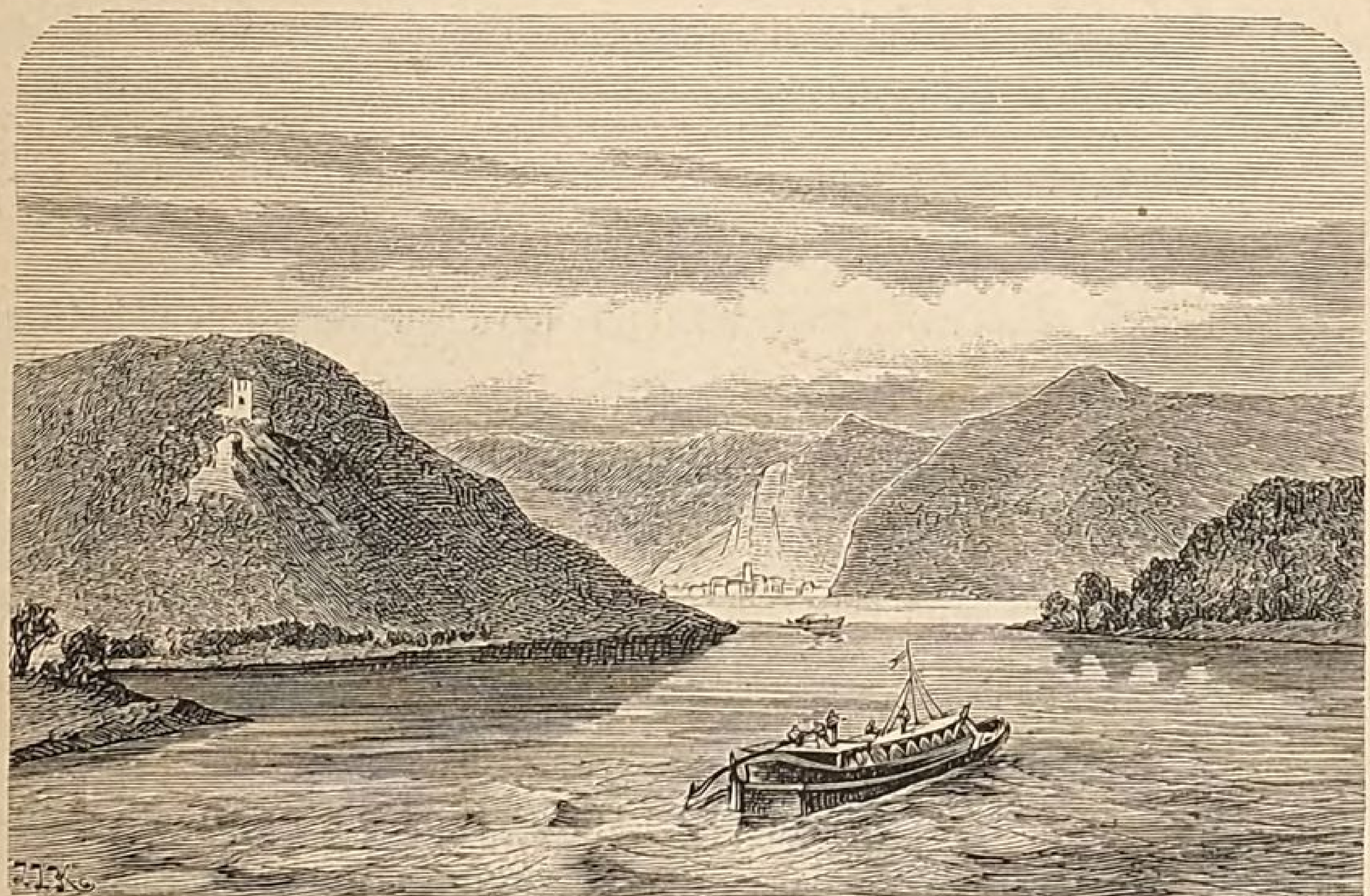
Das alte Lorch, Laureacum, auch Lavoriacum oder Claudianum der Römer, war auch der Sitz eines römischen Statthalters, Hauptstadt des Noricum ripense, Standort der zweiten Legion. Es ward zuerst von den Alemannen, später von den Avaren, nachdem die Römer sich gezwungen gesehen, es zu verlassen (im Jahre 737), gänzlich zerstört. Unter Karl dem Großen kommt zwar eine Stadt Lorch wieder vor, es ist aber ungewiß, ob sie ganz auf derselben Stelle gestanden. Auch diese ward im Jahre 900 durch die Hunnen vernichtet. — Jetzt existirt nur noch ein Dörfchen gleichen Namens in der Nähe der Stadt Enns, das eine alte, von Kaiser Maximilian erbaute interessante Kirche enthält. Das alte Lorch ist zugleich beachtenswerth als Wiege des Christenthums in ganz Oesterreich, und die Sage behauptet, daß der heilige Max und der heilige Severin hier den christlichen Glauben gepredigt haben. Später war Lorch, wie bereits erwähnt wurde, der Sitz eines Erzbischofs, und im Jahre 791 schlug Karl der Große, nachdem auf dem Reichstage zu Regensburg der Feldzug gegen die Avaren entschieden worden war, hier sein Lager auf, verbrachte drei Rasttage mit Fasten und Beten und führte dann seine Sachsen, Friesen, Thüringer, Alemannen und Franken, unter denen sich die Riesen Kisher und Einher befanden, gegen den Feind, den er auf's Haupt schlug. — Bemerkenswerth ist in Enns der mitten auf dem Platze stehende Wachtthurm, ein Bau, den Kaiser Maximilian II. in den Jahren 1565 bis 1568 aus Quadersteinen herstellen ließ.



Sarmingstein. (Seite 256.)

Im Jahre 900 erbauten die Baiern auf der Stelle des von den Avaren zerstörten römischen Prätoriums eine Veste gegen die Ungarn, die Ennsburg genannt, das dermalige Schloß, nächst welchem nach und nach die Stadt entstand, welche im 12. Jahrhundert einer der bedeutendsten Handelsplätze war.

Erwähnenswerth ist noch das vom Herzoge Leopold VI. 1212 der Stadt verliehene Recht, welches als Mutterrecht für alle späteren österreichischen Stadtrechte anzusehen ist und dessen Original sich noch im Stadt-Archive zu Enns erhalten hat.



Sarbling und Hirschenau. (Seite 257.)

Als Napoleon 1804 nach Wien vordrang, bildete das Schloß dessen Hauptquartier.

Weiter das umfangreiche Schloß Ennseck aus dem 16. Jahrhundert, dem Fürsten Auersperg gehörig; hier sieht man mehrere römische Marmorbüsten und Inschriften auf Stein, welche in der Umgebung gefunden wurden. Nach der Mündung der Enns theilen die Donau selbst zahlreiche Inseln, Sandbänke und Felsen, besonders wo am linken Ufer unterhalb Nieder-Sebing der Aigstbach einmündet, worauf dann der Markt Au, auf einer von jenem gebildeten Insel folgt, weiterhin zeigen sich das Dorf Berg, das alte Schloß Auhof und Mitternberg, Sitz der ehemals mächtigen

Herren von Machland, während am rechten Ufer das Dorf Piburg und das alte Schloß St. Pantaleon auf einem bewaldeten Hügel hervortreten.

Auf demselben Ufer erblickt man nahe dem Strome das Hartschlößl und etwas weiter entfernt das Dorf Albing, von welchem sich eine treffliche Fernsicht bietet.

Auf bewaldetem Bergrücken am rechten Ufer, dessen Fuß der Erlachbach bespült, der weiter unten in die Donau fällt, tritt nun das schon fernhin sichtbare Erlakloster hervor, ein ehemaliges Clarissinnen-Kloster, im Jahre 1065 durch Graf Otto von Machland gegründet und von Kaiser Josef II. aufgehoben; dermalen ein lieblicher Herrschaftssitz, unweit welchem von der Höhe die Ruine Achleiten herabblickt, worauf am jenseitigen Ufer der Markt Mitterkirchen und die Halbinsel Grünau mit einem Jägerhause erscheinen.

Wenn diese umfahren, zeigt sich auf schroffem Felsen, an dem sich schäumend die Wellen des Stromes brechen, das Schloß Niederwallsee, von dem schwäbischen Geschlechte Wallsee zur Zeit Rudolf's von Habsburg gegründet. Der zehn Klafter breit in den Fels gehauene Wallgraben, die Ringmauern und Vorwerke bekunden, daß dasselbe unter die stärksten Vesten des Mittelalters gehörte.

Herrliche Aussicht genießt man von der schönen Galerie des hohen Wartthurmes herab, von wo man die Donau bis gegen Linz und unzählbare Ortschaften und Schlösser bis zur böhmischen Grenze übersieht, während sich gegen Süden die ganze Kette der Hochgebirge vom Oetscher bis zum Traunstein ausbreitet.

Einer der späteren Besitzer war der aus dem siebenjährigen Kriege bekannte Feldmarschall Daun; jetzt gehört dieses nahezu schönste Schloß an der Donau dem Herzoge von Sachsen-Coburg-Gotha.

Der Markt Wallsee mit 600 Einwohnern besitzt einen bedeutenden Mühlsteinbruch, von welchem Steine nach allen Gegenden Oesterreichs verführt werden.

Hier wollen wir einen Blick werfen auf das ganz abnorm geformte Hügelland des rechten Ufers, von der Stelle ab nämlich, wo der Strom dasselbe direct und nahe bespült. Es ist das „G'sinkert", so genannt vom

Volke, weil das, wie man sieht, sonderbar gewellte Terrain seit Menschengedenken alljährlich stellenweise mehr und mehr einsinkt und abrutscht; die Basis desselben, eine fette graue Thonschichte, giebt nämlich, wahrscheinlich weil der Strom sie unterwäscht, leicht nach, und kleine Waldpartien, Felder, selbst Häuser sinken mit dem Abhang ein. Mächtige Steinwürfe à pierre perdue, die an der Donau bewährteste Art der Uferbauten, haben übrigens in den letzten Jahren den Abrutschungen Einhalt gethan.

An die Strandräuberei der Oberösterreicher in allen Zeiten knüpft sich die Sage.

Die Fischer von Wallsee.

Zu Wallsee am Donaustrande
Lebt' ein rauhes Geschlecht
Von Fischern; was Räuber üben,
Sie nannten's ihr altes Recht.

Oft brauset bei Wettergüssen,
Zerreißend Damm und Wehr,
Die Königin der Ströme
Mit Wogen des Zornes einher.

Da knickt sie Mühlen und Brücken,
Zerschellet des Frachtschiffs Wand,
Und treibt wie Spott mit den Trümmern;
Der Fischer lauert am Strand.

Er stürzt mit eisernen Haken
In's wilde Wogengebraus,
Und holt wie mit Geierfängen
Tollkühn die Beute heraus.

Und was ihm auf Tod und Leben
Zuwarf das lächelnde Glück,
Den Preis des Sieges — er giebt ihn
Dem Eigner nimmer zurück.

Da kam von Lorch, dem versunk'nen,
Ein Mönch im här'nen Gewand,
Am nackten Fuß die Sandale,
Nach Wallsee am Donaustrand.

Er trug statt des Pilgerstabes
Den Gott mit der Dornenkron',
Das Bild, dem die Hölle erzittert,
Am Kreuze der Jungfrau Sohn.

Er tritt in der Fischer Hütten,
Ein Bote des Friedens, ein;
Sie senken das Knie, als glänzt ihm
Um's Haupt ein Heiligenschein.

Er pflanzt das Kreuz auf den Felsen,
Er spricht am rauhen Altar
Von Dem, der die Menschen erlöset —
Und lieben lernt der Barbar;

Er lernt entsagen dem Raube,
Und giebt, was sein Muth, sein Glück
Aus Sturm und Brandung gewinnen,
Dem armen Eigner zurück.

Nur Eine Brust ist von Eisen;
Des Menschen Liebe und Schmerz,
Und aller Schrecken der Hölle
Prallt ab vom Walle von Erz;

Der Aelt'ste der Fischergilde
Vermißt sich mit frechem Spott,
Und wendet sich ab mit Lästern
Vom Mönche und seinem Gott.

„Es kehrt mir der Sohn heut' Abends
Aus fernen Landen nach Haus';
Ihn heiß' ich — Ihr betet derweile —
Willkommen beim Festtagsschmaus!

Und was die dunkelnden Wogen,
Eh' nächtlich die Nebel grau'n,
Mir gönnen, — es ist mein eigen;
Noch darf ich der Faust vertrau'n!"

So schwört er und eilt zum Strande;
Der alten Götter gedenk',
Versucht er des Hakens Schärfe,
Der Ruder leichtes Gelenk.

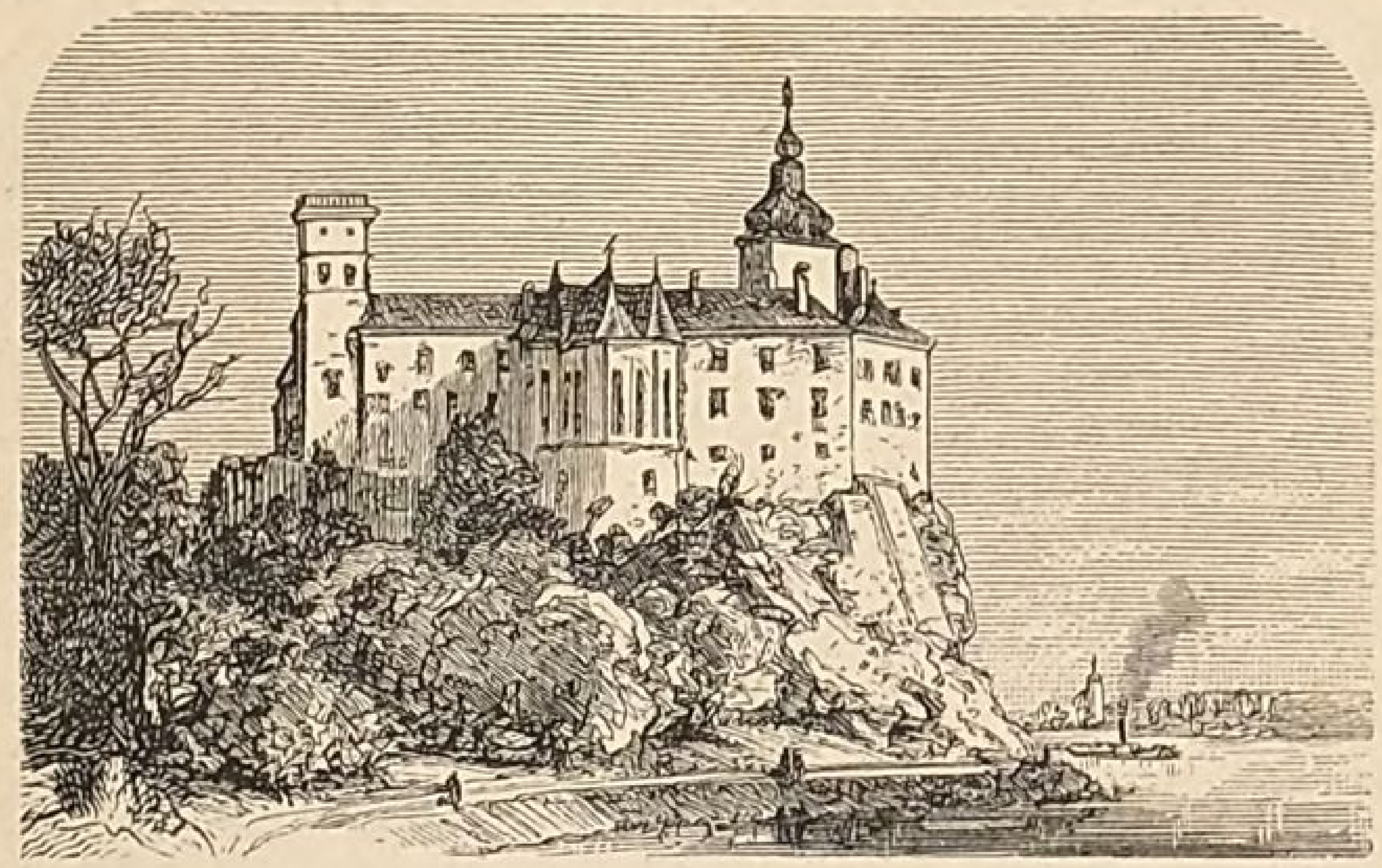
Er ruft hinaus in die Wogen:
„Schwimm, Segen der Wasser, schwimm!"
Die Geister rauschen ihm dienstbar,
Der Hölle Glück ist mit ihm.

Er hört Gesang aus der Tiefe:
„Noch sind die Götter Dir hold!
Nimm hin, was Liebes die Welle
Dir schaukelnd zu Füßen rollt."

Hui! holt er aus mit dem Haken!
Er haut — er erreicht sie schon
Die theure, gräßliche Beute,
Als Leiche den einzigen Sohn!

Geheul erschallet im Sturme,
Die eisgrauen Locken weh'n,
Zog ihn die Welle hinunter?
Der Greis ward nicht mehr geseh'n.

Am linken Ufer mündet beim Dorfe Mensdorf das Flüßchen Naarn in die Donau, wo in einiger Entfernung die ehemalige Stiftskirche von Baumgartenberg, dann Saxendorf an der Mündung des Clambaches, dann über dunkel bewaldeten Höhen das Schloß Clam und Schloß Kreuzen sichtbar werden, von welchen sich eine umfangreiche Fernsicht über das Donauthal bis zu den südlichen Hochgebirgen ausbreitet.



Persenbeug.

Am rechten Ufer erscheinen nun am Fuße des Hengstberges der alte Markt und Schloß Ardagger, mit über 400 Einwohnern. Im Jahre 1147 landete hier Kaiser Konrad, als er das Kreuzheer nach Palästina führte, um die nöthigen Vorbereitungen zur Fahrt über den Strudel und Wirbel zu treffen. Ueber Ardagger blickt die Wallfahrtskirche St. Ottilia, am Kolminzberge hoch oben auf einem freien Gipfel stehend, in das Donauthal hinab. Gegenüber vom linken Ufer tritt der sogenannte „Katzenstein" hervor, welcher an seinem östlichen Abhange einen gewaltigen Felsblock, in der Volkssprache „Saurüssel" genannt, trägt. Sobald man an dieser Landspitze vorüber ist, rücken die Felsgebirge an beiden Ufern wieder zusammen, die ganze Umgebung nimmt einen ernsteren Charakter an, der Strom macht eine jähe

Wendung gegen Norden und rollt einer düsteren Schlucht zu, in welcher nur an wenigen Stellen eine einzelne Hütte zwischen Wald und Felsenmassen sich zeigt, bis hinter einer hervortretenden Felsspitze des linken Ufers das Städtchen Grein (vor welchem bei Dornach eine fliegende Brücke die beiden Ufer verbindet) mit 1000 Einwohnern in wildromantischer Gegend erscheint, zunächst welchem das stattliche Schloß Greinburg auf felsiger Höhe sich erhebt, im 15. Jahrhundert von den Edlen von Prueschenk erbaut, später der Familie Gonzaga und jetzt dem Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha gehörig. In dem Schlosse findet man alte Gemälde, eine schöne Kapelle mit dem alten Siegesfähnlein der Salzburger. Vom großen Rittersaal genießt man eine herrliche Aussicht.

Von hier aus führt der Weg zum schon erwähnten Schlosse Kreuzen, bekannt durch die gleichnamige, sich des besten Rufes erfreuende Kaltwasserheilanstalt. Nächst dem rechten Ufer zeigen sich die Gehöfte Wiesen und Tiefenbach am Fuße des hohen Donauberges.

Bald hat man Schloß und Städtchen im Rücken und gelangt an den sogenannten Greinerschwall; die Berge zu beiden Seiten werden höher und schroffer, die Fluthen drängen sich von dem schon erwähnten Hengstberge zurück auf die Felsen von Grein, und von diesen mit Gewalt gegen Osten zurückgetrieben, rollen sie schäumend über die aufstrebenden Granitblöcke dahin. Der Greinerschwall ist sozusagen die Pforte des Durchbruches, welchen sich der Strom hier, von der Felsenwehre bei Grein zurückgewiesen und gegen Osten gedrängt, öffnete.

Sobald diese vormals gefürchtete Stelle vorüber, deckt wieder tiefe Stille die Gegend; doch bald kündet ein Signal mit der Dampfpfeife des Schiffes die Nähe des Strudels an; es ertönt ein dumpfes Rauschen, die Felsenwände treten etwas zurück und eine mächtige Felsenmasse, die Insel Wörth theilt den Strom in zwei Arme, deren einer unterhalb des Rabensteines langsam dahin fließt, während der andere über gewaltige Felsblöcke in drei Zweigen fortbraust.

Dank der im Jahre 1867 vollendeten Regulirungsarbeiten hat diese Stromenge ihre Schrecken verloren. Immerhin erfordert das scharfe Gefälle — auf eine Länge von 80 Klaftern senkt sich der Strom um 5 Fuß

7 Zoll — sowie die Kürze der auszufahrenden Curve größte Aufmerksamkeit bei der Navigation.

Eine Ruine, steht das alte Werfenstein mit seinem schlanken Thurme, gleichsam über dem Wasser schwebend, auf der nördlichen Seite dieser Insel, auf deren höchster Spitze ein steinernes Kreuz glänzt. Der felsenreichste Theil, der sogenannte „Strudel", wird wegen des höheren Wasserstandes bereits seit vier Jahrhunderten als das gewöhnliche Fahrwasser benützt, was ehemals nicht ohne Gefahr geschah, da so manches Schiff an seinen unter dem Wasser befindlichen Klippen scheiterte.

Seitdem aber unter der Regierung Maria Theresia's und Josef's II. und besonders in den Jahren 1845 und 1853, sowie bis in die neueste Zeit (1867) die gefährlichsten Felsen gesprengt und das Strombett erweitert wurde, ist keine Gefahr mehr vorhanden. Unterhalb des Strudels nähern sich die felsigen Ufer einander wieder und der Strom stürzt nach Vereinigung der beiden Arme mit Gewalt zum Hausstein vorwärts, einem ungeheueren Felsblock, auf dessen Spitze ein alter Thurm steht, so daß man der Trümmer des Raubschlosses Struden und der ärmlichen Häuser des gleichnamigen Ortes kaum gewahr wird.

Der künstlich vertiefte Schifffahrts-Canal, den wir längs der Insel Wörth passirten, geht links derselben — die Insel ist also im Abwärtsfahren rechts des Schiffes, während das sogenannte Kachlert — nämlich die Granitblöcke im Strombette — links des Dampfers bleibt. Ein fast felsenfreier Donau-Arm, der Hößgang, welcher die Insel rechts umfloß, ist heute total versandet und hat nur nach starken Regengüssen Wasser.

Hier bricht sich der Strom, wird an das nördliche Ufer gegen den langen Stein getrieben und bildet mit dem begegnenden Stromwasser den einst so gefährlichen trichterförmigen Wirbel, der jedoch durch die erwähnten Sprengungen jetzt nur eine starke Stromschnelle erzeugt.*)

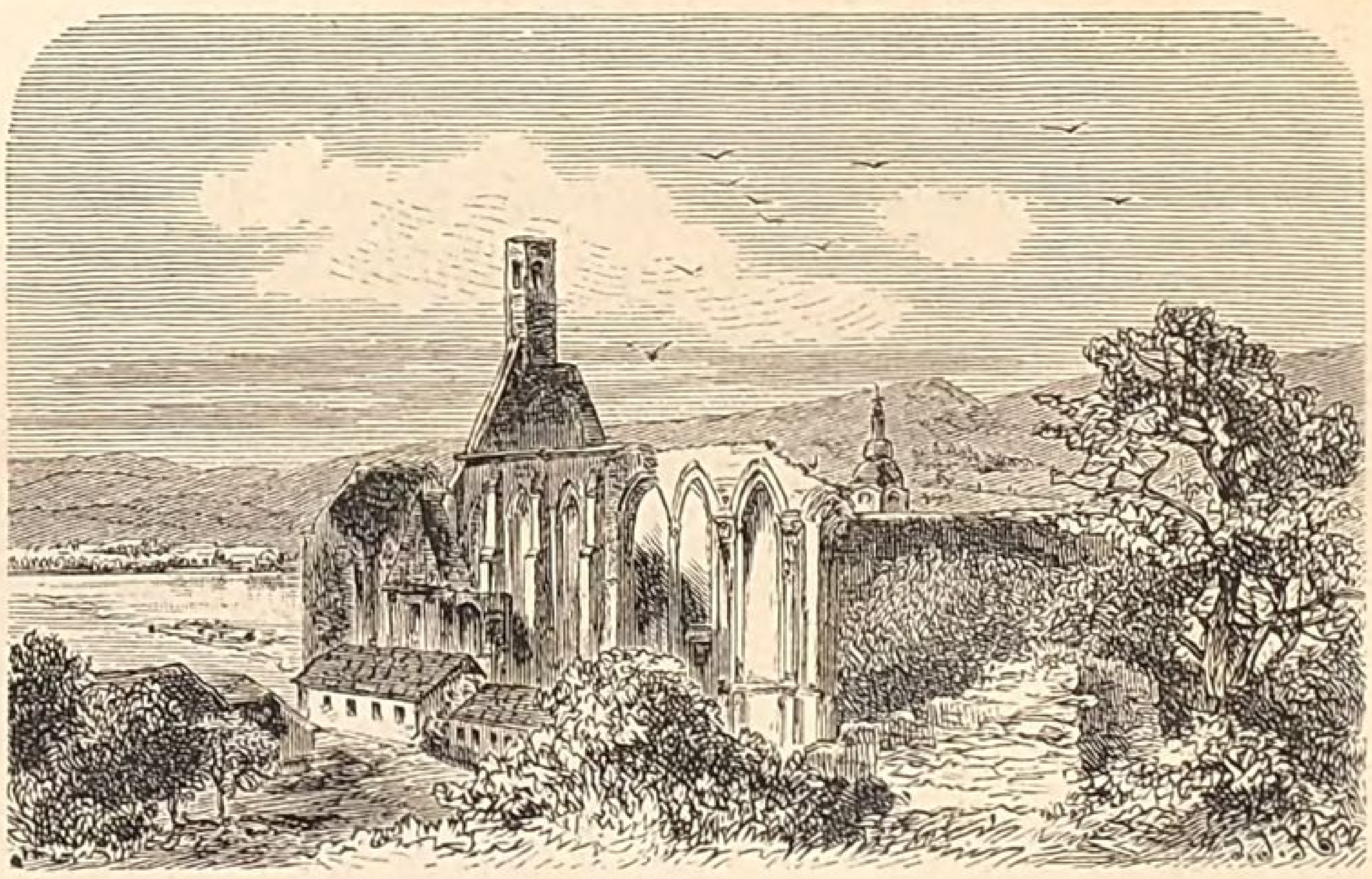
---

*) Auf diese gelungenen Sprengungen bezieht sich die hier in dem Granitfelsen mit großen Goldbuchstaben angebrachte Inschrift:

„Kaiser Franz Josef I. befreite die Schifffahrt von den Gefahren im Donauwirbel durch Sprengung der Haussteinfelsen-Insel (1853 bis 1866)."

Sowie auf dem Hausstein, befand sich auch auf dem langen Stein eine Veste, überhaupt bedrohten früher viele Raubschlösser hier auf einer kurzen Strecke Wegs den Schiffer, nämlich: Werfenstein, Struden, die Burgen am Hausstein und langen Stein und eine weiter abwärts gegen St. Nikola.

Die Fahrt durch Strudel und Wirbel währt wenige Minuten, die hohen Granitfelsen, welche den rauschenden Strom einengen und ihre düsteren Holzungen bis an die Ufer hinabsenden, machen den Eindruck der Landschaft zu einem wirklich großartigen.



Säusenstein.

Wie ein Sieger nach gelungenem Kampfe gleitet ruhig und eben der Strom wieder dahin, und in Kürze erreichen wir den am linken Ufer romantisch gelegenen Ort St. Nikola mit 800 Einwohnern.

Eine kurze Strecke weiter abwärts bricht der brausende Sarblingbach hervor, an dessen Mündung die hohe Warte von Sarblingstein, auch Sarmingstein genannt, und der gleichnamige kleine Markt steht, welchen Kaiser Maximilian dem Stifte Waldhausen übergab. Unter Ferdinand I. wurde das verfallene Schloß wieder hergestellt, ist jedoch im Laufe der Zeit wieder so verfallen, daß man heute kaum mehr einige Reste davon wahrnehmen kann.

Unter Sarblingstein werden die schönen Granitwürfel, mit welchen auch Wien gepflastert ist, gebrochen. Ueberraschend ist die Aussicht in die

Anbetung anzueifern. Papst Pius VI. schien das gefühlt zu haben, indem er auf seiner Rückreise von Wien nach Rom, der Messe beiwohnend, die Cardinal und Erzbischof von Migazzi am 23. April 1782 hielt, ergriffen von der Macht des Augenblickes, ausrief: „Haec ecclesia posset esse capella in Vaticano!“ Von den neun Altären, welche die Kirche besitzt, erwähnen wir den Hochaltar.

Zwischen den Altären St. Benedict's und St. Coloman's erhebt sich die über 200 Fuß hohe majestätische Kuppel mit herrlicher Malerei von Michael Rothmayer, dessen Name sammt der Jahreszahl MDCCXVIII mit goldenen Buchstaben daselbst aufgezeichnet ist. Ueber der Höhe des Schiffes läuft rings um die Kuppel ein umgitterter Gang, 66 Schritte in der Rundung haltend, von wo aus man, obwohl erst etwas über der halben Höhe, schwindelnd in die Kirche hinabblickt. Bis an den höchsten Gipfel der Kuppel gelangt man auf einer eisernen Leiter, endlich auf hölzernen Leitern bis in die Laterne, wo man sich dann im Freien befindet und gegen Südost eine unendliche Fernsicht genießt.

An den vier Hauptpfeilern, auf welchen das ganze Hauptgebäude der unteren Kuppel ruht, sind allegorische Bildnisse in erhabener Arbeit angebracht, so daß an den zwei diametral entgegenstehenden immer dieselben Sinnbilder zu sehen sind. Und zwar zur linken Hand vom Coloman-Altare und gleichfalls links vom Benedictus-Altare zeigen sich, aus einer in Bändern sich entfaltenden Rose herabhängend, die päpstliche Krone, das dreifache Kreuz mit dem schräg verschlungenen Pastoralstabe, ein Cardinalshut und mehrere Bilder, die verschiedenen Grade der geistlichen Hierarchie bedeutend, während an den anderen zwei Pfeilern die weltliche Macht durch Streitäxte, Streitkolben, Köcher und Pfeile, verschlungene Schwerter, unter denen ein zertrümmertes Rad, brennende Fackeln, Säbel mit einem Lorbeerkranze umwunden, endlich zu unterst durch drei an Ketten herabhängende Handschellen zur Genüge bezeichnet ist.

In der Vorhalle, die vom Coloman-Altare zur Sacristei führt, gewahrt man das Grabmal, welches die Asche der ersten Babenberger umschließt. Den großen Marmorstein des Trauer-Monumentes ziert folgende Inschrift:

„Quinque pii proceres, et sex clarae mulieres
Sese cum donis nostris junxere patronis
Nomina scripta liber vitae tenet hic lapis, ossa
Leopoldus I. Marchis fundator
Henricus filius Leopoldi.

Ejus tempore, videlicet anno 1012 S. Coloman martyris affectus est in Stockerau quum ob multa et manifesta miracula approbante Summo pontifice per Meginhardum transferri curravit anno 1015.

Adalbertus, filius Henrici obiit 1056; qui monasterio donavit partem miraculosam dominicae crucis.

Ernestus Filius Adalberti obiit 1075, qui dedit monasterio lanceam S. Mauritii, et craterem S. Udalrici Ep.

Leopoldus III. Filius Ernesti obiit anno 1096.

Iste est pater S. Leopoldi, qui Claustroneoburgum de noro fundavit; Mellicense autem, crebris bellis attritum reparavit, nobilissimeque dotavit ac B. Petro et Sedi apostolicae obtulit anno Christi 1110.

Richarda uxor Leopoldi I., soror Henrici imperatoris.

Swanhildis uxor Henrici Marchionis.

Adelhaidis uxor Adalberti, soror Petrae, Hungariae regis.

Mechtildis uxor Ernesti, filia Dedonis, Marchionis Lusatiae.

Frowiza filia Ottokari, Marchionis Styriae, uxor autem Leopoldi II. ejus, qui fuit filius Adalberti, defuncti et sepulti Treviris ante obitum patris.

Juditha filia Ernesti Marchionis, virgo intacta."

Dies die Namen der Herrscher und Herrscherinnen, deren Ueberreste der Marmor deckt.

Einige Schritte von diesem Monumente vorwärts führen zur sogenannten Winter-Sacristei, in welcher ein schön gearbeitetes Marmorbecken in die Augen fällt, mit der Aufschrift: „Lavamini, mundi estote", sowie der aus Holz geschnitzte Altar mit einem auf Kupfer gemalten Altarblatte, die Einsegnung des heiligen Coloman in Melk vorstellend. Der Bischof und die zwei ihm assistirenden Prälaten sollen Porträte sein.

Gegenüber dieser Sacristei ist die schön verzierte sogenannte Sommer-Sacristei.

Von hier tritt man in die Ornaten-Sammlung. Unter den vielen kostbaren Ornaten befand sich einst einer, welcher ganz mit echten Perlen gestickt war, die aber in der Folge ihres ungeheueren Werthes abgenommen und für Kriegsbedürfnisse verwendet wurden. Nur auf der Inful finden sich noch einige vor. Bemerkenswerth ist ein schöner Trauer-Ornat, an dem Maria Theresia selbst gearbeitet hat. Von vielen anderen sind noch zu erwähnen Feld-Meßkleider aus dem 15. Jahrhundert. Von Interesse sind noch: die sogenannte Coloman-Monstranze, ein Sacramentshäuschen, ein kupferner und vergoldeter Becher, ein Kreuz aus dem 13. Jahrhundert, sowie die neuen Pastoral-Stäbe &c.

Der Musikchor ruht auf acht Säulen von roth und weiß geflecktem Marmor, deren Werth sehr groß sein soll, da jede, aus einem einzigen Stück gehauen, einen Durchmesser von dritthalb Schuhen und eine Höhe von fast vier Klaftern sammt dem granitenen Piedestal hat. Zu dem Chore selbst führen auf beiden Seiten Schneckenstiegen von sehr künstlicher Bauart. Die Orgel, ein herrliches Werk mit wundervollem Ton, hat 40 Register, 3 Claviaturen und 6 Blasebälge, die durch ihren Luftstrom mehr als vierthalbtausend große und kleine Pfeifen beleben, deren schwerste 140 Pfund wiegt. Ihr Verfertiger war Gottfried Sonnholz aus Wien. Die Kirchenmusik selbst gehört zu den besten. Die schwierigsten Werke im Gebiete der neueren Tonkunst, die genialen Schöpfungen eines Hummel, Preindl, Seyfried, Cherubini, Stadler, Schneider, sowie die immer schön bleibenden und nie veraltenden Werke eines Haydn, Mozart, Albrechtsberger werden mit überaus großer Präcision und Consonanz ausgeführt. Vom Musikchor aus gelangt man rechts und links in die Oratorien, welche sich galerienartig durch die ganze Länge des Schiffes der Kirche bis an die Kuppel hin erstrecken. Ueber jedem Fenster dieser Oratorien zeigt sich die vergoldete Büste eines Papstes aus dem Orden Benedict's.

Zu den Kunstsachen gehört noch in der Kirche die aus Holz geschnitzte und ganz vergoldete Kanzel. Inmitten der Kirche bezeichnet ein länglicher Quaderstein die alte Gruft, welche bis 1784 im Gebrauch gestanden, in welchem

Jahre aber durch eine Verordnung Josef's II. das Begräbniß in Kirchen überhaupt untersagt wurde. Zu der neuen, vom verstorbenen Abte Wilhelm Eder erbauten Gruft gelangt man gegenüber der Ornaten-Sammlung, in welchem Gange Figuren aus Sandstein aus alter Zeit eingemauert sind, durch einen freien Hof.

Die ganze Kirche ist lamberienartig mit Granit 4½ Fuß hoch belegt, 104 Schritte lang und 44 Schritte breit und verdankt ihre Pracht dem Abte Berthold. Die Entstehung des neuen Planes zur derselben fiel in die Periode der blühenden Baukunst. Der Name des Baumeisters ist Jakob Prandauer, ein gebürtiger St. Pöltner, der sich von einem einfachen Maurer zu einem der berühmtesten Baumeister emporschwang und auch St. Florian, Herzogenburg, Dürrenstein, die Karlskirche, die k. k. Reitschule in Wien rc. erbaute.

Da nur die Vorderseite der Kirche frei ist, indem die Breitseiten derselben zwischen dem übrigen Gebäude zu sehr versteckt sind, so wollen wir nur diese, deren Bauart von außen ganz der reichen inneren Verzierung entspricht, näher in's Auge fassen. Ueber dem Hauptthore, neben welchem vier korinthische Säulen sich erheben, zeigt sich mit goldenen Buchstaben im blauen Felde die Inschrift: Venite adoremus, und über den zwei Nebenthoren erheben sich die colossalen Statuen der Apostel Petrus und Paulus, zwischen welchen die Worte: Divis Petro et Paulo Apostolorum principibus zu lesen sind.

Zwei hohe Thürme ragen an beiden Seiten empor, zwischen welchen am Giebel des Kirchendaches drei sehr große Statuen sich zeigen, deren mittlere Christum mit dem Kreuze, die beiden äußern aber zwei Engel vorstellen.

In den Thürmen befinden sich fünf Glocken, wovon vier in dem einen, die ausnehmend große Glocke aber, deren Gewicht 140 Centner beträgt, ganz allein in dem andern Thurme hängt.

Betreten wir nun die Prälatur selbst, für Kunstliebhaber in Gemälden eine willkommene Fundgrube, so erscheint schon im Speisezimmer die Abbildung des Stiftes Monte Casino im ehemaligen Königreich Neapel besonders interessant, von welchem die Ordensbrüder des heiligen Benedict ausgegangen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Gemälde alt-

deutscher Schule in der Kapelle des Prälaten, wovon die drei schönsten am Altare prangen, nämlich Christus in der Mitte, rechts Johannes, links Maria, welches Bild von Albrecht Dürer stammt, während die anderen von seinen Schülern gemalt sind. Auf der Evangeliumseite erscheint eine doppelte Reihe von Gemälden der altdeutschen Schule, welche größtentheils das Leiden des Erlösers auf den Vor- und Rückwänden der Tafeln darstellen. Zur rechten Seite fallen die der neueren Zeit angehörigen schönen Glasmalereien in's Auge. Noch reichhaltiger an Gemälden, wenngleich nicht von solchem Kunstwerthe, ist der Empfangssaal in der Wohnung des Prälaten. Sie sind in Tapetenform, im gefälligsten Quodlibet-Style angebracht.

Am Plafond erblicken wir eine hübsche Fresco-Malerei von Paul Troger: Benedict im Triumphwagen, von Thieren aller Welttheile gezogen, gleichsam als Sinnbild, daß Benedict's Orden in allen Theilen der Welt verbreitet ist. Von hier gelangt man in die Wohnzimmer des Prälaten. Wir verlassen die Prälatur und betreten die gegenüberliegenden sogenannten Kaiserzimmer, eine Reihe von sechs bis acht Zimmern, wovon jedes auf eine andere Art geschmackvoll decorirt ist, und in welchen sich einige Gemälde von bedeutendem Kunstwerthe vorfinden. Eines der vorzüglichsten ist die heilige Katharina von Bellini.

Die Kaiserzimmer erbaute zuerst Abt Edmund Lueger, unter welchem vom Jahre 1675 bis 1679 das Stift öfter den Kaiser Leopold I. in seinen Mauern beherbergte.

Von dem Saale gelangt man auf die, beide Flügel des Stiftsgebäudes verbindende Große Galerie, die zu beiden Seiten mit steinernen Balustraden umfangen, 72 Schritte lang und 11 Schritte breit ist, und im Halbzirkel die südliche Hauptfront mit der nördlichen Donauseite verbindet. Von hier aus genießt man eine der herrlichsten und entzückendsten Aussichten. Zu den Füßen erblickt man in einer Tiefe von ungefähr 150 Fuß Oesterreich-Ungarns mächtigen Hauptstrom ernst und feierlich seine Fluthen dahinwälzen, etwas weiter links den Markt Melk sammt dem Flüßchen gleichen Namens und die über dasselbe führende Eisenbahnbrücke; an der kleinen Anhöhe eine Stunde von Melk sieht man Matzleinsdorf, weiter rechts ragt die Thurmspitze von Pöchlarn hervor. Am jenseitigen Ufer zeigen sich die Mauern und Thürme

des alten Ritterschlosses Weitenegg, und weiter an der Donau herab das Schlößchen Lubereck. Bei sehr heiterem Wetter sieht man von hier die höchste Spitze des Traunsteins.

Unter dieser Galerie ist auf einem kleinen Absatze des Felsens ein Gärtchen, welches dadurch merkwürdig ist, weil es seinen Ursprung einem Machtgebote Napoleon's I. verdankt, dessen Kanoniere Erde auf den kahlen Felsen schleppen mußten, um damit eine Batterie zu montiren, welche die Donau bestreichen sollte. Nach Auflassung derselben sollte die Erde wieder herabgeworfen werden, blieb jedoch daselbst auf Bitten des damaligen Kellermeisters und nachmaligen Prälaten Wilhelm Eder und wurde zur Anlage eines Gärtchens benützt.

Noch ragt am Fuße des Felsens unter der Galerie, wie losgerissen, eine einzige Klippe empor; sie trägt die Statue des heiligen Coloman. In dem andern Flügel, dem Kaisersaale gegenüber, befindet sich die Bibliothek, welche wohl eine der ersten Sehenswürdigkeiten des Stiftes ist und aus dem großen Hauptsaale und mehreren Nebensälen besteht. Ober der Eingangspforte, vom Balkon herein, zeigt sich auf einer vergoldeten Tafel die Inschrift:

O
Optime Saturne!
Quandonam putas, hinc
Musae migrabimus!
Cum redierit credite
Saeculum aur.

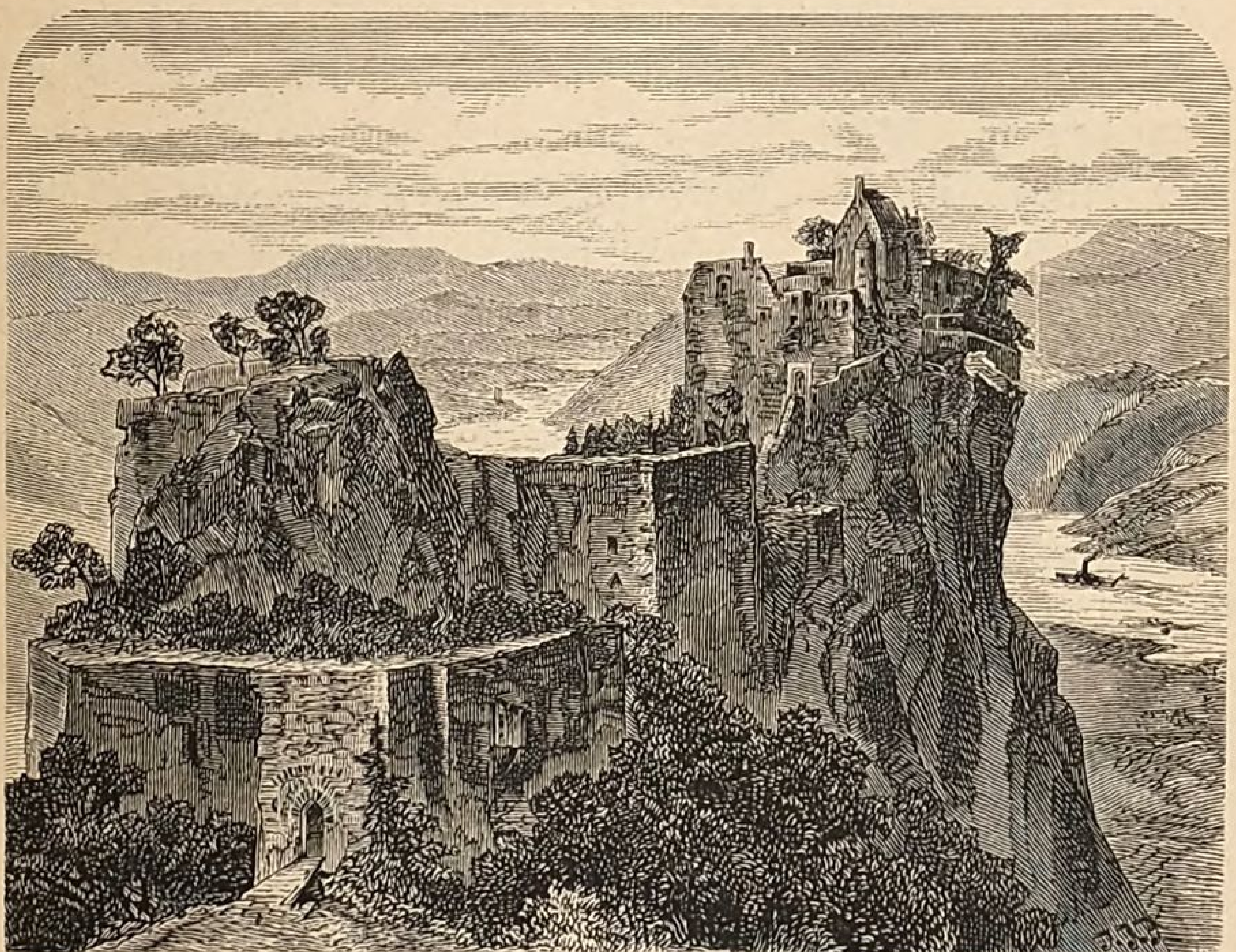
Ueber diesen Worten das Wappen des Abtes Adrian (von 1739 bis 1745), nämlich zwei Adler im goldenen, die Sonne im oberen blauen, eine Sonnenblume im unteren blauen Felde; im rothen Mittelschilde die zwei Stiftsschlüssel.

Bezüglich der Geschichte des Marktes Melk selbst sind nur einige Daten zu erwähnen und verweisen wir auf das große Werk: Geschichte des Benedictiner-Stiftes Melk, seiner Besitzungen und Umgebungen. (Wien 1851 von J. Keiblinger.)

Nach den gewaltigen Stürmen der großen Völkerwanderung finden wir in Urkunden aus den Jahren 861 und 890 Melk unter dem Namen

Magalicha und Magilicha als einen von Ansiedlern slavischer Abkunft bewohnten bedeutenden Ort — als civitas Stadt — angeführt, wovon der dritte Theil dem Erzstifte Salzburg vielleicht schon durch Schenkung von Kaiser Karl dem Großen gehörte, welcher Antheil aber und die beiden übrigen Theile später an die österreichischen Markgrafen gelangten.

Im Jahre 1408, als unter Anführung des furchtbaren Freibeuters



Aggstein. (Seite 287.)

Sokol ganze Schaaren das Land sengend und verwüstend durchzogen, wurde das Stift und der Ort geplündert.

Am 19. April 1451 erhielt die Bürgerschaft von Kaiser Friedrich das Privilegium, am 1. Mai einen Jahrmarkt zu halten mit fürstlicher Freiung vierzehn Tage vorher und ebenso lange darnach, desgleichen den 13. October. *)

*) Kaiser Franz I. ertheilte 1833 neuerdings der Marktgemeinde die Freiheit, am Pfingstdienstag und 13. October Jahrmarkt zu halten.

Im Jahre 1465 bedrohten die sogenannten „feindlichen Brüder“, zahlreiche aus herrenlosen Söldnern zu förmlichen Räuberbanden vereinigte Schaaren, auch Melk.

Im Jahre 1472 streiften die Kriegsleute des ungarischen Königs Mathias Corvinus bis vor die Thore von Melk, welches ihr Anführer, der Böhme Zeleny, durch einen plötzlichen Ueberfall zu nehmen gedachte; — mit einem Verluste von mehr als 60 Mann zurückgeschlagen, rächte er sich für diese schimpfliche Niederlage an den Häusern des unteren Vormarktes, die Zagelau genannt, die er sammt den Wirthschaftsgebäuden des Stiftes in Brand steckte. Einem andern ungarischen Kriegshaufen gelang es später, an der Donau zu landen, durch List in den Markt einzudringen und sieben ihrer gefangenen Genossen zu befreien. Allein der Stiftshauptmann und der Marktrichter, an der Spitze der bewaffneten Bürgerschaft, setzten den Feinden nach und nahmen bei 40 Mann gefangen.

Als im Jahre 1477 König Mathias Oesterreich mit Krieg überzog und Wien, Neustadt, Krems und Stein mit harter Belagerung ängstigte, setzte Melk dem Feinde beharrlichen Widerstand entgegen, desgleichen den Türken, welche während der ersten Belagerung Wiens 1529 mit ihren verheerenden Streifzügen die hiesige Gegend nicht schonten.

1551 erhielt die Marktgemeinde Melk vom Abt Johann VI. von Schönburg, als ernannten Bischof von Gurk, vor seiner Abreise den noch vorhandenen Richterstab zum Angedenken, welcher mit seinem Namen und Wappen und der Jahreszahl 1551 bezeichnet ist und jedesmal dem neugewählten Marktrichter von der Ortsobrigkeit übergeben wurde, bei der Ablegung der gewöhnlichen Angelobung wurde dieser Stab von den Rathsherren und bei der Aufnahme neuer Bürger auch von diesen mit der rechten Hand berührt.

Im Jahre 1548 brannte das Rathhaus ab, 1575, sowie 1586 wurde die theilweise noch stehende Ringmauer erbaut.

Daß übrigens der Markt schon früher nicht ganz ohne Befestigung, nicht ohne Thore und Thürme war, geht sowohl aus alten Schriften als aus der Geschichte der früher erwähnten kriegerischen Ereignisse hervor.

Im Jahre 1619 belagerten die österreichischen protestantischen Stände Stift und Markt beinahe fünf Wochen lang ohne Erfolg, doch wurden hierbei

die Vormärkte, Spital, Meierhof und die Scheunen ein Raub der Flammen. Am 20. December desselben Jahres wurde die Belagerung, die letzte, von der unsere Geschichte berichtet, aufgehoben. Von den Schweden blieb Melk und die Umgebung verschont; auch die Türken, welche bei der zweiten Belagerung von Wien 1683 auf dem Wachtberge und auf der Hub erschienen, wagten nicht, auf das wohlbefestigte Melk einen Angriff zu versuchen, und die beherzten Bürger, welche mit ihrem Marktrichter, dem Ledermeister Georg May, feierlich gelobt hatten, Blut und Leben der Vertheidigung des Ortes zu opfern, kannten die Furcht so wenig, daß sie Ausfälle bis nach Haindorf hinab zur Vertreibung der herumstreifenden Türken unternahmen und voll Zuversicht waren, sie würden, wenn sie nur ein wenig mehr Leute hätten, die ganze Gegend von den Feinden reinigen können.

Es ist hier nicht der Ort, zu erzählen, mit welchen Gefahren und Drangsalen im österreichischen Erbfolgekriege 1741 das französisch-baierische Heer und die Invasionen 1805 und 1809 die friedlichen Bewohner von Melk heimsuchten.

Es dürfte zuletzt nicht überflüssig sein, der Schreibart Melk und Mölk zu erwähnen. Melk ist unbestreitlich allein die richtige, weil sie aus den alten Namen Mediliche, Medilike, Medlik, im Lateinischen Medelicum, jetzt Melicium durch Zusammenziehung entstanden; die Schreibart Mölk aber, sowie Mödling statt Medling, ist erst im 16. Jahrhundert durch unstatthafte Nachgiebigkeit gegen die gemeine Aussprache des Oesterreichers, welcher das e häufig mit ö verwechselt, in die Urkunden und Bücher gekommen.

Am linken Donau-Ufer, Melk fast gegenüber, sieht man den kleinen Markt Emmersdorf und die Ruinen eines ehemaligen Raubritterschlosses. Im Jahre 1809 wurde der Ort durch die Franzosen beschossen, wobei 41 Häuser vollständig zerstört wurden, welche dann Kaiser Franz aus seiner Privat-Chatouille wieder herstellen ließ. Emmersdorf gegenüber mündet die Bielach in den Donaustrom.

Bis Melk strömt die Donau durch eine Ebene, welche freie Aussicht gewährt, gleich hinter der Abtei aber rücken die Felsen bis hart an die Ufer des Stromes, und die Landschaft wird wieder äußerst romantisch und

malerisch; bis Krems hinab heißt das Donauthal von hier an: Wachau, ein wildschöner Strompaß, welcher eine Reihe alterthümlicher Orte und interessanter Ruinen enthält, reich an Geschichte und Sagen.

In der Wachau.

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt in's alte romantische Land.
Wieland.

Zu Schiffe! glückliche Fahrt verheißt uns ein Zeichen der Schiffer, ein Regenbogen wölbt sich über uns, da wir einfahren in dies alte Zauberthal. Doch horch! war's uns doch, als hörten wir ein Johlen und Rufen drüben am Treppelwege; und doch ist kein menschlich' Wesen zu sehen.

War's vielleicht der „wilde Hochenauer", der verdammt ist, so lange zu reiten, bis das Strombett so trocken ist, als der Gipfel des Tauerlings?

Da rückwärts schimmert etwas wie weißes Gewand auf dem Wellenkamme. Das ist wohl der Schleier des Donau-Weibchens, welches ausspäht und den Kopf erhebt, um zu sehen, ob denn die Zeit der Verheißung noch nicht gekommen sei? Prosaische Naturen werden sagen, das sei das Kielwasser des Schiffes, wir aber wissen's besser, denn wir kennen die Geister, welche dies Thal bewohnen.

Hier haust es, das „Donau-Weibchen", keine sinnberückende, Kähne zerschellende Lurlei, sondern eine echte Oesterreicherin, ein gemüthliches Weibchen, welches, wenn's ihm die Wassergötter erlaubten, vielleicht am Kirchweihtage mittanzen würde; doch hören wir den alten Barden J. N. Vogl:

Das Donau-Weibchen in der Wachau.

Die Fischer tanzen beim Mondenschein,
Sie singen und tanzen den Ringelreih'n.

Sie tanzen am grünen Donaustrand,
Es flattert im Winde ihr leichtes Gewand.

Da schallt ein Gesang aus dem schilfigen Hag,
Der tönet, als wär' er ein Nachtigallschlag.

Und lustigen Schrittes ein Weibchen hold,
Die Fischer erblicken, mit Flechten wie Gold.

Mit schwellenden Gliedern, geschürzt bis an's Knie,
So Reizendes schaute ihr Auge noch nie.

„Wer bist Du? von wannen? was treibst Du allhier?"
„„Ich lebe vom Wasser, just eben wie ihr.""

„Und lebst Du vom Wasser, so reich' uns die Hand
Und tanze mit uns hier den Reigen am Strand.

So tanze und singe dazu uns ein Lied,
Bevor noch die Stunde des Frohsinns entflieht."

Da singet das Weibchen, da lagern im Nu
Die Andern im Kreise und horchen ihm zu:

„„Ich wohne in einem krystall'nen Palast,
Wo Nymphen den Wink mir befolgen in Hast.

Ich trinke aus Golde den würzigsten Trank
Und esse aus Schüsseln von Silber gar blank.

Ich schmück' mit Korallen und Perlen mich schön
Und tanz' mit Gespielen bei Harfengetön'.

Und schlafe auf Kissen, die weicher wie Flaum,
Von Blumen umfächelt im gaukelnden Traum.

Doch lieber als Perlen und Gold und Gestein,
Ist mir eine Stunde beim ländlichen Reih'n,

Ist mir eine Stunde am säuselnden Strand,
Bei munterer Jugend im Fischergewand.""

So sang dort das Weibchen dem horchenden Rund,
Da hüllte in Wolken der Mond sich zur Stund'.

Und als er auf's neue die Schimmer ergoß,
Fort war da das Weibchen, ein Traum, der zerfloß.

Wohl starrten die Fischer zum schilfigen Hag,
D'raus aber erklang's noch wie Nachtigallschlag.

Da wußten sie's Alle, da ward es nun klar,
Die Nixe der Donau beim Fischertanz war.

Und oft noch versuchten auf heimlichem Ried
Die Fischer zu singen der Fröhlichen Lied.

D'rum klingt auch noch jetzt in dem Fischergesang
Solch' fremder, die Herzen ergreifender Klang.

Nun ist das Stromthal zu beiden Seiten von hohen Felsbergen eng umschlossen, von den Gipfeln schauen ernste Ruinen herab, und unten stehen die Menschenwohnungen, in düsterer Abgeschiedenheit scheu sich bergend, als empfänden sie noch den Druck der gewaltigen Zwingherren, die einst da oben hausten.

Alle Jene, die so gerne Parallelen ziehen zwischen dem Rhein und der Donau, werden eingestehen müssen, daß sich die Wachau mit den gepriesensten Partien des Rheins nicht nur zu messen vermag, sondern dieselben an wahrer Poesie und wilder Romantik noch übertrifft. Am Rhein ist schon Alles verfeinert, die großartigste Gegend von der Cultur mehr als beleckt, nämlich zum Speculationsobject gemacht — hier aber erscheint die wilde Schönheit der Natur noch in voller Jungfräulichkeit. — Schon unter Karl dem Großen erscheint die Wachau genannt; das Thal im „Avarenland", alles Stromgebiet von der Bielach, die, wie wir erwähnten, bei Emmersdorf mündet, bis gegen Tuln, Zeiselmauer und Perschling schenkte der große Kaiser dem Passauer Bischof; nach dem Siege auf dem Lechfelde wurde Burckhard mit der Obhut der oberen „Wachowe" betraut. Im 14. Jahrhundert gab es eigene Ritter von Wachau.

Indem wir die Fahrt fortsetzen, sehen wir zuerst am rechten Ufer Schönbühel — derzeitiger Besitzer Graf Beroldingen — das jetzige Schloß ist aus den Trümmern des alten aufgebaut, das im 13. Jahrhundert einem Rittergeschlechte gehörte, welches sich daher nannte.

Seit Ende des 14. Jahrhunderts gehörte es den Starhembergern. Zu dem Schlosse gehört der gleichnamige Marktflecken und das eine Viertelstunde davon entfernte Servitenkloster, welches 1674 gestiftet, aber 1782 wieder aufgehoben wurde.

Sobald wir an Schönbühel vorbeigefahren, erblicken wir zuerst am linken Ufer Aggsbach, welches schon zur Zeit Karl's des Großen genannt wird. Gegenüber davon Klein-Aggsbach, wo die Ach in die Donau mündet; in der Thalschlucht, die an dieser Stelle ausläuft, stiftete Haderich von Kuenring 1386 eine Karthause zu „Unserer lieben Frauen Pforte", welche 1782 zerstört worden ist; tiefer in der Thalschlucht sieht man die letzten Trümmer der Burg Aggsbach. Am rechten Ufer zeigen sich, trotzig

emporragend, die Ruinen der einst gewaltigen Burg Aggstein*) auf einem hohen und steilen Felsen, zu welchem zwei Wege hinanführen, der eine vom Dorfe aus, der andere von Langeck über den oberen Hof. Die Vorwerke und äußeren Gebäulichkeiten sind noch wohl zu unterscheiden; die Burg hatte drei Thore, zwischen welchen die Knappenwohnungen, Stallungen und Wirthschaftsgebäude (noch jetzt in den Ruinen erkennbar) lagen. Ueber dem dritten Thore ließ Georg Scheck, welcher die Burg erneute, sein Wappen und folgende Inschrift einsetzen: „Das purkstal, hat angvangen tze pauen her Jorig der Scheck von wald, des nachsten muntag nach vnser Fravntag nativitatis da von christ gepurd warn vergangen MCCCCXXiiiij Jahr“.

Der dritte Hof ist der größte, um ihn reihen sich Gemächer zum Theil neuerer Bauart; durch einen breiten Gang kommt man in das Hauptgebäude, welches seiner Entstehung nach viel älter ist — aus dem Hauptgebäude erreicht man die höchste Spitze des Felsens. Diese Burg erbaute das gewaltige Geschlecht der Kuenringe; Hadamar aus diesem Hause, von der Donau bis nach Böhmen und bis in's Marchfeld gebietend, erscheint im 12. Jahrhundert als Herr von Aggstein und Dürrenstein. Zwischen Schönbühel und Aggsbach hatten die Kuenringe einen Wartthurm, „das Blashaus“, von wo aus des Wächters Hifthorn das Nahen stromabwärts kommender Schiffe meldete, welche dann, wie geschildert, selbst unter Blutvergießen geplündert wurden. Wie Herzog Friedrich die beiden Kuenringe begnadigte, haben wir schon erzählt. Leuthold von Kuenring nahm an dem Bunde der Edlen Oesterreichs und Steiermarks gegen Kaiser Albrecht Theil und verlor, als der Bund bei Triebensee zertrümmert wurde, viele seiner Burgen, darunter Weiteneck, Dürrenstein, Aggstein, Rastenberg. Später söhnte sich Albrecht aus und gab dem Kuenringer seine Nichte Agnes zur Gattin. An die Burg Aggstein knüpft sich auch die Sage vom „Schreckenwald“, der hier gehaust habe; allenthalben wurde von des Schreckenwalds „Rosengärtlein“ erzählt, einem schmalen Felsenvorsprung, der sich über den Abgrund hinausreckte, kaum groß genug, daß sich ein Mensch da niederlegen konnte. Auf diesen Fels führte

*) Die Geschichte und Besiegung der Kuenringe haben wir weiter oben, Seite 237, eingehend geschildert.

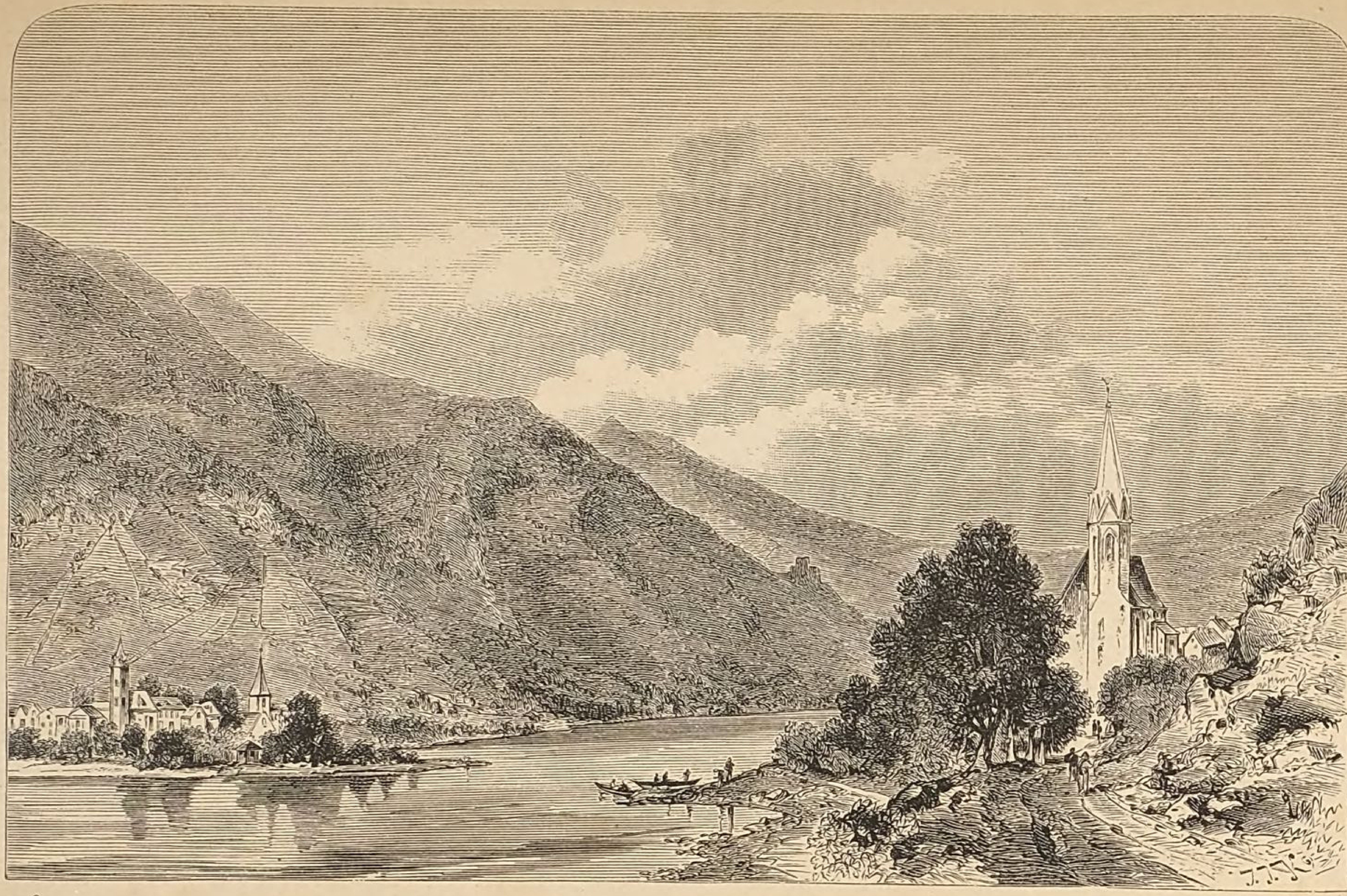
der Schreckenwald seine Opfer durch eine schmale Pforte, die er hinter denselben abschloß, und ließ sie so zwischen der Wahl: entweder Hungers zu sterben oder sich aus Verzweiflung in den Abgrund zu stürzen. Endlich aber sei ein Gefangener — so berichtet die Sage — mit Gottes Beistand in wunderbarer Weise in den Abgrund hinabgeklettert; der also Gerettete rief das Volk zur Rache auf. — Aggstein wurde überfallen, erstürmt und der „Schreckenwald" dem Henker überliefert. Der früher erwähnte Georg Scheck, Herr auf Ottenschlag, herzoglicher Kammermeister, ein buckliger, hinkender, jedoch sehr tapferer Mann, war im 15. Jahrhundert Herr von Aggstein und hauste da nach Art der Kuenringe und des Schreckenwald; ihn überraschte des Kaisers Feldhauptmann Grafenecker, der Aggstein erstürmte. Der Scheck entfloh, hielt sich verborgen und mußte dann bei Jenen betteln, die er früher so hart bedrängt hatte. In späteren Zeiten war die Burg Eigenthum der Herren von Abensberg-Traun, dann der Starhemberge und gehört nun den Grafen von Beroldingen.

Mit Recht sagt der Dichter, auf die ehemaligen Herren Aggsteins anspielend:

„Gebrochen ist des Räubers Stahl —
Du sagst's mit freudigem Gefühle!
Im Erdreich wirkt der Pflug, im Thal
Die Welle brausend an der Mühle;
Dort weiden Küh' am Wiesenplan,
Hier wechselt edles Obst mit Weine;
Und Ziegen klettern gipfelan,
Und Kinder spiel'n im Sonnenscheine."

Am linken Ufer sehen wir bald unterhalb Aggsbach das am Fuße des fünfhundert Klafter hohen Sauerling gelegene Oertchen Willendorf, dann Groisbach und Schwallenbach, letzterem gegenüber St. Johann am rechten Ufer. Hier beginnt die Teufelsmauer, Felsenkämme, die sich gleich zerklüfteten Mauern von den Bergen zum Strome herabsenken. Von dieser Teufelsmauer geht eine Sage, die mit dem alten Wahrzeichen von Aggsbach, einem kupfernen Hahn, dem der Kopf mit einem Pfeile durchschossen ist, im Zusammenhange steht.

In der Burg zu Aggsbach saß einst ein Ritter, der eine wunderholde Tochter sein eigen nannte. Die Ritter von Spitz und Aggstein freiten um

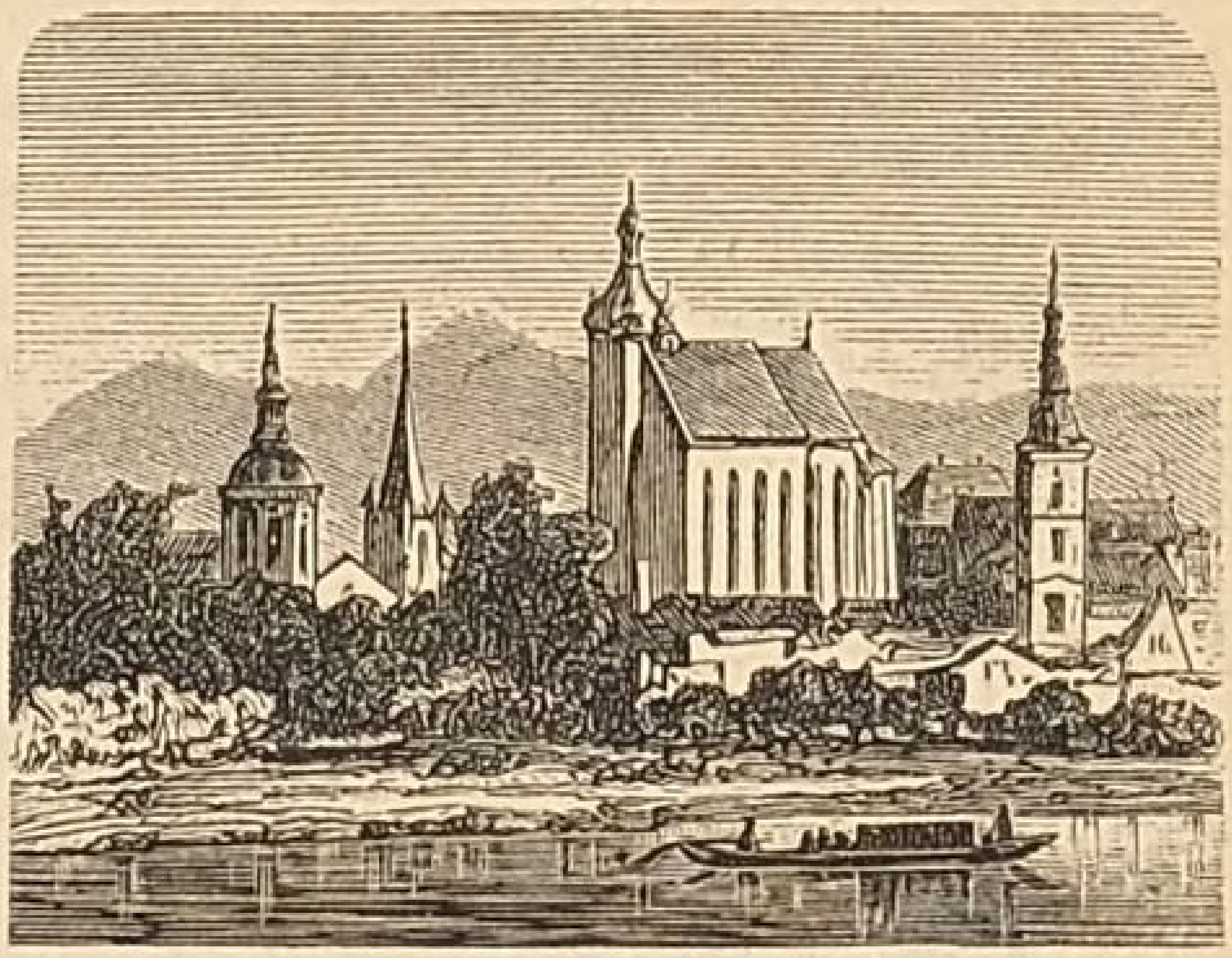


8.

St. Johann und Teufelsmauer.

des Herrn Töchterlein; Vater und Tochter neigten dem von Aggstein zu, doch um den andern nicht zu kränken, wurde als Bedingung festgestellt, daß jener der Freier, welcher vom Turniere als Sieger zurückkehrt, die holde Maid heimführen solle. Dem Ritter von Aggstein lächelte das Glück auch beim Turniere, und so ward der Hochzeitstag festgesetzt. Darob kränkte sich der Ritter von Spitz so sehr, daß er zur Donau eilte, um sich und sein Herzeleid darin zu ertränken. Als er schon dem Uferrande nahe war, erschien ihm der Böse und stellte ihm den Antrag, er wolle eine Mauer über den Strom bauen, welche die Wellen bis zur Burg stauet, dann könne der Ritter die Braut nach Spitz entführen.

Der Ritter stimmte zu, der Böse begann sein Werk und führte es bis an die Donau, da krähte auf dem Kirchthurme zu Aggsbach ein Hahn. Der Böse, ergrimmt, in seinem Werke gestört worden zu sein, schoß dem Hahn einen Pfeil durch den Kopf; der Ritter aber bekam Reue und büßte auf einer Pilgerfahrt den Frevel, den Vorschlag Satans nicht zurückgewiesen zu haben. Als Wahrzeichen und zur Erinnerung an dieses Ereigniß wurde der kupferne Hahn mit dem Pfeil im Kopfe auf die Spitze des Kirchthurms zu Aggsbach gesetzt. Ein ganz ähnlicher Felsenkamm ist auch am rechten Ufer sichtbar. Wir passiren nun die Orte Ober-, Mitter- und Unter-Arnsdorf; der nächste größere Ort, an den wir gelangen, ist das am linken Ufer liegende Spitz. Die Häuser dieses Marktfleckens reihen sich um einen mit Reben bepflanzten Hügel, welcher als der Mittelpunkt der Wachau gilt; da er von Häusern umgeben ist, so sagt der Volkswitz: „Zu Spitz wächst der Wein auf dem Markt".



Krems.

Spitz gehörte in alten Zeiten nach Baiern, hierauf den Kuenringern, später der Familie Kapeller, dann dem Herzog Georg von Landshut und nach ihm Kaiser Max I. Jetzt ist es ein Fideicommiß der Familie Dietrichstein.

Der Hausberg, der sich gleich hinter Spitz erhebt, trägt an seiner Spitze einen starken, aus Quadern erbauten Thurm, welcher das einzige Ueberbleibsel der einst starken Veste Hinterhaus ist. Spitz zählt gegenwärtig 2067 Einwohner, welche bedeutenden Holz- und Bretterhandel, Schiffbau und Schifffahrt treiben. Der hier wachsende Wein wird nur zu Essig verwendet. Weiter hin am linken Ufer liegt das Dorf Sanct Michael mit einer sehr alten Kirche, auf deren Dach sich sechs aus Thon gebrannte Hasen befinden, zum Andenken an jene Zeit, wo einmal der Schnee bis über's Dach gereicht haben soll, so daß die Hasen darüber hinwegliefen. In früheren Zeiten war hier eine befestigte Donau-Zollstation. Wir schiffen nun zwischen Wesendorf und Joching (am linken) und Ober- und Unter-Kienstock und St. Lorenz (am rechten Ufer) vorbei und sehen am linken Ufer den alten Markt Weißenkirchen liegen, der einst den Kuenringern, später den Starhembergern gehörte und im 30jährigen Kriege gewiß nicht größeres Drangsal erlitt als 1805, da die Russen und Oesterreicher sich mit den Franzosen hier schlugen. Bei Rührsdorf stemmt eine gigantische Felsenwand sich dem Strome entgegen, kein Ausweg scheint da möglich, um die Kraft der Fluthen zu erlahmen; nordöstlich windet sich eine Schlucht, wild und grausig, als führe sie in den Orkus.

Wir nähern uns jetzt dem Markte Rossatz am rechten Ufer der Donau; hier macht der Strom eine starke Krümmung, und bald sieht man die berühmten Ruinen von Dürrenstein (oder Tyrnstein, wie es in alten Urkunden genannt erscheint), dem Stammschlosse der Kuenringe. Seinen sozusagen weltgeschichtlichen Ruf bekam Dürrenstein als angeblicher Kerker des Königs Richard Löwenherz von England; geschichtlich festgestellt ist dieses Vorkommniß noch heute nicht, verlegt doch eine andere Sage die Blondel-Richard-Legende an den Rhein nach Trifels. Wir wollen aber hier in der Wiedergabe dieser Gefangenengeschichte den Ueberlieferungen folgen, wie solche vorliegen.

Auf dem Kamm eines steilen, eigenthümlich gebildeten Felsens erbaut, blickt die Veste Dürrenstein auf das freundliche Städtchen gleichen Namens, das sich unten am Felsen hinzieht, hinab, und beide: Burg und Städtchen, werden häufig besucht, schon wegen der romantischen Geschichte des Königs

Richard Löwenherz — welche auch Walter Scott in seinem „Ivanhoe“ behandelt.

Im Jahre 1191 — so lautet die Tradition bezüglich Dürrensteins — unternahm Herzog Leopold VI. einen Kreuzzug nach dem gelobten Lande unter Kaiser Friedrich I., dem sich die tapfersten Ritter Frankreichs und Englands, von ihren Königen Philipp und Richard geführt, anschlossen. Bei dem Angriffe auf Ptolemais (Saint Jean d'Acre) erstürmte Leopold von Oesterreich mit seinen Rittern zuerst die Wälle und pflanzte dort sein Banner auf. Richard von England, welcher gleich nachher die Mauern erstieg, hielt es für eine Schmach, nicht der Erste gewesen zu sein, riß das Siegeszeichen Oesterreichs herab und trat es mit Füßen; nach den unter den Kreuzfahrern giltigen Gesetzen durfte Leopold keine Genugthuung verlangen, so lange sie auf dem Boden des heiligen Landes weilten. Leopold verließ, tief gekränkt, das Kreuzheer und begab sich zu Kaiser Heinrich (Friedrich I. war bekanntlich in Palästina gestorben), der ihm auch versprach, die geforderte Genugthuung bei erster Gelegenheit zu verschaffen. Diese Gelegenheit sollte sich denn auch gar bald finden.

Als König Richard aus dem Kreuzzuge zurückkehrte, litt er zwischen Venedig und Aquileja Schiffbruch und sah sich gezwungen, nun den Landweg über österreichisches Gebiet einzuschlagen. In einem Dorfe vor Wien, dem jetzigen Erdberg (Bezirk Landstraße), wurde er erkannt und von Leopold seinem Vasallen Hadamar von Kuenring zur Bewachung übergeben; dieser brachte den Britenkönig nach Dürrenstein, wo er ihn in ein Kellerverließ einschloß.

Als die Nachricht von Richard's Gefangennahme nach England kam, wandte sich die verwitwete Königin in wiederholten Briefen selbst an den Papst und verlangte, derselbe solle sich in's Mittel legen, um ihrem Sohne die Freiheit zu verschaffen. Dieses Bemühen blieb aber erfolglos, denn zu viele Feinde hatte sich Richard durch seinen Hochmuth geschaffen; — Alle waren daher bestrebt, die Haft des gefangenen Löwen zu verlängern. Der König von Frankreich machte dem deutschen Kaiser die lockendsten Anerbietungen, ihm entweder Richard auszuliefern oder denselben in ewiger Gefangenschaft zu halten. Heinrich ging hierauf nicht ein, stellte aber Richard vor das

Reichsgericht zu Worms, wo er ihn mehrerer Verbrechen beschuldigte. Durch seine geistreiche Beredtsamkeit aber, mit der sich Richard vertheidigte, gewann er die Herzen der anwesenden deutschen Fürsten, die seine Freigebung verlangten; ebenso drang der Papst darauf, der Heinrich mit dem Bannstrahl drohte. Nun trat der Kaiser mit seinem Gefangenen in Unterhandlungen und sicherte ihm die Freiheit gegen ein Lösegeld von Hundertfünfzigtausend Mark Silber zu. Diese für die damalige Zeit enorme Summe beeilte sich ganz England durch freiwillige Beiträge aufzubringen, um seinen König zu befreien. Kirchen und Klöster schmolzen ihre Silbergeräthe ein und brachten so 30.000 Mark auf; Bischöfe, Aebte, Edelleute widmeten den vierten Theil ihres Jahreseinkommens, die übrige Geistlichkeit den Zehnten des ihnen zufallenden Zehntens. Es war ausgemacht worden, daß noch vor der Freilassung Richard's zwei Drittel der Lösesumme erlegt sein mußten und zur Sicherung des letzten Drittels siebenundsechzig Geiseln gestellt werden sollen. Die Königin Eleonore, Richard's Mutter, und Walther, Erzbischof von Rouen, begaben sich nach Deutschland, zahlten dem Kaiser und dem Herzog von Oesterreich zu Metz das Lösegeld und lieferten die Geiseln aus. Richard eilte über Antwerpen heimwärts und landete am 13. März, nach einer Abwesenheit von mehr als vier Jahren und nach einer schweren Gefangenschaft von vierzehn Monaten, zu Sandwich. Die Reise Richard's bis London war ein förmlicher Triumphzug, überall jauchzte ihm das Volk entgegen, und ein ihn begleitender deutscher Ritter soll ausgerufen haben: „Wenn das mein Kaiser geahnt hätte, er würde Euch nicht so leichten Kaufes losgelassen haben!“

Nun kommen wir an die Sage von Blondel, dem Troubadour, der, aus treuer Anhänglichkeit an seinen König, ganz Europa durchwandert hatte, um den Ort aufzufinden, wo Richard Löwenherz gefangen gehalten wurde. Endlich brachte er in Erfahrung, daß auf dem Dürrenstein ein fremder vornehmer Mann gefangen gehalten werde. In der Ahnung, daß dies sein König sei, habe er am Fuße des Thurmes die erste Strophe einer Canzone gesungen, die er einst mit Richard gemeinschaftlich gedichtet hatte. Als dieser nun das Lied hörte und daran Blondel erkannte, sang er den zweiten Absatz. Dadurch erfuhr Blondel den Aufenthalt seines Königs, eilte nach England zurück und brachte der Königin Mutter die Botschaft.

Der vaterländische Dichter J. G. Seidl behandelt die Sage in

Blondel's Lied.

Spähend nach dem Eisengitter,
Bei des Mondes hellem Schein,
Steht ein Minstrel mit der Zither
Vor dem Schlosse Dürrenstein;
Stimmt sein Spiel zu sanfter Weise
Und beginnt sein Lied dazu:
Denn ein Ahnen sagt' ihm leise:
„Suche treu, so findest du!"

König Richard, Held von Osten,
Sankst du wirklich schon hinab?
Muß dein Schwert im Meere rosten,
Oder deckt dich fern' ein Grab?
Suchend dich auf allen Wegen,
Wallt dein Minstrel ohne Ruh',
Denn ihm sagt ein leises Regen:
„Suche treu, so findest du!"

Gehst du lebend noch hienieden?
Stellt vielleicht ein Feind dir nach,
Um in Ketten dich zu schmieden,
Der so viele Ketten brach?
Oder liegst du schon gebunden,
Stolzer Löw', in schnöder Ruh'?
Hoffnung ruft zu allen Stunden:
„Suche treu, so findest du!"

Hoffe, Richard, und vertraue!
Treue lenkt und leitet mich;
Und im fernen Heimatgaue
Betet Liebe still für dich.
Blondel folget deinen Bahnen,
Margot winkt dir sehnend zu:
Deinem Minstrel sagt ein Ahnen:
„Suche treu, so findest du!"

Horch! Da tönt es leise, leise
Aus dem Burgverließ empor,
Eine wohlbekannte Weise
Klingt an Blondel's lauschend Ohr.
Wie ein Freundesruf, ein trauter,
Schallt sein eigen Lied ihm zu,
Und sein Ahnen sagt ihm lauter:
„Suche treu, so findest du!"

Was er sang, das sang er wieder,
Wieder tönt es ihm zurück,
Süßes Echo klingt hernieder —
Keine Täuschung — sich'res Glück!
Den er sucht auf seinen Bahnen,
Ach! sein König ruft ihm zu:
Nicht vergebens war sein Ahnen:
„Suche treu, so findest du!“

Heimwärts fliegt er mit der Kunde,
Da war Leid und Freude groß,
Fliegt zurück mit edler Runde,
Kauft den theuren König los.
Rings umstaunt im frohen Kreise,
Stürzt der Held dem Sänger zu;
Gut bewährt hat sich die Weise:
„Suche treu, so findest du!“

In England erhielt sich auch das angebliche echte Klagelied, welches Richard im Kerker kurz vor seiner Befreiung gedichtet haben soll; dasselbe lautet in der Uebersetzung:

Zwar redet ein Gefang'ner insgemein
Nicht mit Geschick in seiner herben Pein,
Doch dichtet er, vom Gram sich zu befrei'n.
Freund' hab' ich viel, doch sind die Gaben klein,
Schmach ihnen, daß um Lösgeld ich allein
Zwei Winter lieg' in Haft.

Nun ist es meinen Mannen doch bekannt
In Normandie, Poitou und Engelland,
So armen Kriegsmann hab' ich nicht im Land,
Den ich im Kerker ließ um solchen Tand.
Nicht hab' ich dies zu ihrem Schimpf bekannt,
Doch bin ich noch in Haft.

Wohl ist es mir gewiß zu dieser Zeit:
Todt und gefangen thut man niemand Leid,
Und werd' ich ob des Geldes nicht befreit,
Ist mir's um mich, mehr um mein Volk noch leid,
Dem man nach meinem Tod es nicht verzeiht,
Wenn ich hier bleib' in Haft.

Kein Wunder, daß mein Herz von Kummer schwer:
Mein Herr drängt ja das Land mir allzu sehr
Und denket unsers Eides nimmermehr,
Den wir vor Gott geschworen, ich und er;
Doch weiß ich wohl, daß ich nicht lange mehr
Hier schmachten muß in Haft.

Das Geschlecht der Kuenringe, von denen hier so oft die Rede war, starb im Jahre 1355 aus, und da ging das Besitzthum derselben an eine Seitenlinie, an die Familie Ebersdorf, über. Später erhielt Ulrich Eyzinger Dürrenstein zu Lehen, bis es 1527 von Ferdinand I. zum Kammergute geschlagen wurde. Im Jahre 1663 kam die Herrschaft Dürrenstein durch Kauf an die Familie Starhemberg, der sie noch jetzt gehört. An der Berglehne liegt ein kleines Schlößchen in französischem Style, welches sich die Starhemberge zum Aufenthalt während der Weinlese erbauen ließen, unten am Strome aber steht der große moderne Schloßbau derselben Familie.

Die jetzigen Ruinen der Veste Dürrenstein stammen aber nicht aus der Zeit der Babenberger und der alten Schloßherren, sondern vom Jahre 1645, als die Schweden unter Torstenson diesen Ort eroberten und neu befestigten. Die Mauern mit Eckthürmen und geradlinigen Befestigungen zeigen auch den sogenannten Albrecht Dürer-Styl.

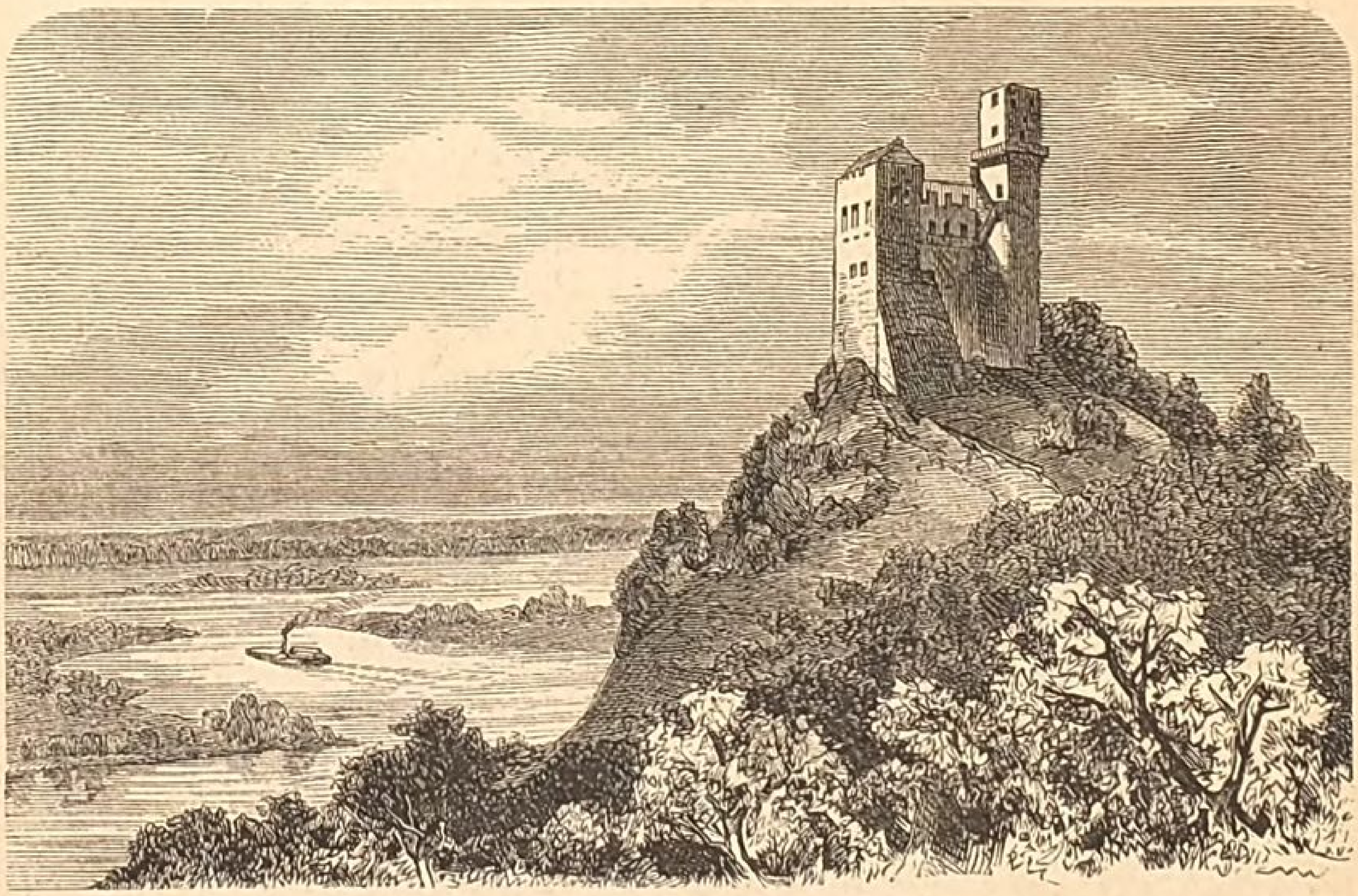
Im Jahre 1805 fand hier ein Treffen zwischen den Franzosen unter Mortier und den verbündeten Oesterreichern und Russen statt. Die Franzosen erlitten eine empfindliche Niederlage dadurch, daß ein Jäger ein russisches Corps über die Berge führte und letzteres Mortier in den Rücken fiel.

Bei Dürrenstein, welches gegenwärtig bei 600 Einwohner zählt, endet die Wachau.

Unterhalb Dürrenstein wälzt sich die Donau noch durch einen Engpaß, die Gegend ist sehr pittoresk, dann aber unter Stein verflachen sich die Ufer. Der Strom nimmt die Richtung gegen Osten, und da gewahren wir am rechten Ufer Mautern, das „Mutaren“ des Nibelungen-Liedes. Man entdeckte hier Katakomben, und viele ausgegrabene Alterthümer weisen auf eine römische Colonie hin, daher glauben viele Geschichtsforscher, hier sei die Stelle des einstigen Mutinum. Unter Karl dem Großen wird Mutarum erwähnt; 898 war es bereits Stadt. Im Jahre 1484 erkämpfte der Ungarkönig Mathias Corvinus bei Mautern einen entscheidenden Sieg. Hinter Mautern sieht man auf einem hohen Berge, der sich ganz isolirt aus der Ebene erhebt, das Benedictinerstift Göttweih.

Je näher wir der Abtei kommen, um so stattlicher und herrlicher treten uns ihre umfangreichen, den ganzen heitergrünen Waldberg bedeckenden

und großentheils palaſtähnlichen Gebäude entgegen, und erinnern einigermaßen an Melk. Eine paſſendere Stelle konnte kaum auserſehen werden, als die der Gründer dieſes Kloſterſchloſſes, Biſchof Altmann von Paſſau, 1075 auf dem ziemlich hohen Berge erwählte. Davon berichtet die Tradition, daß Altmann, ein fahrender Schüler, mit Adalbert und Gebhardt, ſeines Gleichen, ſich an einer Quelle am Fuße dieſes Berges getroffen. Jeder habe Wohlgefallen am Andern gefunden, jeder in dem Andern den gottſeligen, eifervollen Sinn erkannt, und ſo haben ſie einen feſten Freundſchaftsbund mit einander geſchloſſen und

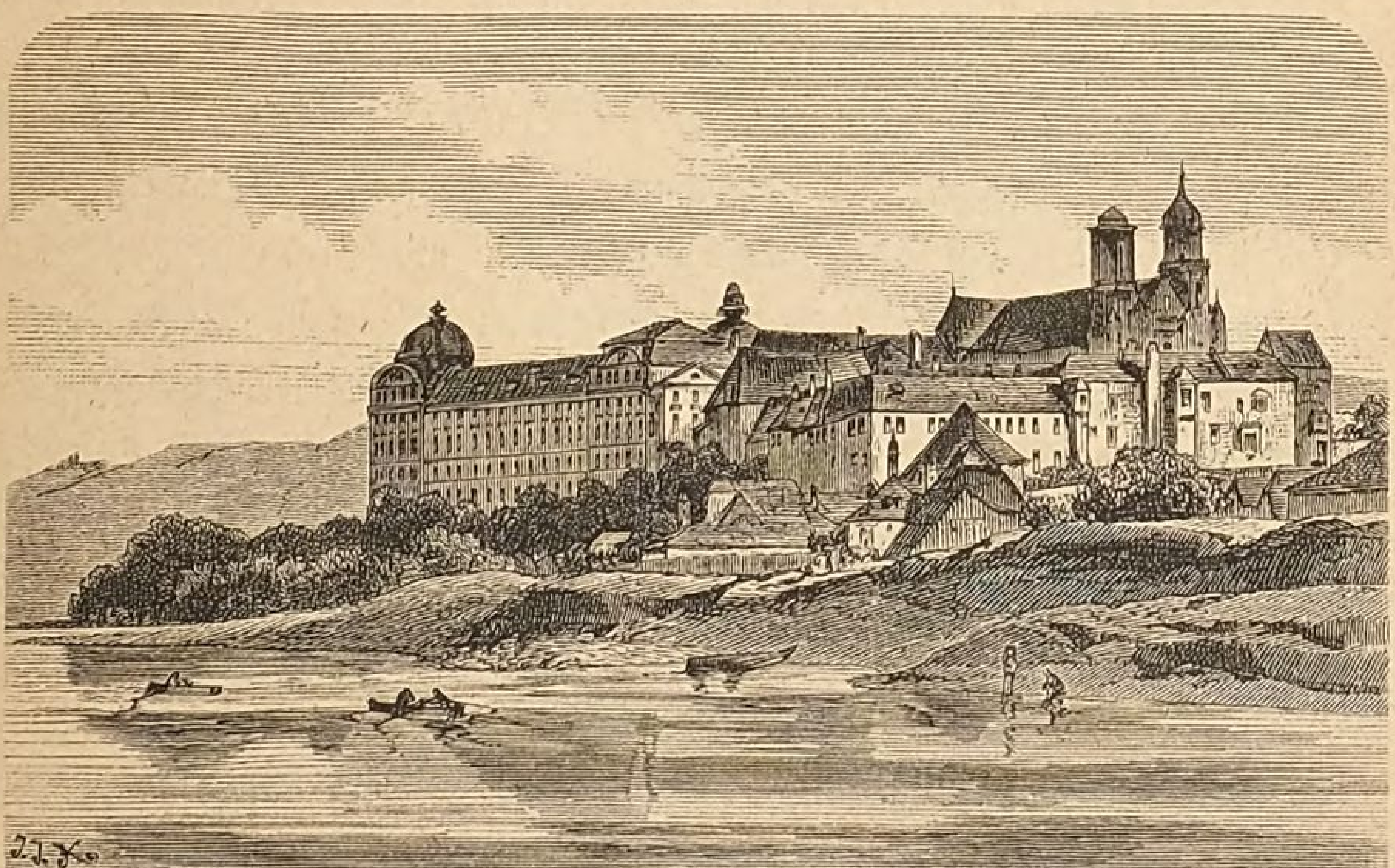


Greifenſtein. (Seite 304.)

ſich gegenſeitig auch das Gelübde abgelegt, daß Derjenige, welcher von ihnen zur Biſchofwürde ſich emporſchwänge, einen Kloſterbau gründen ſollte. Das Schickſal begünſtigte die drei frommen Pilger und fügte es, daß jeder zur gewünſchten Würde gelangte. Adalbert wurde Biſchof zu Würzburg, Gebhardt zu Salzburg und Altmann zu Paſſau. Da hielt jeder ſein Wort und wurde Gründer eines Kloſters. Altmann ſtiftete zur Erinnerung an die Gertrudis-kapelle ein Auguſtiner-Chorherrenkloſter, das ſpäter ſo prächtige Göttweih. In ſpäterer Zeit nahmen die Auguſtiner-Chorherren die Ordensregel des heiligen Benedict an. Vermächtniſſe und Schenkungen machten dieſes Stift ſo reich, daß es ſich bald an Glanz und Anſehen in die Reihe jener, fürſtliche

Einkünfte habenden Hochstifte stellen konnte, die Oesterreich in so reicher Anzahl aufzuzeigen hat, wie Melk, Klosterneuburg, Lilienfeld, St. Florian, Admont und andere.

Im Jahre 1718 zerstörte ein Brand die Abtei, und darauf entstanden unter dem Abt Bessel in dem kurzen Zeitraume von 1720 bis 1732 die prächtigen Gebäude, die der Gegend Zier sind. Noble Gastlichkeit vermißt auf Göttweih kein gebildeter Fremder; sie leitet ihn freundlich zu den Schätzen der bändereichen Bibliothek, der numismatischen und Naturalien-Sammlung,



Klosterneuburg.

dem Kupferstichkabinet, dem Museum der Alterthümer und Kunstsachen. Da giebt es denn genug zu sehen und zu bewundern. Die Ansammlung und zweckmäßige Anordnung dieser Schätze dankt Göttweih seinen gelehrten Aebten, welche fast alle als Schriftsteller sich Namen machten. Den Wissenschaften vertraut, erfreuen diese Prälaten sich eines Lebensgenusses, der beneidenswerth genannt werden mag, da ihr Reichthum, ihr hoher Rang und die allgemeine Verehrung, deren sie theilhaftig sind, jeden Comfort gestattet, welcher das Leben zu schmücken und zu verschönen vermag. Wenn von diesen prangenden Abteien als Klöstern die Rede ist, dann denke ja Niemand, der das Leben der Mönche nur aus Büchern kennt, an enge dumpfige Zellen, an Geißel

und härenes Gewand, an mittelalterlich finstere Einrichtungen, er stelle sich vielmehr, abgesehen von Gemälden, Antiken, Sammlungen eigener Neigung und Liebhaberei, ausgeschmückte Wohnungen vor, die Mönche wissenschaftlicher Beschäftigung con amore hingegeben, die geistigen Freuden mit denen der Geselligkeit und mit erlaubtem und anständigem Sinnengenuß verbindend.

Herrlich ist von der Höhe Göttweihs die Aussicht. Wir erblicken ein weites grünendes gesegnetes Gefild mit dem stolz und ruhig dahinwallenden Strome. Von der Wachau, von Dürrensteins Ruinen über Mautern und Stein dringt der Blick sogar in das Thal von Krems und folgt dem geschlängelten Laufe der Kamp über die mit Dörfern besäete Ebene bis zu den Bergen, aus denen sie hervorrollt. Die fast zahllosen Inseln der sehr ausgebreiteten Donau, welche jetzt für eine lange Strecke über das flache Gefild ein ganzes Netz von mehr oder minder breiten Strömungen geworfen hat, lassen sich weithin verfolgen. Von Traismauer an ist der Blick eine Strecke lang in das Traisenthal gestattet, und die Straße nach St. Pölten zieht heiter unter uns dem Süden zu. Der bewaldete Stratzerberg hemmt nach Südwest die Aussicht, sonst würde mit gutem Auge Schönbühel und Melk zu erkennen sein. In nächster Nähe der Abtei athmet ringsum Frieden, Fruchtbarkeit und Wohlstand; Wald- und Weinberge wechseln anmuthig rings umher.

Sind wir über den am Bergesfuß liegenden Flecken Furth auf der St. Pöltener Straße nach Mautern zurückgeeilt und haben wir in der Nähe von Krems das Inselgebiet des mächtigen Stromes, das wir so bald nicht wieder verlassen, begrüßt, so verschwindet fast alle Aussicht zwischen den bebuschten und schilfbewachsenen Auen. Nur Hollenburg oder Holenburg, der Markt, zeigt neben einer Kirche von merkwürdiger Bauart auf einem Hügel die alte Trümmerburg Barthelstein, wo der berüchtigte Räuber Frohnauer, 1461, hauste, dann der nicht minder gefürchtete Ritter von Wettau, der die Stromfahrt unsicher machte.

Nach eintönigem Wege sind wir Trasenmauer oder Traismauer genaht, wo die Traisen in die Donau fällt. Von diesem alten Orte singt schon das Nibelungen-Lied:

„Bei der Traisen hatte der Fürst von Heunenland
Eine reiche Veste, im Lande wohl bekannt,
Mit Namen Zeisenmauer, einst wohnte Helka da,
Und pflog so hoher Tugenden, als wohl nicht wieder geschah."

Hier weilte Chriemhilde vier Tage, dann reiste sie weiter nach Tulna. Dort empfing sie König Etzel im Geleit seiner kühnen Degen, Christen und Heiden, Russen und Griechen, Polen, Walachen und Petschenegen, Dänen und Thüringern.

Wir sind am rechten Ufer ein wenig vorausgeeilt und kehren nun an's linke zurück, da kommen wir bald nach Dürrenstein an die kleine Stadt Stein mit 3870 Einwohnern, welches Städtchen eigentlich nur eine lange Gasse bildet am Fuße steiler Felsen, welche oben Weingärten tragen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind erwähnenswerth die Pfarrkirche, das Rathhaus mit hübschen Fresken von Schmidt und die Marienkirche auf dem Nonnenberge. Stein war im Mittelalter einer der bedeutendsten Zollplätze, und selbst die Kreuzfahrer mußten da beträchtliche Abgaben entrichten, so daß das Mauthgefälle im Jahre 1329 für 2900 Wiener Pfund verpachtet wurde. Von Stein nach der zunächst gelegenen Stadt Krems führen schöne Alleen und ein bequemer Weg, an dem ehemaligen Kapuzinerkloster Und vorbei, woher der Volkswitz stammt: „Krems Und Stein sind drei Orte".

Krems zählt gegenwärtig 8155 Einwohner und hat sich die Einwohnerschaft seit 30 Jahren verdoppelt. Die Stadt ist Sitz der Bezirksbehörden, hat ein Piaristen-Collegium, Gymnasium, Normalschule, Militär-Erziehungshaus, ein Fräuleinstift; das Rathhaus enthält ein sehr altes Archiv mit historisch denkwürdigen Schriftstücken.

Die Industrie von Krems ist hochentwickelt, der in der Wachau wachsende Wein wird da zu Essig verarbeitet und dieser wieder zu der weitberühmten Senf-Fabrikation verwendet. Stahl-, Sammt- und Seidenwaaren werden da ebenfalls angefertigt, eine Specialität bildet das sogenannte Kremserweiß. Außer Wein und Senf wird hier auch Safran gebaut.

Es ist Krems eine der ältesten Städte Oesterreichs und kommt bereits im Jahre 995 in Urkunden genannt vor. Im Jahre 1347 fand hier eine heftige Judenverfolgung statt. Eine Seuche, welche kurz vorher geherrscht, gab zu dem damals so gang und gäben Verdachte Anlaß: die Juden hätten die Brunnen vergiftet. Der aufgewiegelte Pöbel wüthete derart, daß sich die unglücklichen Juden lieber selbst in ihren Häusern und mit denselben verbrannten, als sich den Martern und Peinigungen durch ihre Verfolger auszusetzen.

Nun verflachen sich die Ufer der Donau zu beiden Seiten immer mehr. Lange muß unser Schiff durch mannigfaltige Windungen des Stromes steuern, bald dem rechten, bald dem linken Ufer sich nähern, bald sich ganz von Inseln umfangen sehen, durch welche die Wasser still und heimlich schleichen, ein Reich der Undinen, bis endlich das hochalterthümliche Tulln, das Tulna des Nibelungen-Liedes, unserem Auge entgegentritt.

Vorher sehen wir aber noch am rechten Ufer den Ort Thalern mit ergiebigen Steinkohlenlagern, dann den Marktflecken Hollenburg mit der Ruine gleichen Namens und hart an der Donau die Mutterkreuzkapelle.

Tulln ist in mehrfacher Beziehung ein höchst merkwürdiger Ort. Hier war schon ein Römer-Castrum, genannt Comagena, zugleich Standort einer der drei Donauflottillen, die von Carnuntum (Petronell) bis Laureacum (Lorch) auf der Donau kreuzten, die Reste eines Tempels sieht man noch wohlerhalten als christliche Kirche. Auch das Nibelungen-Lied hat Tulln gefeiert. Hier fand der festliche Empfang Chriemhildens durch Etzel statt:

„Eine Stadt liegt an der Donau im Oesterreicher Land,
Die ist geheißen Tulna. Da ward ihr (Chriemhilden) erst bekannt
Manche fremde Sitte, die sie noch niemals sah;
Da empfingen sie Viele, denen noch Leid von ihr geschah."

Die Gegend ist äußerst fruchtbar. Fünf Meilen lang stromaufwärts breitet das Tullner Feld sich aus, berühmt als gesegnetes Fruchtland und üppiger Wiesengrund, oft getränkt vom Gott der Schlachten mit Menschenblut. Zweimal nahm Mathias Corvinus im 15. Jahrhundert die Stadt belagernd und stürmend ein, und auf dem Tullner Feld vereinigte der Polenkönig Sobieski die Schaaren seiner Verbündeten im Jahre 1683 zur Entsetzung des von den Türken hart belagerten und bedrängten Wien. Lange bevor die große Kaiserstadt selbst erbaut worden, stand schon das jetzt kleine unscheinbare Tulln fertig in der Geschichte und war — darauf deutet schon die Auszeichnung hin, welche das Nibelungen-Lied der Stadt beilegt — Oesterreichs Hauptstadt. Als Römersitz, als Avaren-Grenzveste, als Aufenthalt Karl's des Großen, als Schirmburg und Residenz späterer Markgrafen, dann, nach verheerenden Einfällen der Ungarn, als Colonie baierischer Insassen, hierauf als Eigenthum der Kaiser des Sachsenstammes geht es glanzvoll durch zwölf Jahrhunderte. In

dieser Zeit wurde durch Kaiser Heinrich II. die alte Kapelle erbaut, die Manche irrig für einen römischen Tempel halten, und zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit geweiht. Ein kostbarer Ueberrest altsächsischen Baustyls, einfach und edel, doch gedrückt und dem Verfall nahe, auch nicht mehr dem kirchlichen Gebrauch dienend, sondern ein Magazin. Im einfachsten Rundbogenstyle aufgeführt, bildet dieses Bauwerk einen eigenthümlichen Contrast zu der schönen gothischen Pfarrkirche ganz in der Nähe. Heinrich Jasomirgott hatte hier eine Burg, die er dem Wiener Schottenkloster übereignete. Er bestätigte 1156 die alten Stadtrechte von Tulln, was auch Ottokar 1270 that. Rudolf von Habsburg stiftete zum ewigen Gedächtniß der Ueberwindung Ottokar's hier das Nonnenkloster zum heiligen Kreuz. Unter Mathias Corvinus litt Tulln viele Drangsale, und auch die letzten Franzosenkriege ließen die Stadt nicht ohne Heimsuchung.

Am Ufer der Donau sehen wir ein schönes Gebäude, es ist die ehemalige Pionnierschule (diese ist jetzt in Hainburg) — hier setzt auch die Franz Josefs-Bahn, das Tullner Feld durchschneidend, über die Donau auf einer schönen Gitterbrücke. Das Tullner Feld ist sehr reich an Naturproducten und bildet einen Hauptfactor zur Nahrungsversorgung Wiens. Bevor wir von Tulln Abschied nehmen, kehren wir nochmals zu Chriemhilden und Etzel zurück und belauschen (nach W. Jordan) deren Zwiegespräch, wie es Hildebrand wiedererzählt:

„Wie die Zwei da so standen, ich weiß nicht wie lange,
Da beschlich mich ein Wahn, jetzt schleud're der Weltherr
Auf alles Lebend'ge den Bann des Schlafes
Oder verordne, daß Alles, was athme,
Versteinert erstarre zu gänzlicher Stummheit,
Aus Furcht, jedes Wort, das dies Fürstenpaar wechsle,
Sei Fluch der Zerstörung, sei Flamme des Sturztags.
O wie schlecht begriff ich die großen Seelen
Mit der thörichten Furcht, wie ward ich enttäuscht!
Als führe nicht Rachsucht die rheinische Fürstin
Hierher zu den Hunnen und ihrem Beherrscher,
Sondern irgend ein Fest, ein gewöhnlicher Vorfall,
So ruhevoll klar erklang ihre Rede:
Ich grüße Dich, Etzel, als größesten König,
Seit der Mann aller Männer gemordet wurde,
Um dessen Witwe Du werben sandtest.

Niederlands Königin, sei mir willkommen!
Erwidert' ihr Etzel gewinnend einfach.
Dann, zum Sessel sie leitend, sagt' er mit Laune:
Nimm diesen Stuhl ein, daß uns'rer Gestalten
Ungleiches Maß sich ein wenig vermind're
Und, große Königin, Deiner Begrüßung
Nicht zu arg der Augenschein unrecht gebe.
Sie setzte sich lächelnd. Ihr links gegenüber
Stellte sich Etzel ein and'res Stühlchen
Von besonderer Form: Ein Sattel war es
Auf hölzernen Beinen, des Hunnengebieters
Gewöhnlicher Sitz.
Uns're beiden Gesichter,
Rief er fast neckisch, sich rittlings d'rauf setzend,
Halten einander nun gleiche Höhe.
Ich danke Dir sehr, so sagt' er ferner,
Daß Du unsern Antrag nicht ausschlagen wolltest,
Eh' Du selber geseh'n, wie der Siegfried's Witwe
Das hunnische Reich und sein Herrscher behagten."

Doch bald verlassen die Beiden das gemüthliche Plaudern, und die wilden Naturen brechen durch; Chriemhilde fordert Attila auf, ihr seine Wünsche darzulegen:

„Heraus damit! rief sie. Rede Verdammniß,
Verderben, Dolche, Donnerkeile.
Was zügelst Du mühsam vor mir Deine Zunge?
Mir ziert sie Dich nicht, die erheuchelte Zahmheit.
Ein närrischer Adler, der Nachtigall-Sanftmuth
Statt der eigenen Art der Adlerin vorspielt!
Mir mißfällt es schon längst, daß Du vorsichtig lauernd
Vor Chriemhild's Blick Deine Krallen versteckst."
Er lachte nun auch. „Ich kann Dein Verlangen,
Mich stürmen zu seh'n, Dir heute nicht stillen."

Er schildert die Gründung seines Reiches und sagt dann zu Chriemhild:

„Erst des Sigmundsohnes, des göttlichen Siegfried,
Leidvoller Weggang erlaubte mein Weltreich;
Denn ich ward nun Erbe seines Auftrags
Und versuch' es, allein die Last zu schleppen,
Die schwer genug war, um nicht der Verschwendung
Die Götter zu zeih'n, weil sie zugegeben,
Daß zwei Giganten, wie ich und Dein Gatte,
In Einem Alter auf Erden geathmet. —

Du bist seine Witwe, Du weißt, was er wollte: —
Willst Du mir helfen?
Hoch erröthend
Reicht' ihm die Rechte und rief Chriemhilde:
So wirbt ein König! Ja, ich will es, ich kann es.
So sind wir nun einig?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Er geht zu ihr hin. Aus seinem Gürtel
Zieht sie den Dolch. Er läßt sie verdachtlos
Und lächelnd gewähren. Wunderbehende
Entrollt sie jetzt ihres röthlichen Goldhaars
Ueppige Flechten. Die flimmernde Klinge
Der scharfen Waffe zum Scheitel führend,
Strählt ihre Linke vom längsten der Strähne
Ein Schnürchen heraus und die Rechte schneidet's
Hart an der Haut aus der herrlichen Fülle.
Dann zwirnt sie die Fäden zwischen den Fingern
Und schlingt das Band um die Rechte des Bildes,
Die der Meister gemodelt, als ob sie soeben
Auf die Seite gesunken, nachdem die Sehne
Den Bolzenpfeil vom Bogen entsendet.
Nun fädelt sie noch ihr funkelndes Kleinod,
Den Schlangenrubinring, auf eben dies Bändchen,
Und flink zum Knoten die Enden verknüpfend,
Streift sie den Ring auf die Rechte Etzel's.
Sie bewirkte das Alles gewandt, aber wortlos.
Doch nun, da das Nornengold, Nib'lungs Rubinring,
Durch die Schleife von Haar verschlungen mit Siegfried,
Am Finger des Königs funkelnd festsaß,
Nun gab sie die Hand ihm und sagte herzlich:
Vergieb mir, Etzel, und sei mein Gatte.
Du bist für Chriemhilde jetzt nimmer häßlich.
Hunnenkönigin, sei mir willkommen!
Erwidert' ihr laut der Länderbeherrscher.
Nun thu' mir Bescheid aus der goldenen Schale.
Heil Dir, Chriemhilde! Heil auch dem Helden,
Der auf uns nur erwartend aus Walhall herabschaut.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht war windig, der Himmel voll Wolken;
Wie flackernde Flämmchen durchflogen die Sterne
Die selt'nen Lücken, als sähen sie Leid nur
Unter den Rissen auf Erden reifen,
Als stiege hindurch ein Dampf des Verderbens
Und sporne sie an, sich hinüber zu sputen,
Um nicht völlig verfinstert vom Himmel zu fallen.

Im Osten aber enthob sich eben
Dem dunstigen Rande, dunkel geröthet,
Wie ein feuriges Messer die Mondessichel.
Ihr glühender Gleisch im glitzernden Wasser
Ließ die randvolle, räthselhaft rauschende Donau
Meinem Blick erscheinen als schäumenden Blutstrom.
Mir dünkte dabei ein dumpfer Donner,
Unheil dräuend, drunten zu dröhnen,
Als schüttle sich schaudernd der Schoß der Erde,
Als empfinde sie vor schon bei der Empfängniß,
Daß ein welterschütterndes, wehvolles Schicksal
Sie nun bald aus dem Bunde gebären solle,
Der in Etzel's Zelte sich eben vollzog.

Tulln gegenüber, an einem weit ausgebogenen Arm des Stromes liegt Trübensee, dessen Name vielleicht nicht ohne historische Bedeutung ist, denn einem großen See mag wohl in früheren Zeiten die ganze Gegend geglichen haben, wie sie ihm noch gleicht, wenn hoher Wasserstand die flachen Auen und Inseln überfluthet. In diesem Ort hatte der berüchtigte und gefürchtete Frohnauer ebenfalls ein Versteck und Raub=Asyl.

Wenn wir nun, die Stromfahrt fortsetzend, uns von den Donauwellen heiter wiegen und tragen lassen, weilt der Blick mit vergnüglichem Antheil auf den malerischen Höhen des umfangreichen Gebirges, des Wiener=Waldes, dem wir uns von Minute zu Minute nähern, der uns mit blaugrünen Schwingen gleichsam entgegenfliegt. Wir lassen die Insel=Auen alle zur Linken, fahren dicht am rechten Ufer hin, an den Orten Langenlebarn und Muckendorf vorüber, und etwas abseits erblicken wir Zeiselmauer. Am Ausläufer des Wiener=Waldes, nächst der Eisenbahnstation St. Andrä=Wördern, sieht man ein Lustschloß, welches ehemals dem Baron Pereira gehörte, jetzt ist es Eigenthum des Grafen Beust. Zeiselmauer, das römische Cetium, ist den Frommen denkwürdig als Geburtsort St. Florian's. Zur Linken, weit drüben über dem von Canälen vielfach durchschnittenen Ried, liegt an der Eisenbahn der wohlhabende Markt Stockerau, durch den die Poststraße hinzieht, der Todesort des heiligen Coloman. Indessen hat der Bergzug des Wiener=Waldes das Stromthal erreicht, ein Ast desselben tritt an den Strom selbst herab, und auf der Spitze dieser Absenkung erscheint die Ruine der Burg Greifenstein, allbekannt durch eine der weit

verbreitetsten Sagen. Auch da soll König Richard Löwenherz gefangen gehalten worden sein, ehe man ihn nach Dürrenstein brachte; ja man zeigte früher hier sogar den Käfig jenes Königs-Adlers. Schauersagen in Menge knüpfen sich an diese berühmten Trümmer. Ein ganzer Schwarm böser Geister soll hier umwandeln und nächtlich eine weiße Frau umgehen. Schon unter Leopold dem Heiligen wird Greifenstein genannt, und zwar als Eigenthum des Bisthums Passau. Der Passauer Bischof Rüdiger mußte sie bereits erneuernd herstellen, auch die Schweden kamen verheerend auf diese Veste. Fürst Liechtenstein, dessen Hause die Burg seit 1805 gehört, erwarb sich durch zweckmäßige Restauration ein Verdienst um die Erhaltung des alten Baues. Die Ruinen von Greifenstein boten früher dem Besucher die Ansicht starker Thore, einiger eiserner Kanonen, eines verschütteten Kellers, den die Tradition bis hinab an die Donau reichen ließ, eines Gefängnißkastens aus Eichenbohlen, Kotter genannt, der eine abscheuliche Keuche war. Darin saß angeblich König Richard, nach anderer Sage ein Burgkaplan, der eine Schlange zähmte, aber endlich, als er Gefahr von ihr fürchtete, sie todtschlug. An der Treppe ward jener Stein mit der Höhlung gezeigt, welcher der Burg nach der Sage ihre Benennung verschaffte. Dann fand sich auf dem Thurm eine Rüst- und Rumpelkammer voll verlegener und schadhafter Armaturstücke und auf der Plattform des Thurmes das, was sich noch heute auf der neuen Galerie um ihn darbietet, die entzückendste Aussicht auf Waldgebirg, Strom und Inseln, auf die Tullner Ebene und die steierischen Alpen. Ein Anblick, über alle Schilderung schön.

Weniger romantisch als die angebliche Gefangenengeschichte Richard Löwenherz', aber doch sehr interessant ist, was uns über die Gefangenen in Greifenstein während der Reformationszeit mitgetheilt wird.*)

Greifenstein war einst, wie wir das auch weiter oben erwähnten, Besitzthum des Bischofs von Passau. In dieser Eigenschaft diente die Bergveste als Zuchthaus für Laien und Geistliche. Dr. Kerschbaumer, der gelehrte Dechant von Tulln, hat vor mehreren Jahren in den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich die Geschichte dieser alten Veste erörtert und die Zuchthausnatur des Felsenschlosses hervorgehoben.

*) Verfasser verdankt die nachfolgenden Mittheilungen Herrn Gemeinderath und Redacteur J. K. Lecher in Wien.

Hier sei das von Dr. Kerschbaumer Mitgetheilte etwas erweitert.

In der Beurtheilung der Strafrechtspflege für den Clerus muß zwischen custodia und carcer unterschieden werden. Die custodia war eine Art von Untersuchungshaft und eine Abbüßung kleiner Delicte. Der Carcer diente zur Abbüßung einer mittelst Sentenz dictirten Strafe. Die Custodie des passauischen Bischofs befand sich im Passauer Hofe bei Maria am Gestade in Wien und war eine Reihe von Keuchen. Diese Keuchen waren fest und schwer zu durchbrechen. Als am 13. Mai 1560 der Vicar in Schrick sich mit seiner Dienerin verlobte und gelobte, sie binnen Jahresfrist heimzuführen, ließ Official Hillinger den Vicar, die Braut und den Dechant Faschang von Mistelbach, der vorschnell die Licenz ertheilt hatte, gefangen nehmen und in die Custodie setzen. Der Vicar, ein starker Mann, wollte fraudulose et turpiter ausbrechen, mußte es wohl bleiben lassen und sich auf das Bitten verlegen. Der Official ließ ihn gehörig lang bitten und motivirte diese Hartherzigkeit damit, daß er versucht habe, inhoneste der Custodie zu entweichen. Uebrigens war es mit der Custodie des passauischen und wienerischen Consistoriums kein so schlimmes Ding. 1554 gerieth der Beneficiat Michael Traxl auf der Mauer mit dem Grafen Ferdinand Lodron in Streit. Der Graf zückte den Degen, der Beneficiat „hat aber zur Carabatsch gegriffen, den Herrn so unmenschlich tractirt, daß er keinem Menschen gleichgesehen“, überdies schlug ihm der rabiate Beneficiat noch ein Scheit Holz an den Kopf. Der Herr Graf mochte gerade genug haben; auch dem Official Freisleben war es zu viel. Er langte nach dem Beneficiaten und ließ ihn ad custodiam schaffen: aber „Ime daselbst keinen Mangel, sondern Essen, Trinken und Wein seines Begehrens vmb sein Geld genug geben“. Dies ärgerte den geprügelten Grafen; er beschwerte sich beim Nuntius Delfini. Der Auditor Almericus Piccolomini wollte sich einmischen, erhielt aber die grämliche Antwort, er habe hier keinen Gerichtshof.

Mit dem Carcer hatte es eine andere Beschaffenheit. Hier herrschte große Strenge. In Greifenstein namentlich sah es gar nicht geheuer aus. Der erste bekannte Bewohner dieses Carcers war der Socialdemokrat B a l t h a s a r H u b m e i r. Dieser talentirte, aber von den communistischen Ideen seiner Zeit durch und durch beherrschte Mann saß in Greifenstein nur

wegen seiner Gefährlichkeit; denn als zum Tode verurtheilt, wäre das Schergenhaus in Wien sein Platz gewesen. In Greifenstein suchte nun der gelehrte Theologe Johann Faber den Communisten und Wiedertäufer zu bekehren. Bezüglich der Wiedertaufe gab Hubmeir nach und wollte bis auf ein künftiges Concil „still ston", aber seine communistischen Ideen vertheidigte er derart, daß es zwischen ihm und Faber nahezu „zum schlahen" gekommen wäre. Hubmeir's Anhänger im Clerus und Volke waren sehr zahlreich. Der bischöfliche Carcer in Wien war überfüllt, Bischof Georg Slatkonia weigerte sich, neue Ankömmlinge aufzunehmen; auch der passauische Official Lorenz Motz versperrte den Greifenstein, denn er habe öfters Pfarrer und Vicare eingesperrt und brauche seinen Carcer selbst.

In Korneuburg pastorirte Herr Rosentaler. Der Mann war ungeschlacht. Wegen Injurien zur Custodie verurtheilt, las ihm am 17. August 1559 Official Lorenz Glüngl den Beschluß des Consistoriums vor. Rosentaler wurde so erbittert, daß er auf den Official losstürmte und sich in dessen Bart verwickelte. Der Notar (heutzutage Kanzleidirector) Stefan Gäßel eilte wohl mit einem „Trümmel" in der Hand herbei, konnte aber doch nicht den Bart in seiner Integrität erhalten. Ein Stück blieb schon in der Hand des Rosentaler. Daß dieser Rabiate nach dem Greifenstein mußte, war wohlverdient. Die Officiale hatten oft dergleichen Torturen auszustehen. — Am 20. März 1560 sollte sich der Pfarrherr Nikolaus Baisch in Falkenstein wegen wiedertäuferischer Gesinnung verantworten. Statt sich zu verantworten, begann er mit dem Official Hillinger zu raufen. Hillinger war aber handfester Natur, sein Notar Johann Heuschberger nicht minder. Der verwegene Pfarrer konnte im Greifenstein über seinen Angriff und die empfangenen Schläge meditiren. Als der Official Zadesius den leichtfertigen Propst Christoph von St. Andrä im Auftrage der niederösterreichischen Regierung gefangen nehmen sollte, versammelte der Propst seine Drescher und ließ den Herrn Official aus dem Kloster werfen. Zadesius flüchtete sich nach Herzogenburg und von da nach St. Pölten. In St. Pölten überlegte er sich die Sache, nahm Succurs, eilte nach St. Andrä und jetzt mußte der Propst das Weite suchen. Ergriffen, wurde er wegen besonderer Gefährlichkeit auf den Greifenstein

geführt. Neben dem Clerus bevölkerten aber auch Männer den Greifenstein, die bei Lebzeiten eines Weibes eine zweite ehelichten.

Die Sache war die. Mit dem Protestantismus drang auch die Anschauung von der Lösung des Ehebandes und der Wiederverehelichung in das Land unter der Enns. Die Ehegerichtsbarkeit stand bei dem Official, der natürlich eine solche Anschauung eine „schädliche, verderbliche und erschröckliche Opinion“ nannte und Jeden, der seinem Weibe entlief und sich wieder verehelichte, auf den Greifenstein sperrte; vorher aber stellte die Regierung den Missethäter auf den Pranger und ließ ihn mit Karbatschhieben tractiren. Als die Concession ertheilt und die Uebung der Augsburgischen Confession den beiden Ständen der Herren und Ritter freigegeben wurde, änderte dies in Ehesachen gar nichts. Die beiden Stände brachten es eben nie zu einem Consistorium und konnten somit keine Jurisdiction in Ehesachen erhalten. Ein Fall aus dem Jahre 1586 wird das Gesagte belegen. Ein Wiener Einwohner, Bernhard Reisich, ließ sich durch den Prädicanten zu Vesendorf von seinem Weibe scheiden und bewarb sich um die Gunst der Maria Taiml, und zwar „durch ungebührliches heftiges Schreiben“. Eine Dienstdirn, Maria Wiedemann aus Penzing, machte den Briefträger. Die Jungfrau Taiml willigte ein, verlobte sich, und auf dem Wege nach Vesendorf, im Begriffe, „einen verbotenen ärgerlichen Ehehandel zu tractiren“, das heißt sich trauen zu lassen, wurden die Verlobten aufgegriffen. Der Bräutigam, weil er „wider ausgangene Generale, kaiserliche Resolutionen und Satzungen hat wellen practiciren“, wurde am Leibe gestraft, ein Jahr lang im Greifenstein eingesperrt und dann des Landes verwiesen; der Briefträger, die Maria Wiedemann, wurde „mit Ruthen gestrichen“ und auf den Pranger gestellt, die Braut dagegen „auf drei Monate dem Burgermeister in sein Zucht in die Kuchel gestellt“.

Aber auch Andere mußten nach dem Greifenstein, „fals sie gegen die aus Gnad erlangte und hergebrachte Dignitet der Stände“ verstießen. Im Jahre 1572 ehelichten zwei alte, adelige Damen, „des Fünfkirchers Wittib und des Ludmanstorfers Wittib“, ihre Knechte, frische, kräftige Burschen. Dies verdroß die Stände ungemein. Sie forderten Lösung des Bandes und auf Befehl der Regierung wurden die Frauen ihren Familien „zur Custodi“

übergeben, die beiden Ehemänner in den bischöflichen Arrest bei Maria-Stiegen gesperrt. Hier saßen die armen Gesellen durch vier Jahre. 1576 erfloß die Sentenz: es sei dies eine ärgerliche, verdrießliche, unverschämte, gegen gute Sitten verstoßende Ehe, aber es sei eine Ehe und könne nicht aufgelöst werden. Die Regierung stimmte bei und sprach über diese Eheleute die Verbannung aus. Die beiden Stände waren hiermit nicht zufrieden und forderten auf Grund eines Gutachtens der theologischen Facultät zu Rostock eine neue Untersuchung. Es geschah. Nun wurden die zwei Männer auf den Greifenstein geschickt. 1580 wurde Khlesel Official. Er fand die Gefangenen und machte wenig Federlesens. Er erklärte: die ketzerische Facultät kümmere ihn nicht, die Ehe sei giltig, für das Unverschämte, „die Herren und Ritterschaft zu perturbiren“, hätten die Zwei durch achtjährige Haft gehörig gebüßet. Die Regierung stimmte bei und die Beiden konnten mit ihren alten Weibern abziehen, nur wurde diesen, um die Dignität des Adels zu wahren, die activa testamenti factio entzogen und die bloße Nutznießung der Güter zugestanden.

Kerschbaumer erzählt von dem Pfarrer Häring zu Leobendorf, der ein Weib gefreit hatte. Wir wollen auch diese Erzählung erweitern. Häring war ein geborner Passauer; vier Jahre war er Prediger in Laufen an der Salzach und dann durch sechs Jahre Pfarrer in Neuhofen gewesen. In Leobendorf ereilte ihn sein Schicksal in der Gestalt des Gefängnisses in Greifenstein. In Greifenstein gab Häring klein zu, bekannte zerknirscht: „er sei gerade kein Engel gewesen, denn die Gaben sind mancherlei“, und vernahm mit absonderlicher Reverenz die Annullirung seiner Ehe. Diesen so reuigen Mann entließ Khlesel nach 22 Wochen und präsentirte als Administrator von Wiener-Neustadt ihn zum Pfarrer in Piesting. Häring gelobte das denkbar Beste, zog nach Piesting, ließ sich installiren und nahm als erste Handlung — eine Frau, nicht die alte, von der war er ja getrennt, sondern eine neue; er tröstete sich mit dem Bewußtsein, daß der strenge Khlesel von einer Wiederverehelichung ja gar nie geredet habe. In Piesting kam er mit dem Herrn von Heißenstein in Fehde. Beide verklagten sich. Heißenstein klagte: Häring gestatte einem Jeden gegen Entgelt zu seinem Prädicanten nach Dreistetten zu ziehen, sende sein eigenes Weib dorthin und lasse es dort communiciren, ja sein eigen Kind habe nicht der Pfarrer zu Gutenstein, sondern der

Prädicant zu Dreistetten getauft, aus dem Pfarrhofe mache er ein Wirthshaus, schänke Bier und Wein. Häring klagte: Heißenstein sei ein ausgeprägter Dieb, er habe ihm erst eine Wiese abmähen, ein Roß auf offenem Wege wegnehmen lassen und ein Joch Ackerland entzogen. Eine landesherrliche Commission kam nach Piesting, schaute sich den Sachverhalt an und referirte trocken: der Pfarrer tauge nichts, aber auch Hanns v. Heißenstein wiege nicht schwer. Beide haben nur Wahres geklagt. Khlesel schickte sich an, nach Häring und den dem Widdum Piesting entzogenen Jochen zu langen. Jetzt einten sich Beide. Häring trat zur Augustana über und wurde Prädicant in Dreistetten. Jetzt war er gegen Khlesel's Zulangen durch die Concession geschützt. Häring wollte aber in Dreistetten etwas Absonderliches haben und lehrte die Flacianischen Anschauungen. Diese Anschauungen waren von katholischer und protestantischer Seite verfolgt. Häring und sein Patron wurden vor die niederösterreichische Regierung citirt, um Red und Antwort zu stehen. Beide erschienen. Da zeigte sich das Ergötzliche, daß der ungeschickte Häring, der unwissende Heißenstein die Regierungsmänner beiweitem überragten. Heißenstein horchte dem Examen eine zeitlang zu, schlug auf den Tisch und erklärte ganz trutzig: er gehe mit seinem Prädicanten, denn die Examinatoren wüßten nicht nur nichts, sondern seien sogar mit irrigen dogmatibus behaftet und verdienen castigationes. — Der Pfarrer Georg Pleischl von Schweinbart verlobte sich mit einer Zofe der Frau v. Zoppel, erklärte sich für die neue Lehre und wollte in Eisenstadt bei Herrn v. Kollonitsch eine Bestallung annehmen. Khlesel ließ ihn fangen und nach Greifenstein führen. Pleischl suchte durchzubrechen, arbeitete rasch und kräftig und gelangte wirklich in's Freie, verirrte sich aber und wurde wieder eingefangen. Dies verdroß den gewaltigen Khlesel ungemein. Er schrieb an den Notar Palfinger: „Es ist mein Befehl, daß Ihr diesen gottlosen Mann erstlich in die äußerste finstere Gefangnuß drei Tage und Nacht wollet thun, darnach lassen die Springer (Ketten mit Kugeln) anschlagen, oder die Ketten oben in der Camer in der Mauer anlegen, in Springern mag er gehen, versperrt gleich wohl die Camer.“ Pleischl sah die Nothwendigkeit ein, dem Gestrengen unterwürfig zu sein, und gelobte Besserung. Khlesel war harthörig und schrieb den weichgesinnten Assessoren: „man muß nicht so bald glauben“. Pleischl saß lange, nahezu über zehn

Jahre. Später finden wir ihn als Prädicanten in Gschieß in der Eisenstädter Grafschaft.

Uebergehen wir die Hunderte von Insassen des Greifenstein, wie sie in unseren Collectaneen sorgsamst verzeichnet und mit dem Ernste eines Criminalrichters erörtert, breitgeschlagen, auseinandergezerrt und dann wieder zusammengefügt sind, um nur noch zwei merkwürdige erwähnen zu können. Im Wiener Domcapitel lebte ein Anton Dusini. Wegen Allerlei und Verschiedenerlei wurde er processirt und sollte im Stillen und Geheimen büßen. Dusini aber stahl die Acten und ließ zum allgemeinen Spektakel die so seltene und so merkwürdige Epistola apologetica drucken (1719) und verkündete selbst das, was man verhüllen wollte. Er wollte flüchten, wurde aber ergriffen und auf den Greifenstein gesetzt. Hier starb er am 31. Januar 1749, 70 Jahre alt.

1708, am 5. Februar, wurde der Domprediger in Wiener-Neustadt von der Regierung ermahnt, nicht den Povel auf eine Judenhetz einzuladen „mit Aufmunterung, daß sich selber zusammen rotiren, gedachte Juden aus den Häusern jagen, auch selbe erschlagen und gar todt schießen sollen, welches unter den gemeinen Leuten, von denen ohnedem die Juden sehr verhaßt sein, gar leichtlich eine Revolte verursachen könnte". Der Prediger, ein Jesuitenpater, nahm diese Mahnung auf die Kanzel, las sie vor und tollte ungestümer als je gegen das auserwählte Volk. Rasch griff die Regierung zu, packte den Prediger und schubte ihn als „contra tranquillitatem publicam" auf den Greifenstein. Der Mann mußte lange sitzen, denn der passauische Official verrechnete 920 Goldgulden für Atzung.

Die Procedur sollte nach canonischem Rechte geschehen. Doch dieses stand schlichte auf dem Papier; ein canonischer Proceß in der vollsten Langweiligkeit und Umständlichkeit des canonischen Rechtsverfahrens war dem Official ein Gräuel und war durch das Verbot jedwelcher Appellation geradezu unmöglich. Dafür hatte sich ein herkömmliches Verfahren gebildet, das Official Tengler 1518 als „Pfaffenspiegel von rechtmäßigen Ordnungen in peinlichem Regiment" zusammenschrieb. Dieses Ding, weder Fisch noch Fleisch, weder Holz noch Stein, erhielt sich bis 1782 und sank endlich mit dem clericalen Burgverließ auf dem Greifenstein.

Wir gelangen jetzt an **Höflein**, welches ein ganz unbedeutender Ort ist, jedoch soll hier in grauer Vorzeit eine Stadt gestanden haben, und geht darüber eine Sage beim Volke, welche **Hermann Rollet** in einem Gedichte behandelte, welches wir hier folgen lassen:

Wellenzauber.

Woher das Klingen, wunderbar,
Im Abenddämmerschein,
Das manchmal schon zu hören war
Am Ufer bei Höflein — ?

Ein Summen ist's, ein Schall und Hall,
Wie's tönt von einer Stadt,
In der des Jahrmarkts lust'ger Schwall
Sich eingefunden hat.

Woher mag nur der Klang und Braus
Am Donau-Ufer sein?
Längst ging das letzte Licht doch aus
Im Dörflein, das so klein! —

Ein Wand'rer einst vorüber ging
Nach Sonnenuntergang,
Der sah und hört' manch' Wunderding,
Der weiß, woher der Klang.

Der sah in duft'ger Dämmerung
Wohl eine Stadt ersteh'n,
Sah hohe Thürme, Glockenschwung,
Sah Lust und Fahnenweh'n.

Daher das Klingen, das Gebraus
Im Abenddämmerschein! —
Und heut' noch gräbt man Trümmer aus
Der alten Stadt Höflein. —

Höflein halten die Geschichtsforscher für das römische Asturis (in vincinis partibus Pannoniae et Norici, ripensis), wo auch Sanct Severin weilte.

Am linken Ufer sehen wir nun den rebenreichen **Bisamberg** und **Korneuburg**. In alten Zeiten, noch unter den Babenbergern, floß die Donau am Fuße dieser Höhe, daher auch der Name: „Bis am Berg". Korneuburg aber hing mit Klosterneuburg ehedem zusammen, nur durch einen

schmalen Donau-Arm getrennt, bis sich der Strom allmälich dazwischen wälzte (was aus einer Urkunde Friedrich's II. hervorgeht). Die Stadt Korneuburg war ehedem stark befestigt und hielt zahlreiche Belagerungen aus; so 1477 durch das Heer Mathias Corvinus', der die Stadt erst 1484 zu nehmen vermochte.

Der Bisamberg wird von allen Freunden österreichischen Rebensaftes in Ehren gehalten, und wandert das edle Naß in das nahe Wien zum Labsal durstiger Kehlen.

Der Bisamberg ist auch dadurch geschichtlich denkwürdig, daß er 1866 der zu Wien nächstgelegene Punkt war, welchen die Preußen besetzt hatten. In Korneuburg befindet sich auch ein sehenswerthes Etablissement, es ist dies das Schiffswerft der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft. Diese Transport-Unternehmung besitzt außer ihrem Hauptwerft zu Altofen (Budapest, III. Bezirk) noch zwei bedeutende Reparaturwerfte: zu Korneuburg und Turn-Severin; während der Kriegsjahre 1877/78 wurde das letztere eingestellt und vertheilte sich die zu bewältigende Arbeit auf das Hauptwerft und jenes zu Korneuburg.

Korneuburg hat einen durchschnittlichen Arbeiterstand von 195 Mann, welche pro Jahr circa 68.200 Arbeitstage leisten, somit ein Mann im Durchschnitte 345 Arbeitstage inclusive der Extrastunden. Arbeiten werden hier außer dem factischen Neubau von Dampfschiffen alle geleistet; so wurden beispielsweise 1877 ein Landungsobject für die Prut-Mündungsstation Reni und 67 Waidzillen neugebaut.

Das Filialwerft Korneuburg besorgt auch während der Wintersaison für die nächste Schifffahrtscampagne stets die Herstellung und Instandhaltung aller Pontons und Landungsbrücken der Strecke Passau-Hainburg.

Das rege Treiben auf diesem Werft giebt auch Korneuburg erhöhtes Leben. Leider ist der Hafen daselbst fortwährend der Versandung ausgesetzt, und so lange die schon so oft in Aussicht gestellten Regulirungen des Strombettes oberhalb Korneuburg durch die k. k. Strombehörde nicht durchgeführt werden und dadurch dem Strom eine bleibende Richtung gegeben wird, können auch die Nachtheile des Werfthafens nicht beseitigt werden.

Veranlaßt durch die Stromregulirung bei Wien, geht die Dampfschifffahrts-Gesellschaft mit dem Plane um, das Hauptwerft Altofen und jenes

zu Korneuburg aufzulassen, und statt deren ein großes Werft in Fischamend zu errichten. Die Ausführung dieses Planes wäre für beide genannte Orte verhängnißvoll — doch, wie gesagt, entschieden ist noch nichts.

Nun steuern wir wieder an's rechte Ufer hinüber und landen in Klosterneuburg, wo wir etwas länger weilen. Die Donau, die sich um den Berg, auf dem Greifensteins Ruinen liegen, in mächtigem Bogen wälzt, eilt nun freudig der Kaiserstadt zu.

Unser Auge wird mit Macht zum Anblick des herrlichen Klosterschlosses hingezogen, das über der alten Stadt hochthronend prangt. Eine gigantische Kaiserkrone und ein Herzogshut blitzen golden von den mächtigen Kuppeln; sie scheinen einen Herrschersitz zu verkündigen, bezeichnen aber nur ein geheiligtes Grab, das des Landespatrons von Oesterreich, Herzogs Leopold, des Gründers dieser herrlichen Abtei. Wir können nicht umhin, uns auch dieses Stift näher zu beschauen; mag das Dampfschiff raschen Eilfluges der Kaiserstadt nahen und seinen Hafen finden; auch wir finden ihn noch.

Ehe das berühmte Benedictinerstift sich erhob, war zu Karl's des Großen Zeiten Neuenburg (Nievinburc) ein fester Ort und Sitz der „Landteiding", gleich Tulln und Mautern. Die Gründung dieses Klosters erzählt eine schöne Sage folgendermaßen: „Leopold, später der Heilige genannt, stand mit seiner frommen Gemalin Agnes, Tochter Kaiser Heinrich's IV., acht Tage nach ihrer Vermälungsfeier im Jahre 1124 auf dem Söller des Schlosses, welches er auf dem Gipfel des nach ihm genannten Berges in der Nähe Wiens hatte erbauen lassen, und wohin er seine Residenz von Melk verlegt hatte. Die beiden Jüngstvermälten besprachen sich traulich miteinander, als ein plötzlicher heftiger Windstoß den Schleier der jungen Markgräfin vom Haupte riß und durch die Lüfte entführte. Agnes hielt den kunstvollen Putz sehr werth und betrübte sich über seinen Verlust. Leopold selbst und die zahlreichen Diener machten sich sogleich auf, den Schleier zu suchen; doch er wurde nicht gefunden. Es vergingen acht Jahre, und der Schleier war längst vergessen, als der Markgraf einmal in dieser Gegend jagte und mitten im Waldesdickicht die Hunde anschlugen. Als dieses durchdrungen war, fand sich ein kleiner freier Platz, auf dem ein Hollunderstrauch stand, und auf diesem hing der köstliche Schleier der Fürstin noch unversehrt.

Der schwärmerisch fromme Leopold sah in diesem Zeichen einen Wink des Himmels; er erinnerte sich jenes Gelübdes, ein Kloster zu gründen, und führte diesen Vorsatz auf der nämlichen Stelle aus, wo er den Schleier gefunden." So entstand Kloster-Neuburg, dessen Name bedeutungsvoll in Oesterreichs Geschichte klingt.

Großartiger noch in mancher Beziehung als selbst der Bau des Stiftes Melk, wirkt der von Klosterneuburg in der Nähe und Ferne; der Bau der neueren Theile der Abtei begann 1730, erreichte jedoch erst unter dem Prälaten Ruttenstock seine Vollendung. Die Stiftskirche ist groß, doch im Verhältniß zu ihrer Breite zu lang. Die Altäre sind von Salzburger Marmor, zum Theil mit Verzierungen aus Verde und Rosso antico. In der an Schätzen und Reliquien reichen Kapelle des heiligen Leopold ist eine kostbare Monstranz zu sehen mit Bildwerk und getriebener Arbeit, welche die Sage von der Gründung des Klosters vergegenwärtigen. Sie ist aus vergoldetem Silber, reich mit Edelsteinen besetzt, und hat die Form eines Hollunderstrauches, über den ein Schleier geworfen ist. Die Hollunderblüthen werden von Perlen gebildet. Am Fuße kniet Leopold, bei dem sich seine Jagdhunde befinden. Auch von dem Körper Agnesens sind noch Reste aufbewahrt, und zwar in der Mitte des Fußgestelles vor dem Altar des Heiligen. Eine der größten Kunstkostbarkeiten dieser Kapelle ist der sogenannte Altar von Verdun, ein hochwerthes Alterthum mit bildlichen Darstellungen biblischer Scenen in köstlicher Mosaik und mit leoninischen Versen. Hier wird auch die Krone des Erzherzogthums Oesterreich verwahrt, die bei Huldigungsfesten jedesmal feierlich nach Wien abgeholt wird. Auch ein Becher aus Donau-Waschgold wird gezeigt und unter vielen Reliquien die Gruft mit den Aschenkrügen des Gründers und seiner Gemalin.

Vor der Kirche ragt eine schöne Säule, genannt das ewige Licht, empor. Ein Ritter und Bürger zu Klosterneuburg ließ sie 1380 aufrichten, zur Zeit als zwei Päpste (Urban VI. und Clemens VII.) regierten, wie die Inschrift aussagt.

Treten wir in die reiche Stiftsbibliothek, so leuchtet zunächst in dem großen und hellen Saale die Farbenpracht köstlicher Glasmalereien der Fenster entgegen, welche früher den Kreuzgang schmückten. Vierhundert Handschriften

und mehr denn fünfundzwanzigtausend Bände bilden den Literaturschatz dieses einen Stiftes. Man zeigt uns mit jener edlen Bereitwilligkeit, die in Oesterreich besonders rühmlich anzuerkennen ist, die hauptsächlichsten Seltenheiten, die Tabulae claustroneoburgenses, die Fust'sche Bibel von 1462, arabische, hebräische und lateinische Codices.

Emporgeführt zu den schön gewölbten Kuppeln, nehmen wir mit Staunen wahr, daß die Kronen, die so mächtig in die Ferne wirken, offene Pavillons bedecken, in denen mindestens für acht Personen Raum ist, und von denen eine Aussichtpracht eröffnet ist, die nicht schöner gedacht werden kann. Von der Höhe steigen wir zur Tiefe nieder und schauen die immensen Keller des „rinnenden Zapfen“, wie Klosterneuburg zufolge seiner großen eigenen Besitzungen an Weinbergen und der zahlreichen Wein-Zehnten hieß, die es aus ganz Oesterreich empfing. Ein Labyrinth von mächtigen Wölbungen thut sich auf, wahre Katakomben, in denen aber, statt der Särge, weinvolle Fässer sich reihen. Dreifach über einander sind die Gewölbe gethürmt, und ein Riesenfaß, das 999 Eimer faßt, auf dem als Spund der tausendste Eimer steht, hat in dieser Gegend nicht mindere Berühmtheit wie weiland das Heidelberger am Neckar und im Schwabenlande, und wird, wie dieses, mittelst einer Treppe erstiegen. Im Nachstehenden geben wir das Wichtigste aus der Geschichte der Stadt und des Stiftes Klosterneuburg, deren Schicksale mit jenen des Landes Oesterreich stets eng verwoben waren.

Schon zu Beginn der christlichen Zeitrechnung stand an derselben Stelle, auf welcher sich das heutige neue Stiftsgebäude befindet, ein befestigtes Lager (castellum) der Römer als Beobachtungsposten gegen die nördlich von der Donau wohnenden Barbaren. Dieses Castell wurde vom naheliegenden Mons cetius, Cetium oder Citium genannt. Dafür sprechen die Ausgrabungen von alten Grundmauern, Grabsteinen, ein Meilenstein, aufgefundene Münzen, welche bis Augustus zurückdatiren. Anfänglich blos ein wohlbefestigter militärisch wichtiger Ort, wurde Citium durch seine günstige Lage am Donaustrome bald zum Mittelpunkte des Handels und Tauschverkehres — es entstand daraus ein Markt. Die Römer haben um diese Zeit höchst wahrscheinlich auch den Weinbau in dieser Gegend eingeführt. Zur Zeit der Völkerwanderung jedoch ging Citium bei den häufigen Einfällen der Deutschen in

römisches Gebiet zu Grunde und wurde vollständig zerstört. Der Weinbau erhielt sich aber über die Völkerwanderung hinaus und die Winzer wohnten in zerstreuten Gehöften, sicher aber im Umfange des heutigen Stadtgebietes. Als Karl der Große die Avaren bis an die Raab zurückgedrängt hatte, war die Ostmark verwüstet und von Einwohnern entblößt. Er ließ deswegen, um dieses Land behaupten zu können, die übrig gebliebenen Bewohner durch Colonisten aus Franken verstärken und feste Plätze errichten. So entstand unter Karl Klosterneuburg unter dem Namen: Nivenburg. Er errichtete auch in der Ostmark 12 Pfarren, unter diesen die Pfarre Sanct Martin in der unteren Stadt.

Die Stadt Klosterneuburg am rechten und die Stadt Korneuburg am linken Ufer des hier sehr breiten Donaustromes stammen von dem einen alten Nivenburg und führten bis in's 15. Jahrhundert gemeinsam den Namen Nivinburg, Nuhinburg, Nunpurc, Niwenburg, Nivenburch und Neunburc. Ursachen der Zweitheilung waren der Raummangel und der Werth der Abhänge für die Weincultur. Um die Pfarrkirche zum heiligen Martin zu Nivenburg bauten sich nach und nach so viele Bewohner, daß das schmale Ufer wenig Raum für neue Wohnstätten übrig ließ. Schiffleute und Fischer siedelten sich deswegen auf der nahe liegenden Insel an, die nur durch einen schmalen Arm des Donaustromes von der Pfarrkirche getrennt war. Dorthin zog mit den Kaufleuten ein reger Verkehr. So entstand der Markt auf dem „Wört". Später wurde auch das Rathhaus (curia) auf die Insel verlegt und dieselbe forum Nivenburg (Marktplatz-Gerichtsort) genannt — also Nivenburg Markthalben oder Korneuburg — dem gegenüber Nivenburg schlechtweg, Herzogenneunburg oder später Klosterneunburg. Durch die Ueberfluthungen der Donau wurden die Bewohner von forum Nivenburg (wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts) gezwungen, ihre alten Wohnstätten den Wellen preiszugeben und sich neue an anderen Stellen zu erbauen. Sie siedelten sich am linken Ufer des Stromes an und behielten für ihren neugebauten Ort den alten Namen forum Nivenburg bei. Ihre Zahl muß sehr bedeutend gewesen sein, denn Heinrich Jasomirgott nennt ihren Ort eine Stadt. Die Lage dieser Stadt läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, da die Donaufluthen abermals jede Spur davon vernichteten. Um vor Zerstörung

sicher zu sein, wählten die Bewohner jenen Platz, auf dem das heutige Korneuburg steht. Im Jahre 1212 stand die Stadt mit ihrer Pfarrkirche beinahe vollendet und führte abermals den Namen forum Nivenburg. Um diese Zeit war die curia beider Nivenburg in Nivenburg Markthalben — so war Nivenburg Klosterhalben, wie es 1140 schon hieß, in Gemeinde- und Rechtssachen von Nivenburg Markthalben abhängig und blieb es bis 1298.

Wir haben oben die Sage von der Gründung der Abtei erzählt. Im Jahre 1114 ließ Markgraf Leopold durch Otto, den ersten Propst der neuen Stiftung, den Grundstein zur neuen großen Collegiatkirche legen, welche heute noch steht. Der Bau ward 1136 beendet, so daß der fromme Markgraf noch die Freude erlebte, sein Werk vollendet zu schauen.

Zweihundert Schritte vom Herrenstifte errichtete die Markgräfin Agnes ein Chorfrauenstift für adelige Frauen und Fräulein. Markgraf Leopold baute sich zwischen dem Herren- und Frauenstifte eine Burg, das „Fürstenhaus" genannt, wo er sich häufig aufhielt. Viele seiner reichen Ministerialen, auch Viele vom ostmärkischen Adel bauten sich in der Nähe des Fürstenhauses Wohnungen. So entstand die „obere Stadt" von Rittern und Edlen sammt Gefolge, Chorherren und Chorfrauen sammt zahlreicher Dienerschaft. So lange die Babenberger regierten, blühte Nivenburg Klosterhalben herrlich. Zwischen Nivenburg auf dem Mertenshügel und Nivenburg auf dem Berge entstand gar bald der „untere Markt" und der „Niedermarkt", beide um 1200 von Häusern besetzt, auf dem Niedermarkt war der Landungsplatz für Schiffe. Leopold der Heilige starb 1136 und ward zu Klosterneuburg begraben.

Im Jahre 1246 kam Nivenburg nach dem Aussterben der Babenberger in die Gewalt Ottokar's von Böhmen und ward die Residenz des Landmarschalls Heinrich von Kuenring. Die Gemeinde erhielt ausgedehnte Marktrechte, Nivenburg ward durch Mauern und drei gewaltige Thore zu einem der bestbefestigten Orte der Ostmark gemacht. Jetzt machte sich Nivenburg Klosterhalben von Nivenburg Markthalben am linken Donau-Ufer bezugs der Gemeindeverwaltung frei.

1276 kam das starkbefestigte Nivenburg, von dem Ottokar sagen konnte: „so lange er Neunburg in Besitz habe, sei er der Herr der Ostmark", durch List in die Hände Rudolf's von Habsburg. Die Rudolf geleistete Huldigung

von Seite der Bürger Neunburgs trug wesentlich bei zur Unterwerfung Ottokar's. Dafür wurde Neunburg von Rudolf zur Stadt erhoben. Nach Bezwingung Wiens, wozu die Neunburger als Bogenschützen und Donaufahrer mitgewirkt hatten, traten die Neunburg verliehenen Stadtrechte in Rechtskraft, 1298.

1283 ließ Albrecht I. durch Hermann von Landenberg den ersten Schützenverein des Landes nach Schweizermuster zu Neunburg errichten. 1288 ward der Bau der befestigten Albrechtsburg zu Ende geführt. Die niedere Volksschule bestand schon seit 1150, dazu kam eine höhere Schule für Kaufleute, Aerzte, Adelige — nun errichtete der aus 12 Rathsherren bestehende Rath eine zweite Schule aus städtischen Mitteln. Von der Wohlhabenheit der Stadt zu dieser Zeit bekommen wir ein Bild, wenn wir erfahren, daß in ihrem Weichbilde bestanden: 4 Bäder, 14 Bäckerladen, 10 Fleischbänke, 1 Wechselbank, 10 Mühlen, eine Gerber-, Schuster-, Fleischer- und Bäckerzunft, 1 Schützenverein, 5 religiöse Vereine (Zechen) zu Cultur- und Begräbnißzwecken, 1 Herren-, 2 Frauenstifter, 1 Filiale der Dominicaner und 1 des Ordens der Augustiner mit weiten Aermeln, 2 niedere, 1 höhere Schule, 20 Rittergeschlechter waren ansässig. Nahezu 600 Häuser zählte die Stadt, 2 Pfarrkirchen, 9 Kapellen, 3 Friedhöfe, 2 Schlösser (die verfallene Babenbergerburg und die „Albrechtsburg“ der Habsburger), 1298 wurde der herrliche Kreuzgang zwischen dem alten Stifte und der Kirche angefangen. So war Neunburg in seiner schönsten Blüthe. Die Verarmung trat ein durch einen vollständigen Klimawechsel und durch Ausbreitung des Weinbaues auf's flache Land. Im Jahre 1360 waren nach einer Urkunde Rudolf's IV. „gar vil heuser in der statt und in den vorstetten wuest und zergangen“. Es entstanden Zwistigkeiten zwischen den zwei Stadttheilen (obere Stadt, mit oberem Markt, Stift, Wiener Vorstadt, Neusiedl Albrechtsburg, geschieden durch den Kierlingbach von der unteren Stadt, Markt, Niedermarkt, Jakobsviertel, Mertensviertel) über Raths- und Richterwahl — zwischen Stadt und Stift, wegen Vergünstigungen, die das Stift von den Herzogen erhalten hatte. Wie tief das Ansehen des Rathes und der Richter gesunken war, beweist, daß viele Kaufgeschäfte vor angesehenen Privatpersonen, vor Geistlichen, Rittern, ja selbst vor Juden abgeschlossen wurden.

Dennoch stand sich die Stadt finanziell nicht schlecht, sie konnte 1408 dem Herrenstifte ein Darlehen von 200 Goldgulden gewähren und in dem Kriege zwischen Herzog Ernst und Leopold die bedeutenden Kosten der Ausbesserung der 1407 schon sehr schadhaften Stadtmauern aus dem Bürgerspitalfonde bestreiten. Zur Illustrirung der hiesigen Rechts- und Sicherheitsverhältnisse möge Folgendes dienen: Der Unterrichter der Stadt, Seyz von Ingolstadt, hatte sich manche Unterschleife und Rechtsverletzungen in seiner amtlichen Stellung erlaubt; deswegen wurde ihm der Proceß gemacht, die Strafe der Enthauptung auf die Fürbitte hiesiger Frauen aufgehoben. Entlassen, sandte er der Stadt den Fehdebrief, daraus entstand neunjährige Fehde, und sogar Niederlegung von Pulverröhren in der Stadt an feuergefährlichen Orten — im Jahre 1415 erfolgte die Gefangennahme des Raubritters und dessen Enthauptung nach kaiserlichem Urtheil.

1428 erfolgte energische Rüstung der Bürger und Schanzenbau gegen die Hussiten, welche Korneuburg erobert hatten.

Im Kampfe zwischen Friedrich III. und Ladislaus stand die Stadt auf Seite des Letzteren und erhielt von ihm die Bewilligung eines 14tägigen Jahrmarktes 1453. Im Kampfe zwischen Friedrich I. und Albrecht war die Stadt auf Seite Friedrich's; die Tyrannei des albertinischen Nabuchodonosor Ankelreiter veranlaßte den Auszug der Bürger auf die umliegenden Höhen und Beschießung der eigenen Stadt und der feindlichen Besatzung, welche zum Abzug genöthigt wird. Hierauf erfolgte die Friedensstiftung durch Propst Simon zwischen den feindlichen Brüdern. Im Jahre 1476 wurde der zweite Jahrmarkt bewilligt. 1480 erhält die Stadt das Monopol des Salzverkaufs zwischen Tulln und Wien. Von 1481—1490 war Klosterneuburg in der Gewalt der Ungarn unter Mathias Corvinus.

Maximilian erstürmt 1490 die von den Ungarn gut befestigte und vertheidigte Stadt, deren Einwohner sich neutral hielten, im Herzen gut kaiserlich gesinnt. Im Jahre 1506 erfolgte die Uebertragung der Reliquien des heiligen Leopold aus der alten Gruft in die neuerbaute Kapelle.

1529 Flucht des Propstes und Capitels beim Herannahen der Türken. Zurückgeblieben sind nur einige Geistliche und der Stiftshofmeister Hanns Stolpekh für Seelsorge und Vertheidigung des Stiftes; Melchior von

Lamberg vertheidigte die Stadt. Nach Niederbrennung der unteren Stadt wagten die Türken endlich den Sturm auf die obere Stadt — kämpften jedoch vergeblich und mußten geschlagen abziehen. 1530 wurden die städtische und stiftliche Miliz, sowie das Zeughaus gegründet, die Stadtmauern ausgebessert aus den Mitteln der wohldotirten Kreuzzeche. Der Protestantismus bemächtigte sich der Gesinnung und des Lebens mancher Stiftsmitglieder um 1540; Propst Peter II. nimmt sogar offen die neue Lehre an und verheiratet sich, wird aber deswegen abgesetzt.

Im 30jährigen Kriege litt Klosterneuburg durch Kriegssteuern, Aushebungen und Einquartierungen; 1645 ergriffen die Bürger die Waffen; als Torstenson Miene machte, von Korneuburg aus die Donau zu übersetzen — warfen sie Schanzen auf — doch zog der Feind ab. Im Jahre 1679 raffte die Pest — vom August bis Ende Juli des folgenden Jahres, laut Pfarrprotokoll, 618 Personen in der oberen Stadt, über 500 in der unteren Stadt, dazu 120 in Weidling, das damals zu Klosterneuburg gehörte — über 1118 Bürger hinweg. Anläßlich der Rettung aus der Gefahr erbaute Kaiser Leopold die längst zerstörte Kapelle auf dem Leopoldsberg, wo einst die Burg des frommen Markgrafen Leopold gestanden. Auf dem gegenüberliegenden Josefsberg stand seit 1629 ein Camaldulenserkloster — dieses wurde durch Kaiser Josef II. aufgehoben.

1683 fielen die Türken plötzlich in Oesterreich ein. Die Chorherren und Franciscaner flohen, im Stifte wurde nur ein Priester, Wilhelm Lebhaft, zur Seelsorge und ein Laienbruder, Marcellin Ortner, zur Vertheidigung zurückgelassen. Der Propst mit den Kostbarkeiten floh mit einigen Geistlichen nach St. Nikola bei Passau, der Dechant mit den meisten Chorherren und den Clerikern nach Ranshofen. Am 7. Juli verließ der Kaiser die Hauptstadt, am nächsten Tage standen schon die Kapelle auf dem Leopoldsberge und das Camaldulenserkloster auf dem Josefsberge in Flammen, die Türken patrouillirten zwischen Kahlenberg und Klosterneuburg. Den weiteren Verlauf der Kriegsereignisse schildert Maximilian Fischer in: „Merkwürdige Schicksale des Stiftes und der Stadt Klosterneuburg, Wien 1815", in folgender Weise:

„Am 15. Juli rief Marcellin alle stiftlichen Dienstleute und die „Inwohner der Stadt zusammen, stellte ihnen die große Gefahr vor, in der

„sie sich befänden, und forderte sie auf, wenn sie entschlossen wären, ihr Gut „und Blut daran zu setzen, um das Stift und die Stadt zu vertheidigen, „ihm Folge zu leisten und auf den ersten Trommelschlag bei der Kirche, als „dem bestimmten Musterplatz, zu erscheinen. Sobald die Trommel gerührt war, „fanden sich die Stadt- und Stiftleute auf dem angegebenen Platze ein und „leisteten freiwillig den von Marcellin geforderten Eid, worauf sie in die „Hauptrolle eingeschrieben wurden. Marcellin theilte nun die Chargen aus „und versah die Mannschaft mit Waffen aus dem stiftlichen Zeughause, so gut „es nur immer sein konnte. Die Hauptmannsstelle übertrug Marcellin „dem stiftlichen Rentschreiber Bartholomäus Widmann, die unteren Stellen „folgendermaßen: Lieutenant: Wiselius Kramer aus Westfalen. Fähn- „rich Hanns Georg Gaßler von Rodeneck aus Tirol. Feldwebel: „N. Hafner. Führer: Hanns Ruescher von Scheppernau aus dem Bregenzer- „wald. Fourier: Alexander Hartmann von Dietmaning aus Schwaben. „Musterschreiber: Hanns Georg Koller von Furth aus Baiern. Cor- „poral: Jakob Reisser von Mindelfingen aus dem Schwarzwald. Bei der „Cavallerie wurde die Vertheilung so gemacht: Wachtmeister: Christoph „Hartmann. Corporale: Hanns Strauß von Bamberg, Melchior Fux „von Kleinmünchen aus Baiern, Johann Baptist Stöx von Penzing in „Oesterreich. Gefreiter: Philipp N. Bei der Artillerie waren folgende „Personen vorgesetzt: Constabler: Friedrich Kaiser von Graz, Hanns „Georg Koller, Johann Weidinger aus Franken. Als Tambour diente „Josef Pinder von Klosterneuburg.

„Nachdem die Eintheilung in Compagnien und Rotten geschehen war, „brachte Marcellin die Standarte mit dem burgundischen Kreuze, welche vor „mehr als hundert Jahren dem heiligen Leopold geweiht worden war, und „übergab sie dem Fähnrich, der sie zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, der „seligen Jungfrau Maria und des frommen Markgrafen neunmal schwang. „Als die Tataren, welche auf den der Stadt nahe liegenden Weinhügeln „herumstreiften, diese kriegerischen Vorbereitungen in der Stadt wahrnahmen, „entfernten sie sich aus der Gegend, weil ihre Anzahl noch zu gering war, „um einen Angriff auszuhalten, und das Volk in der Stadt gewann dadurch „Zeit, sich in bessere militärische Verfassung zu setzen. Am folgenden Tag,

„den 16. Juli Nachmittags, kamen die Türken in größerer Anzahl und richteten „ihr Hauptaugenmerk gegen die untere Stadt, der sie sich auch bald bemächtigten „und darauf in Brand steckten. Das Feuer griff schnell und mit solcher Wuth „um sich, daß mehr als 300 Häuser, die Pfarrkirche zum heiligen Martin „sammt der Kirche und dem Kloster der Franciscaner in Asche verwandelt „wurden. Während des Brandes machten sie sich an die obere Stadt, wo „sie bei der alten habsburgischen Burg einen Sturm versuchten, der aber „glücklich abgeschlagen wurde. Das heftige Feuer in der unteren Stadt wurde „nun auch der obern sehr gefährlich, da der Wind gegen dieselbe blies und „brennende Schindel, Heu, Stroh und dergleichen sowohl in das Stift, als „in die Stadt trug. Wirklich fing es im Stift schon auf vier Punkten zu „brennen an, nur durch Marcellin's Vorsicht und den Abzug der Türken, der „auf ihren fruchtlosen Sturm erfolgte, konnte dem Feuer Einhalt geschehen, „da die Belagerten Zeit gewannen, die Löschanstalten zu unterstützen. Marcellin „kannte die große Gefahr, in welche die Belagerten gerathen mußten, wenn „es dem Feinde gelingen würde, das Stift in Brand zu stecken, und wandte „nun die folgenden ruhigeren Tage dazu an, die Fenster des Stiftes gegen „außen mit Ziegeln zu verlegen, wobei ihn Priester Wilhelm und der Haupt- „mann unterstützten. Weil man nun längere Zeit die beiden Geistlichen und „den Hauptmann nicht sah, verbreiteten einige Furchtsame das Gerücht, die „beiden Geistlichen und der Hauptmann hätten sich geflüchtet, und die Zag- „haften schrieen, daß sie sich nun selbst überlassen seien und gewiß zu Grunde „gerichtet würden, wenn die Türken die Stadt neuerdings angreifen würden. „350 Mann von der Besatzung ergriffen auf dieses falsche Gerücht mit „Gewehr, Sack und Pack die Flucht aus der Stadt, weil sie gerade keine „Türken gewahrten. Als Marcellin dieser Vorfall berichtet wurde, ging er „sogleich mit dem Priester Wilhelm zu den Treugebliebenen und ermahnte „sie vom neuen zur Standhaftigkeit und Tapferkeit, forderte sie abermals auf, „den Eid zu leisten, wobei er ihnen das Versprechen machte, sie in keinem „Falle zu verlassen, ja er betheuerte ihnen, er wolle sich eher in Stücke zer- „hauen lassen, als von ihnen weichen. Durch seine Beredtsamkeit und das „ernste Versprechen, bei ihnen zu bleiben, bestärkte Marcellin die Besatzung so „in ihrem Vorsatze, daß ihr Muth selbst den bedeutenden Verlust, den sie

„durch die große Zahl der Ausreißer erlitten hatten, nicht achtete, und gleich-
„sam alle Furcht aus ihrer Seele verschwand.

„Noch an dem nämlichen 16. Juli kam ein Lieutenant mit 48 Mann „von dem Herzog von Lothringen gesandt, der den Auftrag hatte, den Ort „und die Mannschaft zu besichtigen, damit er wüßte, ob es möglich sei, die „Stadt zu vertheidigen. Der Officier sah die trefflichen Anstalten, die Mar-„cellin getroffen hatte, und schickte einen Boten an den Herzog mit der „Erklärung, Klosterneuburg sei in haltbarem Zustande, worauf der Herzog „noch 40 Mann und Munition in die Stadt schickte. So standen die Sachen, „als die Türken am 26. Juli mit starker Macht vor Klosterneuburg erschienen. „An diesem Tage kamen 39 Fahnen Spahi und 9 Fahnen Janitscharen und „fingen die obere Stadt heftig zu stürmen an, so zwar, daß es ihnen gelang, „auf einer Seite in die Ringmauer ein Loch 6 Schuh hoch und 4 Schuh „breit zu machen, worauf sie sogleich Sturmleitern anlegten. Marcellin's „Bitten und Zureden entflammten die Belagerten dermaßen, daß sie sich wie „Verzweifelte wehrten, auf die Türken mit Ziegeln und Steinen warfen, „wodurch sie eine große Anzahl derselben tödteten, und zum Glück den Bassa ver-„wundeten, der den Sturm befehligte, worauf die Türken den Rückzug antraten."

Bei dem Rückzuge der Türken ging die Wiener-Vorstadt in Flammen auf — ebenso auch das stiftliche Spital mit der Gertraudkapelle. Merkwürdigerweise blieben die dort gehaltenen kaiserlichen Jagdhunde verschont. — Da sie als Nachkömmlinge derjenigen Hunde galten, welche den Schleier der Markgräfin gefunden, so trug dieses Ereigniß zur Kräftigung des Volksglaubens auf die Hilfe St. Leopold's viel bei.

Von der gemeinsamen Vertheidigung der Stadt stammt das herzliche Einverständniß, welches noch gegenwärtig zwischen Stift und Stadt fortbesteht. Von dieser Zeit beginnt die allmäliche Versandung des Donau-Armes, der gegenwärtig für Schiffe nicht mehr fahrbar ist, ja, in heißen Sommern stellenweise ganz austrocknet. 1730 wurde der Bau des neuen Stiftsgebäudes begonnen — nur ein Viertheil des Planes kam zur Ausführung. Seit 1740 ist die Stadt ein ständiger Garnisonsort. Um 1760 erstand in der „Gaislucken" (Albrechtsgasse) eine k. k. Kriegswagenfabrik — die Anfänge des k. k. Fuhrwesen-Material-Depôts — die um 1830 das jetzige Aussehen hatte.

Hier liegen an 2000 Wagen mit aller Fahrausrüstung, an 100 Arbeiter, lauter Soldaten, arbeiten beständig an der Vermehrung und Ergänzung dieses Vorrathes. Einige Jahre später kamen für beständig Pontoniere hierher und waren lange mit Infanterie in den Häusern der Bürger einquartiert. Seit Anfang dieses Jahrhunderts hat die Stadt Klosterneuburg ein militärisches Gepräge. 1809 war die Stadt von den Franzosen besetzt; im selben Jahre baute die Stadtgemeinde die sogenannte alte oder Pontonierkaserne, welche wegen der großen Unkosten dem Staate geschenkt wurde; dieselbe diente später zur zeitweiligen Bequartierung von Infanterie, war einige Jahr Infanterieschule und ist gegenwärtig zeitweilig Militärspital. 1829 wurde der Bau des Pionnier-Zeugs-Depôts begonnen; in demselben wird das gesammte Kriegsbrücken-Material der österreichischen Monarchie aufbewahrt, reconstruirt, verbessert und vermehrt.

1846 wurde der Bau der neuen Pionnier-Kaserne begonnen und zu diesem Zwecke die Hälfte der Wiener-Vorstadt, die am Renner hieß, niedergerissen. 1849 war der Bau beendet, 1850 von Pontonieren und nach deren Auflösung 1856 von Pionnieren bezogen; in der Kaserne befindet sich auch der Pionnier-Regiments-Stab und die Garnisons-Administratur. 1862 wurden die sehr schadhaften Stadtmauern, sowie die Stadtthore niedergerissen, an deren Stelle sich jetzt neue Häuser erheben — nur Theile der alten Vertheidigungsmauern des Stiftes sind noch erhalten. 1857 erfolgte die Errichtung der Weinbauschule, seit 1874 ist dieselbe die einzige in Oesterreich bestehende höhere önologisch-pomologische Lehranstalt, welche anfänglich im alten Stiftsgebäude war, seit 1878 aber ein prachtvolles Gebäude in der Nähe des alten Stiftsspitales besitzt. Im Jahre 1873 wurde das ehemalige Jakobskloster, das mehrere Jahre den Wiener Mechitharisten als Landaufenthalt gehörte, von der Commune Wiens angekauft und zu einem Pfründnerhause umgestaltet — einige Jahre früher wurde hier die schon länger bestehende Filiale der Landes-Irrenanstalt in einem neuen großen Gebäude untergebracht. Seit dem Bestande der Franz Josefs-Bahn ist Klosterneuburg eine der frequentesten Stationen dieser Bahn, namentlich im Sommer, wo viele Wiener Familien theils in Klosterneuburg, theils in den umliegenden Ortschaften ihre Sommerfrische genießen. Sehr viele Gäste sieht Klosterneuburg jährlich am Tage des heiligen Leopold (15. November).

Klosterneuburg, 9 Kilometer oberhalb Wien an der Donau gelegen, ist gegenwärtig Sitz eines Bezirksgerichtes und gehört zur Bezirkshauptmannschaft Hernals, hat nach der Zählung vom Jahre 1869 5330 Einwohner (Bevölkerungsziffer fluctuirend), welche Weinbau und Gewerbe treiben.

Wir verlassen nun Klosterneuburg. Der Strom fließt von da an hart am Fuße des Leopold- und Kahlenberges, nur Raum für eine schmale Straße und ein Geleise der Eisenbahn lassend, die sich hier knapp am Flusse hinwindet. Am Kahlenbergerdörfel vorbei macht der Dampfer bei der sogenannten Hammerschmiede Rondeau und legt in Nußdorf an. Im Kahlenbergerdörfel war einst Wigand von Theben, Otto's des Fröhlichen lustiger Rath, Pfarrer; von Otto dem Fröhlichen und seinem lustigen Hofhalte sind zwei Reliquien geblieben, das Volksbuch von den Schwänken Wigand's von Theben, bekannt unter dem Namen des „Pfaffen vom Kahlenberg", und das verstümmelte Grabmal des Neidhard Fuchs, der Otto's anderer lustiger Rath gewesen. (Dieses Grabmal ist vor dem Singerthor der Stefanskirche zu Wien.) Vom Pfaffen von Kahlenberg erzählt man, wie er als armer Student mit des Herzogs Küchenmeister Stibor verkehrte und mitsammt diesem in den fälschlichen Verdacht kam, Herzog Albrecht (den Bruder Otto's) vergiftet zu haben. Er wurde sammt Stibor gefangen gesetzt und erhielt, als seine Unschuld an den Tag kam, die Pfarrei. Ein reicher Bürger, welcher diese Pfarre für seinen Vetter wollte, suchte Wigand dem Spotte der Bauern preiszugeben durch sein Bild als Wolf, der den Schafen predigt; der Pfarrer gewann aber den Maler für sich und beschämte seinen Widersacher. Von jenem Anlasse soll das Bild an der Wand eines Hauses der Wallnerstraße in Wien, „da der Wolf den Gänsen predigt", herstammen.

Recht sinnig behandelt E. Duller eine der Anekdoten von Wigand in dem folgenden Gedichte:

Der Pfaff vom Kahlenberg.

Herzog Ott' von Oesterreich
Trägt ein Kränzlein frischer Rosen.
Tanz und Fastnacht gleich
Gilt ihm Regiment und Reich;
Spiel soll freu'n den Friedelosen.

Herrschaft, lust'ge Mummerei,
Froh begonnen, trüb geendet;
Schallgekling, Geschrei
Gellt im ew'gen Einerlei,
Und der Friede scheint verpfändet.

„Laßt mir doch," Herr Ott' gebeut,
„Kommen meinen lust'gen Pfaffen;
Schwank und Fröhlichkeit
In der bösen Fastenzeit
Soll der Pfarrherr stracks mir schaffen."

Zu dem Herzog, trüb und bleich,
Kam der Pfarrherr frisch gegangen:
„Herr von Oesterreich,
Ei, um Gott, was schafft so bleich
Eure Rosen auf Haupt und Wangen?"

„Meine Lust ist all' dahin;
Herrschen möcht' ich, wie ich's meine,
Aber jeder Sinn
Widerstrebt mir immerhin,
Sagt, wie ich sie all' vereine?

Schafft ein Mittel doch dafür,
Kluger Pfarrherr, mir behende,
Denn ich will hinfür:
Keiner widerstrebe mir,
Daß mein Trübsinn selig ende."

„Ei, Herr Ott', ich will Euch gern
Meinen klugen Rath ertheilen:
Schickt die Grillen fern.
Solchen ros'umkränzten Herrn
Möcht' ich wohl vom Trübsinn heilen."

Und er führt Herrn Ott' sogleich
Auf des Berges steilen Gipfel;
„Herr von Oesterreich!
Meinen Rath erfahrt ihr gleich,
Guckt auf meiner Kutte Zipfel."

Rasch gesagt und rasch wie toll
Eilt der Pfaff und kommt bald wieder,
Bringt die Kutte voll
Von erhob'nem, selt'nem Zoll,
Schüttelt bald den Inhalt nieder.

Schädel sind's vom Todtenhaus,
Die der Pfaff herbeigetragen;
Aus der Kutt' heraus
Kollern sie, im tollen Braus
Rings den Berg hinabgeschlagen.

„Herzog Ott', nun schauet hin,
Wie die Gecken Freisinn hegen!
Ueber Berges Grün —
Jeder bleibt bei eig'nem Sinn,
Kollert auf den eig'nen Wegen.

Thun sie so selbst nach dem Tod,
Zwingt Ihr sie auch nicht im Leben,
Edler Herzog Ott'!
Selbst die Schädel thun Euch Spott; —
Pflückt die Rosen, preßt die Reben."

In Nußdorf endet für die nach Wien Fahrenden die eigentliche Donaufahrt — denn von da fahren dieselben bis zum Karlssteg auf kleinen Localdampfern durch den Canal.

Beim Bogen, den das Schiff, vor Nußdorf anlegend, macht, sieht man die Thürme Wiens und die Rotunde des ehemaligen Ausstellungs-palastes. Der große Dampfer, der uns bis her brachte, fährt durch die regulirte Donau bis an den Prater-Quai. Von Nußdorf aus sieht man genau die Einmündung des neuen Durchstiches — den sogenannten Roller.

Bevor wir Wien selbst betreten, wollen wir diese großartigste Strom-Regulirung der Neuzeit unseren Lesern des Ausführlicheren vorführen.

Es war wohl der wichtigste Abschnitt der Donau-Regulirungs-Arbeiten bei Wien, der durch die am 30. Mai 1875 stattgehabte feierliche Eröffnung der Schifffahrt im Donau-Durchstiche inaugurirt wurde. Es ziemt sich daher, einen Blick zurückzuwerfen auf die Art, wie das große epochemachende Werk der Donau-Regulirung bei Wien entstanden, die leitenden Gedanken, welche dem Projecte zu Grunde lagen, sowie das Project selbst näher zu beleuchten und so dem Fachmanne wie dem Laien an der Hand authentischer Daten den Umfang der Arbeit und den Werth derselben darzuthun.

Wo früher Auen und Wiesen sich ausdehnten, rollt heute der Strom majestätisch seine Wellen zwischen kühn gezogenen und gesicherten Ufern. Schnell und freudig hat er von dem ihm sorgsam bereiteten Bette Besitz ergriffen und hierdurch den Beweis geliefert, daß die für den Durchstich gewählte Trace die richtige war.

Der Strom ist um ein Bedeutendes der Stadt Wien näher gerückt und so die alte geographische Bezeichnung, Wien liege an der Donau, erst thatsächlich wahr geworden.

Feste parallele Ufer fassen die Wassermassen des Stromes zusammen, verhindern die sonst eben in der Nähe Wiens vorgekommenen alljährlichen Veränderungen des Stromlaufes, durch welche weite Strecken Landes ihrer Benutzbarkeit entzogen wurden. — Die Ueberschwemmungsgefahr für Wien ist für immerwährende Zeiten beseitigt.

Auch zum Schutze des Marchfeldes ist bereits viel geschehen, und es ist der Augenblick nicht ferne, wo auch für dieses die Gefahr einer Ueberschwemmung für immer beseitigt sein wird.

An dem Wien zugekehrten Ufer des Stromes ziehen sich in langer Reihe die Landungsplätze hin.

Zuerst hat die Erste österreichische Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft von dem neuen Strome Besitz ergriffen. Die übrigen großen Verkehrs-Gesellschaften sind in der kürzesten Zeit nachgefolgt.

Die Anlage der, alle Bahnen verbindenden Donau-Uferbahn folgte der Donau-Regulirung. So vollzieht sich an dem Ufer des neuen Stromes der Umschlag der Güter, und Wien, der Knotenpunkt der mitteleuropäischen Eisenbahnen, wird wieder das Emporium für den Handel zwischen Orient und Occident.

Die Wien durchziehenden Verkehrswege zwischen dem Süden und Norden haben fernerhin nicht mehr zu fürchten, durch Eisgänge und Hochwasser Unterbrechungen zu erleiden; für' monumentale Brücken, darunter zwei dem Straßenverkehre dienende, übersetzen in kühnen Linien den Strom.

Der seit den letzten drei Decennien überraschenden Expansivkraft Wiens ist durch die Regulirung ein nach vielen Hunderten von Jochen zählendes

Terrain geboten, die naturgemäße Ausdehnung gegen den Strom anzustreben. Schon hat die Verbauung begonnen. Die Hoffnung ist berechtigt, daß vor Allem die Industrie an den Ufern des herrlichen Stromes ihre Stätte aufschlagen wird.

Alle diese Vortheile, die für die Stadt Wien, das Land Niederösterreich und mittelbar auch für das gesammte Reich geradezu unberechenbar sind, die zu erreichen bereits seit Decennien von erleuchteten Männern angestrebt wurden, sie wurden in einer kurzen Spanne Zeit angebahnt und verwirklicht.

Zehn Jahre sind verflossen, seit Kaiser Franz Josef den ersten Spatenstich an dem Werke der Donau-Regulirung vornahm, und jetzt bereits kann dieses, das den größten Werken aller Zeiten kühn an die Seite gestellt werden kann, im wesentlichen als vollendet bezeichnet werden.

Das Alles und die Wiedergeburt Wiens geschah in der sogenannten Schwindel-Epoche, in der als unmoralisch verschrieenen Zeit. Seitdem wir in Oesterreich-Ungarn so solid und moralisch geworden sind, brächten wir solches nicht mehr zu Stande. Nur kurze fünf Jahre trennen uns von der Zeit, da dies herrliche Werk vollendet wurde, und in der kurzen Zeit hat die wirthschaftliche Rückbildung solch' erschreckende Fortschritte gemacht, daß wir es kaum zu begreifen vermögen.

Doch trüben wir unseren Sinn nicht durch solche Reflexionen, geben wir uns der Hoffnung hin, daß das unverwüstliche Wesen unserer Monarchie und ihrer Reichshauptstadt sich auch jetzt wieder bewähren werde und wir wieder besseren Tagen entgegengehen.

Und nun folge uns der geneigte Leser in das

Neue Strombett der Donau.

Der Lauf der Donau ist oberhalb und unterhalb Wien an zwei Stellen durch die Natur fixirt; oberhalb Wien durch das Kahlengebirge und den Bisamberg, unterhalb Wien aber zwischen Hainburg und Theben. Die Donau, in ihrem Laufe von Passau bis Wien häufig zwischen Gebirgsabhängen eingeengt, strömt mit einem bedeutenden Gefälle und großer Geschwindigkeit herab und brachte insbesondere in früherer Zeit während der Hochwasser große Schottermassen herab, welche sie auf der Wiener Thalebene ablagerte. In

der Ebene bei Wien fand die Donau ziemlich gleichartigen Boden. So ist es erklärlich, daß sie, sich frei überlassen, den zufällig entstandenen Hindernissen ausweichend, sich in mehrere Arme theilte, daß durch Bildung von Schotterbänken immer neue Ausartungen des Stromlaufes entstanden und bei Hochwassern ein meilengroßer Flächenraum überspült und verwüstet wurde. — Die vorhandenen Urkunden weisen es nach, daß der Hauptarm der Donau bei Wien zu verschiedenen Zeiten einen verschiedenen Lauf gehabt hat.

Es ist unstreitig, daß einst der Hauptstrom der Donau von Nußdorf ungefähr in der Richtung des jetzigen Wiener Donau-Canales geflossen ist; so stand die Kirche, „Maria Stiegen" zu Wien, eigentlich: „Unsere liebe Frau am Gestade", ehemals am Ufer des Hauptstromes, sowie andererseits aus mehreren Urkunden hervorgeht, daß später der Hauptstrom seinen Lauf mehr östlich durch das Marchfeld genommen hat.

In dieser ausgedehnten Ebene zwischen den beiden extremsten Stromläufen hatte die Donau, in mehrere Arme getheilt, das Land verwüstet und der Hauptarm oft seine Richtung gewechselt, je nachdem ein künstlich oder vom Strome selbst durch Ablagerung seines Geschiebes geschaffenes Hinderniß die Veranlassung zur Versandung eines Armes und zu einer neuen Strombildung gab.

Der ungeregelte Lauf des Stromes nächst Wien hatte aber die schwerstwiegenden Nachtheile im Gefolge.

Nicht nur die Stadt Wien, auch ausgedehnte Strecken Landes waren stets durch Ueberschwemmungen bedroht, von denen viele entsetzliches Elend unter die Bevölkerung brachten.

Ungeachtet Wien durch seine geographische Lage, durch das Eisenbahnnetz Oesterreich-Ungarns und durch seine dem Handel günstigen Umstände berufen ist, den ersten Rang unter den Donau-Handelsstädter einzunehmen, machte doch der verwilderte Zustand der Donau bei Wien einen Aufschwung in dieser Richtung unmöglich.

Wien besaß höchst ungenügende und theuere Stapelplätze, die fern von der Stadt lagen und außer Verbindung mit den Eisenbahn-Anlagen standen.

Ungeachtet des bedeutenden Aufschwunges des Schifffahrtsverkehres in Wien (von 4,600.000 Centnern im Jahre 1861 auf 10,000.000 Centner

im Jahre 1867 und 14.360.000 Centner im Jahre 1868), war die Anlage der durch diesen Aufschwung bedingten großen Landungs-, Lade- und Magazinsplätze bis zur durchgeführten Strom-Regulirung nicht möglich, weil das Weichbild der Stadt, längs der Donau Ueberschwemmungen ausgesetzt, jeder Benützung entzogen war und wegen der Unsicherheit des künftigen Laufes der Donau jede Anlage in der Nähe unmöglich wurde. So kam es, daß die Staatseisenbahn für ihren Verkehr nach Norden und Südosten auf der Höhe des Wienerberges ihren Frachtenbahnhof zu erbauen gezwungen war, zu welchem die Güter den Berg hinan transportirt werden müssen, um dann auf dem Schienenwege wieder bergab über die Donau gebracht zu werden.

So kam es, daß bis nun die Errichtung von Lagerhäusern am Strome unausführbar blieb; daß die Industrie Wiens und die Erzeugung seiner vornehmsten Ausfuhrartikel ihre Stätte in den südlichen und südwestlichen Stadttheilen aufschlagen mußte; daher kommt es auch, daß die Stadt ihre Ausdehnung in einer unnatürlichen Richtung bergauf nahm, statt sich am Strome zu entwickeln, wo der Verkehr concentrirt werden könnte. So kam es endlich, daß die Reichshauptstadt, in nördlicher Richtung nur durch leicht zerstörbare, hölzerne provisorische Brücken verbunden, in ihrer Communication mit dem Norden und Nordosten der Monarchie stets gefährdet war, und daß jede Zerstörung der Brücken durch Eisgänge sowohl den Verkehr nach jenen Richtungen auf längere Dauer ganz abschnitt, als auch in die Verproviantirung und den Handelsverkehr der Stadt Unordnung und Mangel brachte.

Die Klagen über die geschilderten Uebelstände und der Ruf nach Abhilfe wurden immer lauter und steigerten sich von Jahr zu Jahr.

Wohl war schon öfter Abhilfe versprochen und über die Mittel dazu berathen worden, aber erst 1868 geschah der erste entscheidende Schritt, um zu einer durchgreifenden Donau-Regulirung zu gelangen.

Schon im Jahre 1864 wurde die betreffende Commission einberufen, welche nach eingehender Berathung ein Project ausarbeitete, welches am 12. September 1868 die kaiserliche Bestätigung erhielt, und die Regierung beauftragt wurde, die rasche Durchführung der Donau-Regulirung bei Wien in's Werk zu setzen.

Der Donau-Regulirungs-Commission lagen zweierlei Projecte vor: nach dem einen sollte der Strom in seiner alten Richtung erhalten und regulirt werden; nach dem andern war der Strom in einer sanft gegen die Stadt concav geneigten Linie mittelst eines Durchstiches dieser näher zu bringen. Die Commission und die befragten Sachverständigen entschieden sich für den Durchstich, da hierdurch der Strom in seinen natürlichen Lauf zurückgebracht, die Ueberschwemmungsgefahr für Wien am gründlichsten behoben, allen gegenwärtigen und künftigen Bedürfnissen des Handels und der Verkehrs-Anstalten, sowie der Entwicklung Wiens selbst am vollkommensten Genüge geleistet wurde.

Das Reich, das Kronland Niederösterreich und die Commune Wien verpflichteten sich, je ein Drittel der mit 24,600.000 Gulden präliminirten Kosten der Donau-Regulirung zu übernehmen, welche durch ein gemeinschaftliches Anlehen bedeckt wurden.

Die Ausarbeitung der Detail-Projecte und die Oberbauleitung wurde dem k. k. Ministerialrath Gustav Wex, dem berühmten Wasserbautechniker, anvertraut und damit in bewährte Hände gelegt.

Die Regulirungs-Arbeiten am Hauptstrome wurden von der Unternehmung A. Castor, H. Hersent und A. Couvreux, jene im Donau-Canale von Watel ausgeführt. Sämmtliche Bauten in der Strecke vom Kahlenbergerdörfel bis Albern sind nun gänzlich beendet; die Regulirungs-Arbeiten von Albern bis Fischamend wurden in der jüngsten Zeit der Unternehmung Löwenfeld, Redlich, Berger und F. Hollitzer übertragen und sind bereits in voller Ausführung.

Nach erfolgter Regulirung ist das Strombett aus zwei Theilen zusammengesetzt, der eine für gewöhnlichen Wasserstand als Normalbett, der andere für Hochwasser, und ist dieser in entsprechender Entfernung von den Ufern des Hauptbettes mittelst Dämmen abgegrenzt. Im freien Lande schließt sich an das Normalbett beiderseits das Hochwasserbett an. Im Stadtrayon Wiens, das ist von der Einmündung bis zur Ausmündung der Donau-Canals, wo am rechten Ufer (dem sogenannten Prater-Quai) die Landungsplätze, Eisenbahngeleise, Magazine, Lagerhäuser &c. angebracht sind, liegt am rechten Ufer das Bett für die Normalhöhe des Stromes, am linken hingegen das Bett

für die Hochwasser. Um ein möglichst gleichmäßiges Fahrwasser zu erhalten, wurde das Bett für mittleren Wasserstand mit 284.$_{5}$ Meter angelegt; die Breite des Nebenbettes beträgt dagegen 474.$_{17}$ Meter = 1500 Fuß, das Hochwasserprofil des neuen Strombettes hat somit die beträchtliche Breite von 758.$_{67}$ Meter (2400 Fuß), innerhalb welcher sich der Strom selbst bei stärkstem Hochwasser zu entwickeln vermag, ohne Schaden anzurichten.

Die Strecke von Nußdorf bis Albern beträgt 7000 Klafter = 13.$_{27}$ Kilometer. Das Bett wurde mit der vollen mittleren Stromtiefe von 3.$_{16}$ Meter unter dem Nullwasserspiegel ausgehoben, und zwar mit einer Gesammt-Körpermasse von 12,277.787 Kubikmeter.

Es ist dies in Europa das erste Mal, daß bei einer Fluß-Regulirung mittelst eines Durchstiches und für einen so mächtigen Strom das neue Strombett in seiner ganzen Länge, Breite und Tiefe mit einer so riesigen Erdbewegung vollständig ausgehoben und ausgebaggert worden ist.

Da erfahrungsgemäß die Hochwasser und Eisgänge des Donaustromes bisher zumeist durch die Einmündung des Wiener Donau-Canales bei Nußdorf in den letzteren eingedrungen sind und bei einer Stockung des Eisganges im Canale selbst die niedrig gelegenen Theile Wiens überschwemmt und verheert worden sind, wurde die Herstellung einer Absperr-Vorrichtung als nothwendig erkannt.

Es wurde demnach das vom k. k. Hofrath Wilh. Freiherrn von Engerth entworfene Sperrschiff errichtet, welches, in zwei soliden Schleusenmauern ruhend, eine schnelle Schließung und Oeffnung gestattet.

Das Absperrthor besteht aus einem 153.$_{5}$ Fuß langen, 18 Fuß hohen, in der Mitte 30 Fuß breiten Schiffe aus Schmiedeeisen. Dieses Sperrschiff (Schwimmthor) ist so construirt und mit solchen Einrichtungen versehen, daß dasselbe nach Erforderniß tiefer in's Wasser gesenkt oder gehoben werden kann. In einigen der alten Arme der Donau werden Verkehrshäfen angelegt, sowie auch Bassins zur Ueberwinterung von Schiffen.

Wir erwähnten früher der definitiven Ueberbrückungen, welche geschahen. Die aus dem Donau-Regulirungsfonde hergestellte Straßenbrücke wurde am 18. August 1874 dem allgemeinen Verkehr übergeben und erhielt den Namen „Kaiser Franz Josefs-Brücke“. Seitdem wurde auch die Reichs-

straßenbrücke am Tabor fertig gestellt. Die Kaiser Ferdinands-Nordbahn, die Nordwestbahn und die Staatseisenbahn-Gesellschaft schritten sofort nach Feststellung des neuen Bettes nach dem Projecte zur Erbauung definitiver Eisenbahnbrücken — welche alle drei großartige Objecte in Eisen-Construction sind.

Die gesammten Auslagen für die Donau-Regulirung von Nußdorf bis Albern, die Quai- und Uferbauten, die Erbauung der Kaiser Franz Josefs-Brücke betrugen zusammen 20,257.552 fl. 34 kr. Der Einlaß des Stromes in das neue Bett begann am 14. April 1875, Nachmittags 3½ Uhr, und zwar am sogenannten Roller in der Nähe des rechten Ufers.

In der Nacht vom 15. zum 16. April des gedachten Jahres trat der Strom in's neue Bett; die Tiefe war vom Anfang an eine befriedigende, und schon am zweiten Tage nach der Eröffnung fuhren die Steinschiffe unbehindert in den Durchstich; am 18. April Früh passirte bereits der große Dampfer „Neue Donau", mit zwei Steinschiffen in Schlepp, das neue Strombett in der Bergfahrt von Stadlau bis Nußdorf ohne Anstand.

Am 30. Mai 1875 nahm die Schifffahrt Besitz vom neuen Strome, und damit war eine neue Aera begonnen; Wiens niedrig gelegene Vorstädte aber blieben seitdem thatsächlich von den sich früher so oft wiederholenden Ueberfluthungen verschont.

Nachdem wir so den Leser mit der Entstehungs- und Baugeschichte des größten Strom-Regulirungswerkes der Neuzeit bekannt gemacht haben, wollen wir nur noch dem einen Wunsche Ausdruck geben: möge es uns im Interesse von Handel, Verkehr und des Volkswohlstandes bald gegönnt sein, ebenso als vollendete Thatsachen einstellen zu können die Strom-Regulirung der Strecken zwischen T u l l n und W i e n, P r e ß b u r g und G ö n y ö und des E i s e r n e n T h o r e s, dieser drei großen Hindernisse der Schifffahrt.

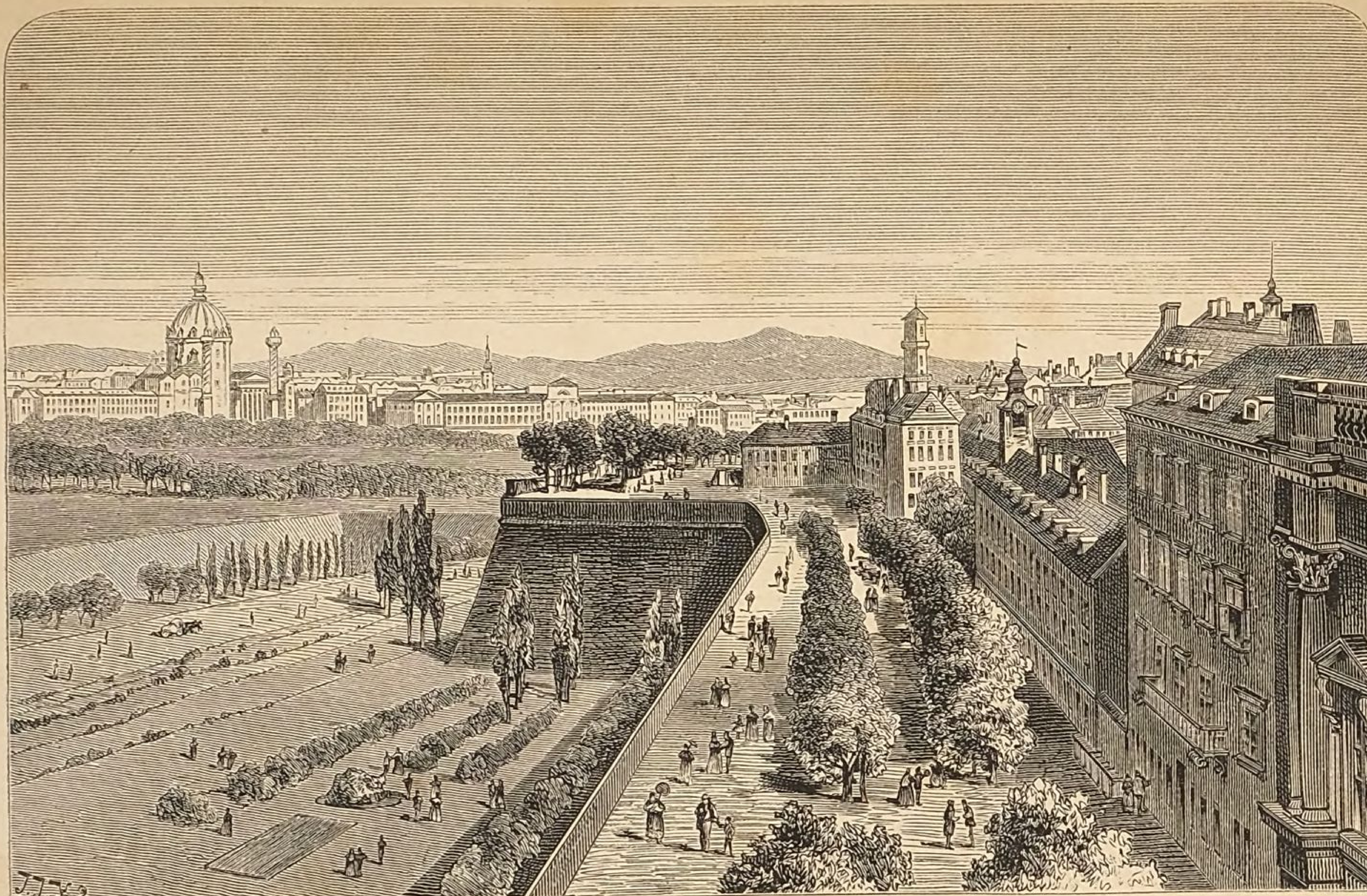
Die Versandungen des neuen Strombettes bei Wien, welche sich in so empfindlicher Weise bemerkbar machen, können nur dann vermieden oder doch auf's geringste Maß reducirt werden, wenn das Bett von Nußdorf aufwärts ebenfalls regulirt wird. Nach den jüngsten Erfahrungen wird man dem auch nicht weiter mehr ausweichen können.

Nun haben wir diesen Theil der Fahrt beendet und können entweder vom Prater-Quai mittelst Fiaker durch die Schwimmschul-Allee nach Wien

hineinfahren, oder wir besteigen in Nußdorf den kleinen Localdampfer, der uns durch den Canal in die Stadt bringt. Bei dieser letzteren Fahrt kommen wir an dem oben geschilderten Sperrschiff vorbei, rechts geht das Geleise der Franz Josefs-Bahn, links jenes der Nordwestbahn, welches vor Nußdorf über den Hauptstrom setzt. Wir passiren nun links die Brigittenau, dann die Leopoldstadt; rechts die Vororte Heiligenstadt, Döbling, dann die Vorstadt Roßau, fahren unter der Stroheck- und Augartenbrücke durch und legen unterhalb des Karlstegs am Franz Josefs-Quai der inneren Stadt an.

Nun sind wir in Wien, der Donau-Metropole, angelangt, welche wir als Ruhepunkt benützen wollen. Wir langen hier mit dem Schiffe um $^1/_2$5 Uhr Nachmittags an und können die Donaufahrt stromabwärts erst des andern Morgens 7 Uhr fortsetzen.

Da es aber der Leser wahrscheinlich nicht so eilig hat — so werden wir hier wohl länger als nur über Nacht verweilen.



10.

Wien vor der Stadterweiterung.

VI. Wien.

Es ist dies das schwierigste Capitel unseres Buches, an welches wir gelangt, und das uns nicht wenig Sorge bereitet, wie wir es bewältigen sollen. Ueber die Donau-Metropole könnten wir, so viel schon darüber geschrieben worden, noch immerhin ein Buch verfassen, ohne den Stoff zu erschöpfen; wir wollen uns aber bescheiden und das bringen, was wir im Rahmen dieses Werkes für unerläßlich halten. Wieso es kommt, daß Wien eine so unerschöpfliche geschichtliche und culturhistorische Fundgrube bietet, welche von den Historikern aller Zeiten wie ein Bergwerk abgebaut wurde, ohne je erschöpft worden zu sein; wieso es kommt, daß Wien stets eine so hervorragende Rolle spielte, ja, wieso es kommt, daß es die Metropole für den ganzen östlichen Theil Europa's selbst dann noch blieb, als es im Laufe der Ereignisse aufhörte, die Hauptstadt des Deutschen Reiches zu sein; ja selbst als es aus Deutschland ausgeschlossen wurde, statt diesen Stoß in nachtheiliger Weise zu verspüren, einer Aera des wunderbarsten Aufschwunges, der ungeahnten Expansion entgegenging, dies wird Jedermann aufgefallen sein. Alle diese in's Auge springenden Umstände aber finden ihren natürlichen Erklärungsgrund in der Lage Wiens. An der Stelle, wo heute Wien liegt — richtiger gesprochen, in dem Stromabschnitt zwischen Tulln und der Porta Pannonica — gab es zu allen Zeiten eine große Donaustadt, ein Handels-Emporium, einen Knotenpunkt des Völkerverkehrs. Wien entwickelte sich naturgemäß aus sich selbst, aus einer Naturnothwendigkeit möchten wir sagen, und darum eben ist die Existenz und die Prosperität dieser Stadt mehr unabhängig von politischen als von commerciellen Ereignissen, Vorkommnissen und Umständen. Ebensowenig Wien die Ausschließung aus Deutschland geschadet hat, ebensowenig von Nachtheil war die staatsrechtliche Sonderstellung Ungarns — trotzdem die Hauptstadt des Reiches der Sanct Stefanskrone seit 1867 ebenfalls riesige Fortschritte machte.

Wien ist eben keine „gemachte" Stadt, wie etwa Sanct Petersburg oder Carlsruhe, wo man alle Paläste schließen und alle Buden sperren kann in der Stunde, wo es einmal dem Hof einfiele, mitsammt den Ministerien und Staatsdikasterien anderswohin zu übersiedeln. Wir wollen hier noch einen Moment bei dieser handelspolitischen Seite der Frage verharren.

Ehe wir da am rechten Stromufer weiter gehen, werfen wir einen Blick hinüber auf die Morawastädte Olmütz und Brünn, die in der Mittelrinne des merkwürdigen Bassins liegen, das zwischen den Karpathen und den böhmischen Bergen zum Odergebiete durchgeht, und welche Städte mit der handelspolitischen Entwicklung Wiens und seines Verkehrswesens so innig verknüpft sind. Hier trat seit alter Zeit der nordöstliche Handels- und Völkerstrom in das Donaugebiet ein. Hier wurden stets die Beziehungen der Donau zur Oder und Weichsel vermittelt, und Flußlinien, Kunststraßen, Eisenbahnen führen von jenen Stromgebieten hier zur Donau heran. Olmütz (15.300 Einwohner) ist die Festung dieses Donauthores gegen Nordosten und zugleich der Handelsplatz und Markt für die großen Viehheerden, welche aus Polen und Rußland die Karpathen umwandern. Brünn (73.800 Einwohner), in der Mitte des Morawabeckens, bildet die Hauptstadt desselben und war als wichtiger Punkt, gleich Olmütz, schon von den Römern besetzt. Durch Handels- und Fabrik-Industrie blühte der Ort in neuester Zeit ungemein empor. Brünn verdoppelte beinahe seine Einwohnerzahl seit 30 Jahren, da es 1849 nur etwas Weniges über 42.000 Seelen zählte. Treten wir auf das rechte Donau-Ufer zurück, so bietet sich uns, wie geschildert, Wien dar, in der Ebene hart an der Ostseite der österreichischen Donau-Enge, am Fuße des vom Wienerwalde (Mons Cetius) gebildeten Donauthores, gegenüber dem Morawabecken und seinen Eisenbahnen, Natur- und Kunststraßen zur Donau. Während oberhalb Wien die Donau durch raschen Lauf, durch Wasserwirbel und andere Umstände noch vielfach behindert wird, erlangt der Strom hier, in das mittlere Becken übertretend, eine großartige Entwicklung, es beginnt seine bedeutendste Schiffbarkeit und der Verkehr mit Fahrzeugen von größter Tragfähigkeit. Zugleich ist die Donau an diesem Punkte der Spitze des Adriatischen Meeres am nächsten. Ebenso wird von hier der Adriatische Golf leichter als auf einer andern Linie erreicht, indem sich in dieser Richtung

die Alpen, mit dem Wienerwalde gegen Nordosten wendend, mit geringeren Schwierigkeiten überschreiten lassen als von irgend einem andern, weiter westlichen Punkte aus. Die Hauptmasse der Alpen umgehend, liefen schon zur Römerzeit und im Mittelalter die Hauptstraßen zwischen der Donau und der Adria auf diesen Punkt hin. Die große nord-südliche Verkehrsstraße aus der Oder durch Mähren zum Golf von Triest und Venedig kreuzt sich hier mit der großen Donaustraße nach Ost und West.

Im Alterthum finden wir darum hier die bedeutenden Handelsstädte Carnuntum, Vindobona und ebenso Fabiana, Petronell, deren handelspolitische Aufgabe jetzt durch Wien erfüllt wird. Wien mit seinen nahezu eine Million zählenden Einwohnern ist die moderne Capitale der Donau, der Centralpunkt des ganzen Systems, der Sammelplatz der meisten Donauvölker, die Residenz des Kaisers von Oesterreich und Königs von Ungarn, des Geburts-Adels und der Plutokratie der Monarchie, die vornehmste Fabrik- und Handelsstadt von den Donauquellen bis zum Schwarzen Meere. Wien ist schon seit Jahrhunderten der Culturherd für die Ungarn, für die östlichen und Süd-Slaven und die Walachen und die Tonangeberin der Sitten und Moden in allen mittlern und untern Donau-Provinzen. Selbst im Orient ist Wien weit und breit unter dem Namen „Besch“ — magyarisch und türkisch „Bécs“ (sprich Bätsch), auch die Rumänen sagen „La Betsch“ — berühmt. Wie zu Friedensverhandlungen und Handelsverbindungen, so begegneten sich auch im Kampfe die Donauvölker am häufigsten an diesem merkwürdigen Punkte.

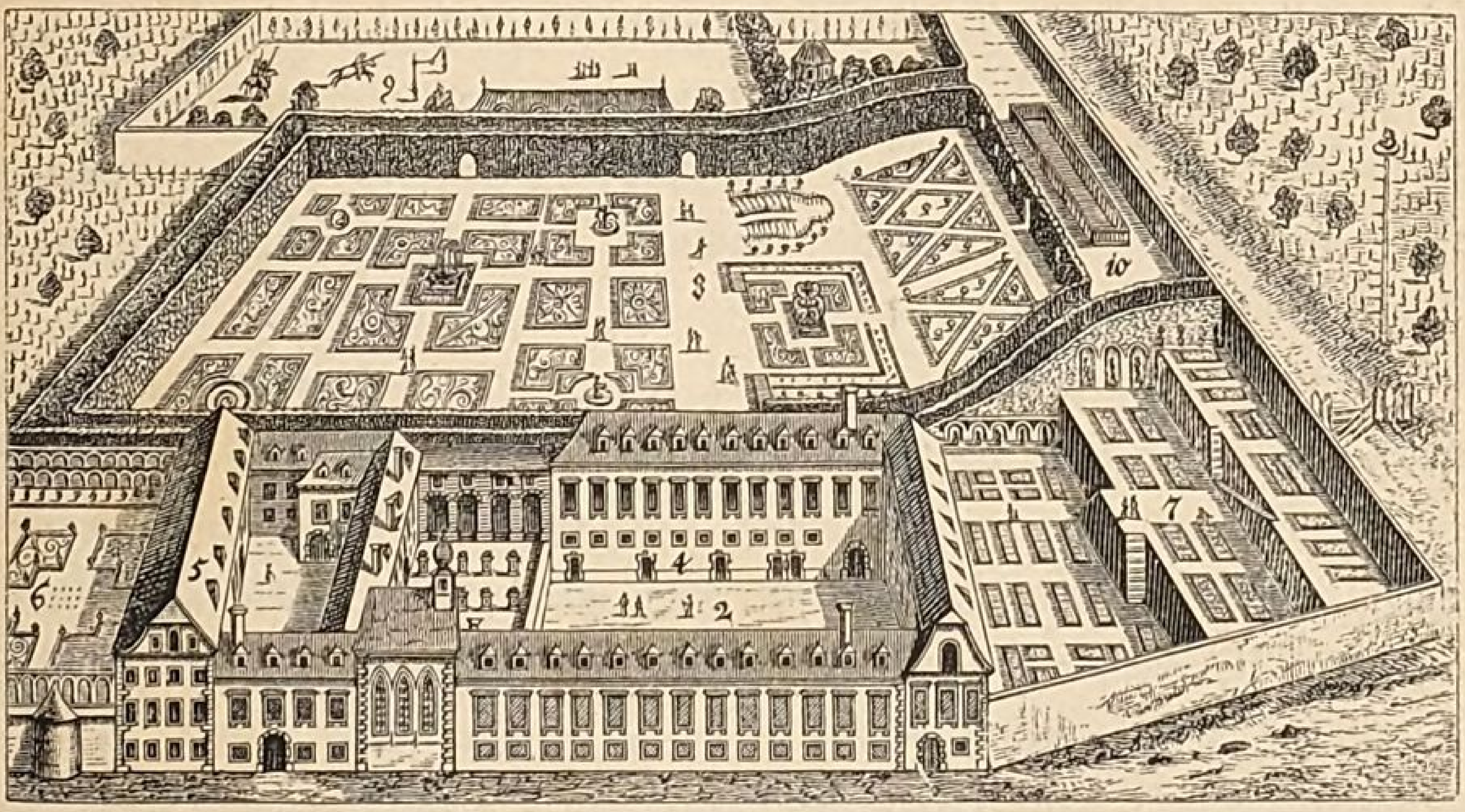
Hier hatten schon die römischen Kaiser eine ihrer vornehmsten Donau-Stationen. Bis hierher kamen aus Westen Karl der Große und die Franken gegen die Avaren, Rudolf von Habsburg und die Westdeutschen gegen die Czechen, sowie Napoleon mit den französischen Heeren und die Preußen 1866. Hierher gelangten aus Osten und setzten sich fest die Avaren, die Hunnen. Hier wurden glorreiche Schlachten gegen die östlichen Barbaren und Mongolen geschlagen. Von diesem Punkte aus wurden die Türken zurückgeworfen, und in der Nähe dieses Herzpunktes der Donau schaaren sich vielleicht wiederum die streitenden Donauvölker, um abermals in einer Marchfeldschlacht das Schicksal der Länder und Staaten, welche das Stromgebiet berühren, zu entscheiden. In der Mitte der großen Verkehrslinie von Wien nach dem

Adriatischen Meere liegt Graz (81.200 Einwohner), der Centralpunkt von Steiermark, an der Mur, die hier schiffbar wird und eine Wasserstraße zu den fruchtbaren Gefilden Pannoniens eröffnet. Die Mur und die Drau führen aus den reichen Donaugegenden Getreide hinauf, das dann durch den Markt von Graz in den kornarmen Gebirgen vertheilt wird. Noch weiter südlich treffen wir sodann auf die Städte Klagenfurt und Laibach (jenes mit 15.285, dieses mit 22.600 Einwohnern), welche die Centralpunkte der obern Drau- und Save-Bassins in Kärnten und Krain bilden, und die Knotenpunkte an der Wien-Triester Eisenbahn und den Straßenzügen geben, die sie durch Drau und Save mit den illyrischen Ländern in Verbindung setzen. Endlich müssen wir hier auch Triest nennen, das zwar nicht im Donaustromgebiete selbst liegt, doch der Hauptsache nach auf die Donau angewiesen ist. An den nördlichen Endpunkt der Adriatischen Meerschifffahrtslinie gestellt, empfängt und befördert Triest fast alle nach dem mittleren und oberen Donaubecken bestimmten orientalischen Waaren, sowie es umgekehrt die Güter, welche die Donau der Levante zugeführt, aufnimmt und über das Mittelmeer expedirt. Obwohl das nach Triest führende Eisenbahn- und Straßennetz noch keineswegs vollständig entfaltet ist, so hat sich doch die Stadt in Verbindung mit der blühenden Entwicklung des Donaugebietes in dem letzten Jahrhundert von einem kleinen, unbekannten Orte zu einer Welthandelsstadt von über 70.000 Einwohnern und einem lebhaften Schiffsverkehr emporgehoben.

Ohne das Donau-Hinterland und ohne den österreichisch-ungarischen Verkehr sinkt Triest wieder in sein Nichts von ehedem zurück. Dies sollten auch die sogenannten „italienischen" Patrioten Triests bedenken, welche mit ihren Strebungen ihrer Vaterstadt einen gar schlechten Dienst erweisen.

Die handelspolitische centrale Stellung Wiens ist der erste Motor seiner Lebensäußerungen, von dieser gehen auch alle übrigen aus; das zweite Moment ist ein ethisches. Wenn der Dichter einst von Radetzky's Heer sang: „In deinem Lager ist Oesterreich", so kann das mit noch mehr Recht von Wien gesagt werden. Im Heere hält die eiserne Disciplin die vielsprachigen Völkerschaften zusammen — hier aber leben alle Nationalitäten der österreichisch-ungarischen Monarchie zwanglos und friedfertig beisammen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Autochthonen den kleinsten Bruchtheil der Bevölkerungsziffer Wiens geben. — Aus der nahezu eine Million zählenden Einwohnerschaft Wiens könnte man durch Ausscheiden jeder einzelnen Nationalität eine ansehnliche böhmische, eine eben solche polnische und ungarische Stadt bilden, und auch die anderen Völker stellen beachtenswerthe Contingente. Alle diese Menschen so verschiedener Abstammung und so divergirender Neigung wirken und weben hier, ohne ihre Sonderheit hervorzukehren, ohne



Das kaiserliche Lustschloß Favorita.

(Jetziges Theresianum.)

1. Kaiserliche Zimmer. 2. Hofdamen-Zimmer. 3. Die Galerie. 4. Der lange Saal. 5. Der große Comödiensaal. 6. Garten. 7. Blumengarten des Erzherzogs Leopold. 8. Der große Garten. 9. Turnierplatz. 10. Teich und Schießstätte.

Nationalitätenhader ruhig nebeneinander und gehen in dem großen Ganzen auf. Das Verdienst dieses Zustandes gebührt aber der eingeborenen und altseßhaften Bevölkerung Wiens, welche den Mörtel abgiebt, der diese geschilderten Elemente zu einheitlicher Form festet.

In Wien hat sich ein gesunder Local-Patriotismus herausgebildet, der uns gefällt, — der Bewohner Wiens fühlt sich in erster Linie als solcher, seine ursprüngliche Zugehörigkeit fällt erst in die zweite Reihe, wenn sie nicht überhaupt entfällt. So kommt es, daß man in Wien wohl das Völkermosaik sieht — aber nicht immer zu unterscheiden vermag, wo die

einzelnen Steinchen aneinandergefügt sind. Der Urwiener ist da — trotz der Veränderungen, die seit drei Decennien geschahen — wie schon gesagt, der Kitt, der dem Mosaikbilde nicht nur die einheitliche Form giebt, sondern demselben auch seinen Charakter aufdrückt.

Unendliche Liebe ist es, mit welcher der Wiener seine Vaterstadt umfaßt; Vertrauen, Treue und Hingebung, ein Wohlthätigkeitssinn bis zur Aufopferung, aber auch Leichtgläubigkeit und Festhalten an liebgewordenen Täuschungen; — Lebhaftigkeit im Auffassen und fröhlicher Muth mitten unter ernsten Bedrängnissen („der Wiener Humor geht so lange um das Unglück herum“ — sagt ein älterer Schilderer Wiens — „bis er diesem, wenn er auch keine gute Seite daran finden kann, doch wenigstens eine burleske abgewinnt“ —), andererseits aber auch oft übertaumelnder Leichtsinn, dies Alles charakterisirt den Wiener.

Es zeichnet ihn aber auch aus die Freude an der Schönheit der Form, daher auch die leicht erregbare Empfänglichkeit für die bildenden Künste, Poesie und Musik, und ein feiner Geschmack, der selbst die Moden sich unterwirft und dieselben nie unkritisch nachäfft. Mit „Chic“ sich zu kleiden, versteht außer der Pariserin nur die Wienerin, und auch am Manne ist es sofort zu erkennen, der sich die Tournüre in Wien geholt.

Die geschilderten Eigenschaften erklären es auch, warum Wien die Theater- und Musikstadt par excellence ist; Befriedigung durch die blendende Außenseite, Neugier und volles Behagen an Schaugepränge jeder Art waren stets hervorragende Züge im Charakter des Wieners; dazu gesellt sich Gastfreundschaft und eine lebensfrohe Anschauung, die, von Knickerei weit entfernt, leider oft in Verschwendung ausartet — dagegen aber auch Mitgefühl und Opferfreudigkeit für den Nächsten, wie sie weder der kalte Norden noch der calculirende Süden kennen.

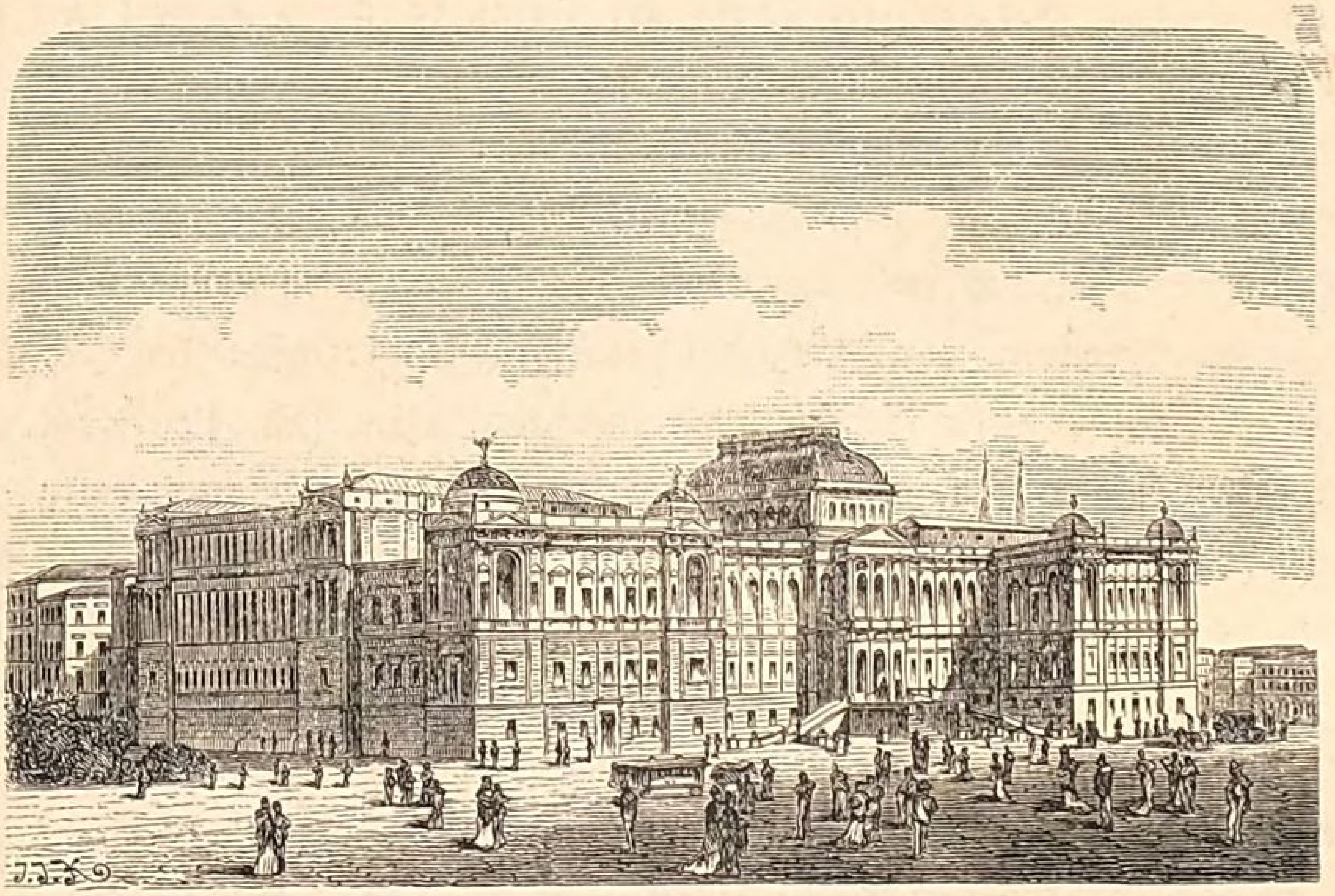
Ein Drang zu leben und im Dahinstürmen während des kurz gemessenen irdischen Daseins so viel des Schönen sich anzueignen und ganz auszukosten, als die Außenwelt bietet und die kleine Innenwelt des Ichs aufzunehmen vermag, läßt eine skeptische Anschauung und ein Grübeln nicht aufkommen; daher kommt es auch, daß in Wien noch kein Philosoph groß geworden, noch keine weltweisheitliche Schule Fuß gefaßt hat.

Redlichkeit und Versöhnlichkeit, sobald die erste Aufwallung des Zornes vorüber, Witz und Spott, jedoch nie bösartig — vervollständigen das Porträt des Wieners, welches wir zu geben versuchten und dem wir noch einige Züge beifügen.

„Der Wiener liebt die Natur und versteht die Kunst, sie zu genießen" — so sagt E. Duller, ein Schriftsteller, der Wien in sein Herz geschlossen, wie wir — „doch inniger noch als die Natur liebt er sein Wien. Es ist ihm sein Höchstes, sein Stolz, seine steinerne Bibel, mit tausend und aber tausend heiligen Blättern, die er in der Ferne so wenig vergißt wie der Alpenbewohner seine Gletscher und Ferner. Fragt Ihr ihn um den Grund dieser so festen, so treuen, so rührenden Liebe — so bleibt er Euch die Antwort schuldig. Es ist nicht die weiche, wohlige Atmosphäre des glücklichen Leichtsinnes, nicht der ewig wolkenlose Himmel der guten Laune, und nicht die engen, krummen, von Menschen vollgepfropften Straßen sind es, aus deren Häusern bekannte Gesichter ihm zulächeln, selbst sein Palladium, der alte ehrwürdige Stefan ist es nicht, noch ist es das Zusammenströmen von Pracht und Luxus eines reichen gewaltigen Adels, kein Gepränge und kein Besitz — nichts von allem diesem ist es, was den Wiener, wo er auch sei, in Wien oder Amerika, so stolz und freudig auf sein Wien macht, was ihn so fest daran bindet. Es ist der mächtige Zauber des deutschen Gemüthes, das sich in Wien mitten in einem großartigen Verkehr mit den verschiedensten Volksstämmen: Slaven, Ungarn, Italienern, Griechen, elastisch aufstrebend unter so vielen Drangsalen, die auf dem Volke im Laufe der Jahrhunderte gelastet, fort und fort behauptet, das in unverwüstlicher schöpferischer Kraft sich aus sich selber verjüngt. Darum giebt es in Wien noch einzig von ganz Deutschland einen echten deutschen Volkshumor, wenn auch die dortige Volksbühne eingestürzt; einen positiven, poetischen Humor, der reich und üppig unmittelbar aus dem Gemüth entquillt und durch dessen innere Gesundheit allein fortkommt, der im Moment schlägt und trifft. Eben dadurch, daß in Wien Alles in engeren Familienkreisen sich gruppirt, welche die Beziehungen und Einflüsse des Weltlebens den Einzelnen vermitteln, daß selbst das öffentliche Leben in den Cafés die Signatur des vertraulichen Familienlebens trägt, ist dem Gemüthe sein Weichthum gesichert, und der Humor hält als Tempel-

hüter davor Wache. Das ist das eigenste Glück des Wieners, daß er sich von diesem seinem Glücke keine Rechenschaft zu geben weiß, daß er es genießt, wie der muntere Vogel die Aehren, die Gott auf dem Felde wachsen läßt, daß er eben seinem innersten Wesen mit der kritischen Sonde noch nicht nahe kam, wie der Gesunde sich das Wesen Gesundheit nicht zu definiren vermag; — oder war's sein Glück?"

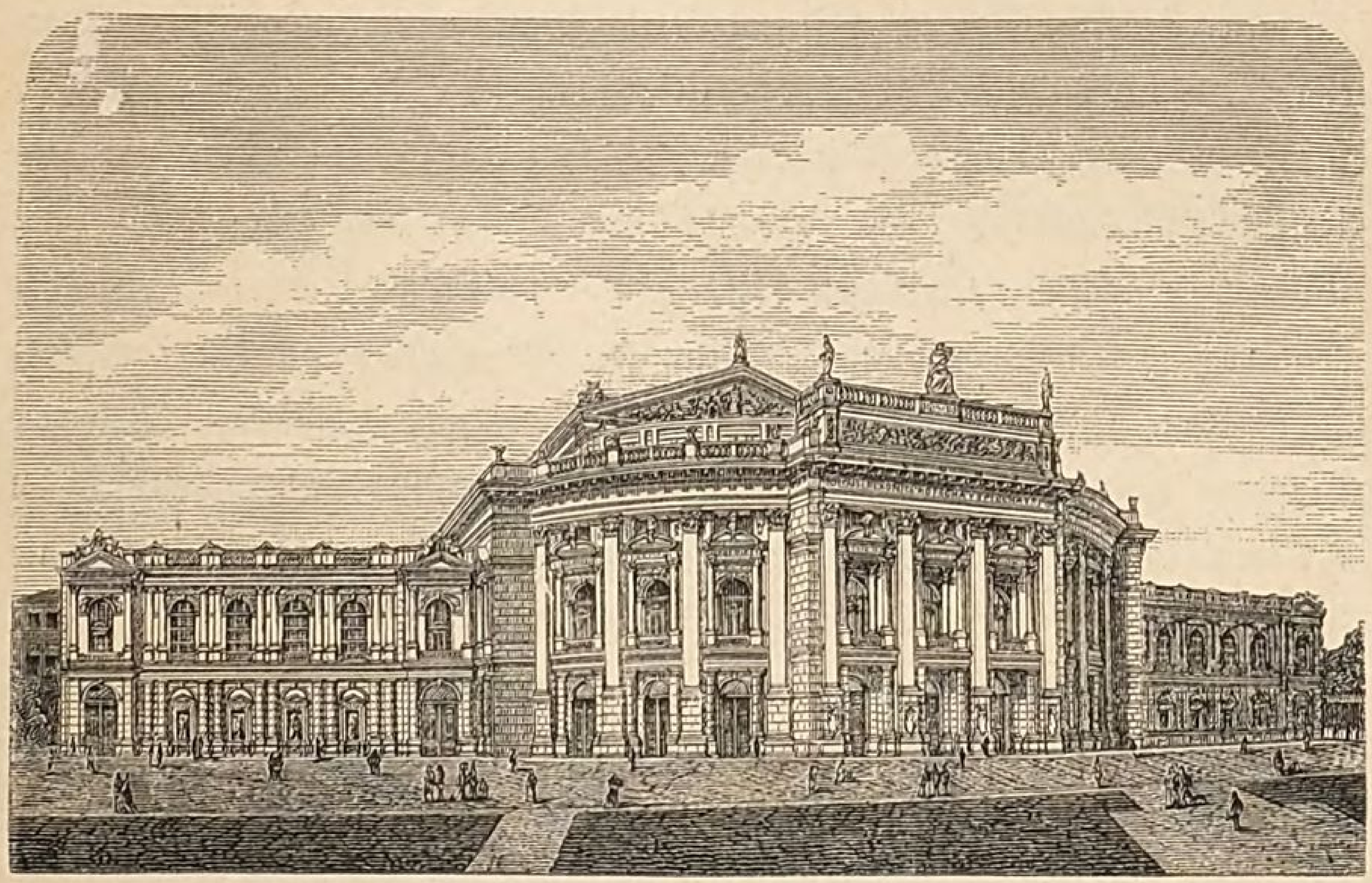
Seitdem diese Worte geschrieben wurden, hat sich durch äußere Umstände



Die neue Universität.

und durch die Ungunst der materiellen Verhältnisse Manches geändert, aber im Grundzuge stimmt diese Schilderung auch heute noch — ebenso wie unsere Behauptung, daß die nationale Sonderheit im Wiener Wesen aufgeht. Außer in einigen Studentenvereinen und akademisch-nationalen Gesellschaften, manifestirt sich in Wien die ethnographische Sonderstellung nirgends, und der Herr Kahlenberger sitzt mit dem Fekete úr, dem Pane Přihoda und dem Domnule Moldovan gemüthlich in einem Vorstadtverein beisammen — und gut und schlecht, wie es eben geht, sprechen sie Alle deutsch — bemüht, einige Localausdrücke im Dialecte anzubringen. Es ist dies eine Erscheinung, die wir jahrelang zu beobachten die Gelegenheit hatten, und die ein Unicum ist.

Paris absorbirt den Auvergnat, den Bretagner, den Marseiller, die doch Franzosen sind, nicht so sehr; ebenso behält in Berlin der Ostpreuße, der Hannoveraner, der Westfale seine Sonderheit weit mehr und geht nicht so im specifischen Berlinerthum auf — wie hier die Abkömmlinge der verschiedensten Völkerschaften in einer Nationalität aufgehen, die „der Wiener" heißt. Da wir, wie gesagt, nicht ein Buch über Wien schreiben können, so wollen wir im Rahmen dieses Werkes einen kurzen geschichtlichen Abriß



Das neue k. k. Hof-Schauspielhaus in Wien.

geben und dabei auf vier Epochen besonderes Gewicht legen, an welche zu erinnern, es eben jetzt an der Zeit ist.

Die erste dieser Geschichts-Epochen ist die Corvinische, das ist die Zeit, während welcher Matthias Corvinus in Wien herrschte, die zweite die Leopoldinische, in welche die Jahre von 1683—1695 fallen, nämlich die Vertreibung der Osmanli aus der österreichisch-ungarischen Monarchie, deren 200jährige Erinnerungsfeier allenthalben vorbereitet wird; drittens die Fünfziger-Jahre dieses Jahrhunderts, das ist Wien vor der Stadterweiterung, und endlich viertens die Epoche des Wiens unserer Tage mit seiner Neugestaltung, seinen Bauten. Einen wichtigen Abschnitt

dieses Capitels haben wir anticipirt in der Schilderung der Donau-Regulirung bei Wien, welche nicht nur speciell für diese Stadt, sondern auch für die Gesammtheit von hoher Wichtigkeit ist.

Zu Carnuntum (Petronell), seinem Hauptquartier, schrieb Marc Aurel, der kaiserliche Philosoph, an seinen Betrachtungen — bei der Leuchte seiner Todesfackeln im Jahre 180 n. Chr., sehen wir zuerst Vindobona (der Wenden Wohnung; — noch zu Kaiser Rudolf's I. Zeit stand in Wien ein Haus: „Die Vinidenburch“ genannt) als Stadt (municipium) genannt, noch unter Tiberius war es nur gemauertes Standlager. In der Nähe Vindobona's erkämpfte Marc Aurel den Uebergang über den Strom gegen die Quaden und Markomannen, gegen welche ihm Jupiter pluvius, nach den Kirchenschriftstellern aber das Gebet der aus Christen bestehenden legio XII. fulminatrix den Sieg erringen half, in Wirklichkeit war es das Feldherrntalent des großen Kaisers und der Muth der fulminatrix, welche den Ausschlag gaben. Unter Valentinian finden wir die römische Donauflottille, welche ehedem zu Carnuntum ihren Standplatz hatte, nach Zerstörung dieser Stadt zu Vindobona, und so begann letzteres die Erbschaft und die Mission als Donau-Emporium zu übernehmen.

Nun brauste der Hunnensturm über Pannoniens Gefilde, nachdem sich dieser verzogen, finden wir Vindomina (wie es damals genannt wurde) im Besitze der Gothen. Die Völkerwanderung nimmt das neue Stadtwesen hart in Mitleidenschaft, ja es büßt sogar den alten Namen ein und wird nach einem ehemaligen Standlager nun Fabiana genannt. Am linken Ufer der Donau hausen die Rugier, Barbarenhorden streifen durch die nun immer mehr verfallenden und verödenden Römerstädte. Um diese Zeit trat der Gottesmann Severinus auf, welcher in Fabiana und außerhalb der Stadt (im heutigen Heiligenstadt) Bethäuser und Zellen baute, die zugleich als Schulen dienten, und der Ort Sievering bewahrt noch heute sein Andenken.

In die stille Klause dieses eifrigen Glaubensboten trat — nach einer Legende — Odoaker der Heruler noch als Jüngling und empfing von Severin die Weissagung: Das rauhe Fell, das er jetzt noch trage, werde in Italien sich ihm in reichen Schmuck verwandeln. Kaum zehn Jahre verflossen, und die Prophezeiung Severin's ging in Erfüllung; am 23. August 476

n. Chr. begrüßte das Heer zu Ravenna Odoaker den Heruler als König von Italien, und der letzte weströmische Cäsar, das Kind Romulus Augustus, mußte Purpur und Diadem dem Barbaren übergeben. Als dann Odoaker den Höhepunkt seines Glückes erreichte, da weissagte ihm wieder Severin den Niedergang. Des Rugier-Königs Sohn Fava (Feletheus) dehnte seine Herrschaft auch auf's rechte Ufer der Donau aus, eroberte Fabiana und setzte Friedrich, seinen Bruder, daselbst als Statthalter ein. Bald nahte Odoaker der Donau und zerstörte das kurzlebige Rugier-Reich. Aber auch seiner Herrschaft ward ein Ende durch den großen Gothenfürsten Theodorich — dem Ditrich von Bern der Heldensage — bereitet. Unter diesem Gothenkönig bekam Fabiana seinen ersten Bischof in Mamertinus, ehemaligem römischen Tribun.

Zwei volle Jahrhunderte, in welche auch das Reich der Avaren an der Donau fällt, liegt tiefes, nachtfinsteres Dunkel über den Geschicken der Stadt; nur zwei Schüler des heiligen Ruprecht, dem Wiens älteste Kirche noch jetzt ihren Namen dankt, tauchen im Lichtkleide der Legende aus dieser Dunkelheit auf. Karl der Große soll der Ueberlieferung nach, als er die Avaren mit Erfolg zurückgedrängt hatte, in Fabiana die Kirche zu Sanct Peter gestiftet haben. In jene Zeit fällt auch der Sage nach die Gründung der Kirche Maria am Gestade (Maria Stiegen) auf der Uferhöhe, an welcher damals der Hauptstrom der Donau vorbeifloß.

Als Arnulf die Magyaren gegen den Fürsten des Großmährischen Reiches Svatopluk zu Hilfe rief, brach eine neue Zeit der Verheerung über die Donauländer herein, bis, nach der Schlacht am Lechfelde zurückgedrängt (Augsburg, im Jahre 955), dieselben endlich unter König Stefan sich in das europäische Staatswesen einfügten.

Unter Heinrich III. wird Wien wieder zum erstenmale genannt. Markgraf Leopold (der Heilige) hatte in Wien zwei Jagdhäuser. Sein Sohn Heinrich Jasomirgott zieht sich **1146** nach der Schlacht an der Fischa gegen die Ungarn nach Wien zurück — „ein Städtchen, das einst Favianis geheißen" — daselbst hatte er schon **1144** außerhalb der Stadtmauer eine Kirche zu Ehren des heiligen Stefan gegründet. Als im Jahre **1147** die Kreuzfahrer, donauabwärts kommend, in Wien Raststation hielten, weihte Reimbert, Bischof von Passau, die neue Kirche ein.

Im Jahre 1156 erhielt Heinrich Jasomirgott das Land ob der Enns und die Herzogswürde, und baute er sich in Wien eine Residenz an der Stelle, welche noch heute „Hof" genannt wird.

Die Episode mit dem englischen König Richard erzählten wir an geeigneter Stelle.

Leopold der Glorreiche erweiterte und vergrößerte Wien bedeutend, erbaute sich eine neue Burg und gab der Stadt Gesetze und Gerechtsame, denn schon hatte sie Bedeutung im Weltverkehr, besonders im Orienthandel erlangt.

Als der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, 1246 in der Ungarnschlacht fiel, wurde Wien Reichsstadt, und der Kaiser setzte den Grafen Otto von Eberstein zum Verweser ein.

Es kam die furchtbare Zeit des Zwischenreiches mit all seiner Verwirrung und seinem Zerfall, da erhob sich kühn der böhmische Löwe Ottokar, eine wahre Heldengestalt und jeder Zoll ein König, um die herrenlosen Länder seiner Krone einzufügen. Er erfaßte die Zügel Oesterreichs mit kräftiger Hand — Wien jauchzte ihm freudig entgegen, müde des Interregnums; immer weiter dehnte Ottokar sein Reich aus. Auf dem Marchfelde, welches ihm später so verhängnißvoll werden sollte, siegte er, und seine Laufbahn führte ihn der deutschen Kaiserkrone nahe. Wien wird durch seine Vorsorge verschönt, stattliche Gebäude erheben sich. Bruno von Olmütz, der königliche Statthalter, waltet segensreich für die emporstrebende Stadt. —

Der höchste Glanz und die herrlichste Pracht wurden bei den Festen in Wien entwickelt, als Ottokar, der seine alternde Gemalin verstoßen, seine zweite, die schwarzäugige Kunigunde, von der Prager Krönung nach Wien brachte. „Aber schon lauert hinter all' dieser Freude," sagt ein Geschichtsschreiber, „und Ueppigkeit sein Schicksal auf ihn; schon zerrt die Nemesis am Saume seines Königsmantels, schon treibt sie — während er Milota's Tochter verführt, während er den alten Seifried von Mährenberg im falschen Argwohn foltern läßt, während die Königin Kunigunde in den Armen Zawisch von Rosenberg's ihn verräth — seinen Reichsapfel wie einen rollenden Kreisel dahin."

Am 31. October 1273 krönten die deutschen Reichsstände Rudolf von Habsburg zu Aachen zum römisch-deutschen Kaiser. Durch das Glück

übermüthig gemacht, spottete Ottokar des „armen Grafen von Habsburg“ und focht die Giltigkeit von Wahl und Krönung an.

Es begann der Reichskrieg; Wien hielt treu zu Ottokar, welcher der Stadt so viel Gutes erwiesen, und widerstand durch volle sechs Wochen Rudolf's Belagerungsheere, bis es durch Ottokar's Vergleich zur Huldigung gebracht wurde.

Rudolf gab der Stadt — um sie an sich zu fesseln — die Reichsfreiheit und bestätigte alle ihre alten Gerechtsamen und Privilegien. Um Ottokar endlich zu bewältigen, vereinigte sich Rudolf mit den Ungarn, und am 26. October 1278 kam es abermals am Marchfelde zur Entscheidungsschlacht.

In seiner Verblendung setzt Ottokar Milota als Heerführer über die Nachhut — vergessend, daß dieser Blutrache zu üben hat für den seiner Tochter angethanen Schimpf. Mit unentwegtem Muthe kämpfen beide Heere; vierzehn Trauttmansdorffer liegen schon in ihrem Blute für Rudolf, dieser selbst stürzt mit dem verwundeten Streitroß, die Schlacht geräth in's Schwanken, nun soll Milota eingreifen!

Dieser hat aber seine Rache kalt gestellt, und wendet sich gegen den Böhmenkönig — es entsteht ein fürchterliches Gemetzel, in welches die magyarischen und kumanischen Reiter eingreifen. Vergeblich befiehlt Rudolf, das Leben des böhmischen Löwen zu schonen — doch dieser hatte sich in seinem Uebermuthe schon zu viele Feinde geschaffen. „Mährenberg!“ „Rache für des Mährenberger's unschuldig vergossenes Blut!“ dies ist die Losung. — Der junge Seifried von Mährenberg greift Ottokar an, dieser wehrt sich und fällt, aus siebzehn Wunden blutend — während die Ungarn das fliehende Heer verfolgen.

Zum zweiten Male retten die Ungarn (das erste Mal unter Arnulf) das Deutsche Reich vor Slavisirung. Am 26. October 1278 ging die Sonne der H a b s b u r g e r auf. Rudolf setzte seinen Sohn Albrecht nach Wien als Reichsverweser ein; am 1. Juni 1283 belehnte er denselben und seine Nachkommen mit dem H e r z o g t h u m O e s t e r r e i c h. Unter der Statthalterschaft Albrecht's kam es aber sofort zu Mißhelligkeiten, sein schroffes Regiment und die Bevorzugung der Schwaben, die in alle Aemter und Würden eingeschoben wurden, erregten die Unzufriedenheit der Wiener, der Herzog Albrecht nur

seinen Trotz entgegensetzte, ohne die Beschwerdeführer anzuhören. Die Zünfte sandten ihre Deputationen in die Burg mit der Forderung, die alten Freiheiten und Gerechtsame zu respectiren und unverletzt zu lassen. Der Herzog floh in sein Schloß auf den Kahlenberg und belagerte die Stadt. Nach vielen Drangsalen, Hunger und Elend kam endlich ein Vergleich mit dem Herzog zu Stande, wobei aber die Stadt manches ihrer Privilegien einbüßte. Acht Jahre später, bei einem Aufstande des Adels, hielt die Stadt treu zu Albrecht und dem Kaiser und erhielt zum Danke ihre Gerechtsame wieder zurück.

Albrecht wurde durch seinen Neffen Johannes von Schwaben ermordet, wodurch die deutsche Krone an Heinrich von Luxemburg kam. Gegen den Herzog von Oesterreich lehnte sich der Adel abermals auf, doch die Wiener hielten treu zu ihrem Fürsten Friedrich, genannt „der Schöne", und empfingen ihn mit Jubel, als er in ihre Mauern zurückkehrte, nachdem er gegen Ludwig den Baier bei Ampfing Krone und Freiheit eingebüßt. Nach langem Unglück und Leiden zog er in Wien ein, wo ihn seine treue Gattin empfing, die sich um ihn blind geweint.

Von Friedrich's des Schönen Bruder, Otto dem Fröhlichen, erzählten wir oben beim Kahlenberger-Dörfchen und von seines Rathes Wigand lustigen Schnurren.

Albrecht der Lahme ordnete die städtischen Verhältnisse Wiens, stellte die „große Handfeste" aus und breiteten sich unter ihm Handel und Verkehr immer mehr aus.

In des Vaters Geist, doch mit größerer Machtentfaltung wirkt für Wien der Sohn Albrecht's, Rudolf; er war der Erste, welcher den Titel Erzherzog annahm und auf goldenem Stuhle die Huldigung empfing. Am 12. März des Jahres 1365 stiftete er die Wiener Hochschule mit einem Rector, drei Decanen, vier Procuratoren der Nationen; am 16. März desselben Jahres stiftete er im Vereine mit seinen Brüdern Albrecht und Leopold die Propstei in der Sanct Stefans-Pfarre; den neuen Bau der Stefanskirche und ihres monumentalen Thurmes leitete ebenfalls er ein und verdiente sich so vollberechtigt den Namen Rudolf der Stifter. Vom ersten Stefansdome aus der Zeit Heinrich Jasomirgott's existirt nur

noch die Emporkirche und die beiden Heidenthürme, alles Uebrige ist das Werk späterer Jahrhunderte bis in die Neuzeit.

Wer sich übrigens über die Baugeschichte des Stefansdomes wohl informiren will, dem empfehlen wir das Werk Tschischka's „Kunst und Alterthum im österreichischen Kaiserstaate", der darin eine werthvolle Monographie dieses Gotteshauses giebt, sowie M. Bermann's: „Der Stefansdom".

Daß sich an den Bau dieses Domes, wie an jeden mittelalterlichen Bau — wir sahen dies ja beim Ulmer und Regensburger Münster, bei den verschiedenen Brücken und Thoren — zahlreiche Sagen knüpfen, ist selbstverständlich; doch soll hier nur die eine Platz finden, welche auf den unvollendeten zweiten Thurm Bezug hat. Im Volke lebt darob eine Sage, worauf man eine ober dem sogenannten Riesenthore angebrachte halb erhabene Bildnerei bezieht, die einen Mann darstellt, welcher den einen verwundeten Fuß stützt.

„Der Erbauer des großen vollendeten Thurmes am Stefansdome," — so meldet die Sage — „Meister Anton Pilgram aus Brünn, hatte eine schöne Tochter, die des jungen Gesellen Hanns Buchsbaum Herz gewann. Buchsbaum, der früher Pilgram's Lehrling gewesen, freite bei dem alten Meister um sie; dieser aber gab in seinem Stolze ihm den spöttischen Bescheid, er wolle sein Kind ihm wohl dann zum Weibe geben, wenn dieser den zweiten Thurm, ganz gleich dem ersten, zu bauen und zu vollenden im Stande wäre, genau wie der erste vollendet sei. Buchsbaum aber nahm kecken Sinnes den Spott als Ernst, und dachte, von Liebe, Kunstneid und Ehrgeiz gefoltert, Tag und Nacht nur daran, wie er den Meister beschäme und das Riesenwerk vollbringe. Da trat in böser Stunde der Altgeselle zu ihm und erbot sich, ihm die Geheimnisse der Kunst zu entdecken und ihm am Werke zu helfen. Buchsbaum schlug, rasch entschlossen, ein, und sein unsterblicher Theil war des sündigen Handels Preis. Der Bau wuchs in kurzer Frist hoch empor, und mit ihm wuchs von Tag zu Tag der Neid und der Groll in des alten Meisters Brust, der sich im Geiste von dem verachteten Lehrling schon überwunden sah. Er wollte dessen Triumph nicht erleben, und auch den Gedanken vermochte er nicht zu ertragen, daß ihm der Ruhm aus dem Grabe geraubt werden, daß der Spott auf diesem sich lagern solle! Da

beschloß er die arge That. Er schlich des Nachts auf das Gerüste des zweiten Thurmes, der bereits fast bis zur Höhe des Daches gediehen war, und legte dem Lehrling, der am frühen Morgen vor Allen zuerst an die Arbeit hinaufschritt, eine Falle. Als nun Buchsbaum am andern Morgen auf die Gerüste kam, trat er arglos auf die Falle. Das Gerüste brach mit Donnergetöse zusammen, und er stürzte zerschmettert in die Tiefe hinab. Auf dem Bau des zweiten Thurmes aber lag ein Unsegen seit jener Missethat, und keinem andern Meister gelang es, ihn zu vollenden. Das böse Gewissen brach dem alten Meister das Herz."

Die Bauführer des Stefansdomes waren folgende: Meister Wenzla von Klosterneuburg begann den Bau des südlichen Thurmes und brachte ihn bis zu seinem im Jahre 1404 erfolgten Tode auf zwei Drittel der Gesammthöhe; Meister Peter von Brachowitz baute bis 1429 weiter, Hanns Buchsbaum vollendete den Thurm.

Dieser Bauführer setzte auch die Vollendung der oberen Kirche fort und legte 1450 den Grundstein zum zweiten Thurm. Die Meister Leonhard Steinhauer, Lorenz Pfenning, Seifried König, Georg Khlaig, Anton Pilgram und Georg Hauser führten den Bau des zweiten Thurmes weiter. Dann ruhte der Bau eine lange Zeit; im Jahre 1579 setzte denselben Hanns Saphoy fort.

Im Jahre 1381 unter Albrecht III. wüthete in Wien die Pest und raffte 15.000 Menschen hin. In dieser Zeit trat auch Peter Suchenwirth, der erste Meistersinger, in Wien auf. In deutschen Landen begann die Kirchenspaltung mit ihren unheilvollen Folgen; in der Schweiz wankte bei Sempach die Macht der Habsburger; in Böhmen begann Johannes Huß sein Wirken. König Wenzel, der Halbwahnsinnige, regierte mit seinem „Gevatter", dem Henker, seinen Fanghunden, und war unfürstlich, ein wüster Geselle. Er entehrte die Kaiserkrone Deutschlands, die er trug, und so entsetzten ihn die Fürsten seiner Würde. Aus Prag wurde der gefangene Wenzel nach Wien in sicheren Gewahrsam gebracht. Hier herrschte Albrecht IV. und hielt den Böhmenkönig durch fünfzehn Monate im sogenannten „Praghaus" am Kienmarkt gefangen, bis ihn der Fischer Hanns befreite. Das „Praghaus" stand an der Stadtmauer, und König Wenzel soll, so erzählt die Ueberlieferung,

von dem Fischer, der ihm oft Grundeln zugetragen, ein seidenes Seil bekommen haben, das dieser am bloßen Leibe in's Gefängniß brachte. Daran ließ sich dann der König über die Stadtmauer hinab, ein bereitstehendes Schiff brachte ihn nach Stadlau, wo ihn Hanns von Liechtenstein mit fünfzig bewaffneten Leuten erwartete und glücklich nach Nikolsburg brachte.

Der Bruderzwist der Herzoge Leopold und Ernst um die Vormundschaft des Knaben Albrecht, des nachmaligen Kaisers, hatte auch in Wien seine blutige Rückwirkung.

Der Pöbel und die Gewerbe hielten zu Leopold, die besseren Classen und der Rath ergriffen Ernst's Partei. Der Bürgermeister Konrad Vorlauf besiegelte seine Treue gegen Herzog Ernst als Vormund Albrecht's mit Konrad Rampersdorfer und Hanns Rock im Jahre 1408 auf dem Schaffot. Hormayr erzählt in seiner „Geschichte Wiens" den Vorgang, wie folgt:

„Sie umarmten sich zärtlich; der Nachrichter griff zuerst nach dem ältesten, dem Rampersdorfer. Da trat aber der Bürgermeister Vorlauf, ein schöner, kühner Mann, hervor, mit lauter Stimme sprechend: „„Der Vorlauf war Euer Aller Vorläufer in dieser Sache, womit wir zwar nicht meinen konnten, den Tod zu verschulden durch die bloße Treue gegen Albrecht, unseren rechten Herrn. Auch jetzt noch soll mein Name wahr bleiben durch die That. Euer Bürgermeister soll Euer Vorläufer sein im Tod wie im Leben."" Damit warf er sich auf die Kniee und empfahl seine Seele Gott, des tödtlichen Streiches gewärtig. Aber der Nachrichter stand erstarrt und bebend, vermochte nicht das Schwert zu zücken auf den verehrten Bürgermeister. Da wendete sich Vorlauf noch einmal um: „„Zage nicht und thue Dein Amt! Ich verzeihe Dir diesen Streich, den ich unschuldig leide, aber führe ihn herzhaft!"" — Die Leichen blieben auf dem Blutgerüste bis gegen Abend; dann wurden sie von den Ihrigen nach dem Stefansfreithof gebracht." Noch heute ist des Bürgermeisters und seiner beiden Todesgefährten Grabstein aus rothem Marmor vor dem Sarkophage des Kaisers Friedrich IV. (III.) in der Stefanskirche zu sehen, und eine Metallinschrift verkündigt noch heute ihre Tugenden und ihren unschuldigen Tod.

Mit grenzenlosem Jubel begrüßten die Wiener, nachdem auf's neue die Geißel Gottes, die Pest, über ihnen geschwirrt, ihren aus des Vormunds Gewalt befreiten jungen Herzog (1410), der in langer Herrschaft für Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, für Ordnung und Sicherheit, für neues Emporblühen des Handels- und Schifffahrts-Verkehres segensreich wirkte. Ein Flecken in seiner Regierung wie in den Jahrbüchern Wiens ist jedoch die große Judenverfolgung; im Jahre 1421 wurden 110 Juden zu Erdberg verbrannt, alle Judenhäuser in Wien für städtisch erklärt; in dem Hochzeitsjubel, als Albrecht sich zu Wien mit der Kaisertochter Elisabeth vermälte (1422), verhallten die Todesseufzer der Gefolterten, welche dem blutigen Wahne ihrer Zeit noch nicht als Sühn-, nur erst als Racheopfer fielen.

Der Kirchenstreit veranlaßte das allgemeine Concil zu Constanz, wo Johannes Huß seine Ueberzeugung mit dem Feuertode büßte; doch war sein Scheiterhaufen die Lohe, an der sich der Hussitenkrieg entzündete.

Ziska, der blinde Heerführer, und die beiden Prokop tragen des Krieges Gräuel weit über ihres Heimatlandes Grenze und stehen unversehens (1428) vor Wien. Die Wandlungen der Krieges-Chancen brachten es aber mit sich, daß Prokop abzog, bevor er noch die Stadt zu belagern begann. Die Stelle aber, wo sich damals die Hussiten verschanzten, heißt noch heute „Tabor".

Neuer Parteihader und daraus entstandene Schrecken suchten Wien heim nach dem Tode Albrecht's V., als deutscher Kaiser der II., und wieder der Vormundschaft wegen. Nach dem Tode ihres Gatten hatte die Kaiserin und Königin zu Komorn einem Sohne das Leben geschenkt, dem nachmals als König von Ungarn eben nicht zu ruhmvollem Rufe gelangten Ladislaus Posthumus; zum Vormund dieses „nachgeborenen" Königs bestellte sie Albrecht VI., Erzherzog von Oesterreich. In ihrem Mißtrauen aber floh sie von Ungarn nicht zu dem Vormunde ihres Kindes, sondern zu dessen Bruder Friedrich nach Wiener-Neustadt. Aber auch Friedrich zeigte sich höchst eigennützig und zweideutig, er hielt die Frau, das Kind und die mitgebrachte ungarische Krone als Pfand und Geiseln bei sich, um sie zu seinen Zwecken auszunützen.

Von Ungarn und Böhmen her wurde in diesem Erbfolgestreit Wien drangsalirt; dazu gesellten sich Pest, Unwetter, Erdbeben, ein Pöbelaufstand; inmitten all' dieser unsäglichen Leiden hielt Wien zur Kaiserwitwe und deren unmündigem Sohn. Im Jahre 1452 kam endlich der Vergleich mit Kaiser Friedrich zu Stande und der junge Ladislaus konnte, freigegeben, seinen Einzug in Wien halten. Gelage, Feste, Turniere folgten einander in höchster Pracht und besonders die Frauen begeisterten sich für den Jüngling.

Ein Jahr vorher war Johann Hunyady's Freund, der Mönch Johannes Kapistran, in Wien erschienen. Schon nahte die letzte Stunde Byzanz', nach den Siegen der Türken bei Varna und auf dem Amselfelde stürmten diese unaufhaltsam vorwärts und die angsterfüllten Blicke ganz Europa's richteten sich auf Constantinopel. Der schwache Greis mit der Riesenberedtsamkeit entflammte Alles zum Kreuzzuge, dann ging er nach Mähren und sodann nach Ungarn, dem Schauplatze seiner Heldenthaten. Constantinopel war gefallen, auf der Haga Sophia erglänzte der Halbmond, die Osmanli zogen hundertfünfzigtausend Mann stark — ein für damalige Verhältnisse riesiges Heer — gen Belgrad. Ihnen gegenüber stand das Kreuzheer, schlecht geübt, schlecht bewaffnet, aber Hunyady und Kapistran an seiner Spitze. Von beiden Seiten wurde mit größter Todesverachtung gekämpft, der begeisterte Mönch überall voran, und geschlagen mußten die Osmanli bis Sophia zurückweichen.

Unter der Regierung Ladislaus Posthumus' wurden die Verhältnisse aller ihm unterstehenden Länder verwirrt; die stolzen und übermüthigen Grafen von Cilly, welche in Ungarn so viel Unheil anstifteten, und Eytzinger, der schlaue Intriguant, brachten auch über Wien Hader und Unfrieden.

Nach Ladislaus Posthumus' Tode stritten Kaiser Friedrich und die beiden Herzoge Albrecht und Sigismund um den Besitz von Stadt und Land, wodurch der Bürgerkrieg auf's heftigste entbrannte. Friedrich flüchtete nach Wiener-Neustadt, welches seither den Namen das „allezeit getreue" führt, seine Gemalin und sein Söhnlein Maximilian anvertraute er den Wienern, wofür die Stadt den kaiserlichen Doppeladler in ihr Wappen aufnehmen durfte. Auf der Seite Albrecht's stand Wolfgang Holzer, erster Viertelsmeister

von Wien. Der Kaiser zog mit seinem Heere vor die Stadt, konnte aber erst nach dreitägiger Unterhandlung in die Burg einziehen. Kurze Zeit darnach wurde Holzer zum Bürgermeister erwählt, der den Kaiser sammt seiner Gemalin Eleonora und dem Prinzen in der Hofburg belagerte. Georg von Podiebrad, König von Böhmen, zog zu seinem Entsatze herbei und zufolge der Friedensbedingungen verließ die kaiserliche Familie Wien.

Albrecht, voll Mißtrauen und Argwohn gegen Jedermann, begann nun in Wien recht grausam zu herrschen, was sich bis zur Unerträglichkeit steigerte. Da beschloß der Bürgermeister Holzer, den Zwingherrn dem Kaiser auszuliefern, er sammelte zu diesem Behufe Truppen in der Stadt. Als Albrecht von dem gegen ihn geplanten Anschlage erfuhr, wandte er sich vertrauensvoll an die Wiener, die, alle Unbill vergessend, ihren Herzog schützten. Die Söldner Holzer's wurden überwältigt, zersprengt, der Bürgermeister selbst floh nach Weideneck — verließ aber unvorsichtigerweise dieses sichere Schloß, um sich wieder in Wien einzuschleichen; in Nußdorf wurde er erkannt und gefesselt dem Herzoge ausgeliefert, der an ihm grausame Rache nahm, indem er ihm bei lebendigem Leibe die Eingeweide herausreißen und ihn viertheilen ließ. Albrecht selbst starb nach diesem Blutspruche bald eines jähen Todes.

Doch auch nach seinem Tode hörte der Parteihader und das Zerwürfniß mit dem Kaiser nicht auf, dem Letzteren wurde abermals der Eintritt in die Stadt verweigert. Nach langen Verhandlungen kam der Vergleich zu Stande, Acht und Bann wurden aufgehoben, die alten Gerechtsame und Privilegien auf's neue bekräftigt, und erwirkte der Kaiser von Papst Paul II. die Wiederherstellung des ehemaligen Bisthums von Fabiana für Wien. Die Zweideutigkeit und die Intriguen Kaiser Friedrich's bei Erhöhung Wladislaw Jagjello auf den böhmischen Königsthron erregten den Unmuth Matthias Corvinus', der im Laufe des daraus entsponnenen Krieges vor Wien stand, das zweite Mal nahm er die Stadt auch ein und blieb da fünf Jahre lang, er beschloß auch sein Leben hier. Bis auf Neustadt und Krems war er Herr von ganz Oesterreich unter der Enns. Matthias Hunyady wohnte nicht in der Kaiserburg, sondern in der Kärntnerstraße; doch davon später. Jetzt wollen wir noch den Hader mit Friedrich besprechen, der von so tief eingreifenden Folgen für Wien war.

Im Jahre 1469 hielt fast gleichzeitig mit dem ungarischen Reichstage Kaiser Friedrich in Wien einen Reichstag mit den Ständen; zu dem letzteren sandte Matthias Corvinus seinen bevollmächtigten Botschafter Johann von Rozgony, um die deutschen Reichsherren zur Hilfe gegen die Böhmen zu bewegen, dann aber auch, um das gestörte Einvernehmen mit dem Kaiser wieder herzustellen. Um eher zum Ziele zu gelangen, ging Matthias im Februar 1470 persönlich nach Wien.

Beide Monarchen hatten Klagen gegeneinander. Kaiser Friedrich beschuldigte den Ungarkönig, daß er im vergangenen Jahre den Aufstand Baumkircher's und der steierischen Herren unter der Hand schürte; Matthias dagegen warf dem Kaiser vor, daß er die Hilfe im Kriege gegen Böhmen, wozu er verpflichtet war, unterließ. Die deutschen Reichsstände nahmen das Werk der Friedensstiftung in die Hand und beantragten zur Festigung und Dauer des Friedens eine Heirat zwischen Matthias Corvinus und des Kaisers Tochter Kunigunde. Matthias gefiel



Siegel Matthias Corvinus' auf den Documenten von 1470.

wohl die ihm zugedachte Braut; um aber allen Grund zu ferneren Mißhelligkeiten zu beheben, verlangte er als Brautgeschenk vom Kaiser die Herausgabe der noch in seinen Händen befindlichen ungarischen Güter, eine Verzichtleistung seiner Ansprüche auf den ungarischen Thron und die Zurückgabe der dem Andreas Baumkircher confiscirten Güter, nebst einer Entschädigung von 40.000 Goldgulden an den Letzteren. Den habgierigen Kaiser brachte diese Forderung derart in Harnisch, daß er sich so weit vergaß, dem Hunyady seine niedere Abstammung vorzuwerfen, ja nach der Aussage eines Wiener Bürgers, zettelte Friedrich sogar einen Anschlag gegen das Leben des Ungarkönigs an. Matthias verließ hierauf selbstverständlich ohne Abschied Wien und besetzte die Schlösser Baumkircher's und der anderen auf-

ständischen Herren mit ungarischen Truppen, um dieselben gegen Friedrich zu schützen.

Die oben erwähnten Intriguen Friedrich's in der Frage des böhmischen Thrones führten endlich 1477 zur Kriegserklärung an den Kaiser. Am 9. Juni zog König Wladislaw Jagjello mit dem böhmischen Heere von sechstausend Mann nach Wien, wo ihn der Kaiser feierlichst mit der Krone Böhmens belehnte. Matthias hatte auch seinen Staatsrath einberufen, welcher fast einstimmig für den Krieg gegen Friedrich war, so daß am 12. Juni die Kriegserklärung an den Kaiser abging, gleichzeitig mit einem königlichen Schreiben an die österreichischen Stände, worin erklärt wurde, daß der Kaiser die im Breslauer Friedensschlusse mitinbegriffenen Herren noch fortwährend behellige, ja daß er selbst in Ungarn einfallen und rauben ließ. Matthias sammelte sein Heer bei Raab und zog in der ersten Hälfte des Juni nach Oesterreich. Hainburg ergab sich schon nach dreitägiger Cernirung und in kurzer Frist hatte Matthias siebzig Burgen und feste Plätze in Oesterreich besetzt, da sich viele mit Friedrich Unzufriedene ihm widerstandslos ergaben. Den Kaiser verließ das böhmische Heer, da er demselben den Sold nicht bezahlen konnte, sein anderer Verbündeter Kasimir wurde durch den deutschen Ritterorden in Schach gehalten und getraute sich nicht loszulegen. In dieser mehr als unbehaglichen Lage floh der Kaiser nach Linz und erst hier begann er die Vertheidigung zu organisiren; da ihn aber seine Unterthanen ebenso haßten als die deutschen Fürsten, so ließen ihn beide im Stich, derart, daß er sich auf die Besetzung von Wien, Wiener-Neustadt, Krems und Stein beschränken mußte, während Matthias Herr des ganzen übrigen Landes unter der Enns war. Endlich bequemte sich der Kaiser dazu, um Frieden zu bitten, worin er vom Papst unterstützt wurde. Am 1. December 1477 kam der Tractat zu Stande, und zwar zu Gmunden mit den Bevollmächtigten des Ungarkönigs: Gabriel, Bischof von Erlau, Johannes, Bischof von Großwardein, Emerich Szapolyay und Nikolaus Bánffy.

Hier sei bemerkt, daß der kleine Kaiser und der große König, trotz der Grundverschiedenheit ihrer Charaktere, der Eine von der Habsucht, der Andere vom Ehrgeiz gespornt, sich Beide an der civilisirten Welt versündigten, denn während so die zwei ersten damaligen Mächte ihre Kräfte

vergeudeten, zogen die Enkel Orchan's immer mehr westwärts und die Osmanenfluth spülte in bedenklicher Weise an den Grundfesten des civilisirten Europa.

Friedrich, der, wie alle schwachen Charaktere, von niedriger Denkungsart, Alles versprach, wenn er in der Klemme gewesen, sann, sobald der Friede geschlossen war, auf allerlei Spitzfindigkeiten, um die Vertragspunkte illusorisch zu machen, ganz besonders aber sich der bedungenen Zahlungen zu entziehen. So kam es schon 1479 wieder zu Reibungen und im Winter 1480 brachen die Heerführer Matthias Corvinus', Stefan Szapolyay und Jakob Székely, in Steiermark ein. Den Krieg führte aber Matthias nur lau, so daß es selbst 1483 noch zu keiner Entscheidung kam. Nach vergeblichen Friedensvermittlungen des Papstes Innocenz VIII. und seines Nachfolgers Sixtus IV. schritt endlich Matthias Corvinus 1485 an die zweite Belagerung von Wien, die er persönlich leitete. Matthias sperrte die Donau ab, um alle Proviantschiffe, die nach Wien bestimmt waren, aufzuhalten, ebenso besetzte er die Taborbrücke und nahm den befestigten Brückenkopf. Wien hatte damals 50.000 Einwohner, die sich tapfer hielten und nur durch den Hunger bezwungen wurden. Matthias Corvinus schlich sich, als Wagnergeselle verkleidet, mit einem Rade durch ein Thor in die Stadt und überzeugte sich persönlich, daß Katzen- und Mäusefleisch schon zu den Delicatessen gehörten, da alle entbehrlichen Pferde schon abgeschlachtet waren. Ein Kübel Mehl kostete hundert rheinische Goldgulden.

An diese denkwürdige Zeit uns erinnernd, bitten wir den Leser, uns in die Kärntnerstraße zu begleiten, wir wollen ihn da vor ein geschichtlich merkwürdiges Gebäude führen, es ist das Sterbehaus Matthias Corvinus *) (jetzt Kärntnerstraße Nr. 14).

So viele Tausende passiren das Bazar-Durchhaus von der Kärntnerstraße zur Seilergasse in Wien, und die Allerwenigsten werden wissen, daß sie dort auf ein Stück historischer Erde treten, an welche sich die interessantesten Erinnerungen aus der Geschichte Wiens knüpfen.

Das Haus hieß im 15. Jahrhundert „Zu den drei Löwen", später dann „Hasenhaus"; wir wollen aber das unseren lieben Wiener Mitbürgern

---

*) Die nachfolgende Skizze bildete den Gegenstand eines Vortrages, den der Verfasser im „Széchenyi-Club" zu Preßburg hielt.

eingehend erzählen und sind überzeugt, daß sie die Geschichte des Hauses Nr. 14 in der Kärntnerstraße interessiren werde. Vor der neuen Numerirung trug das Haus die Conscriptions-Nummer 1073 und gehört gegenwärtig dem Buchdruckereibesitzer Herrn Engel.

* * *

Es war im schönen Frühling des Jahres 1485, daß Matthias Corvinus, König von Ungarn, Wien belagerte. Der Sprößling Hunyady's



Das neue Parlamentshaus.

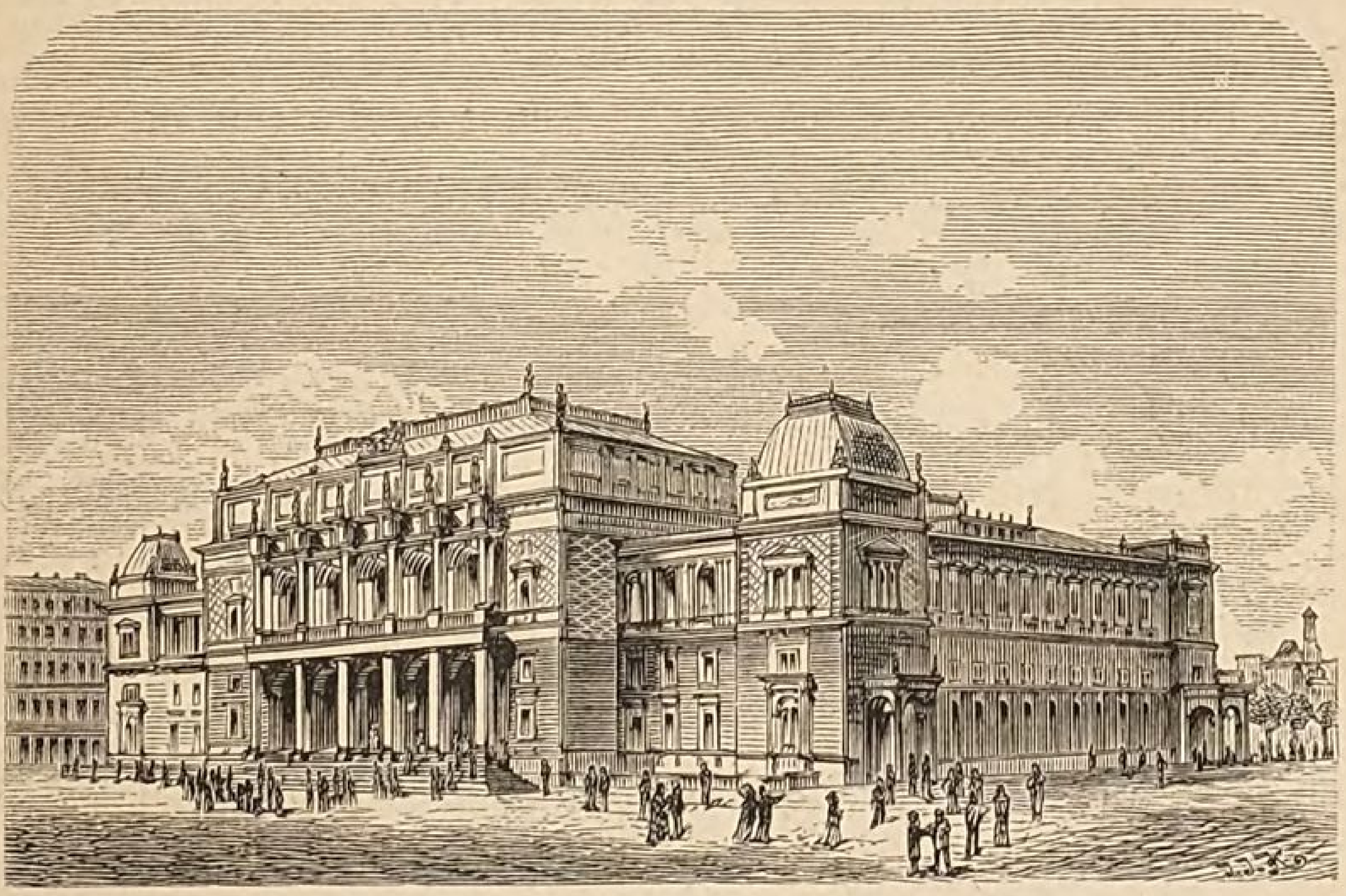
bedrängte die Stadt arg, und innerhalb ihrer Mauern herrschte große Verlegenheit. Die Garnison war eine zur Vertheidigung kaum genügende. Der Lebensmittelmangel, die enorme Theuerung drohte mit dem Hungertode.

Als die Bürger und Soldaten, die sich so lange hielten, sahen, daß ihnen von keiner Seite Hilfe oder Entsatz werde, übergaben sie die Schlüssel der Stadt am 1. Juni 1485 dem König von Ungarn, der an der Spitze von 8000 seiner ausgewähltesten Kerntruppen unter großem Jubelgeschrei der Seinigen in Wien einzog.

Hoch zu Roß, im prachtvollen, goldgestickten, mit Edelsteinen besäeten ungarischen Gewande, umgeben von den Großen und Würdenträgern Ungarns, Mährens und Schlesiens, zog Corvin durch das „Stubenthor", die Wollzeile

vor den Stefansdom. Hier wurde ein feierliches Tedeum abgehalten, und dann nahm der König Wohnung in der Kärntnerstraße. Es ist das erwähnte Haus Nummer 14, welches dann eine Zeit lang die „Corvinburg“ hieß.

Das Haus gehörte im 14. Jahrhundert der Familie Großwein, dann Christoph Teiflinger, später dem kaiserlichen Kanzler und Protonotarius Johann Waldner, der es vom Monarchen als Geschenk erhielt; Matthias Corvinus confiscirte jedoch das Haus ohne viel Umstände, denn Waldner war nur der „Strohmann“; Friedrich IV. kaufte nämlich in der Stadt mehrere



Die neue Börse.

Häuser, die er auf die Namen seiner Höflinge schreiben ließ, eben um sie bei feindlichen Invasionen als Privateigenthum geschützt zu wissen.

In diesem Hause lebte und starb Matthias Corvinus, wie es damalige Chroniken beweisen.

Neuere Geschichtsschreiber widersprechen dem wohl und berufen sich auf einen zeitgenossischen Schriftsteller, Michael Ebenheim, welcher also berichtet: „König Matthias starb zu Wien in der Burg in dem Zimmer des Königs Ladislaus.“

Nun wohnte aber Ladislaus mit der größten Wahrscheinlichkeit auch in dem Hause in der Kärntnerstraße und wurde erst die Leiche Matthias’ in die Burg übertragen.

Wir wollen jedoch hier diese Controverse nicht zum Austrag bringen, sondern von den weiteren Schicksalen des Hauses sprechen.

Bekanntlich hielt Matthias Corvinus seine Lieblingsthiere, prachtvolle Löwen, stets in seiner Nähe und weidete sich gerne an deren Anblick — er ließ denn auch seine Löwen von Ofen nach Wien bringen.

Das Haus in der Kärntnerstraße hatte einen gegen die jetzige Seiler- und Spiegelgasse gehenden größeren Garten. Im März 1490 ging der Ungarkönig mit seinen Bannerherren in diesem Garten spazieren. Er hatte ein kränkliches Aussehen, seit einigen Tagen überfiel ihn eine zunehmende Schwäche und die Schmerzen verließen ihn fast keinen Augenblick. Die Hofärzte baten ihn dringend, auf sich Acht zu haben; da sie sonst für gar nichts einstehen könnten. Sich zu schonen, war nicht die Sache Matthias', sein Geist siegte wohl über das Leiden, aber der Körper wurde in um so größere Aufregung versetzt.

Ungeduldig wies er an jenem Tage seinen Leibarzt Johann Tichtl und seinen Astrologen, den berühmten Galeotti, zurück, die ihn wiederholt baten, der Ruhe zu pflegen.

„Warum schickt ihr mich in's Bett, da ich doch meine Zeit nicht verlottern mag. Ihr Aerzte empfehlt gleich das Bett. Ich weiß, die Löwen kennen es nicht; höchstens irgend ein furchtsamer Hase sucht die ruhige Lagerstätte auf. — Trachtet lieber, mir Zerstreuung zu schaffen, sagt mir irgend etwas Neues, ersinnt eine lustige Fabel."

Da sprach Sigmund Rostiz, einer der mährischen Großen, der bei Matthias in großem Ansehen stand, und mit dem sich keiner an Kraft zu messen vermochte:

„Erhabener Herr, besuche wieder einmal Deine Löwen, Du warst ohnedies schon lange nicht bei ihnen."

„Du hast Recht, Rostiz, gehen wir zu den Löwen, es ist Fütterungszeit, und da giebt es immer etwas Erheiterndes dabei."

Hierauf begab sich der König mit seinem Gefolge zu den Löwenkäfigen. Er blieb lange vor einem derselben stehen, in welchem sich eine aus drei Mitgliedern bestehende Löwenfamilie befand, die ihre Pranken zwischen den Gitterstäben herausstreckte.

„Welch' schöne muthige Thiere," sprach Corvin — „ich möchte sie wirklich einmal im höchsten Zorne sehen."

Da trat der königliche Schatzmeister hinzu, welcher mit Nostiz schon seit längerer Zeit in Feindschaft lebte, und rief den Löwenwärter herbei.

„Zeigt den Löwen ihr Futter," befahl er, „aber gebt es ihnen nicht, wir wollen einen Scherz machen."

Der Wärter gehorchte, brachte aber unvorsichtigerweise das Fleisch doch so nahe an den Käfig, daß das Männchen plötzlich durch das Gitter ein Stück mit seinen Krallen erfaßte, während es mit seinem Gebrüll Alles um sich erzittern machte.

„Nun," sprach der Schatzkanzler, „Euer Majestät würde es jedenfalls einen Hauptspaß verursachen, wenn Jemand aus der hohen Gesellschaft hier dem Löwen seinen fetten Bissen wieder entreißen möchte. In Rom und Griechenland gab es genug Helden, die so etwas vollführten und dabei unbeschädigt blieben."

„Der Einfall ist nicht schlecht!" sprach Matthias. „Nun, was ist's, Nostiz, Du hast schon so vielen braven Rittern den Hals gebrochen, der Kampf mit einem Löwen kann Dir nur ein Spaß sein."

„Nostiz ist Alles zu thun im Stande!" riefen die Umstehenden.

„Daran zweifle ich auch nicht einen Augenblick," sprach der Tavernikus, „ich zweifle nur daran, daß er es thut." Darauf sprach der König gereizt: „Ich wette, er thut's. Geh, Nostiz, und zeige, daß Du der Mann bist, für den man Dich hält."

Nostiz war schlank wie eine Tanne, stark wie die Eiche, sein Antlitz hatte einen edlen Ausdruck. Die Ritter fürchteten ihn ebenso sehr, als ihn die Frauen liebten — denn man konnte sich nichts Herrlicheres vorstellen als Nostiz in voller Rüstung mit den unter dem Helm hervorquellenden Locken. Nostiz blickte im Kreise herum; die Höflinge betrachteten ihn mit neidischen Blicken.

Nostiz zog ruhig den Dolch aus der Scheide, hüllte seine kräftige Faust in den Dolmány und trat kühn in den Käfig, in welchem eben die drei Löwen über dem Stücke Fleisch zankten. — „Her mit der Beute," rief er den überraschten Thieren zu — „her mit dem benagten Raub!"

Die Thiere erhoben sich drohend und ließen ein dumpfes Grollen hören.

Nostiz trat aber kühn zwischen dieselben, nahm das Stück Fleisch und verließ den Käfig, ohne einen Augenblick daran zu denken, was mit ihm hätte geschehen können. Diese unerhörte Tollkühnheit setzte die Löwen in Erstaunen, die denn auch nicht einen Schritt oder Sprung gegen den Ritter thaten.

Als Nostiz heraustrat und die eiserne Gitterthür hinter sich zuschlug, umringten ihn alle Anwesenden. Mit bleicher Miene und einer Thräne im Auge legte er dem König die Beute zu Füßen und sprach in dumpfem Ton:

„Gnädigster Herr und König, hoch halte ich Dein Wort; daß ich der Mann am Platze bin, bewies ich am Turnier zu Breslau und in zahlreichen Schlachten, warum setztest Du das Leben Deines treuen Dieners wegen einer Wette auf's Spiel? Der Spaß war zu ernst, darum thue das in Zukunft mit jemand Anderem — ich verlasse Deinen Dienst.“

Sprach's und verließ ruhig den königlichen Garten. Matthias sah ihn auch nicht mehr in der Reihe seiner Helden, denn Nostiz trat in die Dienste des Königs von Polen.

Nostiz wurde fortan nur mehr der Löwenritter genannt; später, als Matthias schon todt war und der erzählte Vorgang bekannt wurde, bekam das Haus in der Kärntnerstraße die Bezeichnung „Zu den drei Löwen“, welche es lange Zeit trug.

Nostiz, der Löwenritter, diente auch Friedrich Schiller zum Vorwurf des Gedichtes: „Der Handschuh“, nur daß der Poet statt des Königs eine Dame in's Spiel brachte. —

Maximilian I. verlegte in dieses Haus das Rüdenmeisteramt, welches auf die Hasenfelder der Umgebung Wiens zu achten hatte. So entstand dann die Bezeichnung Hasenhaus, wozu noch das beitrug, daß im 16. Jahrhundert die Frontmauer des Hauses mit Fresken bemalt war, welche Hasen in den verschiedensten Stellungen darstellten. Da war unter Anderem zu sehen ein Hase mit Krone und Scepter, welcher seinen Unterthanen eine Bulle hinreichte, in welcher er denselben befiehlt, Menschen und Hunde auf's äußerste zu verfolgen. Auf einer Freske war eine Schlacht zu sehen, in welcher Menschen und Hunde in die Flucht geschlagen werden; ein anderes Bild zeigte die Hasenfeinde im schweren Kerker.

Im „Hasenhaus“ wohnte 1515 Sigismund, König von Polen; 1595 wohnte hier Graf Ferdinand Hardegg, der die Festung Raab den Türken übergab und dafür in Wien enthauptet wurde; 1608 hatte der türkische Gesandte Solfikar Bey hier seine Wohnung; 1609 wurde ein Soldat der „Stadt-Quardia“, weil er den Diener des türkischen Gesandten in dem mehrgenannten Hause ermordete, auf der „Gänseweide“ lebendig verbrannt.

Im 17. Jahrhundert war das Haus Eigenthum der berühmten Familie Pernfuß, später gehörte es dem Grafen Leonhard Harrach. Es kam weiters in den Besitz des berühmten Kanzlers Oswald Hartmann, dann des Marquis de Prie, Staatsmann zur Zeit des Prinzen Eugen von Savoyen; sehr lange gehörte das Haus Nr. 14 der freiherrlichen Familie Heß.

Selbstverständlich änderte das Haus oft die Gestalt — es verlor seinen Garten, als die Gassen, welche zum Graben führen (jetzt Seiler-, Spiegel-, Habsburgergasse), entstanden — und nun rückt der Demolirspaten und die Harke vom Ring herein immer tiefer gegen den Stefansplatz vor; das allmälich verschwindende Bürgerspital, das neu entstandene „Eiserne Haus“, der jüngst verschwundene „Wilde Mann“ erinnern daran, daß die Zeit nicht mehr fern, wo auch das Bazarhaus neuen Gebilden wird Platz machen müssen.

Eben darum glaubten wir, nochmals die Erinnerungen an uns vorüberziehen lassen zu sollen, welche sich an dieses Haus knüpfen — denn es fällt dann wieder ein Stück Alt-Wien unter dem Demolirspaten.

Nach Wien fielen Feldsberg, Laa, Retz, Eggenberg, Aich, Zwettl und der ganze Theil am linken Ufer in die Hände Matthias', dann nahm er Schottwien und einen Theil Steiermarks; dies gelang ihm um so mehr, als der Kaiser die Commandanten der festen Plätze ohne Hilfe und Proviant sich ganz selbst überließ. Herr fast ganz Oesterreichs und ganz Schlesiens, starb Matthias am 6. April 1490, Morgens, im 47. Jahre seines thatenreichen Lebens, an einer noch heute unaufgeklärten Todesursache nach dem Genusse von Feigen. Sein Leichnam wurde zu Schiff donauabwärts nach Ofen gebracht.

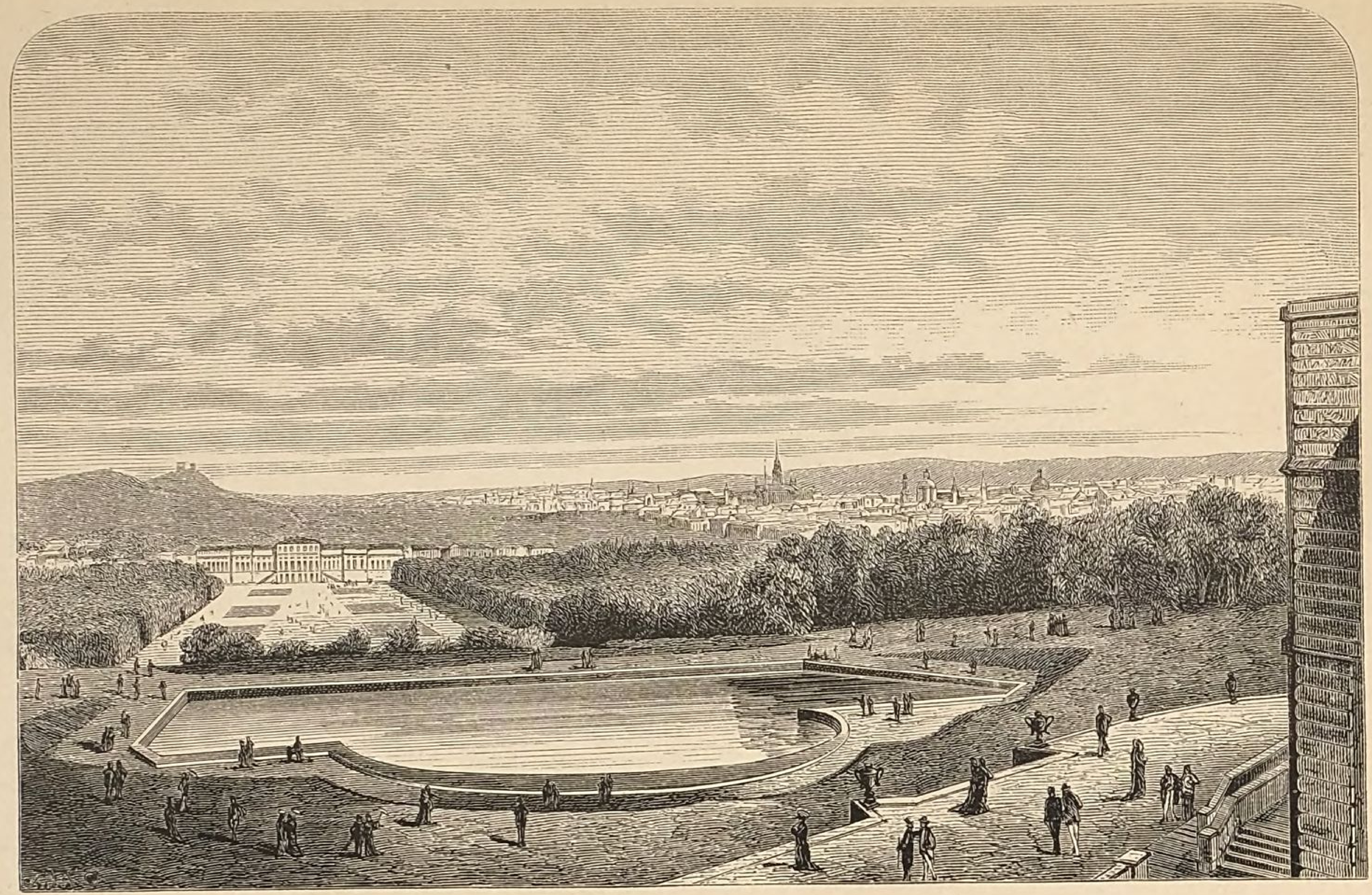
* * *

Nach dem Tode Hunyady's eilte der ritterliche Max herbei, um Wien, den Sitz seiner Ahnen, wieder zu gewinnen. Am 19. August 1490 wurde im Stefansdome das „Herr Gott, Dich loben wir" angestimmt. Zehn Tage später räumte die ungarische Besatzung auch die Burg.

Wir können jetzt einen längeren Zeitraum überspringen bis zum 22. Juli 1515, an welchem Tage zu St. Stefan die Doppelheirat stattfand, durch welche das Haus Habsburg die Kronen von Ungarn und Böhmen gewann. Anna, die Tochter König Wladislaw's von Ungarn und Böhmen, heiratete Maximilian's Enkel Ferdinand I., und Ludwig II., Wladislaw's Sohn — der unglückliche König, der bei Mohács fiel — vermählte sich mit Maria, der Schwester Ferdinand's.

Der von uns weiter oben gerügte Hader zwischen Friedrich und Matthias, die Zweideutigkeiten des Papstes und Intriguen Venedigs rächten sich nur zu schnell, denn schon am 27. September 1529 stand Sultan Suleiman vor Wien, am 14. October ließ er zum letzten Male erfolglos stürmen, so unerschütterlich hielt sich das kleine Heer, welches unter Niklas Salm Wien vertheidigte. Nach dieser Belagerung wurden Stadt, Burg und Wälle verstärkt, theilweise neugebaut. Im Jahre 1532 kamen Kaiser Karl V. und Ferdinand I. nach Wien, nach diesen leider auch die Jesuiten, welche nur zu bald verhängnißvoll in die Schicksale der Habsburger Monarchie eingriffen. Wie stark in Wien schon damals der Fremdenverkehr gewesen, und wie es schon in jener Zeit eine polyglotte Stadt war, ersehen wir aus einem Gedichte Wolfgang Schmelzel's, in welchem er eine Beschreibung der Stadt giebt; da heißt es in einem Absatze:

„An das Lugeck kam ich ongfer,
Da tratten Kaufleut hin und her,
All Nacion in jr Klaidung;
Da wirt gehört manch sprach und zung,
Ich dacht, ich wer gen Babl khumen,
Wo alle sprach ein anfang gnummen,
Und hört ein seltzams Dräsch und Gschray
Von schönen sprachen mancherlay,
Hebreisch, Griechisch und Lateinisch,
Teutsch, Frantzösisch, Türkisch, Spanisch,
Bahaimisch, Windisch, Italianisch,
Hungarisch, guet Niederländisch,



11.

Wien, vom Gloriette aus gesehen.

Natürlich Syrisch, Crabatisch,
Rätzisch, Polnisch, Chaldeisch,
Des Volcks auch war ein große meng,
Ich macht mich pald auß dem Gedreng!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir erwähnten oben, wie fast gleichzeitig mit Ferdinand die Jesuiten einzogen, die, wie über's ganze Reich, so auch über Wien viel Unheil brachten; erst Maximilian II. gelang es, 1574 den Religionsfrieden wieder herzustellen durch seine Concessionen; damals wurden die Kapelle im Landhause und die jetzige Minoritenkirche dem protestantischen Gottesdienste überlassen. Diesem Fürsten verdankt Wien auch die erste Anlage des Praters und Schönbrunns.

Unter Ferdinand II., diesem unduldsamen Glaubenseiferer, nahmen die Religionswirren große Dimensionen an, doch blieb merkwürdigerweise Wien von den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges verschont.

Seit Suleiman der Große von Wien unverrichteter Dinge abziehen mußte, waren 154 Jahre vergangen, und auf's neue bewiesen die Wiener in einer noch gewaltigeren Türkenbelagerung, was ihr Muth und ihre Ausdauer vermochten.

Kara Mustapha, der Großvezier Sultan Mohammed's IV., hoffte das zu erreichen, was Suleiman dem Großen mißlang, und sah schon Wien als die Hauptstadt seines Paschaliks. Bei der Nachricht von dem Anzuge des Türkenheeres floh der Kaiser Leopold sammt Gemalin, dem Kronprinzen und dem Hofstaate am 7. Juli 1683 aus Wien; dem Beispiele des Hofes folgten bei 60.000 Menschen, die während eines halben Tages aus der Stadt drängten; dafür flüchteten Tausende von der andern Seite aus den bereits von den Osmanli besetzten Ortschaften der Umgegend nach der Stadt, so daß Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg, der Befehlshaber von Wien, die Thore schließen lassen mußte, um die Ueberfüllung der Stadt zu hindern.

Die Besatzung der Stadt war eine unverhältnißmäßig geringe, und zwar: 13.866 Mann Linie, Bürgerschaft in 8 Compagnien 2382 Mann, die Studentenlegion unter Paul Sorbait, dem Leibarzt der Kaiserin-Witwe,

700, Innungen 4012, Hofbefreite und Hofdiener 9000 Mann; dies war, zusammengenommen, nur eine Handvoll Leute, wenn man bedenkt, daß Kara Mustapha schon am 14. Juli mit 200.000 Mann vor Wien stand. Die Geschichte dieser glorreichen Vertheidigung Wiens, welche bis zum 13. September dauerte, ist schon so vielfach erzählt worden und so sehr im Volksmunde, daß wir uns mit der Anführung des Factums begnügen können. Am 14. September kam Kaiser Leopold nach Nußdorf und zog dann nach Wien. Wir wollen uns hier ein wenig mit der Leopoldinischen Aera befassen, als einer der traurigsten Epochen, welche unsere Monarchie erlebte. Zu allen Zeiten hatte die Habsburger Monarchie das Unglück, neben im Grunde des Herzens wohlwollenden Fürsten, tüchtigen, opferwilligen Völkern, schlechte Rathgeber der Krone zu besitzen; besonders unglücklich in dieser Richtung war Leopold.

Die Politik seiner Staatsräthe und ersten Minister und der schmachvolle Friede, den Montecuccoli mit den Türken am 10. August 1664 schloß, nachdem er dieselben bei St. Gotthard besiegt hatte, führten zu dem Feldzug von 1683, während die Macht der Osmanli schon früher hätte gebrochen werden können, ohne daß sie ein zweites Mal vor Wien erschienen wären.

Glücklicherweise erholte sich Wien unglaublich schnell von den Verheerungen der Belagerung, ja der Raum wurde zu enge für die Neubauten, und viele schöne Häuser erhoben sich auch schon in den Vorstädten.

Aus dem Wien jener Tage bringen wir den Lesern ebenfalls ein Bild: „das Lustschloß Favorita“, das jetzige Theresianum, und wird man leicht die noch jetzt bestehenden Theile erkennen, sowie die Umgebung, welche mit der heutigen Theresianumgasse abgrenzt. Aus den Zahlen-Erklärungen unterhalb des Bildes kann sich der Leser in der Eintheilung des damaligen Lustschlosses leicht zurechtfinden. (Bild Seite 341.)

Der Turnierplatz lag da, wo heute jenseits der verlängerten Alleegasse die Rothschild'schen Anlagen sind, bis zur Schmöllerlgasse.

Die innere Stadt hatte damals ziemlich jene Gestaltung, welche sie bis zu Anfang dieses Jahrhunderts behielt.

* * *

Nach der Wiederherstellung der Stadt wurde mit kaiserlicher Genehmigung der Burgfrieden ausgedehnt, und zwar vom Rothen Thurm, vom Stubenthor und Rennweg, sowie vom Kärntnerthor bis St. Marx, dann vom Kärntnerthor bis Margarethen, vom Burgthor bis an die Windmühle und Straße von Ottakring, vom Augustinergarten bis zur Währinger Höhe, endlich von der Schlagbrücke bis zu den neuen Schanzen. Im Jahre 1704, als Rákóczy Wien bedrohte, wurden auch die Vorstädte mit Wällen und Gräben umgeben, diese „Linien" dienen heute nicht mehr der Vertheidigung, sondern der Verzehrungssteuer-Einhebung. Seit 1688 erfreut sich Wien einer regelmäßigen Straßenbeleuchtung, und 1703 wurde das „Stadtbanko" errichtet, das erste Zettel-Institut der Monarchie, das Embryo der späteren Nationalbank.

Josef I. gründete die Akademie der bildenden Künste, unter Karl VI., dem letzten männlichen Habsburger, wurde Wien zum Erzbisthum erhoben; Fischer von Erlach führte die Hofbibliothek und Reichskanzlei auf — diese Prachttheile der Burg; damals wurde die Karlskirche gebaut und errichtete sich Eugen von Savoyen auf dem Rennweg das Lustschloß Belvedere, in dessen zierlich geschmiedeten Gartenthoren das Monogramm des Helden von Zenta und Hochstädt auch heute noch zu sehen ist.

Maria Theresia, die ihr Wien besonders liebte, that viel für die Stadtverschönerung, sie ließ die neue Universität und das Invalidenhaus aufführen.

Josef II., der, wie alle Ideologen, ein schlechter Politiker und noch schlechterer Menschenkenner war, der sich von der nordischen Semiramis zu dem übel endenden Orient-Abenteuer verleiten ließ, schloß alle Menschen in sein Herz, an erster Stelle aber die Wiener. Diese letzteren verdanken ihm denn auch unendlich viel. Das geistige und hochentwickelte Kunstleben der Kaiserstadt datirt von Josef's II. Tagen; unter seiner Regierung entstand 1781 das Volkstheater in der Leopoldstadt und wurden am Hof- und Nationaltheater, wie „die Burg" damals genannt ward, die Schöpfungen Shakespeare's zum ersten Male aufgeführt.

Nochmals war den Wienern Gelegenheit geboten, ihren Patriotismus und ihre Opferfreudigkeit zu bekunden, als unter Franz (als deutscher

Kaiser II.), dem ersten Kaiser von Oesterreich, die Heere des großen Corsen heranzogen.

Das „Aufgebot“ von Wien stellte 11.000 Mann, außerdem die „Wiener Freiwilligen“, Beamte, Studenten und andere Mitglieder der gebildeten Classen, ein Elite-Corps von 1400 Mann. Der Jubel beim Einzuge Franz' war ein ungeheurer und manifestirte sich in Wohlthaten; wurde doch aus Freude über den Abzug Napoleon's eine Subscription für die Armee eröffnet, die in wenigen Stunden schon 50.000 Gulden ergab. Was 1797 das Aufgebot, war in dem Ehrenjahre Tirols und der österreichischen Tapferkeit, dem Jahre von Aspern, 1809, die Landwehr.*) Am 9. Mai standen die Franzosen abermals vor Wien und bombardirten es, am 11. erfolgte die Capitulation, da die Stadt durchaus nicht im vertheidigungsfähigen Zustande war. Die Franzosen herrschten mit unerträglichem Uebermuthe; als Napoleon's Geburtstag durch eine Illumination gefeiert werden mußte, zeigte das Haus eines Bürgers in Mariahilf die großen brillant beleuchteten Anfangsbuchstaben: Z. W. A. N. G.; dem Nähertretenden war aber auch die zwischenstehende kleine Schrift lesbar; so hieß es dann: „Zur Weihe An Napoleon's Geburtstage“. — „Eine wahrhaft Shakespeare'sche Komik inmitten des großen Trauerspiels!“ ruft Hormayr aus — so macht sich der Wiener Humor unter den bittersten Verhältnissen Luft.

Der Jubel von 1805 verzehnfachte sich 1809 bei der Rückkehr des angestammten Herrschers. Franz hatte von seinen Vorgängern die innige Liebe zur Kaiserstadt geerbt, während seiner 42jährigen Regierung geschah sehr viel für Wien; es erhoben sich das polytechnische Institut, der Theseustempel, das neue Burgthor, die Ferdinandsbrücke, der Franzenskettensteg, und auch die Privat-Bauthätigkeit entfaltete sich mehr. So kam Wien in die Epoche Ferdinand's des Gütigen, wie ihn die Geschichte ewig nennen wird, und in die erste Regierungsperiode Franz Josef's I.

Aus dem Wien der Vierziger- und Anfang der Fünfziger-Jahre geben wir eine Abbildung, und zwar die Aussicht von der Stubenbastei über's

---

*) Hormayr's Geschichte Wiens.

Glacis zur Karlskirche. (Siehe das Vollbild Nr. 10.) Am 1. Mai 1879 waren es genau 22 Jahre, daß nach Abtragung des Rothen Thurmthores und des entsprechenden Basteistückes die Straße vom Auslaufe der Rothenthurmstraße zur Ferdinandsbrücke dem öffentlichen Verkehre übergeben und durch den Hof zur Praterfahrt eröffnet wurde. Wenige Tage früher ging die letzte militärische Ronde zu den Thoren, und Wien hatte aufgehört, Festung zu sein. Der Beschluß der eigentlichen Stadterweiterung stammt aber aus späterer Zeit.

Obgleich noch kein ganzes Vierteljahrhundert uns von jenem Tage trennt, so ist der jüngeren Generation und den später nach Wien gekommenen Fremden das Wien mit seinen Basteien, Thoren und Glacis etwas Unbekanntes. Wir lebten schöne Tage in diesem letzten Alt-Wien, und in unsere schönste Jugendzeit fällt die Erinnerung an die Spaziergänge rings um die Bastei. Es war so schön! — und aus dem Bilde, das wir diesem Abschnitte beifügen, mag sich der Leser einen Begriff bilden von dem Ausblicke, den man genoß. Die weißgekleideten Mädchen von der Straßen-Eröffnung am „Rothen Thurm" sind heute zum Theil schon Großmütter, die jungen Männer, vor denen damals Alles im Rosenschimmer der Jugend erglänzte, sind schon stark grau melirt und haben längst alle Illusionen abgestreift: viele unserer Lieben ruhen unter der Erde, uns aber blieb die Erinnerung, dieses schöne Geschenk der Vorsehung, das uns Niemand nehmen kann, und an dem wir bis an des Grabes Rand uns Labsal holen, es ist die schöne Schwester der Hoffnung, die ja auch so selten einen verläßt.

Bis Ende April 1857 war Wiens innere Stadt eine Festung mit 14 Thoren, und von den Vorstädten durch den Vertheidigungs-Rayon, das „Glacis", getrennt. Da die Stadt von der Leopoldstadt nur durch den schmalen Donau-Arm getrennt war, so wurden jene Häuser dieser Vorstadt, die längs des Canals lagen, nur mit Demolitions-Revers zu bauen gestattet. Diese Reverse, welche eine große Gefahr für das Besitzthum in sich bargen, wurden erst nach der Genehmigung des Stadterweiterungs-Planes zurückgestellt. Bis zur Eintheilung in die gegenwärtigen zehn Bezirke hatte Wien 34 Vorstädte; diese waren: Leopoldstadt, Jägerzeile (jetzt II. Bezirk); Weißgärber, Erdberg, Landstraße (jetzt III. Bezirk); Wieden, Schaumburgerhof,

Hungelbrunn, Laurenzergrund (jetzt IV. Bezirk); Matzleinsdorf, Nikolsdorf, Margarethen, Reinprechtsdorf, Hundsthurm (jetzt V. Bezirk); Gumpendorf, Magdalenagrund, Windmühle, Laimgrube (jetzt VI. Bezirk); Mariahilf, Spittelberg, St. Ulrich, Neubau, Schottenfeld (jetzt VII. Bezirk); Alt-lerchenfeld, Josefstadt, Strozzigrund (jetzt VIII. Bezirk); Alservorstadt, Michel-baierischer Grund, Himmelpfortgrund, Thury, Liechtenthal, Althann, Roßau (jetzt IX. Bezirk). — Der zehnte, der jüngste Bezirk entstand vor der Favoritenlinie durch Erhebung des ehemaligen „Krawatendörfels“ und „rothen Hofes“ zum Vorort Favoriten; im Jahre 1855 zählte dieser nun bedeutende Vorort 18 Hausnummern.

Die Einwohner Wiens vermehrten sich während der letzten Decennien weit mehr durch Zuwanderung von auswärts als durch natürlichen Zuwachs; dieser Umstand und der jetzt häufigere Wohnungswechsel zwischen den Vororten und dem eigentlichen Wien mischte die Bevölkerung mehr durcheinander, als es früher der Fall gewesen, dadurch aber entstand auch eine sich über das ganze Stadtgebiet ausbreitende Gleichartigkeit der Bevölkerung.

In früheren Zeiten und selbst noch während der Fünfziger-Jahre unseres Säculums traten die Eigenthümlichkeiten der Bewohner der einzelnen Vorstädte — oder „Gründe“, wie der autochthone Wiener sagt — schärfer hervor, von denen einzelne, wie die Landstraße und Gumpendorf (in diesen beiden fand man römische Alterthümer), Erdberg, Leopoldstadt (ehemals der „untere Werd“ geheißen und bis 1699 den Juden als ausschließlicher Wohnsitz zugewiesen), die Jägerzeile, im Mittelalter „Venedigerau“, Margarethen, wo das Schloß der Margaretha Maultasche von Tirol stand, dann die Alservorstadt, geschichtliche Erinnerungen aufzuweisen vermögen. Es gab sogar Dialect-Unterschiede zwischen den Vorstädten, die ebenfalls allmälich verschwanden. Das echte „Liechtenthalerisch“ beispielsweise wird nächstens zu den todten Sprachen gehören und nur mehr von Volkssängern cultivirt werden. Wir schilderten oben den Beginn der Demolirung der ehemaligen Festungswerke Wiens am Rothen Thurme.

Der erste September 1859 brachte die kaiserliche Genehmigung des Stadterweiterungs-Planes, von diesem Tage datirt das Neu-Wien, welches wir heute vor uns sehen.



„Sie haben die herrliche Weltstadt an der Donau gebaut!" werden die Enkelkinder der jetzigen Generation sagen, die schon das vollendete prachtvolle Wien überkommen werden. Der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts war es gegönnt, das heiter-prächtige Wien erstehen zu sehen, welches seiner Vollendung entgegen geht, und dessen monumentale Bauten himmelwärts streben.

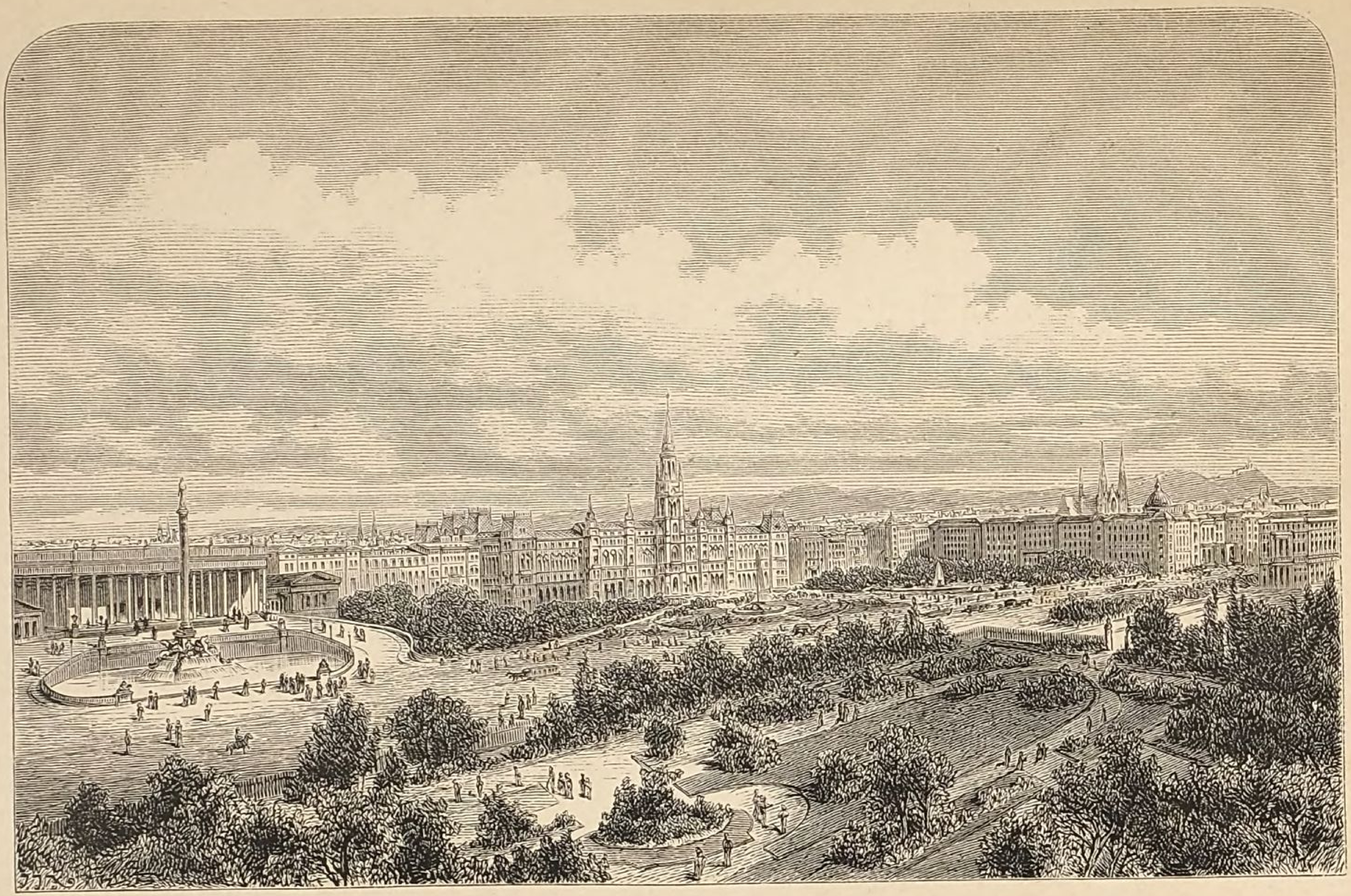
Ueber die vorhergehenden Bau-Perioden Wiens schreibt C. von Vincenti in seinem Buche:

„Wer einst die Geschichte dieser gewaltigen Baubewegung schreibt, wird sich erinnern, daß vor gerade zwei Jahrhunderten, in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, unter den Meistern der Spät-Renaissance sich ein ähnlicher Umwandlungsproceß im alten Wien vollzog, welcher unsere Stadt mit jenen herrlichen Bauwerken schmückte, womit sie bis vor 20 Jahren ihr monumentales Ansehen unter den Metropolen fortgefristet hat. Wenn er

sodann, in der richtigen Urtheilsperspective stehend, vergleicht, wird er unparteiisch eingestehen müssen, daß die Architekten unserer Zeit den großen Zug der beiden Fischer von Erlach, der Hildebrand und Martinelli, im Einzelentwurfe wenigstens, geerbt haben, wenn auch nicht immer vom Standpunkte der Stadt, als eines großen harmonischen Ganzen, welches wir erst nach mancherlei Ueberstürzung in seiner hohen künstlerischen Bedeutung zu erfassen vermocht haben.

Die Fischer'sche Schule hatte Sinn für das architektonisch Wirkungsvolle und Malerische, wie ihn nicht viele unserer zeitgenössischen Baukünstler besitzen. Dabei verloren jene Architekten nie die Stadt als Ganzes aus den Augen, mit welchem sie ihre Schöpfungen in organisch harmonischen Zusammenhang zu bringen bemüht waren. Aus jener großen Bau-Epoche stammen: die Karlskirche, die Pfarrkirche zu St. Peter, die Hofburg-Erweiterungen (Reichskanzlei, Winterreitschule und Hofbibliothek), sodann das Schönbrunner Schloß, der ungarische Gardehof, das Eugenhaus (Finanzministerium), das Ministerium des Innern, die Paläste Schwarzenberg, Auersperg, Lobkowitz, Mehlgrube (Hôtel Munsch), sämmtlich nach des ältern Fischer Plänen, während sein Sohn Josef Emanuel die Hofstallungen plante und erbaute. Von Hildebrand, dem Erbauer des Belvedere, haben wir, meines Wissens, nur noch den Daun'schen, jetzt Kinsky'schen Palast auf der Freiung, in welchem das Barock ebenso übersprudelnd zum Ausdruck gelangt wie im Belvedere selbst. Domenico Martinelli endlich, der vierte große Architekt jener Zeit, entwarf Pläne zu den beiden imposanten Liechtenstein'schen Palästen, dem in der Stadt (Schenkenstraße), der später seinen jetzigen so düstern Anstrich erhielt, und dem Gartenpalast in der Roßau mit seinem prächtigen Freskensaale und der großartigen Marmortreppe, für welche bekanntlich Kaiser Franz dem Fürsten 70.000 Gulden geboten hat.

Unter der großen Kaiserin waren die Traditionen der Fischer'schen Zeit schon zum Theil verloren gegangen, und Dietrich, Enzenberger und Hohenberg bereiteten schon auf eine schwunglosere Aera vor. Aus dieser Epoche haben wir an Hervorragendem: das Ministerium des Aeußern am Ballplatze, das alte Bankogebäude in der Singerstraße, das Postgebäude,



12.

Der Burgring in Wien.

(Mit dem neuen Parlament, Rathhaus und Universität.)

die Akademie, die Paläste Kaunitz und Schönborn und endlich Hohenberg's Palais des Grafen Fries (heute Pallavicini) mit den Zauner'schen Portal-Karyatiden, und die Schönbrunner Gloriette, welche Gérad de Nerval so sehr entzückt hat. Darauf kam die sogenannte classische Zeit, in welcher man nur durch Säulenportiken wandeln und nur auf curulischen Stühlen sitzen wollte. Diese Richtung, welche bekanntlich im Paris der ersten Kaiserlegende so fruchtbar zum Ausdruck gelangte, hat bei uns nur die kühle Pracht der dorischen Burgpropyläen und des Theseustempels Nobile's zuwege gebracht. Alles übrige in dieser Epoche Entstandene ist trostlos dürres, nüchternes, mathematisch baugelehrtes Zeug, wie beispielsweise das Polytechnikum, die alte Nationalbank nach den Moreau'schen Plänen und das Sprenger'sche Münzamt zur Genüge bezeugen können. Die Oede dauerte über ein Menschenalter fort; das französische, politische Kataklysma schien eben auf lange hinaus alle Kunsttraditionen auf jedwedem Gebiete verschüttet zu haben. Erst zu Anfang der Vierziger-Jahre ward's in Wien etwas besser. Mußte zwar noch ein Bau wie Sprenger's Hauptmauth als Prototyp der so lange herrschend gewesenen Impotenz gelten, so machte sich doch bald eine etwas lebendigere Richtung geltend, obwohl nur in ganz schüchterner Weise und durchaus nicht auf monumental-architektonischem Gebiete, welches gerade damals in München schon in vollem Anbau begriffen war.

In diese Zeit fallen die St. Johanneskirche in der Jägerzeile nach Rösner's Plänen, das geographische Institut am Josefstädter Glacis, der Palast der niederösterreichischen Landstände nach den Plänen Pichler's mit dem prunkvollen Freskensaale von Pozzo, der Fellner'sche Rathhaussaal mit den plastischen Arbeiten Gasser's und Bauer's, der Statthalterei-Palast Sprenger's mit den Fresken aus der vaterländischen Geschichte von Kupelwieser, der Mozarthof und endlich das großartige Palais Coburg mit seiner doppelten säulengetragenen Loggia, wozu Korompay und Schleps die Pläne entworfen hatten."

Um die Mitte der Vierziger-Jahre berief man zwei geniale Architekten, van der Nüll und Siccardsburg, an die Akademie der bildenden Künste. Dieser Anlauf war entscheidend, die neue Zeit des Schaffens begann, freilich vorerst nur als Vorspiel der Stadterweiterungs-Epoche; aber mit Hilfe

der bald darauf folgenden politischen Erschütterungen gerieth denn doch der Stein, welcher die alten Gürtelmauern durchschlagen sollte, glücklich in's Rollen und schlug sie durch. In den zehn Jahren der Vorbereitung hatte sich eine Reihe von tüchtigen Architekten, zum Theil im Atelier van der Nüll, herangebildet. Zwar waren weder van der Nüll, noch Siccardsburg geborene Lehrer, wie später Schmidt und Ferstel, doch konnte ihre schöpferische Genialität nicht ohne bedeutenden Einfluß auf den ganzen Architekten-Nachwuchs bleiben.

So fand der wirkliche Anbruch der neuen Bau-Aera eine gerüstete Künstlerschaft in Männern, wie Ludwig Förster, Romano, Schwendenwein, Löhr, Stache, Tietz, Winterhalder, Rösner und Anderen, während speciell unter den Anregungen van der Nüll's nebst einer Reihe von schönen Talenten, worunter Storck, Gugitz, Weber, Wurm, Abel, Schrittenwieser, eine geniale Begabung wie die Hasenauer's, welche später zu so glänzender Entfaltung gelangen sollte, ihre entscheidende Richtung erhielt, kamen darauf noch zu Anfang der Fünfziger-Jahre der kunstbegeisterte Däne Hansen, vom Ruf seiner athenischen Bauten begleitet, und der leider so früh dahingegangene Gothiker Müller, dessen kräftiger Initiative zu Gunsten der mittelalterlichen Baukunst wir die Pläne zur schönen Altlerchenfelder Rundbogenkirche verdanken, welche Sprenger bereits im Jesuitenstyle geplant hatte. Dieser Tempel und die gothische Votivkirche Ferstel's figuriren mit dem gewaltigen Arsenalbau und dem neuen Palaste der Nationalbank als die vier monumentalen Vorläufer der eigentlichen Stadterweiterungs-Aera.

Zur Stadterweiterung wurden seinerzeit 85 Concurrenz-Pläne eingereicht, darunter war einer, welcher die Donau-Regulirung schon damals einbezog und eine neue Donaustadt plante; vier der damals ausgestellten Pläne wurden wohl prämiirt, aber keiner derselben kam zur Ausführung, sondern die technischen Organe der Regierung entwarfen einen Plan, der aber im Laufe der Ausführung noch oft modificirt wurde.

Ein Verbrechen am guten Geschmack und an der Perspective war es, das Segment des Kolowratringes und den Schwarzenbergplatz an jene Stelle zu verlegen, wo sich dieselben jetzt befinden, wodurch die prachtvolle Karlskirche durch zwei Reihen Häusercoulissen verdeckt wurde, statt in die Ring-

perspective einbezogen zu werden, was leicht möglich gewesen wäre. Nun, der Theil von der Bellariastraße bis zur Votivkirche soll anderweitig Versäumtes gut machen, wodurch wieder eine Ueberhäufung an einem Platze entsteht. Keine Stadt Europa's wird auf einem Raume beisammen so viele Monumentalbauten aufweisen wie Wien am Museums- und ehemaligen Paradeplatze. Justiz-, Parlaments-, Universitätspalast, beide Hofmuseen, Rathhaus, General-Commando, Maria Theresia-Monument, all' dies kommt auf diese Strecke zu stehen, was eigentlich eine Ungerechtigkeit gegen die anderen Partien des Ringes und auch gegen den Schönheitssinn verstößt. So viel Pracht an einer Stelle erdrückt den Beschauer und paralysirt den Eindruck zum Schaden eben dieser Prachtbauten, deren jede gesondert zwischen anderen Häusern oder von Parkirungen umgeben, sich vortheilhaft abheben würde. Aendern können wir an der Sache nichts mehr, und so wollen wir dem Leser das seiner Vollendung entgegen eilende „Monumental-Viertel" Wiens schildern. Wir verweisen da auf die zu diesem Abschnitt gehörigen Illustrationen: „Universitäts-Palast" (Bild Seite 344), „Neues kaiserliches Schauspielhaus" (Bild Seite 345), „Neues Parlament" (Bild Seite 360), „Neue Börse" (Bild Seite 361) und das Gesammtbild von „Parlament, Rathhaus und Universität" (Vollbild Nr. 12). Wenn man das letztere Bild besichtigt, wird man uns bezüglich dessen, was wir oben sagten, vollkommen zustimmen. Jedes dieser Gebäude für sich ist zu imposant, um in einer Gruppe vereint nicht eines das andere zu erdrücken.

Eine gedrängte Baubeschreibung möge hier folgen. Wir beginnen mit dem neuen Rathhaus, dem zukünftigen Sitze des Municipiums der Reichshauptstadt, welches nach den Plänen des gediegenen Gothikers Schmidt aufgeführt wird, der das Rathhaus harmonisch gegliedert mit einem schlanken Thurme ziert, dem er besondere Sorgfalt zuwandte. Die Raumverhältnisse des Stadtpalastes sind folgende: 80 Klafter Länge, 65 Klafter Breite, als freistehendes Rechteck, mit einer Dachhöhe von 19 Klafter. Der Thurm erhebt sich noch 200 Fuß über die Dachhöhe; — die vier Ecken des Baues erhalten eine Verstärkung durch Pavillonbauten, welche die Dachhöhe des Palastes um 20 Fuß überragen, dadurch ist die Harmonie hergestellt, damit der Mittelthurm nicht allein aus der Längenfront ausspringe. Die Fronten werden

durch bedeutend hervortretende Risalite monumental gehoben, darunter ist das Hauptarkaden-Risalit selbstverständlich das bedeutendste. Vier massige Pylonen gliedern den 270 Fuß langen Vorbau, der auf einer Arkadenstellung ruht, hinter welcher sich eine zweite noch längere Reihe von Bogengängen hinzieht. 42 Säulen und Pfeiler stützen diese doppelte Arkaden-Anlage. Das Gebäude hat an allen vier Fronten nach außen nahezu 700 Fenster, von denen die der unteren Stockwerke sich der Saalbildung im Innern anschließen. Die Fenster sind zwei- und dreitheilig, mit Blendmaßwerk und reichem Ornament geziert.

Nun betreten wir das Innere des neuen Communal-Palastes. Den Mittelpunkt bildet der 252 Fuß lange und 111 Fuß breite Arkadenhof, dessen 25 Fuß hohe Bogengänge von 60 Pfeilern getragen werden. In diesen Hof führt der Haupteingang durch die Mittelthurmhalle.

Zu beiden Seiten des Hofes führt ein Vestibule zu den Stiegenhäusern. Außer dem geschilderten Mittelhof zeigt der Grundriß noch sechs Höfe, darunter zwei zur Durchfahrt geeignet. Von den Haupträumlichkeiten des Tiefparterre seien erwähnt zwei 80 Fuß lange, 36 Fuß breite eingewölbte Hallen, welche aus den Höfen beleuchtet werden. In diesem Theile liegt auch der Dampfheizapparat für das ganze Gebäude. Im oberen Stockwerke betritt man kleinere, an die Treppen angegliederte, den mittleren Festsaal umgebende Säle. Der Hauptraum, 108 Fuß lang, 48 Fuß innere Lichtbreite, ist von einer zierlichen Galerie umgeben. An die kleinen Säle schließen sich Buffets und Rauchzimmer an; an der linken Seite folgt eine Reihe von Salons als Empfangs- und Amtslocalitäten des Bürgermeisters und seiner beiden Stellvertreter.

Der Sitzungssaal des Gemeinderathes, im Risalit der Rückenfaçade gelegen, mißt 75 Fuß Länge auf 48 Fuß Breite und ist auf drei Seiten von einer Galerie umgeben. Im Keller soll eine Sammlung aller Oesterreicher Weine angelegt werden, als Kosthalle und Weinhandelsbörse — und so kann ein Zukunftsdichter Wiens dereinst „Phantasien im Wiener Rathskeller“ schreiben.

Das neue Hofburgtheater, welches endlich die engen in die Reitschule eingezwängten Räume der alten „Burg“ — wie die Wiener das

Hof-Schauspielhaus nennen — ablösen soll — und welches wir unseren Lesern ebenfalls in Illustration auf Seite 345 vorführten, ist ein herrlicher Bau in Hoch-Renaissance von Semper und Hasenauer. Der Bau dieses Schauspielhauses ist noch nicht so weit gediehen, wie jener des vorher geschilderten Rathhauses, und für den Beschauer die Gliederung noch nicht überall erkennbar. Wir wollen aber an der Hand der Pläne und des Semper-Hasenauer'schen Modells eine gedrängte Schilderung dieses Musentempels geben. Die Hauptfaçaden-Entwicklung wurde in glücklicher Weise gesteigert durch die organische Anfügung der Treppenhäuser, wodurch die Flügel gegen die Front mehr gestreckt erscheinen.

Der Zuschauerraum ist auf 2000 Personen berechnet und hat eine Länge von 66, eine Breite von 54 und eine Prosceniumsöffnung von 42 Fuß. Der dritte und vierte Stock bekommen amphitheatralische Anlagen von je 150 Sitzplätzen, die unteren Stockwerke enthalten 100 Logen.

Das alte „Schmerling-Theater", wie der Wiener Volkswitz den provisorischen Riegelbau des jetzigen Reichsrathsgebäudes benannte, soll auch seine Hallen schließen, auf daß die „Patres conscripti" ihren Einzug halten in's neue Parlamentsgebäude oder den „Reichsrathspalast", wie die officielle Benennung lautet.

Der Architekt Hansen hatte viele Kämpfe zu bestehen und manche sogenannte maßgebende Persönlichkeit zu capacitiren, ehe er es durchsetzen konnte, daß dieser Bau so ausgeführt werde, wie er sich ihn dachte. Der Architekt mußte drohen, den Bau lieber gar nicht auszuführen, als in der verstümmelten Form, wie ihm zugemuthet worden.

Die soit-disant maßgebenden Persönlichkeiten wollten nämlich: daß alle auf dem ehemaligen Paradeplatze aufzuführenden Gebäude einer und derselben Stylart angehören mögen; nun ist's bei dem oben von uns gerügten Uebelstande des Zusammendrängens so vieler Monumentalbauten noch das einzige Glück, daß sich dieselben stylarisch von einander unterscheiden.

Ranzoni, ein anerkannter Kunstkritiker Wiens, sagt diesbezüglich: „Die Leute meinen nämlich, es sei von Anfang an verfehlt gewesen, daß man für die Bauten, welche den Paradeplatz schmücken werden, verschiedene Style gewählt habe; sie denken, dadurch werde die so nöthige Harmonie gestört

werden und der Platz ein unruhiges disparates Aussehen bekommen. Diese naiven Kritiker übersehen ganz, daß man hier vor der schweren Frage stand, drei colossale Bauten: wie das Parlamentshaus, Rathhaus und die Universität, verhältnißmäßig einander nahe zu bauen, und zwar so, daß eines die Wirkung des andern nicht schädige, sondern wo möglich erhöhe und die Mannigfaltigkeit in der Einheit darstelle."

Wie der Leser aus den vorerwähnten Illustrationen ersieht, werden wir auf dem ehemaligen Paradeplatze (einst Josefstädter Glacis) drei architektonische Individualitäten vor uns haben, welche sich gegenseitig in ihrer Wirkung heben und „einen architektonischen Dreiklang" bilden werden.

Die Wahl des Styls des alten Hellas für das Reichsrathsgebäude ist eine glückliche zu nennen; der Baustyl des freiheitlich so hochentwickelten, in der Rhetorik und öffentlichen Verhandlung von Staatsangelegenheiten schon damals weitest vorgeschrittenen Volkes paßt so recht eigentlich zur Versinnbildlichung des Parlamentarismus.

Es muß auf den Volksvertreter erhebend wirken, wenn er in diese Hallen eintritt, die ihn an die großen Redner, Politiker und Volksmänner Griechenlands erinnern, welche heute nach Jahrtausenden noch die besten Vorbilder sind.

Hansen, dem der glückliche Blick für's Große und Ganze zugesprochen werden muß, war darauf bedacht gewesen, daß die Räume, wo die Volksvertreter und die auserwählten des Herrenhauses, die Peers des Kaiserstaates, sprechen, zu reichlicher Ausschmückung Anlaß geben. Plastik und Malerei, diese schönen Musenschwestern, werden zu reichlicher Thätigkeit Gelegenheit haben bei der Vollendung des Parlamentshauses. In der großen Halle sollen die Marmorstandbilder der hervorragendsten Politiker Oesterreichs Platz finden; die Attika wird mit Sculpturarbeiten geziert.

Die so lange mißverstandene, folglich auch mißkannte und somit oft schlecht zur Ausführung gelangte Polychromie wird nach Hansen's gründlichen Studien der Antike auf diesem Felde zur Geltung gebracht werden.

Es begleite uns der Leser nun in jenen Bau, in welchem die Alma mater sich häuslich niederlassen wird, um ihre Söhne in den Wissenschaften groß zu ziehen:

Die neue Universität wird den Ruhm Ferstel's in dieser Gruppe von Monumentalbauten verewigen. Der Bau wird ein sehr ausgedehnter, wie es die Sache mit sich bringt, da doch alle Facultäten und alle Hilfsinstitute — die heute in Wien zerstreut, oft von einander sehr entfernt sind, in einem Gebäude vereint werden sollen.

Die Bau-Area der Universität hat eine Frontlänge von 85, eine Tiefe von 70 Klaftern, mit 5950 Quadratklafter Baufläche. Der Styl dieses Baues ist die Hochrenaissance mit starkem Hervortreten des italischen Styls. Das Ganze bildet ein Rechteck mit vier, einen Arkadenhof umschließenden Gruppen; davon sind zwei Lehrgebäude in den Seitentrakten, der Festbau im Vorder- und die Bibliothek in Hintertrakt, welcher von den Gebäuden umschlossen ist. Der den Mittelpunkt bildende Arkadenhof hat 212 Fuß Länge und 150 Fuß Breite, die ihn umschließenden drei Etagen sind 70 Fuß hoch; nach diesem Arkadenhof ließ der Architekt die Hörsäle hinausgehen, die somit von dem Geräusch der Straße fernab liegen. In die Mitte des Hofes kommt das eherne Standbild des Gründers der Universität, Herzog Rudolf's IV., der die Wiener Alma mater im Jahre 1365 in's Leben rief. Die Bibliothek bekommt einen Fassungsraum für 320.000 Bände nebst den nothwendigen Lese-, Schreib- und Copirzimmern. Für die vier Facultäten werden zusammen 46 Hörsäle vorhanden sein, welche einen gleichzeitigen Besuch von 6000 Hörern gestatten.

Gehen wir von diesem Bauplatz rechts abwärts über den Schottenring, so kommen wir an die vor zwei Jahren eröffnete

Neue Börse; der alte provisorische Bau, in dem so viel gegründet und gesündigt wurde, der die höchsten Course und den „großen Krach" in seinen Mauern sah, steht nicht mehr, sondern vom Porticus der neuen Börse kann man hinüber blicken auf den nun wieder verbauten Grund, von dem so Mancher sagen kann: „Nach dem Grabe seiner Habe". Also treten wir ein in den Tempel des goldenen Kalbes. „Sowie einst die Kaufherren der tyrischen Hansa die goldführenden Gallionen Hesiongabers erschöpften, um Belphegor ein neues Götzenhaus zu errichten, so haben unsere Börsenbarone mit opfermuthigem Sinn reiche Mittel gespendet, um ihrem Gott ein neues Heiligthum zu schaffen, damit er darin throne, trotz allem ein mächtiger Gott", sagt mein schon oben citirter Freund Vincenti. Der Plan zu diesem neuen Börsengebäude stammt von Hansen im

Verein mit dem leider zu früh verstorbenen Tietz. Der Saal hat eine schöne rothmarmorne Colonnade, ebenso das Vestibule und das Treppenhaus gelungene Säulenstellungen.

Und nun besichtigen wir uns den Bau. Die Massenverhältnisse sind da geringere als bei den bisher geschilderten Monumentalbauten; der Bauplatz am Schottenring, Ecke der verlängerten Wipplingerstraße, hat eine Länge von 50½ und eine Breite von 48½ Klaftern, das ist ein Grundareal von 2466 Quadratklaftern, welches beinahe ein regelmäßiges Viereck bildet. Auf dem Souterrain, welches, dem unebenen Terrain entsprechend, rückwärts das Parterre bildet — baut sich der Börsenpalast in dreifacher Geschoßanlage auf, und zwar Parterre, Mezzanin und Hauptstock. Das Vorder-Risalit mit der breit angelegten Freitreppe bildet die Hauptfront gegen den Schottenring. Wir steigen nun die Granittreppe hinan. Der mächtige Vorbau mit seiner Front von 142 Fuß Breite und 18 Fuß Vorsprung erhält durch seine doppelgeschoßige Loggienordnung einen monumentalen Charakter. Von der Freitreppe gelangt man in das am Parterre-Niveau liegende Vestibule, welches als Garderobe dient; drei Portale führen von da in den Börsensaal. Der weite Raum, welcher über ein Viertel des gesammten Bauwerkes einnimmt, stellt sich als dreischiffige Halle dar von 186 Fuß Länge, 126 Fuß Breite und 72 Fuß Höhe. Der Plafond hat eine reiche Cassettirung und schließt mit Lünetten an die Architektur der Seitenwände. Vom großen Saal gelangt man in die Seitentracte mit den verschiedenen Bureaux.

Geplant wurde dieser Börsenbau zur Zeit des sogenannten „nie geahnten Aufschwungs", beendet während des wirthschaftlichen Niedergangs, eröffnet, als das orientalische Gewitter schon am Horizont stand. Möge aus diesen Hallen ein Aera gesunder Prosperität wieder ausgehen, gleichweit entfernt von der Epoche 1870—1873, aber ebenso entfernt von der Aera der Verzagtheit und wirthschaftlichen Rückbildung.

Wohl hätten wir noch viel zu sagen und viel zu schildern, aber eingedenk der Aufgabe, die darin besteht, daß wir wohl in diesem Werke ein Capitel über Wien schreiben, aber nicht ein Buch über diese Stadt, müssen wir nun von der Kaiser-Residenz Abschied nehmen.

Wer die Zeiten miterlebt (1849—1861) und gesehen, welche Macht und Kraft die Nation im passiven Widerstand und im Erdulden von Leiden entwickelte; wer es miterlebte, wie während des zweiten Provisoriums (1861—1865), trotz Executionen, Verfolgungen, trotz elementarer Schläge und einer zweijährigen totalen Dürre (1863—1864), welche jede Ernte vernichtete, die Nation noch immer ungebrochen dastand, den mußte es mit kühnen Hoffnungen erfüllen, wie diese Kraft und Energie wirken werden, wenn sie, nicht mehr an negative Zwecke gebunden, schaffend und neubildend sich entwickeln. Leider wurde da die Enttäuschung eine sehr große, und gerade an Ungarns Hauptverkehrsader, an der Donau, ist dieser Mangel an positiver Schaffenskraft empfindlich zu merken; bei den Strecken Preßburg-Gönyö und Budapest-Tolna, sowie weiter hinab werden wir Gelegenheit haben, über die sträfliche Vernachlässigung des Stromes zu sprechen.

Freilich trifft bei dem von uns gerügten Uebelstand die größte Schuld die Machthaber und nicht die Nation. Seit Leopold I. — von früher gar nicht zu sprechen — mußte die Nation all' ihr Können und ihre Kraft verwenden im Kampfe um's Dasein, um die Verfassung, um die nationale Existenz — dies absorbirte jede Thätigkeit. Wohl endete jede der gedachten Reactions-Perioden mit einem gräulichen Fiasco der Wiener Machthaber, welche mit dem Gute, Blute und Geiste des Volkes zu ihren Experimenten so leichtlich umsprangen. Was aber bis 1867 als Entschuldigung galt, das hat seither seine Berechtigung verloren, denn während der letzten zwölf Jahre hat keine fremde Hand in die Schicksale des Landes eingegriffen, wohl aber trat eine Erscheinung auf, die wenigstens hierzulande bis nun fremd war — die Corruption! — Als ginge der „Roi paraplui“ Louis Philippe hier herum und riefe sein „enrichissez vous“, so wurde die Aera der nationalen Wiedergeburt mißbraucht, und an diesem Mißbrauche blutet jetzt das Land.

Es ist nicht Aufgabe, in diesem Werke zu politisiren, aber wer es ehrlich meint mit einem Lande, der wird seine Stimme dann und dort erheben, wo es ihm sein Gewissen befiehlt.

Wie sollten aber wir schweigen, wenn wir sehen müssen, wie die Donau, dieser herrliche Strom, welcher eben von Ungarns Grenze an für die größte Tonnenfassung schiffbar wird, und somit der Quell des Reichthums für diesen

Staat werden könnte, so vernachlässigt, ja wir möchten beinahe sagen, mißhandelt wird!

„Redde mihi milliones!“ möchten wir den alten Ausruf variiren: „Gebt der Donau die Millionen! die ihr anderweitig vergeudet habt.“

Wir hoffen nicht, tauben Ohren gepredigt zu haben, und setzen nun unsere Fahrt fort; oder richtiger gesagt, wir steigen in Theben aus, um uns da umzuthun.

Der erste ungarische Ort, den der Reisende betritt, ist Theben, ein Marktflecken von etwa 1800 Einwohnern; der Markt liegt hart an der Donau, am Fuße eines mächtigen Hügels. Interessant aber ist die auf dem Kalkfelsen, welcher an der March-Mündung ausspringt, liegende Ruine der Burg gleichen Namens. Dieselbe war viele Jahrhunderte hindurch ein festes Schloß und wurde 1809 von den Franzosen gesprengt. Ueber den Ursprung der Veste herrschen verschiedene Sagen. Nach der einen soll hier der Tempel einer slavischen Göttin: Dewa, Dewojna, gestanden haben; so viel ist sicher, der Name Dévény ist slavischen Ursprungs und würde auf Mägdeburg hindeuten. Eine zweite Sage schreibt die erste Erbauung einer großmährischen Herzogstochter zu, auch das würde mit dem Namen stimmen; die dritte Sage von einer römischen Gründung ist die unwahrscheinlichste. Die Römer gingen wohl von Carnuntum aus an's andere Ufer der Donau, aber in's Land der Quaden am jenseitigen Ufer der March.

Historische — nicht sagenhafte — Nachrichten über Theben besitzen wir aus dem Jahre 864 n. Chr., zu welcher Zeit das Schloß zu den festesten Plätzen des großmährischen Reiches gehörte, und flüchtete Herzog Wratislaw vor Ludwig dem Deutschen in dieselbe, wo er, von Letzterem belagert, sich ergeben mußte. Am Schlusse des 9. Jahrhunderts fiel Theben in die Hände der Ungarn, in deren Besitz es auch fürder blieb.

Im Jahre 1233 belagerte Friedrich von Oesterreich den Marktflecken und das Schloß — 1272 eroberte es Ottokar von Böhmen, beim Friedensschlusse kam es aber wieder an die Krone Ungarns.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts kam Theben an die Grafen von St. Georgen und Bösing, nach deren Aussterben an die Familie Szapolyay. Nach dem Tode des Königs Johann von Ungarn (Szapolyay) verlieh

Ferdinand I. die Burg dem Palatin Báthory, der auch da seinen Wohnsitz aufschlug.

Im Jahre 1621 eroberte der österreichische General Bouquoy die Veste von den ungarischen Insurgenten, und Ferdinand III. schenkte Burg und Marktflecken nach dem Friedensschlusse dem Palatin Paul Pálffy. Bei dem Einfalle der Osmanen 1683 mußten dieselben unverrichteter Dinge abziehen, obgleich die Besatzung Thebens nur eine sehr geringe war.

Seit der Sprengung durch die Franzosen ist Theben nur mehr ein pittoresker Trümmerhaufen, dessen einzelne Partien aber imponirend wirken, besonders, vom Schiffe aus gesehen, die Seite gegen die March-Mündung. Einer der alten Wachtthürme (auch auf unserer Illustration, Vollbild Nr 13, deutlich sichtbar) wird der Nonnenthurm genannt, und ist einer der best erhaltenen Theile der Burg. Derselbe steht auf einem isolirten, jetzt unzugänglichen Felsen und wird seinerzeit durch eine Fallbrücke mit den übrigen Theilen der Veste in Verbindung gestanden haben.

Gleich den meisten Vesten dieser Art bestand auch die von Theben ursprünglich aus einer oberen und einer unteren Burg mit einem geräumigen Hofplatz zwischen beiden. Die obere Burg war schon lange verödet und verlassen, dagegen die untere bis in die Neuzeit bewohnt. Bis dahin waren die Außenwerke stark, und das Innere bot sich besonders in seinem schönen Mittelthurme, seinen Thoren, Prachtsälen und Gemächern recht stattlich dar. Von dem Hauptwalle oben am Berge ist die Aussicht eine herrliche. Nordwestlich erstreckt sich die weite Ebene des Marchfeldes mit zahlreichen Ortschaften; wir sehen Theben-Neudorf an der March, über welche die Brücke nach Oesterreich führt, ferner das schon oben erwähnte kaiserliche Lustschloß Schloßhof, Kaltenbrunn, Blumenau, Stampfen, Mariathal, die Ruinen von Ballenstein und den Windungen der March entlang bis nach Mähren. Westlich streift unser Auge bis zum Leopolds- und Kahlenberge oberhalb Wien; schön ist auch das Bild in südlicher Richtung, wo hinter dem Leithagebirge am fernen Horizont die blauen Alpenketten mit dem Schneeberg auftauchen. Bei klarer Witterung sieht man auch den Spiegel des Neusiedlersees.

An den oben geschilderten Nonnenthurm knüpft sich eine alte Sage, die wir hier den Lesern mittheilen wollen. Einer der Herren von Theben

hatte sich auf einem Streifzuge nach Kärnten in eine schöne Jungfrau aus edlem Geschlechte verliebt, ihr Herz gewonnen und sie mit sich auf seine Veste genommen. Sie war von ihren Angehörigen dem Kloster bestimmt, dies hinderte ihn aber nicht, die prachtvollsten Anstalten zur Feier der Vermälung, welche binnen Kurzem vollzogen werden sollte, zu treffen. Da plötzlich, als er eines Abends von der Jagd zurückkehrte, kam ihm einer seiner Diener entgegen und meldete ihm, daß seine Braut von ihrem Oheim, dem Abte von Isenberg, geraubt worden sei und dieser sich mit ihr auf dem Wege nach dem Kloster befinde.

Ohne Zögern und nur von wenigen Getreuen begleitet, setzte der junge Schloßherr augenblicklich dem Abte nach, und es gelang ihm, denselben im Walde einzuholen und ihm nach kurzem, aber heftigem Kampfe die geraubte Braut wieder abzunehmen. Gleich am andern Tage sollte nun die Trauung statthaben. Das junge Paar hatte soeben in der Schloßkapelle die Weihe des Ehebundes erhalten, der Priester war eben im Begriffe, den Segen über die Neuvermälten zu sprechen, da hörte man vom Hofe her Waffengeklirr; ein Diener meldete athemlos, daß man in des Festes Jubel das rückwärtige Thor zu schließen vergessen habe, durch welches der Abt mit seinen Reisigen groß an Zahl eingedrungen sei, die schwache Besatzung überwältigt und den Rückweg aus der Kapelle abgeschnitten habe. Mit Mühe barg der junge Graf seine neu angetraute Gattin in dem Thurm, dessen Zugänge er mit den wenigen übrig gebliebenen Getreuen muthvoll bis Mitternacht vertheidigte. Einer der Vertheidiger nach dem andern fiel, der Abt ließ an die Eichenpforte Feuer legen, und so schwand der letzte Hoffnungsstrahl für die unglücklichen Liebenden.

Sie retteten sich auf die Zinne, unter der in unabsehbarer Tiefe die Donau vorbeifließt. Kaum da angelangt, hörten sie schon die Tritte des Abtes auf des Thurmes Treppe — seine Begleiter sprengten die verriegelte Thüre; in demselben Augenblicke umfing die junge Frau ihren Gemal und schwang sich mit ihm auf die äußerste Brustwehr des Thurmes. „Komm zurück!“ rief der Oheim, seine Wuth bezwingend. — „Nicht eher, als bis Du mir mit heiligem Eide gelobt —“ — „Mit heiligem Eide!“ unterbrach sie der Abt und stürzte wüthend auf den Grafen zu, — aber das treue Paar war plötz-

lich seinen Blicken entschwunden, und als er von der steilen Höhe auf den Fluß hinabblickte, sah er nur die schäumende Fluth, die sich wieder über den Liebenden schloß, welche sich in inniger Umarmung dort hinab vor der Grausamkeit der Menschen gerettet hatten.

Diese christlich-germanische Sage hat ein römisch-heidnisches Seitenstück, welches ein moderner Dichter behandelt in der kurzen Ballade:

Der Weiberstein bei Theben.

Geflüchtet war nach Theben aus römischem Grenzgebiet'
Die Priesterin des Feuers, die Vesta's Herd verrieth.
Mit dem geliebten Jüngling birgt sie sich im Castell;
Doch Flügel hat die Kunde und sie erreicht sie schnell.
Weh' Dir, Du armes Opfer! Dein Unstern ruft Dir Halt,
Ausliefern muß die Satzung Dich römischer Gewalt;
Den holden Leib umfangen wird ein gemauert' Kleid,
Bis langsam Dich getödtet das Herz- und Körperleid.
Schon nahen die Verfolger dem aufgeschreckten Paar,
Das, hoch im Felsenthurme geborgen, selig war.
Es rauscht zu dessen Füßen der Ister schützend, still,
Ein Wächter, der nur hüten — und nichts verrathen will.
Schon klirrt die letzte Pforte: Nun folgt und gebt Euch drein!
Auf ewig sollt Ihr balde in Rom verbunden sein.
Der Jüngling und die Jungfrau umschlingen fester sich,
Und als der Scherge gierig hin auf die Zinne schlich,
Da küßten sich die Beiden voll sterbesel'gem Muth
Und schwangen von dem Felsen hinab sich in die Fluth.
O Vesta! keusche Göttin! versöhnt wirst Du wohl sein,
Ein kurzes Glück verblühte um Dich am Weiberstein!

Der Felsvorsprung, auf dem die Ruinen von Theben stehen, und überhaupt der ganze Gebirgsrücken, der sich an der nordwestlichen Grenze des Preßburger Comitats parallel mit dem Laufe der March hinzieht, gehört zu den Ausläufern der kleinen Karpathen.

Die erwähnten Ausläufer der kleinen Karpathen sind noch sehr reich an Sehenswürdigkeiten; wir wollen aber nur mehr eine der nähergelegenen und merkwürdigeren schildern, es ist das am Stampfnerbache gelegene Schloß Ballenstein (Paulenstein), ungarisch Borostyánkő, slavisch Paistun. Der bedeutende Bach treibt da einen Kupfer- und Eisenhammer, eine Papier- und Pulvermühle; die Einwohner, bei 800 an der

Zahl, sind Slovaken und befassen sich mit dem Brechen und Brennen von Kalk, den sie nach Preßburg führen. Die gedachte Schloßruine liegt etwa eine halbe Stunde oberhalb des Ortes, wo aus dem dichten Buchenwalde ein steiler Kalkfels hervorragt, auf dessen Spitze die alten Mauern stehen.

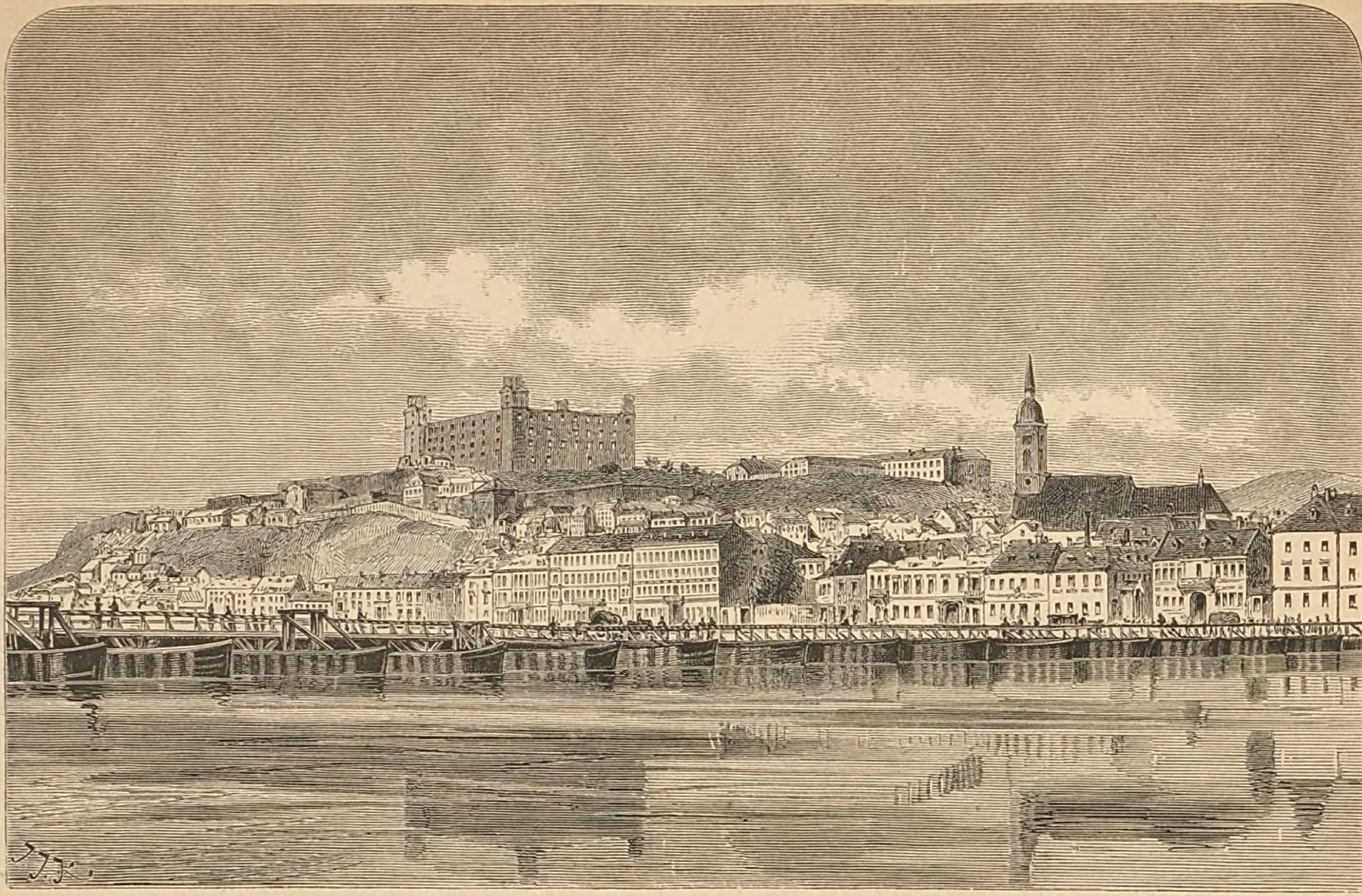
Die obere Felsplatte ist von den noch größtentheils gut erhaltenen Ringmauern der Veste umschlossen. Ober dem steilen Abhang erhebt sich ein hoher Thurm, dessen mächtige Mauern uns einen Begriff von der ehemaligen Stärke der Burg geben. In der Nähe dieses Thurmes liegt das westliche Hauptthor, das ehemals mit einer Zugbrücke versehen war; über dem Thore war einst ein Erker, dessen in fratzenhaften Köpfen skulpirte Tragsteine noch sichtbar sind.

Das Innere der Burg ist gründlich zerstört und dessen ehemalige Eintheilung kaum mehr zu erkennen. Interessant sind die zwei unterirdischen gewölbten Räume unter dem Hofe, deren einer mit Wasser gefüllt ist und auch stets als Cisterne gedient haben mag.

Obgleich über den Ursprung der Veste nichts Bestimmtes bekannt ist, so dürfte dieselbe von den Slaven des großmährischen Reiches erbaut worden und somit gleichen Alters mit dem Thebener Schlosse sein. Während der Ottokar'schen Kriege wurde Ballenstein genannt; unter Ferdinand I. kam es an die Familie Pálffy.

Jetzt wollen wir also die Donaufahrt fortsetzen. Unterhalb Theben, dessen Bewohner als tüchtige Donauschiffer bekannt sind, sieht man rechts im Gebirge die Ruinen von Leánývár (Mädchenburg), links ist das Ufer von Weingebirge umsäumt, welches den Blick in's Innere verlegt; an diesem Ufer folgt nun Karlsdorf; hinter diesem in der Thalmulde Lamacs (Blumenau), bekannt aus dem Kriege von 1866 als Schauplatz des letzten Gefechtes zwischen Oesterreichern und Preußen, welches durch die Depesche vom abgeschlossenen Nikolsburger Frieden abgebrochen wurde.

Schon von der Biegung vor Karlsdorf an war der Schloßberg von Preßburg mit dessen Schloßruine sichtbar. Wir passiren nun die Schiffbrücke, welche zu diesem Behufe geöffnet wird, und legen am Preßburger Stehschiff an. — Dies pflegt Morgens zwischen 8¾—10 Uhr, je nach dem Wasserstande der Donau, zu geschehen.



14.

Preßburg.

Wir steigen aus und wollen uns ein wenig in der alten Krönungsstadt umsehen.

Pozsony.

Preßburg ist die erste bedeutende Stadt Ungarns, der wir auf unserer Donaufahrt begegnen, und darum wollen wir, bevor wir an die Beschreibung dieser einstigen Hauptstadt des Landes schreiten, die commercielle und geographische Bedeutung der Donau-Section Preßburg-Budapest in's Auge fassen. Wir haben am Eingang des vorigen Abschnittes (VI.) die Gravitation des Marchgebietes nach Wien geschildert und die commercielle Entwicklung der Straßen und Eisenbahnlinien Innerösterreichs.

Kehren wir an die Donau zurück, so finden wir unterhalb Wien, auf der linken Uferseite, an dem Eingangsthore aus Oesterreich nach Ungarn, die Stadt Preßburg. Dieselbe theilt mit dem benachbarten Wien die gleichen Vortheile der geographischen Lage, wurde aber nicht in so hohem Grade von mächtigen Fürsten und von einem unternehmenden Volksgeiste gefördert; die neuere politische Entwicklung war der Stadt Preßburg sogar entschieden nachtheilig. Weiter abwärts gelangen wir, die Städte Raab, Komorn, Gran an den Mündungen der Flüsse Raab, Waag, Gran nur berührend, zu der großen Doppel-Donaustadt Pest und Ofen, seit ihrer gesetzlichen Vereinigung als Ungarns Hauptstadt Budapest genannt.

Die Straßenzüge der obern Theiß, der Szamos, der Gran, der Maros, der Waag, jene längs der obern und der untern Donau, längs des Plattensees: sie alle führen, Naturbahnen folgend, auf den Punkt bei Budapest, wo sie sich am bequemsten die Hand reichen können. Mit dem Aufschwunge der Bevölkerung, des Verkehrs und überhaupt aller Verhältnisse in Ungarn hat auch diese Stadt (309.200 Einwohner) sich mächtig entwickelt. Sie ist nach Wien die zweite Stadt im ganzen Donaugebiete, und nirgend gestaltete sich der Donauhandel und Verkehr so lebhaft als auf dem 40 Meilen langen Flußstücke zwischen diesen beiden Hauptstädten der österreichisch-ungarischen Monarchie, trotzdem gerade in diese Stromsection das Stück Preßburg-Gönyö fällt, das ist jene Strecke, die zu den größten Schifffahrts-Hindernissen gehört; dieselbe ist voller Inseln, Sandbänke mit fortwährend wechselnder Stromrinne,

deren Ursache in der Theilung des Stromes liegt, und welche in diesem trostlosen Zustande Gegenstand fortwährender Klagen seitens der Schifffahrt bilden.

Der Aufwand, welcher zur Regulirung dieser Strecke erforderlich wäre, dürfte sich auf zehn Millionen Gulden belaufen, ein Betrag, der zweifellos binnen wenigen Jahren einerseits durch eine einzuhebende Wassermauth, sowie andererseits durch den Gewinn an Ländereien — indem hierdurch über 10.000 Joch bisher öder Grundflächen productiv gemacht und die Insel Schütt vor Ueberschwemmungen geschützt würde — hereingebracht werden könnte. Der Kostenpunkt darf da keine Rolle spielen, wenn man sich die eigentlich erst beginnende Entwicklung der Donau-Uferstaaten vor Augen hält, wenn man bedenkt, daß die baierische Regierung auf der ungleich unwichtigeren Strecke Donauwörth-Passau sich die Stromregulirung über 5 Millionen, die österreichische Regierung dagegen für die Strecke Passau-Wolfsthal (ungarische Grenze) seit 1818 über 15 Millionen Gulden — exclusive der Donau-Regulirung bei Wien — kosten ließ. Die Donau-Regulirung in der mehrgedachten Strecke wäre eine productivere Anlage als manche andere, in welche seit 1867 Millionen gesteckt wurden. Ueber den Preßburg-Gönyöer Theil des Donaulaufes äußert sich die „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen“ wie folgt: „Um das Ganze durch ein Beispiel zu illustriren, möge erwähnt werden, daß im October 1877, inmitten des stärksten Getreide-Exportes, die Schifffahrt zwischen Gönyö und Fischamend gänzlich behindert war, so daß es erst nach mehreren Wochen und nach großen Anstrengungen gelingen konnte, das in großen Massen in Schleppschiffen an jener Stelle zurückgehaltene Getreide nach Wien und auf die Eisenbahn zur Weiterbeförderung nach Süddeutschland und der Schweiz zu bringen. Diese Manipulation allein vertheuerte den Centner Getreide bis Simbach um 25—30 Kreuzer, natürlich hierzu nicht gerechnet die bedeutenden Verluste, welche den Handel durch die übermäßig lange Verzögerung selbstverständlich treffen müssen.

Diese Verhältnisse wie überhaupt die von Jahr zu Jahr wachsende Wichtigkeit der prächtigen Wasserstraße, welche den Verkehr zwischen dem Orient und dem Occident zu vermitteln berufen ist, macht die Frage einer

durchgreifenden Regelung des Strombettes entlang seines ganzen Laufes zu einer höchst bringenden, allein einerseits die damit verbundenen großen Kosten, noch mehr aber die Uneinigkeit der betreffenden Uferstaaten machte die Ausführung des allerdings bedeutenden Werkes bisher zur Unmöglichkeit.

Man berechnet die zur rationellen Regulirung erforderliche Summe auf 37 Millionen Gulden, wovon 17 Millionen auf die österreichischen und 20 Millionen auf die ungarischen Strecken entfallen.

Schärfer noch lautet die Klage der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft selbst. Wir erfahren aus ihrem, das Betriebsjahr 1877 behandelnden Geschäftsbericht, daß, um im Spätherbste desselben Jahres 780 Schleppschiffe von Gönyö nach Wien zu befördern, 440 leere Waarenboote als Lichterschiffe verwendet werden mußten, die somit einer andern nutzbringenden Verwendung entzogen wurden. Bei Eintritt des kleineren Wasserstandes, nämlich gegen Ende Juli, müssen ebenfalls hier die aus der unteren Gegend bis Gönyö in 8—10 Schleppschiffen durch einen einzigen Dampfer gezogenen Ladungen von 40- bis 50.000 Centner getheilt und von da weiter durch 4 bis 6 Dampfer nach Wien gebracht werden. Die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft berechnet den ihr durch die Unterbrechungen jedesmal erwachsenden Schaden — soweit sich dies überhaupt ziffermäßig feststellen läßt — ohne die vermehrten Zugkräfte in Anschlag zu bringen, auf 400.000 Gulden.

Derartige Unterbrechungen wiederholten sich nun in den letzten drei Jahren zweimal."

Wir konnten uns nicht enthalten, diesen Punkt eingehend zu behandeln, ist es doch einer der ausgesprochenen Zwecke dieses Werkes, die Interessen des Donauverkehrs zu fördern; sollten wir da ein kleines Körnlein zur schön aufgehenden Saat beigetragen haben, so sind wir vollkommen zufriedengestellt durch das Bewußtsein erfüllter Pflicht.

Doch gehen wir nun an den zweiten Theil unserer Aufgabe, an die Beschreibung Preßburgs,*) ungarisch Pozsony, lateinisch Posonium, die einstige Veste der Quaden, dann der Heruler, später das Wratisla-

---

*) Wir folgen dabei den werthvollen Aufzeichnungen des Dr. Deutschinger in seinem „Preßburger Führer", Hunfalvy's „Ungarn und Siebenbürgen", endlich den Mittheilungen Koloman Thaly's und unseren eigenen Notizen.

burgum des Großmährischen Reiches; die ehemalige Haupt- und Krönungsstadt Ungarns, jetzt königliche Freistadt, zählt 46.000 Einwohner.

Was dieser Stadt so hohes Interesse verleiht, ist deren herrliche Lage, dann deren bis in die graue Vorzeit zurückreichende Geschichte.

Durch die, auf alte städtische Urkunden und die Geschichte des ungarischen Reiches gestützten, eingehenden Untersuchungen des Archäologen Römer ist der lange Zeit geführte Streit, ob Posonium oder Pisonium zu schreiben sei, endlich beigelegt. Die Anhänger der letzteren Schreibart, welche zuerst von den classicirenden Hofgelehrten des Matthias Corvinus befürwortet wurde, halten den römischen Feldherrn Piso für den Gründer der Stadt. Abgesehen davon, daß in öffentlichen Urkunden die Benennung Pisonium nie vorkommt, ist es wissenschaftlich festgestellt, daß die Römer am linken Ufer der Donau und diesseits der March nie festen Fuß gefaßt haben. Bisher wurde auch um die ganze Stadt herum auch nicht ein römischer Ziegel gefunden, geschweige andere Merkmale, während doch dauernde römische Niederlassungen stets überall Spuren hinterließen.

Wie gesagt, in geschichtlicher Hinsicht verdient Preßburg unsere volle Aufmerksamkeit. Es ist wie ein aus dem Strome der Zeit emporragender Fels, in den die vorbeiziehenden Völker: Quaden, Hunnen, Gothen, Heruler, Markomannen, Longobarden, Avaren, Mongolen und Franzosen, flüchtig ihre Namen eingegraben. Welches der genannten Völker die Stadt gründete, wird wohl ewig unerforschbar bleiben. Nach den Jazygen nennt die Geschichte die Quaden als Bewohner dieser Gegend, denen Heruler, sodann Slaven folgten, die Gründer des Großmährischen Reiches, welche unter ihrem Herzog Wratislaw hier eine feste Burg besaßen.

Nach dem Siege Arnulf's, der die Magyaren zu Hilfe rief, mit denen vereint er das Großmährische Reich zertrümmerte, ergriffen die Ungarn Besitz auch von Preßburg, welches ihr erster König Stefan mit Einwanderern aus Sachsen und Franken bevölkerte. Seit diesen nahezu tausend Jahren blieb Preßburg eine deutsche Stadt, wenn auch mit gut ungarischem Herzen, was sie oft bethätigte.

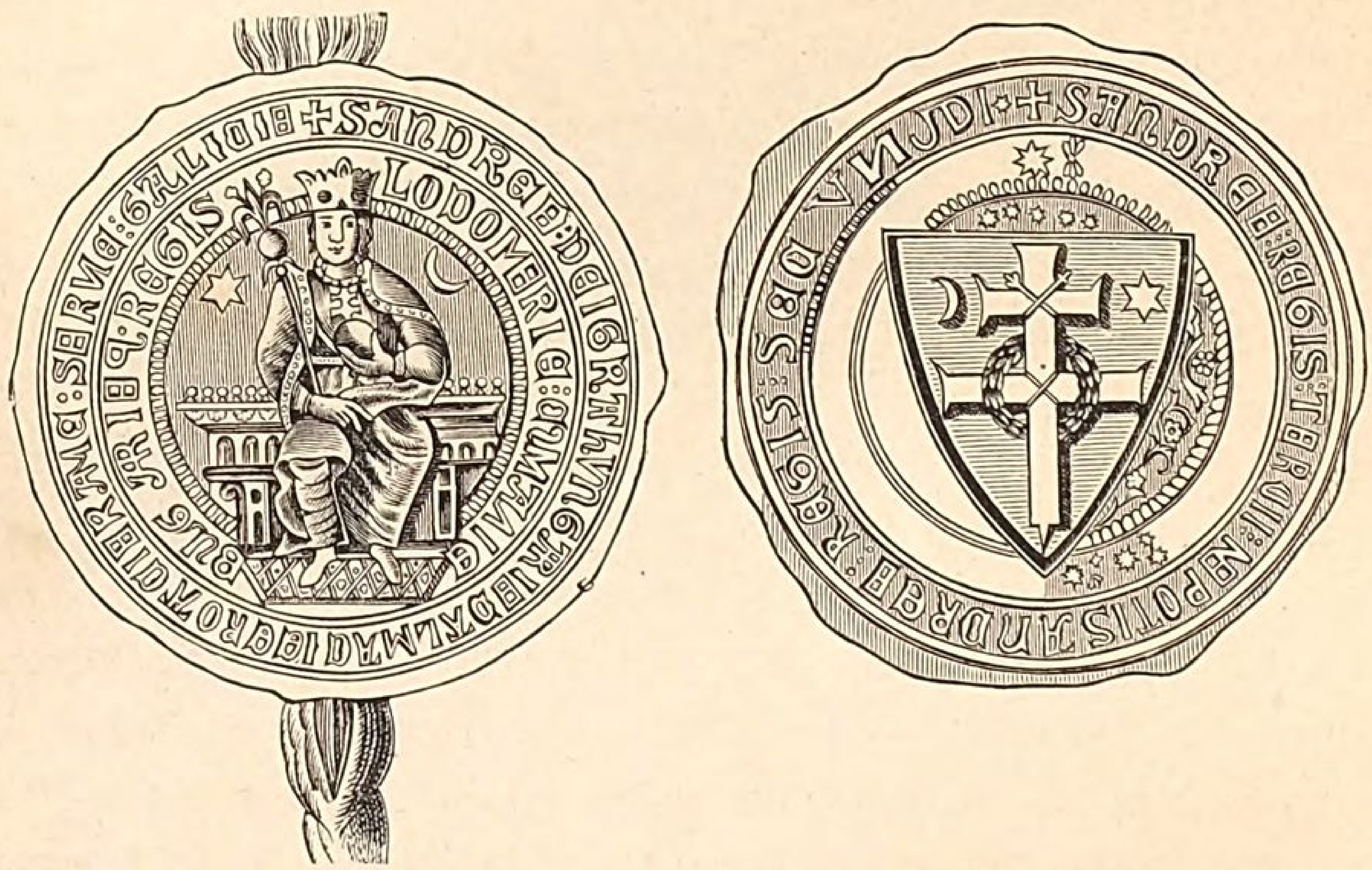
Die Thronstreitigkeiten unter den ersten Arpaden gingen an den Mauern der Stadt nicht spurlos vorüber; eine schwere Heimsuchung war

für Preßburg zur Zeit Béla's IV. der aus Asien daherbrausende Mongolensturm (Tatárjárás), der bis an die Mauern der alten Stadt schlug. Im Jahre 1241 brannten die Dörfer der ganzen Umgegend, von den Tataren in Flammen gesetzt; die Lohe leuchtete dräuend bis in die Straßen der Stadt. Blieben auch die Einwohner der Stadt verschont von den haarsträubenden Grausamkeiten der Barbaren, so hielt doch ein anderer, nicht minder grauenerregender Feind seinen Einzug in dieselbe: die fürchterlichste Hungersnoth, die im Lande noch verwüstete, was die asiatischen Horden übrig ließen — und die zu Mord und Todtschlag trieb, um — den Hunger zu stillen. König Béla war nach Preßburg geflohen, hier traf ihn die Einladung des Herzogs Friedrich, des letzten Babenbergers, und er ging, derselben vertrauensvoll folgend, nach Oesterreich.

Für Friedrich war aber die erheuchelte Gastfreundschaft nur eine Falle, in die er den Bedrängten lockte. In unedler Weise nahm er Béla unter dem Vorwande angeblicher früherer Forderungen die mitgebrachten Kronschätze ab, verlangte sogar die Abtretung mehrerer an Oesterreich grenzender Gespanschaften. Im Jahre 1246 brach ob dieser That der Krieg aus und brachte über Preßburg manches Drangsal; nachdem der letzte Babenberger durch Frangepán getödtet worden war, verheerten die Böhmen in dem um das Erbe des Gefallenen zwischen Béla und Ottokar ausgebrochenen Kampfe die Gegend bis hart an die Mauern Preßburgs. Unter Stefan V. eroberte Ottokar die Stadt und hauste da grausam fürchterlich — die Einwohner wurden hingemordet, deren Häuser geplündert; erst 1276 wurde die Stadt von der böhmischen Schreckensherrschaft für immer befreit. Als Entschädigung für die Ottokar'schen Verwüstungen wurde das Dorf Széplak in den Burgfrieden einverleibt, welche Schenkung der Letzte der Arpaden, Andreas III., 1292 bestätigte.

Nach dieses Königs Tode entbrannte der Krieg um den erledigten Thron. Zu seinem großen Unglücke wurde Ungarn ein Wahlreich — während dieser Kämpfe blieb Preßburg von 1302 an in den Händen Oesterreichs. Während der langen und segensreichen Regierung der beiden Anjous, Karl's und Ludwig's des Großen (1308—1382), nahm Preßburg einen raschen Aufschwung, da die beiden Herrscher der Stadt ihre besondere Sorgfalt zuwandten. Zu dieser Zeit begann der bedeutende Weinbau Preßburgs, der noch

heutzutage den Haupterwerbzweig eines großen Theiles seiner Bürger bildet. Unter Maria I. stand Preßburg zur Königin, und ihr Gemal Sigismund, der spätere deutsche Kaiser, vergalt dies der Stadt. Nach dem Tode Albert's hielten die Preßburger zu seiner Witwe und ihrem nachgebornen Sohn Ladislaus Posthumus. Der Preßburger Graf Stefan Rozgon hielt das Schloß besetzt und stand auf Seiten der Gegner, die Bürger belagerten ihn darin erfolglos — so daß die Königin mit ihrem Sohne und der Krone nach Wien fliehen mußte. Wie für so viele Städte



Siegel Andreas' III., des letzten Königs aus dem Hause Arpad, auf der Széplaker Schenkungsurkunde. (Seite 413.)

des Ungarnreiches, war auch für Preßburg die Regierungszeit Matthias Corvinus' eine Glanz-Epoche. Er gründete hier die berühmte Hochschule, die unter dem Namen „Academia Istropolitana" die größten Gelehrten jener Zeit zu ihren Lehrkräften zählte. Unter den Jagellonen (1490—1526) und nach der Schlacht von Mohács sank mit dem Lande auch Preßburg.

In dem Streite zwischen dem ersten Habsburger auf Ungarns Thron, Ferdinand I., und König Johann (Szapolyay*) hielt die

*) Der Leser wird bemerkt haben, daß wir stets Szapolyay schreiben. Die in den deutschen Geschichtsbüchern eingeschlichene Schreibweise Zápolya ist unrichtig.

VII. Von Wien bis Budapest.

Jetzt, nachdem wir uns in Wien umgesehen haben, wollen wir die Reise in der Thalfahrt fortsetzen und benützen dazu wieder das Dampfschiff; da heißt es denn zeitlich aus den Federn sein, denn schon um halb sieben Uhr Morgens geht der kleine Dampfer von den Weißgärbern ab, der uns an das große Passagierboot bringt.

Das Localboot liegt vor dem Dampfschiff-Directionsgebäude am rechten Canal-Ufer und passirt bei der Fahrt zuerst die Franzenskettenbrücke, die Eisenbrücke der Verbindungsbahn, später die Sofien- und die Schlachthausbrücke, zuletzt die Brücke der österr. Staatseisenbahn, von deren Linie Staatsbahnhof- (Favoriten) Prater-Stadlau. Von der Sofienbrücke an passiren wir: links den Prater und ist die Rotunde des Ausstellungspalastes (im Wiener Witz das „Krachmonument" genannt) von da aus gut sichtbar; weiter abwärts nach der Staatsbahnbrücke das Lusthaus, hinter diesem die Tribünen des Freudenauer Wettrennplatzes, rechts: die Vorstadt Weißgärber mit der schönen 1873 vollendeten neuen Kirche, dann Erdberg mit dem Gasometer und den großen Gemüsegärten. Dann sieht man landeinwärts auf der Höhe des Wienerberges das Arsenal, hinter demselben die beiden Bahnhöfe der Süd- und Staatsbahn, dann Simmering und das sogenannte Neugebäude und dann auf der Höhe Laa. Diese Höhe bildete ehemals das Donau-Ufer.

Das Localboot fährt nun im verlängerten Canalbett bis an die regulirte Donau vor Fischamend, wo der schon früher vom Prater-Quai abgegangene große Dampfer wartet.

Diese Dampfer sind für den Reisenden selbst eine Sehenswürdigkeit und übertreffen an Eleganz und Comfort beiweitem die Rhein-Dampfer, noch mehr aber die auf den französischen Flüssen verkehrenden Schiffe. Die Speisesäle,

Schlafräume, Damensalon, Salon für Nichtraucher und anderen Räumlichkeiten lassen nichts zu wünschen übrig, und bald findet sich der Reisende auf denselben heimisch. Einen besondern Reiz bietet die zumeist polyglotte Gesellschaft, und kann man auf einem Donau-Dampfer, je tiefer man von Wien abwärts kommt, reichlich ethnographische und physiognomische Studien machen; aber auch sonst kann man Charakterstudien machen, lernt man doch den Menschen auf Reisen von neuen Seiten kennen.

Ein Schriftsteller, in dessen Brust ein gleich warmes Herz für Wien schlägt, wie das unsere, sagt: „Nur ungern trennt sich der Fremde von den Genüssen der reichen und üppigen Kaiserstadt, und es giebt wohl Keinen, gleichviel, welche Interessen ihn dahin geführt haben, der seine Erwartung nicht befriedigt fand und sich nicht gern und oft wieder dahin zurücksehnte. Nur die Hoffnung, daß man, den Lauf der Donau verfolgend, zu neuen, bisher ganz unbekannten Scenen gelangen werde, mildert einigermaßen die Betrübniß des Abschiedes von Wien und dessen Herrlichkeiten, obwohl der Wanderer durch die gute und auserlesene Gesellschaft, welche man meist das Glück hat, auf dem Dampfschiffe zu treffen, fortwährend an die schönen, in der kaiserlichen Residenz verlebten Tage erinnert wird." Noch ein Gruß nach Wien hinüber, denn des Dampfschiffs Räder haben sich schon in Bewegung gesetzt, und dann geht es voll Erwartung an den Ufern des mächtigen Stromes entlang, auf denen bald bisher fast kaum geahnte Trachten, Sitten und Erscheinungen die Blicke fesseln und beschäftigen werden.

Wenn der große Dampfer zur Thalfahrt abschwenkt, so fährt er schief über's neue Strombett, welches von da aus in gerader Linie zu überblicken ist, dasselbe ist von einem prachtvollen Gitterwerk überbrückt, es ist die Stadlauer Brücke der Staatseisenbahn. Links hinter dem Inundationsdamm folgt nun die geschichtlich berühmte Insel Lobau, die größte der waldigen Inseln dieses Stromtheiles (1½ Stunden lang, eine Stunde breit). Von dieser Insel landeinwärts, ebenfalls am linken Ufer, aber von Bord aus nicht sichtbar, liegen die Dörfer Aspern, Eßlingen und Wagram, bekannt durch die im Jahre 1809 gelieferten Schlachten.

Napoleon war in Wien und hatte sein Heer zwischen der Kaiserstadt und Ebersdorf aufgestellt, hierauf ließ er eine Schiffbrücke in die Lobau schlagen,

um auf's linke Ufer zu übersetzen. Erzherzog Karl, der in Eilmärschen sein Heer aus Baiern und Böhmen heranzog, griff mit 75.000 Mann und 288 Geschützen den Feind an und schloß ihn fast ganz ein. Durch ein ebenso geschickt als kühn ausgeführtes Manöver gelang es dem Erzherzog, die Verbindung unter den französischen Heerestheilen zu unterbrechen, Lannes,



Heidenthor in Petronell. (Seite 394.)

Bessières und Masséna standen zuerst mit ihren Armee-Corps auf der Insel Lobau und waren von da auf das linke Ufer hinübergegangen. Am 21. Mai Nachmittags 4 Uhr hatte der Angriff von Seiten der Oesterreicher begonnen und die hartnäckigste Gegenwehr gefunden. Bis zum Einbruch der Nacht waren Aspern und Eßlingen von den Oesterreichern fünfmal genommen, viermal verloren, bis sie sich in der Nacht in Aspern behaupteten. Am andern Morgen schon um 4 Uhr begann der furchtbare Kampf von Neuem und

wogte lange hin und her, bis endlich die Franzosen das Feld räumten und sich auf die Insel Lobau zurückzogen. Die Oesterreicher verloren 20.000 Mann, ein theuer erkaufter Sieg! Die Franzosen hatten einen Verlust von 40.000, darunter den Marschall Lannes, Herzog von Montebello und den General Saint-Hilaire.

Die Franzosen befestigten sich nun auf der Insel — und der glänzende Sieg des Erzherzogs Karl blieb ohne nachhaltige Folgen. — Vom 1. bis 5. Juli hatte Napoleon sein Hauptquartier auf der Insel und ging dann mit 150.000 Mann Infanterie, 30.000 Pferden und 700 Geschützen auf's linke Ufer über. Am 5. und 6. Juli fand die für die Oesterreicher unglückliche Schlacht von Wagram statt, die Letzteren wurden bis Znaim zurückgeworfen und am 14. October erfolgte der Friedensschluß. A. Grün widmete den Gefilden Asperns folgendes Gedicht:

Aspern.

Herbstlich über Asperns Fluren schien die Sonne müd und lau,
Störche schifften schon nach Süden durch der Lüfte ruhig Blau,
Ueber stille, weite Felder schritt ich einsam, unbelauscht,
Und mit mir ein kalter Herbstwind, der durch kahle Stoppeln rauscht.
Dachte dessen jüngst der Landmann, als er hier die Garben wand,
Daß in einem Menschenherzen manche ihrer Wurzeln stand?
Denkt der Städter, wenn beim Mahle er sein weißes Brot genießt,
Daß gedüngt es mit dem Blute eines Heldenbruders ist?
Aus der Lava, die einst glühend vom Vesuv herniederquoll,
Blüh'n, wie Leben aus dem Tode, saft'ge Reben grün und voll;
Doch die ihren Wein einst trinken unter kühlem Laubendach,
Dem Vesuv und seinen Schrecken sinnen sie wohl schwerlich nach!
Hier auch hat all seine Schrecken ausgetobt einst ein Vulkan,
Blut'ge glühende Lavafluthen überströmten rings den Plan,
Schwarzer Rauch und Nachtgewölke hüllte tief den Himmel ein,
Wetterschläge krachten donnernd, Blitze zuckten flammend drein,
Wie dort am Vesuv die Lava einst manche heit're Stadt verschlang,
So begrub sie viel der Edlen hier, die weite Flur entlang;
Hundert Städte zu beleben, g'nügte wahrlich ihre Zahl,
Und nicht minder schön glomm ihnen noch des Lebens sonn'ger Strahl!
Gleich an frommer Kraft und Weisheit jenem edlen Plinius,
Der dort rettend seine Mutter trug durch Nacht und Lavaguß,
Also Karl, Du hoher Sieger, trugst Du kühn und glorreich da
Aus den Flammen und den Schrecken Deine Mutter Austria!

Manch gewaltiges Jahrhundert schritt schon am Vesuv vorbei,
Sieh, der fernsten Enkel Spaten schlägt der Lava Krust' entzwei,
Und es steigt aus Schutt und Asche eine heit're Stadt an's Licht;
Manch' ein Götterbild und Tempel, manch' unsterbliches Gedicht!
Oesterreichs Herkulanum nenn' ich, ihr Gefilde Asperns, euch!
Wär' an edlen, heil'gen Schätzen euer Schooß wohl minder reich?
Wahrlich, stieg in eure Tiefen rechten Sinns der rechte Mann,
Bald das Götterbild der Freiheit brächt' er uns an's Licht hinan!
Wallt dann wieder einst durch weite, reiche Saatgefild mein Fuß,
O dann nickt wohl jede Aehre mit dem Haupt mir heitern Gruß;
Und wie Geisterharfen säuselt's aus den gold'nen Halmen leis':
„Nicht umsonst floß unser Herzblut, denn es trug euch schönen Preis!"

Nun kommen wir an Ebersdorf vorbei, weiter hinab an Schwechat, am Flusse gleichen Namens, der sich hier in die Donau ergießt. Zwischen Groß-Enzersdorf, ebenfalls berühmt durch eine Schlacht im Jahre 1809, Mühlleuten und Schönau am linken, sowie Mannswörth und Fischamend, Regelsbrunn am rechten Ufer erreicht man, an vielen Inseln und Auen vorbei, Petronell, dann Deutsch-Altenburg und später Hainburg. Alle drei Orte liegen auf dem Gebiete des ehemaligen römischen Municipiums Carnuntum, darum wollen wir uns hier vornehmlich mit diesem beschäftigen und sodann über jeden der genannten Orte einige Details bringen.

Petronell, Deutsch-Altenburg, Hainburg (Carnuntum).

Der Boden, auf welchem Deutsch-Altenburg und die zwei anderen genannten Orte stehen, schließt eine so großartige Vergangenheit in sich, daß es für den Leser von Interesse sein dürfte, von dieser einen Ueberblick zu erhalten.

Dieses Interesse wird schon durch den Umstand geweckt, daß man fast in jedem Hause alte römische Ziegel von ungewöhnlicher Größe und Form, sowie noch vollkommen gut erhalten, als Vorhauspflaster verwendet, in großer Zahl vorfindet und beim Durchschreiten dieser Gegend bei einiger Aufmerksamkeit und blos oberflächlicher Forschung die Bemerkung macht, daß die ganze weite Ebene zwischen Altenburg und Petronell bis an das Donau-Ufer

mit altem Mauerwerk, welches stellenweise noch das Grundpflaster der Straße bildet, sowie mit einer Menge zerstreut liegender, zerbrochener Ziegel und Theilen zerbrochener Thongefäße und dergleichen, welche ihren Ursprung erkennen lassen, bedeckt ist und immer noch alte Erinnerungen an eine großartige Zeit-Epoche aus der Erde Schooß gegraben werden.

Auf der weiten Ebene, südwestlich von Deutsch-Altenburg, welche von der Donau begrenzt wird, stand das große, in der alten Geschichte berühmte Carnuntum, in dessen einstigem Umkreise der Raum eingeschlossen war, auf welchem das heutige Petronell, Deutsch-Altenburg und Hainburg steht. Mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt gegründet, und zwar nach Annahme der älteren Schriftsteller durch die Carnunter, einen keltischen Stamm — belovesische Carnunter — nach Freiherrn v. Sacken jedoch durch die Carni, einen Zweig des großen Volksstammes der Taurisker, welche sich von ihren eigentlichen Wohnsitzen, dem heutigen Friaul und Krain, weithin nach Osten, in dem südlichen Theile Pannoniens ausgedehnt haben, erreichte diese Stadt, welche von einem wilden, kriegerischen, noch unbesiegten Volke bewohnt war, sowohl einen ausgedehnten Umfang und eine besondere Festigkeit durch ihre natürliche Lage und durch die Aufführung großer Sicherheitswerke, als auch eine wichtige Bedeutung durch ihren Verkehr und in jener Zeit berühmten Handel mit Bernstein.

Nach hartnäckigen Kämpfen mit den Römern, durch welche das alte Noricum und Pannonien erst nach mehreren blutigen Feldzügen überwältigt werden konnte, erlag Carnuntum dem römischen Proconsul Tiberius nach dessen großem Siege über die Pannonier und Dalmater im Jahre 9 nach Chr. Geb. und wurde dem Reiche dauernd einverleibt.

Die Stadt wurde zum Hauptort von Oberpannonien bestimmt, mit römischen Institutionen versehen und die alte Bevölkerung zur römischen Civilisation gezwungen, um sie desto fester an den Mutterstaat zu knüpfen; sie erhielt ferner eine eigene Verfassung, mit dem Rechte der Selbstverwaltung, sowie unter Kaiser Hadrian um das Jahr 136 den Rang eines Municipiums und mit dieser Auszeichnung zugleich größere Rechte, größere Freiheiten.

Die Wichtigkeit der Lage am Endpunkte eines großen Weltreiches und in der unmittelbaren Nachbarschaft feindlich gesinnter kriegerischer Völker

machte beizeiten die möglichste Befestigung des neu gegründeten Waffenplatzes nicht nur räthlich, sondern selbst zur Nothwendigkeit, um so mehr als die Grenzen des Reiches seit dem Jahre 50 nach Chr. Geb. ohne Unterlaß von den am linken Donau-Ufer, im heutigen Marchfelde wohnenden Quaden beunruhigt und bedroht wurden.

Dieser Volksstamm schloß im Jahre 177 mit den benachbarten Markomannen, Vandalen, Sarmaten, Sueven und anderen Völkerschaften ein großes Bündniß gegen das gewaltige und verhaßte Rom, und der Bund rüstete zum Angriffskriege. Eine furchtbare Pest, welche besonders in den nördlichen Theilen des römischen Reiches wüthete, hatte eine große Anzahl streitbarer Männer hingerafft und die Legionen derart gelichtet, daß das römische Heer außer Stande war, dem eindringenden Feinde Widerstand zu leisten.

Unter so drohenden Verhältnissen fand es Marc Aurelius, welcher in jener Zeit die Geschicke Roms leitete, angemessen, sich selbst auf den Kriegsschauplatz zu begeben. Er langte im Jahre 178 in Begleitung seines Sohnes Commodus in Carnunt an. Mit dem Eintritte dieses großen Mannes begann für die Stadt ein neuer Aufschwung und Glanz; es hob sich der Verkehr theils durch die Anwesenheit der kaiserlichen Hofhaltung, theils durch die ununterbrochenen, mit aller Anstrengung betriebenen Kriegsrüstungen, welchen er selbst seine eigenen Hausgeräthe zum Opfer brachte, gegen die immer mehr anwachsende Macht der gefürchteten Nachbarn.

Marc Aurel verstärkte Carnuntum noch durch Anlage neuer Befestigungswerke längs der Donaugrenze, vermehrte ansehnlich die Donauflottille, bewältigte die wilden Völkerstämme, stellte den Handelsverkehr in den Städten her, gab Gesetze, durch welche die Rechte der untergeordneten Völker festgesetzt wurden, und brachte überhaupt die Provinz und diese bedeutende Stadt, welche durch ihn zu dem höheren Rang einer Colonie erhoben wurde, theils durch weise Einrichtungen, theils durch den Glanz seiner Siege auf die höchste Stufe ihrer Entwicklung und Macht.

Nachdem die Rüstungen vollendet waren, drang Marc Aurel in das Land der Quaden ein, schlug sie, obwohl anfangs mit großem Mißgeschicke kämpfend und dadurch einigermaßen bedroht, dennoch in mehreren, für seine Legionen siegreichen Treffen und kehrte als Sieger

nach Carnunt zurück, worauf er sich nach Vindobona begab und daselbst im Jahre 180 starb.

Leider war dieser Glanz nicht von Dauer und wurde zunächst durch Marc Aurel's Sohn, Commodus, welcher, um sich ungestört seinen Ausschweifungen ergeben zu können, mit den Barbaren einen unrühmlichen Frieden schloß, noch mehr aber durch die Unfähigkeit der nachfolgenden Regenten und Statthalter nur zu bald wieder getrübt. Denn allmälich führte der Glückswechsel die Stadt während eines Zeitraumes von 200 Jahren wieder dem Verfalle zu; überhaupt theilte sie das Schicksal des Reiches, dem sie angehörte. Ununterbrochene Auflehnungen der nur mit Widerwillen unter römischer Botmäßigkeit stehenden Völker, fortwährende Kämpfe mit den Quaden und deren Verbündeten, insbesondere aber die Schwäche der Statthalter, sowie der beständige Wechsel der Kaiser brachte diese Provinz zeitweise unter andere Herrschaft und machte ihren Besitz für die Römer zweifelhaft.

Im Jahre 375 brachen nämlich die Quaden, seit lange her gereizt durch die unklugen Herausforderungen der römischen Statthalter und besonders ergrimmt über den durch den römischen Unterfeldherrn Marcellianus verübten hinterlistigen Meuchelmord ihres Königs Gabinus und um diesen völkerrechtswidrigen Act zu rächen, in Pannonien ein, verwüsteten, nach glücklicher Uebersetzung der gefrorenen Donau, das ganze Land und zerstörten Carnuntum bis auf die Grundmauern, welches daher Kaiser Valentinian, als er zu spät Hilfe bringen wollte, als Schutthaufen antraf. Er schlug dennoch sein Hauptquartier in der für seine weiteren militärischen Pläne so wichtigen Stadt auf, ordnete deren theilweisen Wiederaufbau an und nahm, neu gerüstet, fürchterliche Rache an den Feinden, deren Wohnsitze gleichfalls mit Feuer und Schwert vernichtet wurden. Trotz dieser neuen Siege erholte sich jedoch der entvölkerte Ort von diesem Schlage nicht mehr, sondern gerieth, obwohl er seine militärische Bedeutung immer noch behielt, in dem Grade in Verfall, als Vindobona durch die Anhäufung der Militärmacht daselbst, durch die Uebersetzung der Donauflottille, überhaupt durch die Uebernahme der Rolle, welche Carnunt so lange Zeit hindurch gespielt hatte, an Bedeutung anwuchs.

Nicht lange nach dieser Zeit-Epoche griffen die Gothen, welche von den Römern an dem südlichen Donau-Ufer aufgenommen worden waren, zu den

Waffen und führten durch deren glücklichen Erfolg den Sturz der römischen Herrschaft in Pannonien herbei. Nach Vertreibung der Römer aus dieser Gegend drangen nach kurzen Zwischenräumen in beständigem Völkerzuge von Osten her die Ostgothen, Hunnen, Alanen und Rügen (Rugier) hier ein, um nach kurzem Aufenthalte stets wieder, der Gewalt neuer Nachzüge weichend, zu verschwinden — bis endlich die Avaren sich festsetzten und durch 240 Jahre in dem Besitze Pannoniens verblieben, in welcher Zeit Carnuntum und die durch die Römer eingeführte Cultur vernichtet wurde. Die Zeit dieser wechselvollen Herrschaft der barbarischen Völker ist in völliges Dunkel gehüllt, daher sie in der Geschichte als die zweihundertjährige Nacht bezeichnet wird.

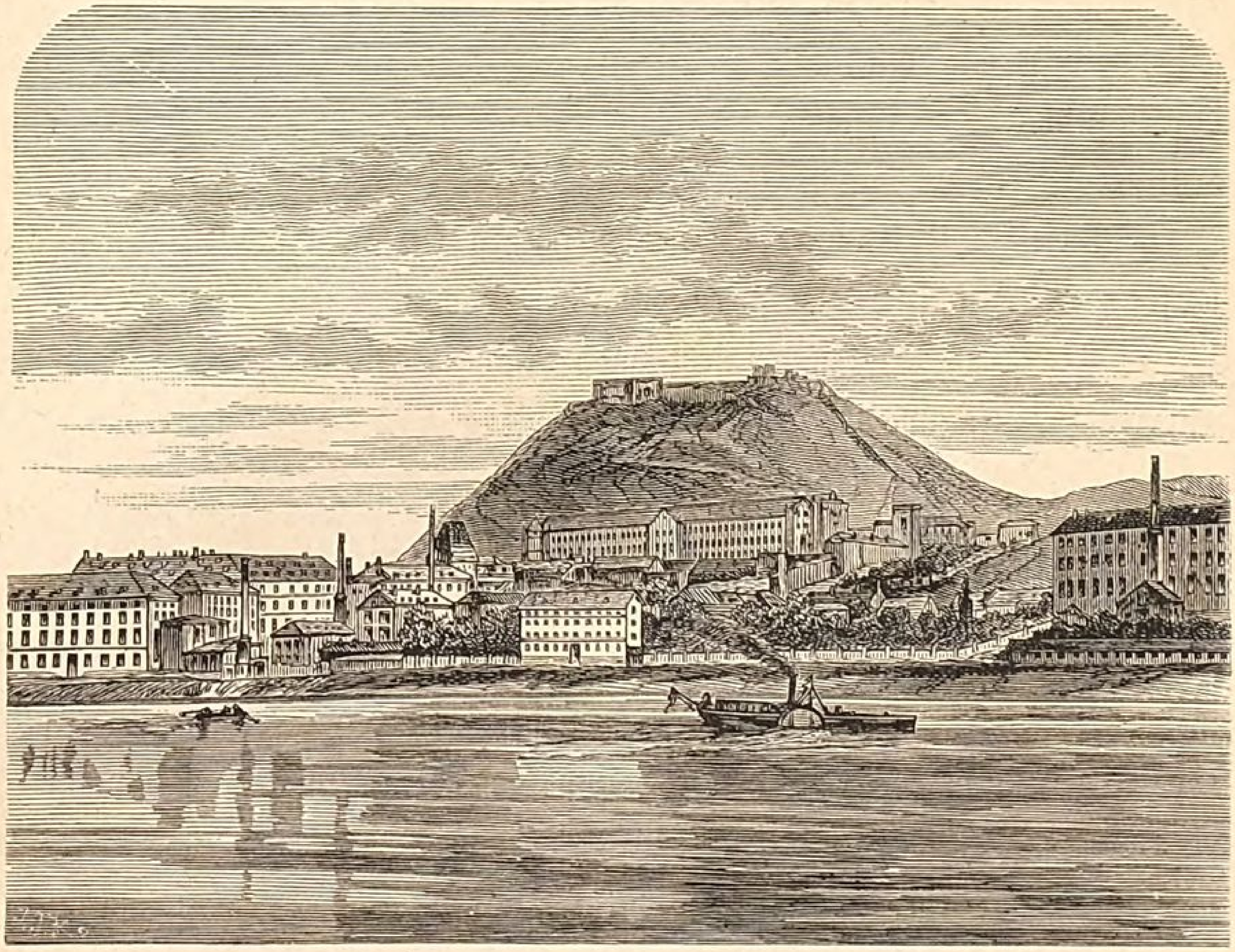
In diesem Zeitraume dürfte es geschehen sein, daß sich die Hunnenfürsten zwischen den Trümmern der alten römischen Kaiserstadt auf dem Berge bei Hainburg, wo jetzt noch Ruinen stehen, an der Stelle der zerstörten Befestigungswerke eine Burg, die Hunnenburg, erbaut und daselbst ihren bleibenden Sitz genommen haben.

Diese Burg wurde von Karl dem Großen in dem Vertilgungskriege gegen die Avaren, auf seinem Zuge bis an die Raab eingenommen, nachher jedoch von dem getauften Chan Theodor und nach dessen Tode von dem avarischen Fürsten Abraham, welchem Kaiser Karl im Jahre 809 das Gebiet am rechten Donau-Ufer in der Gegend von Hainburg, Petronell bis Steinamanger, zwischen der Leitha und dem Neusiedlersee zur Verwaltung übergab, als Wohnsitz beibehalten. Dadurch wurde für das ehemalige Oberpannonien ein neuer Mittelpunkt geschaffen und die Stätte des in der Geschichte jener Zeit kaum mehr genannten Carnunt bei den einem steten Wechsel unterworfenen Schicksalen, von denen die Hunnenburg, sowie das nachherige Hainburg insbesondere durch fortwährende Einfälle der Magyaren betroffen worden ist, in Mitleidenschaft gezogen.

Die Magyaren waren durch längere Zeit im Besitze dieser den Avarenfürsten abgenommenen Provinz und wurden erst 1041 durch Kaiser Heinrich III. daraus vertrieben, worauf dieser Landstrich dem Deutschen Reiche einverleibt worden ist. Erst in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts kamen in der Geschichte die Namen Hainburg, Petronell und Altenburg vor — letzteres

von der alten römischen Kaiserburg und zum Unterschiede von Ungarisch-Altenburg, Deutsch-Altenburg genannt.

Hainburg, welches nach seiner letzten Zerstörung im Jahre 1041 durch längere Zeit als Ruine stand, wurde in Folge eines Reichsbeschlusses zu Nürnberg 1050 als deutsche Vorburg und Grenzveste wieder erbaut und verblieb durch eine lange Zeit hindurch bei den österreichischen Herzogen.



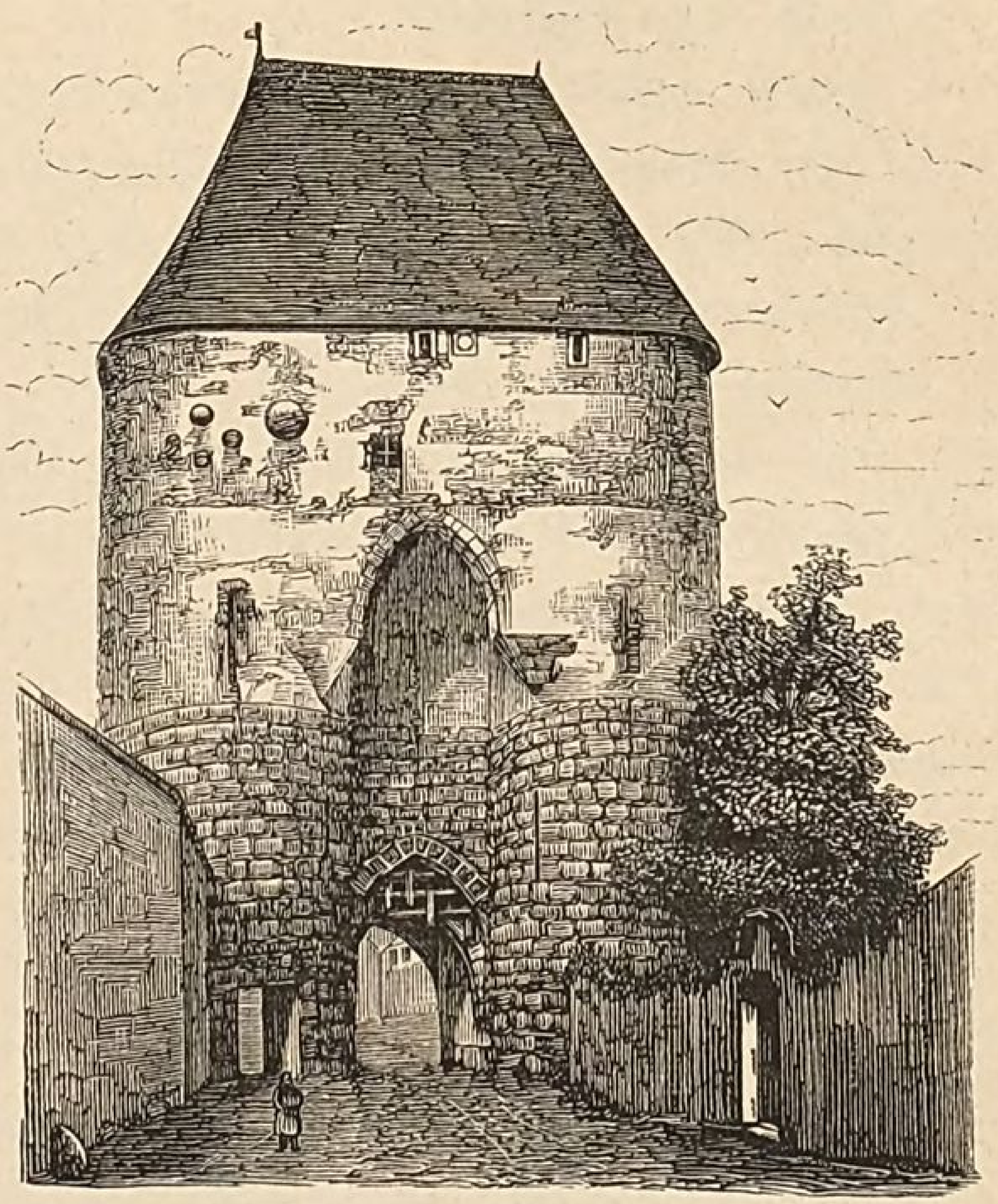
Hainburg.

Im Jahre 1190 erhielt die Stadt durch Herzog Leopold VI. ihre Mauern und Thore, welche noch heute als merkwürdige Ueberreste mittelalterlicher Bauten betrachtet werden können. (Siehe Illustration „Wiener Thor".)

Die Stadt Carnuntum hatte zur Zeit ihrer größten Blüthe einen bedeutenden Umfang. Sie erstreckte sich von dem westlichen Ende des heutigen Petronell über Deutsch-Altenburg bis Hainburg und dehnte sich auf der Ebene aus, welche gegen die Nordseite von dem rechten Donau-Ufer begrenzt wird.

Es ist dies zunächst aus den noch vorhandenen und allenthalben noch zu Tage kommenden Ueberresten zu ersehen, welche Freiherr v. Sacken in seinem vortrefflichen Werke: „Die römische Stadt Carnuntum, ihre Geschichte und Ueberreste, 1852" mit besonderem Fleiße beschrieben und in Bildern dargestellt hat, aus welcher Abhandlung diese Notizen entnommen worden sind.

Der Schloßberg in Hainburg war von den Römern mit Befestigungswerken versehen und er dürfte den östlichen Endpunkt von Carnuntum bezeichnen. Man findet hier viele römische Ziegel; Stücke von Säulenschäften aus rothem Marmor sind schon in Mauern, welche im 13. Jahrhundert gebaut wurden, als Baumaterial benützt und erscheinen so eingefügt, daß sie nicht bei späterer Ausbesserung eingesetzt sein können.



Das Wiener Thor zu Hainburg. (Seite 392.)

Die Civilstadt befand sich auf der Stelle des heutigen Petronell, und es sind insbesondere in der Gegend, wo das Schloß steht, Bauwerke aufgefunden worden und kommen immer noch solche zu Tage, aus denen ersichtlich ist, daß daselbst sehr ansehnliche und prachtvolle Gebäude gestanden haben.

Am südwestlichen Ende des Marktes wurde auf einem erhöhten Platze, wo jetzt ein Weingarten angelegt ist, in den letzten Jahren eine große Zahl römischer, theils aus einem Stücke gehauener, theils gemauerter Särge ausgegraben, daher diese Stelle als die Begräbnißstätte von Carnunt erkannt

worden ist. Sie scheinen insgesammt schon einmal geöffnet worden zu sein, und zwar wahrscheinlich bei den Ueberfällen barbarischer Völker, da die Grabdeckel theils ganz, theils blos an einer Ecke zerschlagen, die Gebeine meist in großer Unordnung und nirgends Schmucksachen gefunden worden sind, wohl aber werthlosere Töpfe und Gefäße von bauchiger Form, welche zum Theile noch gut erhalten waren. Bei den gemauerten Gräbern waren die Spuren des Einbruches und der Plünderung in den an den Seitenwänden aufgerissenen Löchern sichtbar.

Von den noch sichtbaren Ueberresten der alten Römerstadt ist das südlich von der letzterwähnten Begräbnißstätte gelegene, 560 Fuß davon entfernt stehende sogenannte „Heidenthor" (siehe unsere Illustration auf Seite 385) besonders erwähnenswerth, als das einzige im Erzherzogthum Oesterreich vorfindliche römische Baudenkmal, das sich ohne Zubau rein erhalten hat. Es war ursprünglich ein auf vier Pfeilern ruhender Bau mit zwei Durchgängen, genau nach den Weltgegenden; der eine geht gegen den Wall, wo die Castra standen, der andere rechtwinklig dagegen nach der Civilstadt hin. Jetzt stehen nur noch die beiden westlichen Pfeiler aufrecht sammt dem sie verbindenden Bogen, die Grundfesten der beiden verschwundenen Pfeiler sind aufgegraben worden. Der eine der Pfeiler ist $40\frac{1}{2}$ Fuß, der andere 35 Fuß hoch. Der Bau bildete ein Quadrat mit vier Thoren. Es scheint ein Triumphbogen gewesen zu sein und wie aus dem dabei verwendeten Baumateriale, unter welchem ein Altarstein mit einer Inschrift gefunden wurde, zu entnehmen ist, aus der späteren Zeit der Römerherrschaft über Pannonien herzustammen.

Erst im Jahre 1853 wurde in der Nähe des Badhauses in Deutsch-Altenburg in dem Steinbruche an der Donau nächst der Schweizerhütte ein in einer Felsenhöhle tempelartig eingerichtetes, mit Schotter angefülltes Mithräum entdeckt, in welchem man sechs in einem Halbkreise aufgestellte Votiv-Altäre, mit verschiedenen, den Cultus des Mithras andeutenden Inschriften versehen, auffand, welche von Freiherrn v. Sacken genau beschrieben worden sind.

Unter den römischen Ueberresten des einstigen Carnuntum ist eine Thormauer interessant (deren Abbildung wir auf Seite 5 dieses Werkes zum ersten Male nach der Skizze des Professors Könyöki geben); dieselbe befindet sich im Wildpark des Grafen Traun, kaum 100 Klafter von der

Mühle entfernt. Die Mauer hat vier vorstehende Säulen mit verkröpftem Gebälk und ist offenbar ein Ueberrest eines römischen Baues der Verfallszeit. Die Mauer ist über zwei Drittel der Pfeilerhöhe verschüttet und von allen Seiten mit Bäumen umgeben.

Um den ehemaligen Zweck dieses Baues kennen zu lernen, müßten noch weitere Nachgrabungen geschehen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Deutsch-Altenburger Mineralquelle von den Römern bereits gekannt und zu Heilzwecken benützt worden ist.

Daß die Römer diesem Zweige der Gesundheitspflege auch in dem ehemaligen Carnunt volle Aufmerksamkeit gewidmet haben, ist zunächst aus den hier aufgefundenen, zum Theile noch gut erhalten gewesenen Bade-Anstalten ersichtlich. Insbesondere war das im Jahre 1848 in der Nähe von Deutsch-Altenburg aufgegrabene, von Freiherrn v. Sacken genau beschriebene und durch eine Zeichnung dargestellte römische Bad von besonderer Schönheit und ganz nach dem Muster anderer römischer Badehäuser eingerichtet.

Die Umfassung der Quelle selbst, und zwar deren unterer Theil, in der Höhe von 5 Fuß, welche im Jahre 1843 bei einer vorgenommenen Untersuchung des Brunnens entdeckt wurde, ist allem Anscheine nach römischen Ursprungs; denn das Gemäuer, bestehend aus würfelförmig zugehauenen Steinen, ist von einer Zierlichkeit, wie man sie nur bei ähnlichen Bauten aus der Römerzeit zu finden gewohnt ist, und auf einem Holzkranze ruhend, dessen Beschaffenheit für sein höchstes Alter spricht.

Die Heilquelle zu Deutsch-Altenburg ist daher ohne Zweifel eine der ältesten nicht nur in Oesterreich, sondern in ganz Deutschland.

Dr. Managetta, Decan der medicinischen Facultät in Wien und Leibarzt Kaiser Ferdinand's II., war der erste Arzt, welcher auf allseitiges Verlangen die Deutsch-Altenburger Mineralquelle ausführlich beschrieben hat. Von ihm erschien 1634 das „Ludwigsdorffische Bad-Buch", welches im Jahre 1710 die zweite und 1758 eine dritte Auflage erlebte.

Doch dieser Glanz wurde nach einem fast 150jährigen blühenden Bestehen durch das Hereinbrechen einer traurigen Epoche im Jahre 1683 abermals mit einem Schlage vernichtet. Das große Türkenheer unter Cara Mustafa wälzte sich zum zweiten Male in endlosen Massen über die Ebenen

Ungarns unaufhaltsam gegen Wien. Alle Orte, welche von diesen kriegerischen blutdürstigen Horden berührt wurden, gingen in Flammen auf, das benachbarte Hainburg fiel als letzte Schutzmauer nach einer heldenmüthigen Vertheidigung durch Sturm, und die ganze Einwohnerschaft erlag dem Schwerte. Dieser grausame Krieg vernichtete auch Altenburg und seine ausgedehnte, wohleingerichtete Bade-Anstalt zum zweiten Male bis auf die Grundmauern.

Viele Jahre nach dieser abermaligen Vernichtung blieben die Ruinen als trauriges Andenken feindlicher Barbarei verödet, daher auch die Heilquelle unbenützt.

Dr. Bastler aus Wien hat das Verdienst, diese Quelle in der Neuzeit zuerst wieder aufgesucht und im Jahre 1843 in weiteren Kreisen bekannt gemacht zu haben. Auf seine Veranlassung wurde zur selben Zeit eine Analyse der Mineralquelle vorgenommen und so durch sein thätiges Einwirken der Grund zu einem neuen Aufblühen gelegt, welches seitdem allmälich vorschreitet. Gegenwärtig ist Deutsch-Altenburg ein gut besuchter Curort. Die hierortigen Schwefelthermen sind Eigenthum des Barons Ludwigsdorff.

Außer den römischen Alterthümern hat aber Deutsch-Altenburg, auf einem Hügel weithin sichtbar, auch ein Denkmal gothischer Baukunst, die Kirche St. Peter und Paul, eines der schönsten Werke reiner Gothik. In dem alten Friedhofe an der gedachten Kirche steht eine schöne romanische Rotunde; daneben ein konischer Hügel, „der Hütelberg“ genannt, den der Sage nach das Volk zum Andenken an die Vertreibung der Osmanen in Hüten zusammengetragen haben soll.

L. Foglar behandelt diese Sage poetisch, was wir hier wiedergeben wollen:

Hutberg.

Sobieski-Lotharingen,
So heißt das Felsenpaar,
An welchem der Osmanen
Geduld zerschellet war.

„Von Altenburg Ihr Leute
Mit treuem deutschen Sinn!
Bei Wien der Türk geschlagen!
Deß' habt Ihr wohl Gewinn!

„Und Leopold der Kaiser
Den Sieg verewigt hat;
Vom Kahlenberg die Kirche
Soll segnen seine Stadt.

„Und weil an jenen Mauern
Auch Ungarn ward befreit,
Laßt uns ein Denkmal gründen
Auch hier für alle Zeit!“

So sprach der erste Bürger
Zu seinen Mannen gut
Und trug ein Häuflein Erde
Hinaus in seinem Hut.

Ihm folgten eifrig Alle
Und thaten so wie Er,
Sie trugen Scholl' und Steine
Zusamm' zehn Jahr' und mehr.

Ein Hügel ist geworden,
Der Hutberg nun genannt,
Auf daß der Dank der Bürger
Der Nachwelt sei bekannt.

Und trägt nur so ein Jeder
Sein Häuflein Sand im Hut
Und weiß, daß er im Kleinen
Etwas für's Ganze thut —

So wird aus einem Hügel
Ein Berg wohl über's Jahr,
Wo sich die Treuen sammeln
Zur Eintracht immerdar.

Von den auf Carnuntum's Boden liegenden Orten zählt Petronell 834, Deutsch-Altenburg 833 und Hainburg 4178 Einwohner. Sehenswerth sind in letzterer Stadt die k. k. Tabakhauptfabrik und die Nadelfabrik. An einem der alten Stadtthore von Hainburg ist das Steinbild des Königs Etzel angebracht, der nach dem Nibelungen-Liede hier weilte. Hainburg erhielt seinen jetzigen Namen unbedingt erst in späterer Zeit und jedenfalls im Hinblick darauf, daß es die „Burg im Heunenlande“ gewesen.

Außer dem Nibelungen-Liede befaßt sich der Sagenkreis der romanischen Völker und auch jener Scandinaviens mit dem Hunnenherrscher. Die

Skalden des norwegischen Grönland haben uns das treueste Andenken in zwei Dichtungen, betitelt: Atla-mal und Atla-Quida (Erzählung und Lied von Attila), aufbewahrt. Die scandinavischen Gesänge, in denen von Attila die Rede ist, bildeten mehr als das Drittel der sämundischen Edda. Das Andenken an die Hunnen, die jedoch nur auf sehr kurze Zeit an den Ufern des Baltischen Meeres erschienen, war sehr lebendig in Scandinavien; Atli bei den Scandinaviern, Atla bei den Angelsachsen, Athil, Athel, Etzel bei den Deutschen sind die verschiedenen Namen, welche die Sage dem Hunnenkönig beilegt. Atli mit dem „bleichen Antlitz" bewohnt ein nahe an der Donau erbautes festes Schloß. Weniger rauh und wild hat sich der Etzel der Deutschen aus seiner Stadt Etzelsburg einen fortwährenden Schauplatz von Festen und Lanzenrennen, den Sammelplatz von Kriegern und Frauen eingerichtet. Wo aber dieses „Etzelsburg" gelegen war, läßt sich ebensowenig bestimmen wie das „Etelvár" der magyarischen Ueberlieferung — an der Donau oder nahe dieses Stromes lag es unbedingt — denn darin stimmt die deutsche, die scandinavische Sage überein, ebenso auch die Attila-Sagen der romanischen Völker.

Wenn der Hunnenkönig bei der Berührung mit den Helden der Edda norwegische Wildheit annimmt, so wird er dafür in den späteren Schilderungen der Minnesänger ganz milde dargestellt — das ist dann ein Attila mit christlich-germanischen Anschauungen. Vergleicht man die Gesänge der Edda mit den germanischen Dichtungen aus dem Kreise der Nibelungen, so wird man mit Recht erstaunt sein über die auffallenden Verschiedenheiten. In beiden ist der Rahmen der Erzählung derselbe, ebenso die handelnden Personen, nur die Lösung, wir möchten sagen der poetische Endzweck ist ein anderer. In der deutschen Sage, im Nibelungen-Gedicht, bildet nicht der Tod Etzel's die Katastrophe wie in der scandinavischen Behandlung, sondern der Tod seines Weibes, welches die Deutschen Chriemhild nennen, das aber offenbar eine Person ist mit Gudrune; hier lockt nicht Attila die Fürsten des Rheines in eine Falle, um ihnen Fafnîr's Schatz zu entreißen, sondern Chriemhild selbst lockt dieselben mit Hinterlist und opfert sie dann ihrer Rache.

Auch W. Jordan behandelt dies Thema in seinem „Hildebrant's Heimkehr".

Die Männer vom Rhein werden auf ihrer Fahrt in's Hunnenland von düsteren Weissagungen heimgesucht, und als sie an der Pforte der Etzelsburg anlangen — so erzählt das Nibelungen-Lied — da tritt ihnen Theodorich entgegen und sagt ihnen, daß Chriemhilde noch immer Siegfried beweine und beklage. Nun können sie trotz aller Warnungen nicht mehr zurück und treten ein. Attila empfängt seine Gäste herzlich und mit Prachtentfaltung — doch diese bleiben kalt und zurückhaltend und denken nur an die Hinterlist Chriemhildens. Sie weigern sich, die Waffen abzulegen, und bald erfüllen sich die bösen Weissagungen und düsteren Ahnungen. Der Nibelungen Heftigkeit trifft mit der Wuth der Schwester zusammen, um das Freudenfest in ein Blutbad zu verwandeln. Die Fürsten vom Rhein zwingen Attila, das Schwert zu ziehen. Günther, Giseler und Gernot, die Brüder Chriemhildens, und Hagen befinden sich an des Hunnenkönigs Tafel, als ein von Chriemhild angeregter Streit burgundische und hunnische Wehrleute auf der Straße handgemein werden läßt.

Attila zeigt den verschwägerten Fürsten seinen kleinen Sohn Ortlieb und bittet die Nibelungen, ihn mit nach Worms zu nehmen und zu einem Mann heranzuziehen. Hagen verweigert dies mit beleidigenden Worten. In diesem Augenblicke tritt ein burgundischer Krieger in den Festsaal und berichtet, daß man alle Burgunden ermorde. Bei diesen Worten steht der wilde Hagen auf, zieht sein Schwert und schlägt Ortlieb mit einem Streiche den Kopf vom Rumpfe, so daß er in den Schooß der Mutter fällt.

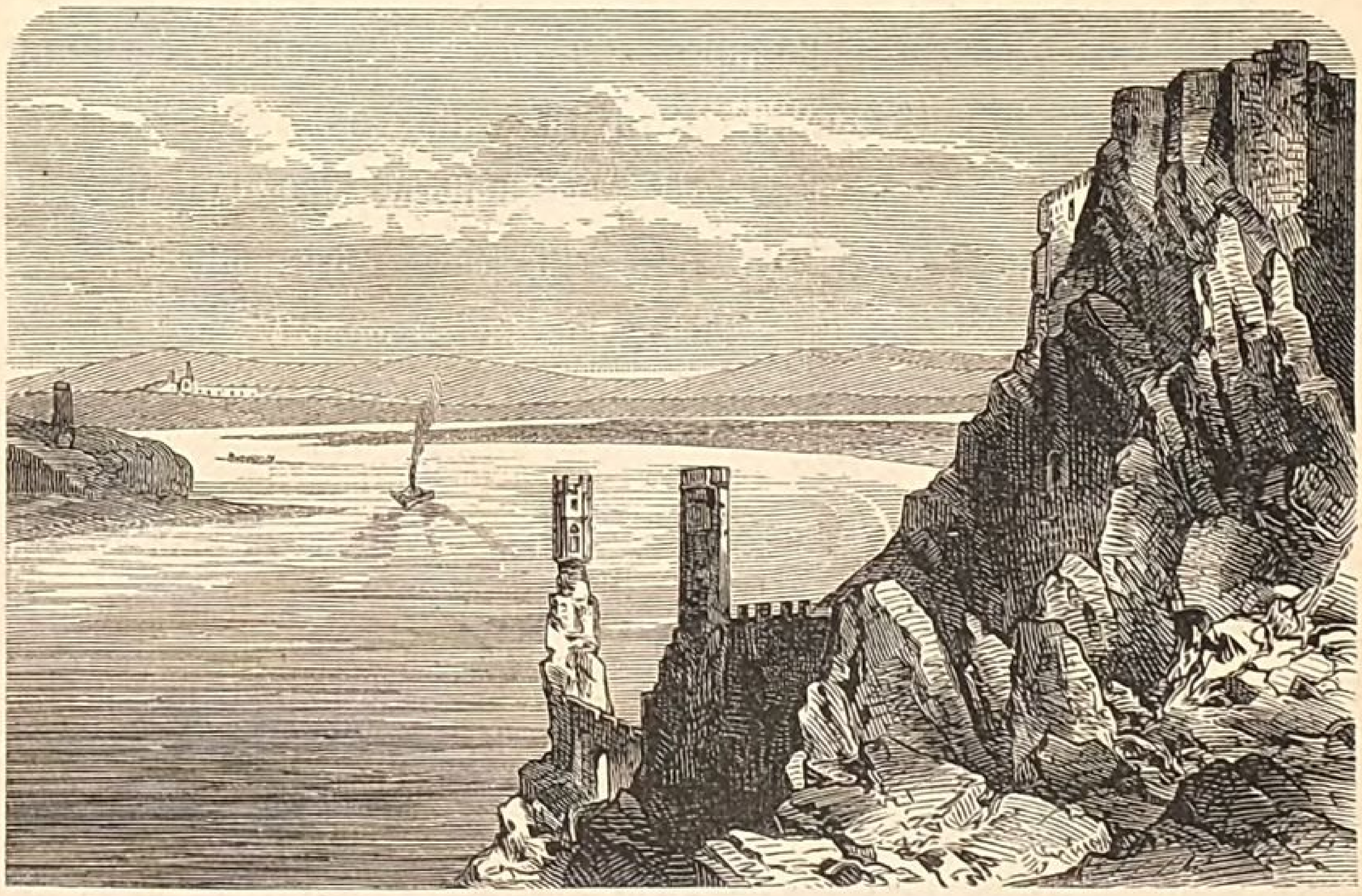
Nun beginnt zwischen Hunnen und Burgunden ein Kampf auf Leben und Tod; Attila, mit dem Blute seines Sohnes bespritzt, erklärte, Keinen zu schonen. Im heftigsten Kampfgewühl legt Chriemhild Feuer in den Saal, um ihre Brüder zu verbrennen, die sich darin verschanzten. Die Dazwischenkunft Theodorich's endigt den Kampf; von Hagen angegriffen, verwundet er ihn, umfaßt ihn mit seinen Eisenarmen, bindet ihn und führt ihn vor Chriemhilde. Da sprach Theodorich:

„Lasset ihm das Leben,
Edle Königin! Einst mag es sich noch begeben,
Daß er Euch wohl ersetzet, was Euch durch ihn gescheh'n;
Es soll das nicht entgelten, daß Ihr ihn seht gebunden steh'n.“

Günther allein blieb von allen Nibelungen noch zurück; — Gernot und Giseler waren todt — Theodorich greift nun auch den Letzten an und bringt ihn gebunden zu den Füßen seiner Schwester.

Günther und Hagen liegen in zwei verschiedenen Kerkern; Chriemhild geht von Einem zum Andern und fragt, wo Siegfried's Schatz verborgen sei.

„Da sprach der grimme Hagen: Die Bitte ist verloren,
Edle Königin, ich habe mit einem Eide beschworen,
Daß ich den Hort nicht zeige, so lange noch am Leben
Einer meiner Herren: er wird Niemand gegeben."



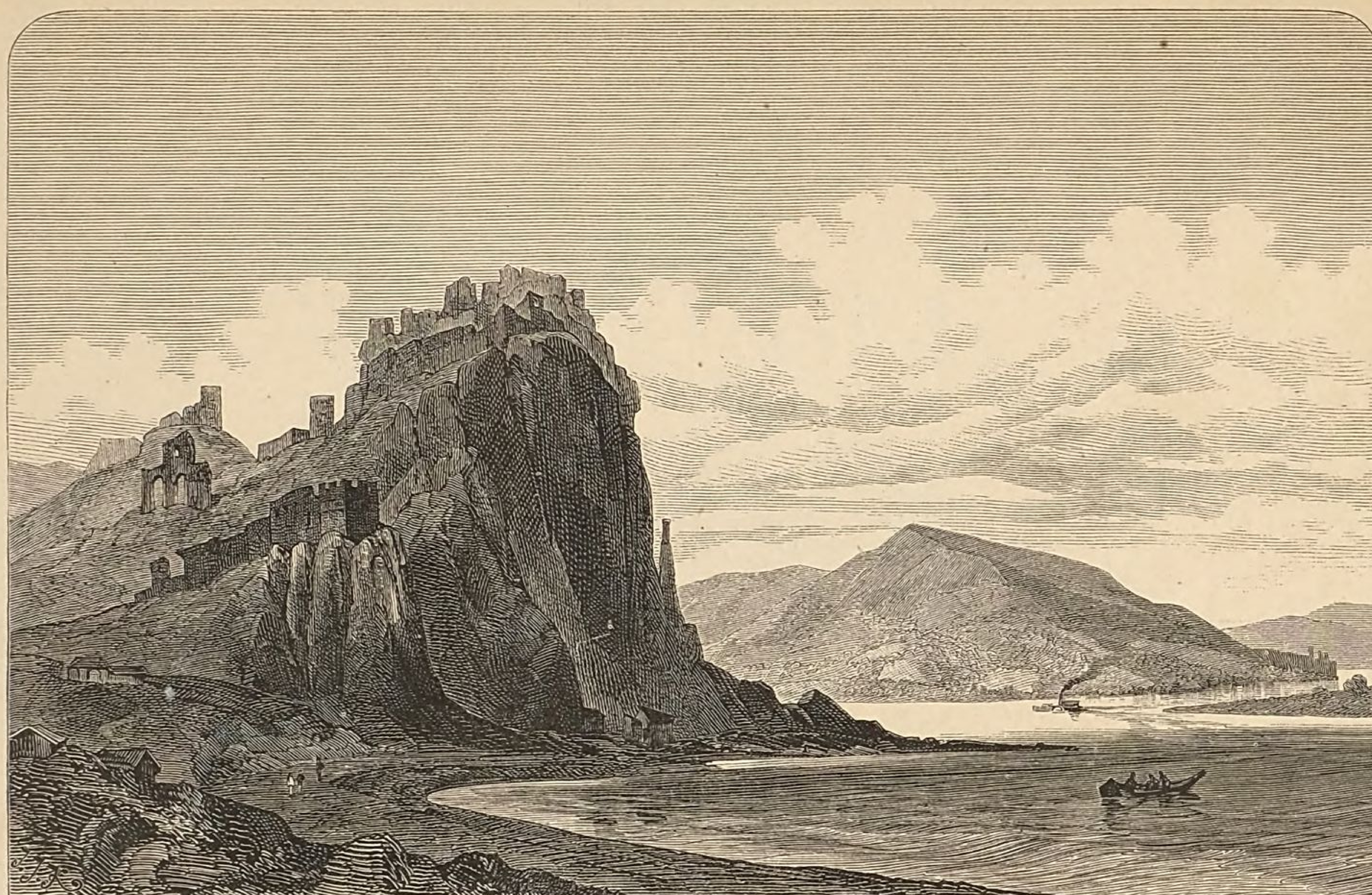
Theben.

Darauf die Königin: „Ich will's zu Ende bringen!" und sie befiehlt, daß man Günther's Haupt herbeibringe. Sie faßt das noch bluttriefende Haupt an den Haaren und zeigt es Hagen; aber der wilde Burgunder fährt in seinem Trotze fort:

„Den Schatz weiß nun Niemand, als Gott und ich allein,
Der Schatz soll Dir, Teufelin, immerdar verhohlen sein."

Nun faßt Chriemhild das furchtbare Schwert Balmung mit beiden Händen und tödtet Hagen. Attila und Theodorich stehen starr vor Schrecken; der entrüstete Hildebrant springt auf die Königin zu und tödtet sie mit seinem Schwerte. Damit endet das Gedicht.

— — — — — — — — — — — — — —



13.

Marchmündung
(mit den Ruinen von Theben).

Auch das zweite Hunnenreich der Uar-Kun, fälschlich Avaren genannt, sah Oberpannonien, und deren Groß-Khan Baján befuhr die Donau mit Kriegsgaleeren, die ihm gefangene Römer zimmern mußten — dies Reich dauerte, bis ihm von Karl dem Großen ein Ende bereitet wurde.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Dampfer biegt gegen das linke Ufer, indem wir Hainburg verlassen; unterhalb des Stehpontons, wo das Dampfschiff anlegte, ist der Braunsberg am rechten Ufer; auf der kühn in den Strom hinaustretenden Felsenbasis desselben sieht man die Ruinen der Burg Rothenstein. Nun nahen wir uns rasch der Landesgrenze. Der Dampfer macht Toilette, indem an dem Flaggenstock die ungarische Tricolore aufgezogen wird; links der Donau, landeinwärts, am diesseitigen Ufer der March sehen wir Schloßhof, erbaut von Eugen von Savoyen, jetzt kaiserliches Familiengut, dann folgt die March-Mündung und an dieser endet die deutsche Donau.*)



Slovak und Slovakin aus den Kleinen Karpathen. (Seite 407.)

Nur mehr wenige Umdrehungen des Schaufelrades unseres Dampfers, wir sind in Ungarn und legen am ersten Stehponton an, auf dessen Tafel zu lesen:

*) Hier an dieser Stelle wollen wir die Seehöhen des normalen Wasserspiegels der Donau bis zu ihrem Eintritt in's ungarische Becken nach den neuesten Messungen mittheilen:

Pforen, am Zusammenfluß der drei Quellflüsse . 2124′

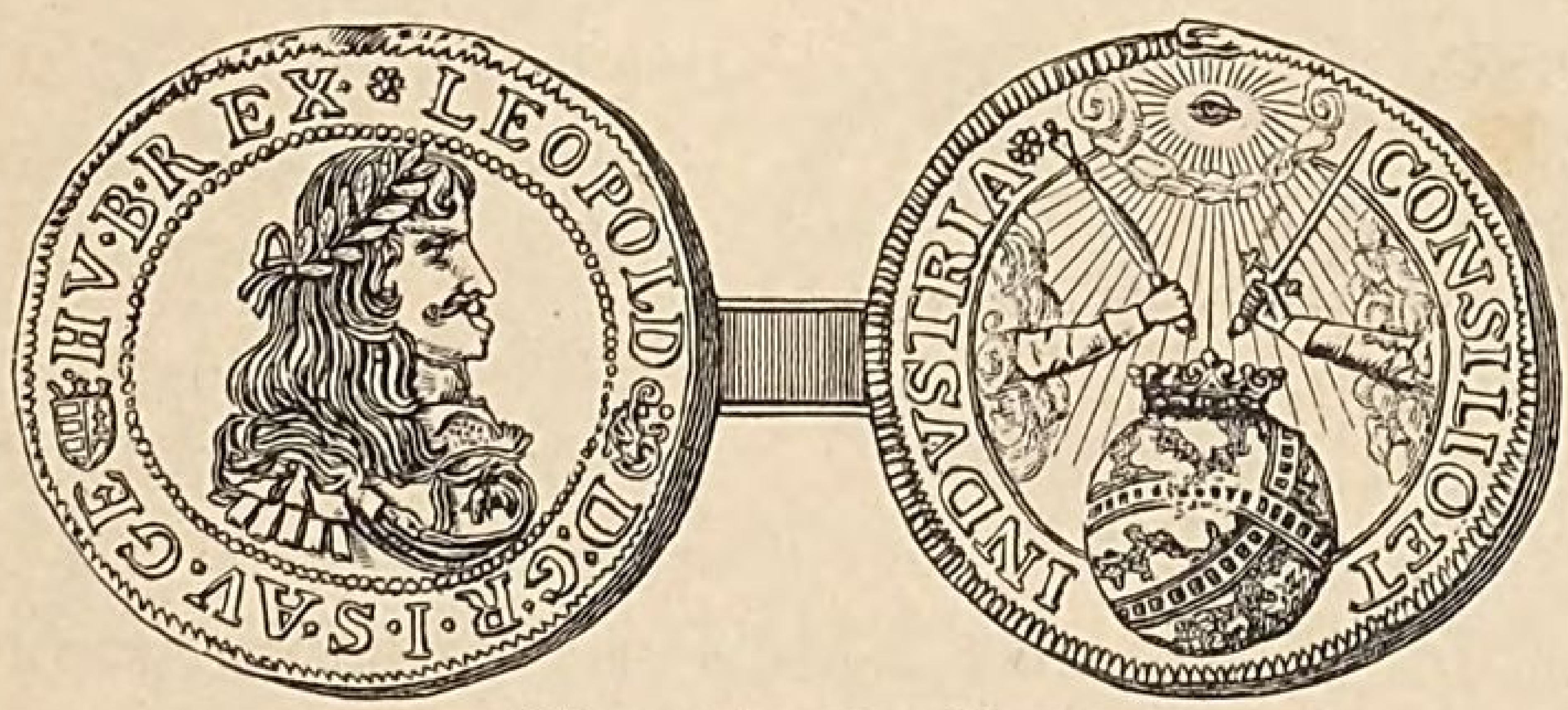
Engelhartszell .	879′	Linz	790′
Greiner Schwall .	698′	Pöchlarn . .	664′
Tulln	538′	Nußdorf . .	491′
Wien (Tabor) . . .	489′	Petronell .	430′
Deutsch-Altenburg	426′	Theben . . .	415′

Theben-Dévény. Wir sagen jetzt der „schönen blauen Donau“ Lebewohl und begrüßen „A szöke duna“, die Blonde, wie sie der Ungar nennt; blond und blau passen zusammen, denn Blondinen sind blauäugig, und indem der Magyare und Südslave die Donau „blond“ heißt, bezeichnet er damit, daß sie eine geborene Deutsche ist; merkwürdigerweise wird dieser Strom von allen seine Ufer bevölkernden Nationen gleich geliebt, und gleichwie die Römer dem Flußgotte Danubius Altäre errichteten, verehrt ihn auch heute das Volk als den Segenspender.

Ungarn war bis zum Jahre 1848 für Mitteleuropa eine Terra incognita; wohl erleichterte schon seit 1830 die Dampfschifffahrt wesentlich den Verkehr, aber es herrschten noch so viele vorgefaßte Meinungen über dieses Land, daß nur Der nach Ungarn reiste, den unerläßliche Geschäfte oder unbezähmbarer Wissensdrang nach der Porta Pannonica führten. Dann machte das Land durch seinen Freiheitskampf wieder in ganz Europa von sich sprechen — um gleich darauf, von 1850—1866, als „österreichisches Kronland“ aus der Reihe der Staaten zu verschwinden; aus dem lebendigen Leibe Ungarns wurden Stücke geschnitten, um unberechtigte Schöpfungen à la Wojwodina zu schaffen — doch scheiterte dies Alles an der Zähigkeit der Magyaren im Unglück und der Treue der Deutschen zur Landesverfassung und Autonomie. Leider ist der Ungar nur im Unglück groß und bewunderungswürdig wie kein Zweiter, alle seine Fehler treten aber zu Tage, sobald ihn des Glückes Sonnenblick trifft — dies mußte man auch seit 1867 wieder erfahren. Wir mußten diesen Punkt nicht nur berühren, sondern werden ihn noch des Weiteren ausführen, um dem Fernerstehenden Manches begreiflich zu machen, wozu ihm sonst der Schlüssel fehlen würde.

Stadt zu Ersterem; im Jahre 1533 begannen zu Preßburg die Friedensverhandlungen zwischen den beiden Gegenkönigen, von denen Johann im Jahre 1527 zu Stuhlweißenburg gekrönt war. Nachdem Ofen in die Hände der Osmanli gefallen war, erhob Ferdinand I. im Jahre 1536 Preßburg zur Hauptstadt des Reiches der St. Stefanskrone, was sie auch bis zur Zeit Josef's II. blieb; bis zum Jahre 1848 wurden die Reichstage hier abgehalten, und diese Epoche lebt noch in der Erinnerung der jetzigen Generation.

Große Festlichkeiten erlebte Preßburg bei Gelegenheit der drei Krönungen Rudolf's, Matthias' und Ferdinand's II. in den Jahren 1572, 1608, 1618; unter Matthias' duldsamer Regierung faßte 1564 hier der Protestantismus Fuß. Die Wirren unter Ferdinand II. berührten auch die Stadt;



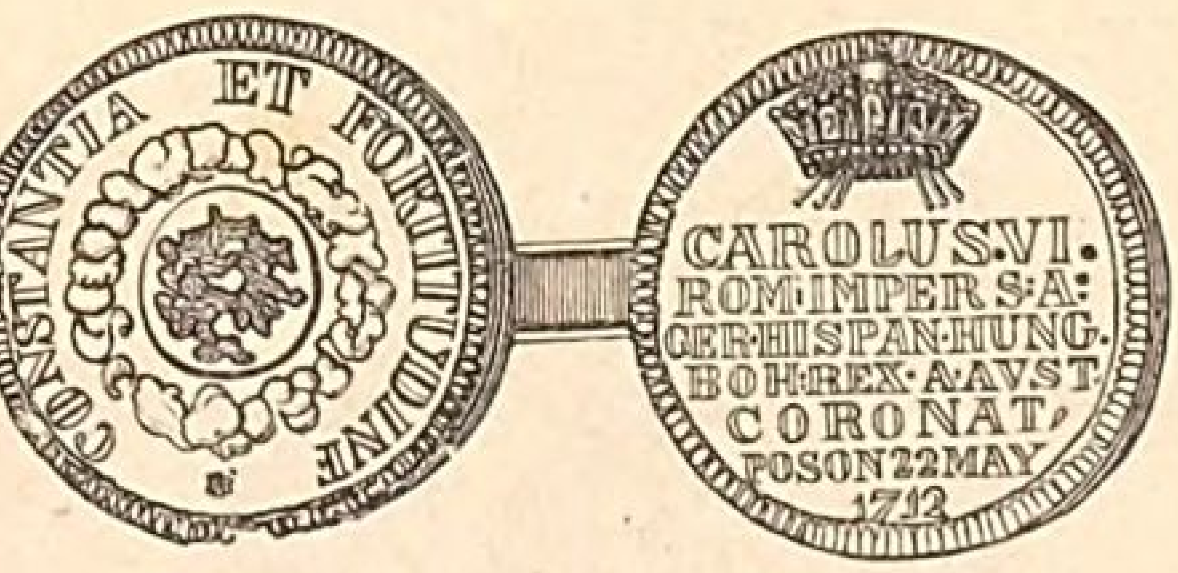
Krönungsmünze Leopold's I.

Ferdinand III. bestätigte auf dem 1646 abgehaltenen Reichstage die freie Religionsübung der Protestanten. Schwere Leiden hatte Ungarn unter Leopold I. (1657—1705) zu erdulden; unter diesem Könige wurde die so schwer errungene Religionsfreiheit nebst der Verfassung wieder zu Grabe getragen. Leopold I. hob die alte ungarische Reichsverfassung auf, übertrug die ganze Verwaltung einem absolutistischen Gubernium, an dessen Spitze Kaspar Johann Ampringen, Großmeister des deutschen Ritterordens, stand. Dieses Gubernium und Ampringen, der Peiniger Ungarns, hatten ihren Sitz in Preßburg. Im Jahre 1674 wurde zu Preßburg, unter des Menschenschinders Johann Rottal Vorsitz, ein außerordentliches Gericht abgehalten, dieses verurtheilte 350 protestantische Lehrer und Prediger zu Kerker und Galeeren.

Hier können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es eine specifisch ungarische Religionsverfolgung nie gegeben hat, daß die im Mittelalter in

Deutschland so alltäglichen Judenverfolgungen in Ungarn keine Nachahmung fanden, daß hier alle Culte friedlich neben einander existirten. Unduldsamkeit, Verfolgung und Religionswirren wurden von den Ferdinanden und ihrem jesuitischen Anhang importirt; unter Leopold I. aber artete die Verfolgung aus, weil sich der Protestantismus mit dem ungarischen Verfassungsleben identificirte, beide aber wollte Wenzel Lobkowitz ausrotten, um auf den Ruinen Ungarns seine gesammtstaatlichen Pläne auszuführen. Er scheiterte ebenso wie seine späteren Nachahmer.

Im Frühling 1683, also in jenem Jahre, in welchem Kara Mustapha gegen Wien zog, kam Leopold nach Preßburg, um das gegen die Türken gerüstete Heer zu mustern. Während die Türken Wien belagerten, zog Tököly mit einem Heere von 30.000 Mann vor Preßburg, bombardirte die Vorstädte und besetzte die Stadt mit Ausnahme des Schlosses, welches die kaiserlichen Truppen hielten, bis der Herzog von Lothringen Entsatz brachte.



Krönungsmünze Karl's VI.

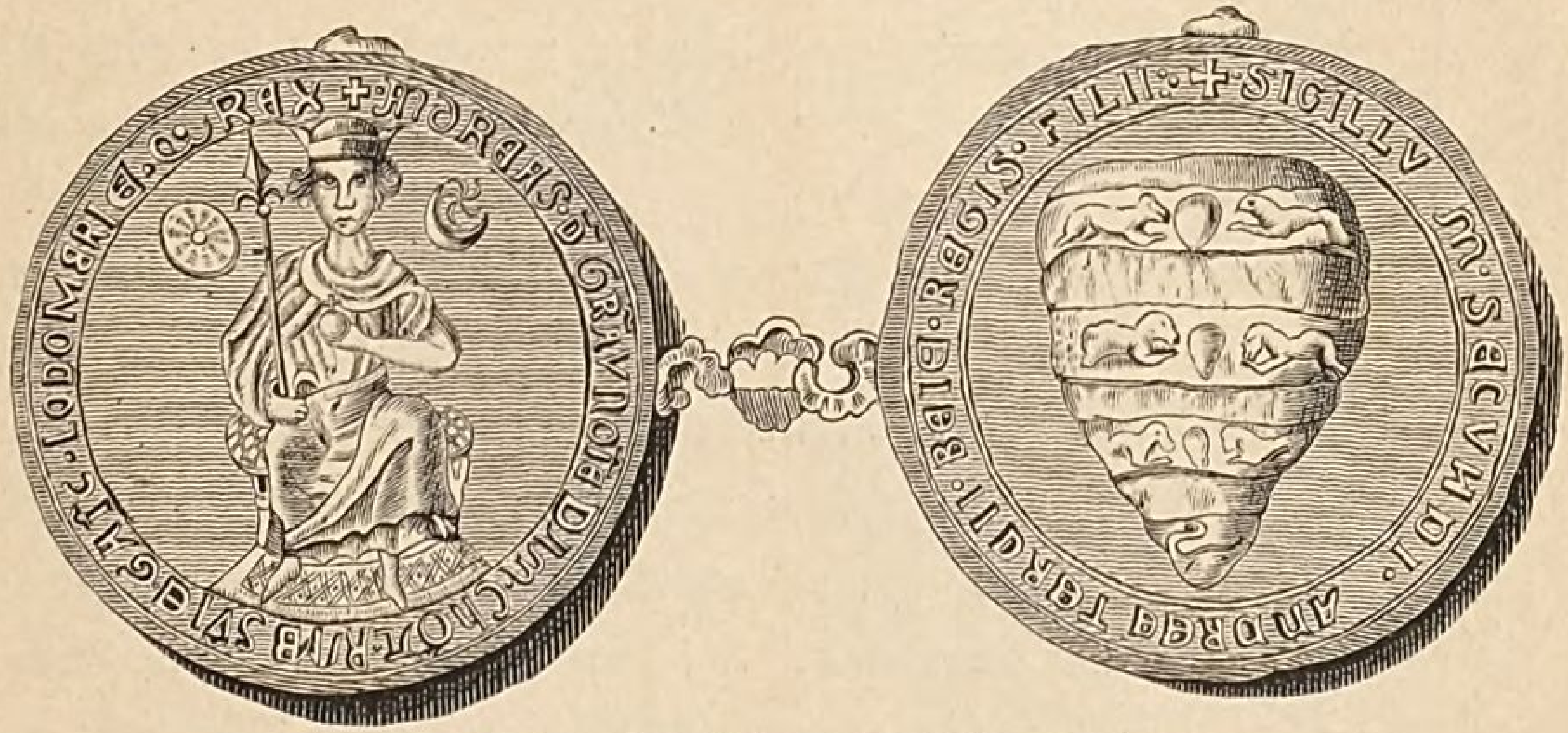
Am 10. October 1683 begrüßten die Preßburger den Heldenkönig Johann Sobieski.

Auf dem ungarischen Reichstag von 1687 wurde das directe Erbrecht des Erstgebornen auf den ungarischen Thron durch einen Gesetzartikel anerkannt, außerdem das durch die Goldene Bulle Andreas' II. der Nation zuerkannte Recht des bewaffneten Widerstandes aufgehoben. Ein Analogon finden wir in dem Eide der alten arragonischen Stände, welche ihrem Könige also die Treue gelobten: „Wir schwören, Dir die Treue zu halten, wenn Du unsere Rechte achtest, wenn nicht, so nicht!“ An dieser Stelle sei bemerkt, daß die Goldene Bulle älter ist als die englische Magna-Charta, und das ungarische Verfassungsrecht das älteste der modernen Welt; es fußt auf dem Vertrag von Puszta-szer, den die Fürsten der Magyaren gleich bei der Einwanderung schlossen, und auf den Institutionen Stefan's I., während die englische Verfassung vom Jahre 1215 datirt.

Das Preßburger Schloß, von dem öfter die Rede war, ist uralt und stand an dieser Stelle jedenfalls das Wratislaburgum der Slaven. Im 11. Jahrhundert muß es sehr fest gewesen sein, denn Kaiser Heinrich vermochte selbst nach zweimonatlicher Belagerung nicht die Burg zu nehmen.

Heute ist das Schloß eine Ruine, deren Eckthürme in die Lüfte ragen, als Zeugen einstiger Herrlichkeit. Aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts liegt eine Schilderung des Schlosses vor, welche uns einen Einblick in die Herrlichkeit vergangener Tage gestattet.

„Das Preßburger Schloß bildete in der ersten Hälfte des 18. Jahr-

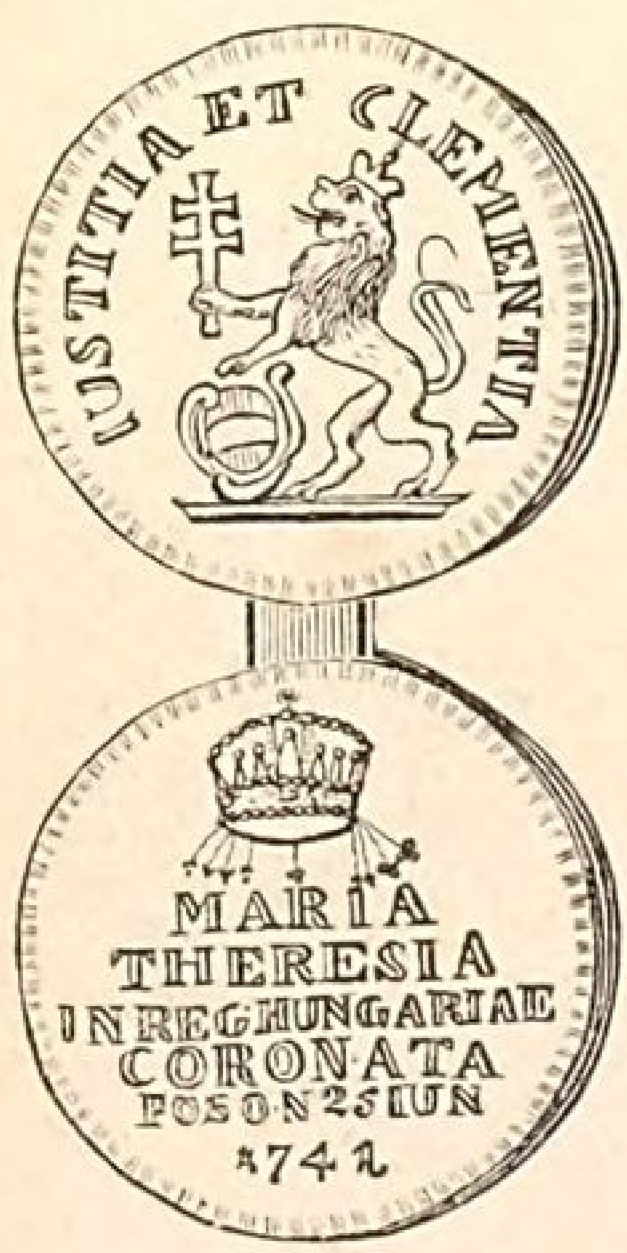


Goldene Bulle Andreas' II. (Seite 416.)

hunderts ein 115 Stufen hohes Viereck. In dem untersten Theile desselben befanden sich die Gefängnisse, die Keller und die Waffensammlung, welch' letztere den von Karl V. im Jahre 1533 geschenkten, aus Goldplättchen verfertigten Panzer, sowie den aus gesprenkelten Goldplättchen bestehenden Panzer des Matthias Corvinus enthielt. — Außerdem waren in derselben noch verschiedene alte ungarische Waffen und Helme, die durch ihre oft sonderbarsten Formen auffielen.

Im zweiten Stockwerke befanden sich die Wohngemächer der Könige, deren Wände mit ausgezeichneten Gemälden, die Thaten Ferdinand's II. darstellend, verziert waren. Aus der Rüstkammer führten zwei Treppen nach oben; die nördlich gelegene in die Gemächer der Königin, die westliche in jene des Königs.

An dem obern Täfelwerk des ersten langen Zimmers, welches der königlichen Leibwache zum Aufenthalte diente, sind zwei Gemälde erwähnenswerth. Das eine stellte den König im ernsten Gespräche mit Peter Pázmán dar, hinter dessen Rücken ein Löwe stand; links war eine Eule und rechts ein kleiner Fuchs, eine Löwin und ein Hund zu sehen; gegenüber saß Ferdinand, zu dessen Rechten die Bescheidenheit, links die Weisheit kniete; letztere hielt eine Schlange in der Hand. Hinter dem König stand die Geduld mit der Devise: „Aufrichtigkeit und Tüchtigkeit".



Krönungsmünze Maria Theresia's. (Seite 429.)

Auf dem Plafondgemälde des andern Zimmers stand der König im Kreise seiner Getreuen, die huldigenden Czechen empfangend; dieses Bild war mit folgenden Worten umschrieben: „Beständigkeit im Glücke und Unglücke".

Die Wohngemächer des Königs erstreckten sich weithin mit der Aussicht auf die Donau in zwei parallelen Reihen, nur durch eine dünne Wand von einander geschieden; die Reihe gegen die Hofseite zeigte kleinere Zimmer und Säle als jene mit der Aussicht auf die Donau. Auf dem Plafondgemälde des Berathungssaales überreicht Ferdinand dem Tilly und den ihn unterstützenden Jesuiten eine volle Geldbörse. Auf dem Bilde im zweiten Saale blickt Ferdinand auf Bücher, während seine Gattin Eleonore ihren Blick auf Geschmeide wirft, zum Zeichen dessen, daß man „zur Gleichheit mit dem göttlichen Willen" sich bestreben müsse.

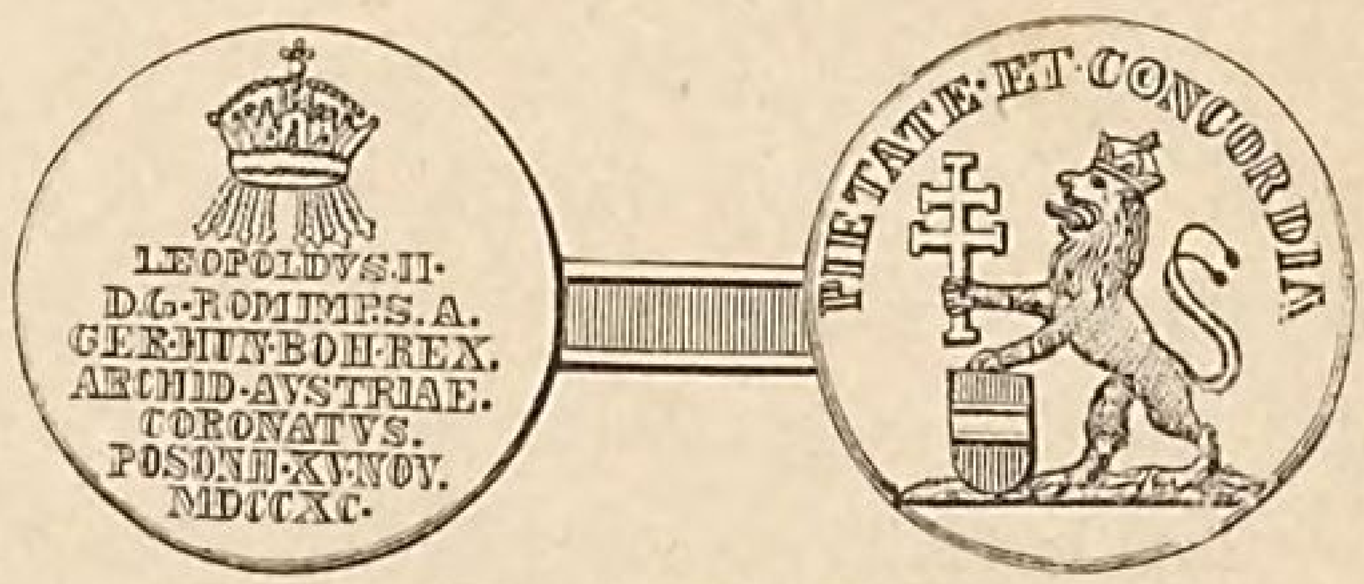
Die übrigen Zimmer waren auch mit ähnlichen Gemälden geschmückt. Die Zimmer des dritten Stockwerkes sind auch schön und bilden die Wohnungsabtheilungen des Hofpersonales. Die Plafonds sind mit Wappen verziert, die Oefen schön, ebenso wie die Gobelins, welche auch hier, wie in den Zimmern des Königs, beim Erscheinen des Herrschers auf die Wände und über die Decke gezogen wurden. Das letzte Stockwerk war der übrigen Einrichtung des Schlosses ähnlich, Wölbungen mit Malereien zierten dasselbe; der einzige unangenehme Eindruck für das Auge war der, daß wegen der Dicke der

Mauern die Fensternischen so tief waren, daß die Zimmer und Säle vieleckig ausfielen.

Eine Fallbrücke führte bei dem südlichen Haupteingange über den mit Wasser füllbaren Graben. Auf der östlichen Seite waren die aus leicht brennbarem Materiale erbauten Häuser der ungarischen Besatzung, welcher Theil, auch die Haidukenstadt genannt, später aber niedergerissen wurde.

Der Pulverthurm war auf seinem jetzigen Platze. Auf der Wallmauer stand die Wohnung des Geistlichen. Von dem gegen Osten stehenden Thurme wurde täglich mittelst Trommelschlages der Sonnenaufgang angezeigt."

Die letzte Umgestaltung des Schlosses fand 1760 statt, als Maria Theresia das Schloß für ihren Schwiegersohn Herzog Albert von Sachsen-Teschen, damaligem Statthalter in Ungarn, herrichten ließ. Derselbe bewohnte das Schloß mit seiner Gemalin, der Erzherzogin Christine. Die Bildergalerie und der andere werthvolle Inhalt des Schlosses wurden glücklicherweise schon 1780 wieder nach Wien gebracht, sonst würde Alles bei den späteren Bränden vernichtet worden sein. Nach dem Brande von 1811 blieb nur mehr die jetzige Ruine, welche zu besteigen der Mühe lohnt wegen der unvergleichlichen Aussicht, die man von dort oben genießt. Die wahre Entstehungsursache des Brandes von 1811 ist nie aufgeklärt worden. Vor dem Brande wurde das Schloß als Kaserne verwendet, und es hieß, die Soldaten hätten das Feuer gelegt, um nicht mehr täglich den mühevollen Weg auf den Berg zurücklegen zu müssen.



Krönungsmünze Leopold's II. (Seite 429.)

Nach dem Ende der Experimente Josef's II. wurden die Krone und ungarischen Reichsinsignien, welche in die Wiener Schatzkammer „als historisches Materiale" überführt worden waren, wieder nach Preßburg gebracht, und nach dem Tode dieses Kaisers, im Jahre 1790, Leopold II. gekrönt, der die Verfassung wieder herstellte. Während der so ereignißvollen Regierungszeit Franz' I. blieb auch Preßburg von den Napoleon'schen Zügen nicht verschont. Nach der Schlacht bei Austerlitz rückte am 12. December 1805 das

französische Heer in Preßburg ein. Die Franzosen standen unter Davoust; am 20. December trafen die österreichischen Bevollmächtigten, Fürst Johann Liechtenstein, Graf Ignaz Gyulay, Staatssecretär Hoppe und Andere ein und schlossen am 27. December den Preßburger Frieden ab, zu dessen Andenken in Paris die „Rue de Pressbourg" benannt wurde. Im Jahre 1809 zog Desaix mit 14.000 Mann von Hainburg abwärts und besetzte das der Stadt gegenüber liegende Dorf Engerau, am 4. Juni begann die Beschießung der Stadt, welche am 14., 26. und 28. Juni wiederholt wurde. Schon waren 123 Häuser abgebrannt und viele öffentliche Gebäude schwer beschädigt, als am 12. Juli ein neues stärkeres Bombardement begann; am 13. traf die Nachricht vom abgeschlossenen Waffenstillstand ein und am 14. Juli rückten die Franzosen friedlich in die Stadt. Im Jahre 1811 zerstörte, wie schon erwähnt, eine große Feuersbrunst den Stadttheil Zuckermantl und das Schloß.

Die Ereignisse der Neuzeit sind bekannt und werden wir bei einzelnen öffentlichen Gebäuden die sich daran knüpfenden Erinnerungen und Episoden aus dem Jahre 1848—49 anführen.

Wir beginnen mit dem am ehemaligen Johannesplatze*) befindlichen Primatial-Palais, da in demselben die neuen Verfassungsgesetze Ungarns promulgirt wurden. Dieses Winterpalais des Primas von Ungarn wurde vom Cardinal Erzbischof Fürst Josef Batthyányi im Jahre 1781 nach den Plänen des Hofarchitekten Hefela erbaut, und zwar in spätfranzösischer Renaissance, jedoch mit Vermeidung jeder Ueberladung. Das Frontispice schmücken die allegorischen Figuren der Wissenschaft, Vaterlandsliebe, Regierungskunst und Theologie. Im südlichen Tracte des Gebäudes befindet sich die Kapelle mit einem gelungenen Kuppelbau. Das schöne Stiegenhaus emporsteigend, kommen wir in den Prunksaal, der prachtvoll und mit einer auf sechzehn Säulen ruhenden Galerie umgeben ist. Anläßlich der Reichstage wohnten die Könige öfter in diesem Palais, vollzogen in dem erwähnten Saale wichtige Regierungsacte und empfingen da auch die Stände zur Eröffnungs- und Schlußfeier; einer der wichtigsten Acte dieser Art war für ganz Ungarn, als König Ferdinand V.

*) Seit der Neubenennung „Batthyányi-Platz".

(dem die Nachwelt den Namen „der Gütige" beilegte) am 11. April 1848 in eigener Person den denkwürdigen Reichstag von 1847—48 schloß. Es war dies der letzte in Preßburg abgehaltene Reichstag, denn die neuen Gesetze verlegten den Sitz der Legislative nach Budapest, und überdies folgte ja bald die schwärzeste Reactionsperiode.

Um 10 Uhr Vormittags des gedachten Tages versammelten sich die Mitglieder beider Häuser des Parlaments in diesem Saale; — die Galerie war von den vornehmsten Damen überfüllt, dann erschien auf derselben auch die Königin in Begleitung der Erzherzoge Franz Karl und Franz Josef (des jetzigen Königs), nebst dem Hofstaate. Bald nach 10 Uhr betrat der König den Saal, der Reichspalatin Erzherzog Stefan und die Mitglieder des ersten verantwortlichen ungarischen Ministeriums, Graf Ludwig Batthyányi, Fürst Paul Eszterházy, Franz Deák, Graf Stefan Széchenyi, Baron Josef Eötvös und Ludwig Kossuth, geleiteten den König zu dem Throne. Der Ministerpräsident Graf L. Batthyányi verlas hierauf die königliche Entschließung in Bezug der Sanctionirung der neuen Grundgesetze. Hierauf sprach der König folgende Worte: „Ich wünsche Meiner getreuen ungarischen Nation vom Herzen Glück, denn darin finde ich auch das Meinige. Was die Nation von Mir zu dessen Erreichung verlangt, habe Ich nicht nur erfüllt, sondern übergebe es auch hiermit durch Mein königliches Wort sanctionirt, Dir, mein geliebter Vetter,*) und durch Dich der ganzen Nation, in deren Treue Mein Herz seine größte Beruhigung und den größten Reichthum findet."

Der Erzherzog Palatin, ein Freund der Nation — ebenso wie es sein Vater Josef gewesen und dessen jetzt noch lebende Geschwister sich eins fühlen mit den Ungarn — sprach hierauf dem König den Dank der Nation in so hinreißenden Worten aus, daß Freudenthränen aus den Augen der Versammelten strömten. Damit war die Feierlichkeit geschlossen — Minister und Deputirte gingen nach Budapest, der König nach Wien; da spannen ihn böse Rathgeber ein, und es begann das furchtbare Intriguenspiel, welches der Nation zur

*) Damit meinte er den Erzherzog Palatin Stefan, der dann nach dem verrätherischen Einfalle Jellašić's nach Deutschland floh und auf dem großmütterlichen Schlosse Schaumburg starb.

Vertheidigung ihrer Freiheit, ihres Daseins, ihrer Rechte die Waffen in die Hand drückte. Es war ein glorreicher Kampf — aber der Uebermacht der österreichischen und russischen Heere und dem Verrathe im eigenen Lager mußte das Volk erliegen. Die Freudenthränen vom 11. April 1848 verwandelten sich in Trauerthränen, es folgte dunkle Nacht, Tod, Verzweiflung und Wahnsinn. — Am 31. Mai 1849 zog die „Hyäne von Brescia", Haynau, in Preßburg ein; im Primatial-Palais, in einem kleinen Gemach am westlichen Ende des Corridors, steht ein schwarzer unscheinbarer Schreibtisch, derselbe bleibt aber denkwürdig, denn an demselben begann der Mann mit dem Hyänengesicht seine Blutarbeit in Ungarn, ein würdiger Nachfolger der Heister und Caraffa. Am 18. Juni 1849 wurde das erste Todesurtheil Haynau's an dem allseits verehrten evangelischen Prediger Paul Rázga durch den Strang vollzogen. — Das einzige Verbrechen dieses Mannes war, daß in seinem Busen ein patriotisch warmes Herz schlug. Der arme lutherische Prediger eröffnete den traurigen Reigen, wenige Monate später folgten ihm noch viele in den Märtyrertod, darunter auch der glänzende Ministerpräsident Graf Ludwig Batthyányi. Bezüglich des Letzteren wollen wir hier ein ganz eigenthümliches Vorkommniß einschalten, das uns von verläßlicher Seite mitgetheilt wurde.

Es betrifft eine Todesprophezeiung, die sich in den Aufzeichnungen des Grafen vorfand.

Am 6. October 1844 bot das Verdeck des von Wien nach Budapest fahrenden Donau-Dampfers einen eigenthümlichen Anblick. Der Wiener Botschafter des ottomanischen Kaisers reiste mit glänzendem Gefolge nach Budapest. Es waren da die verschiedensten Uniformen in buntem Durcheinander vorhanden. Von dem dunkelblauen Kaftan der Officiere bis zu dem rothen Ueberwurfe aus türkischem Goldgewebe der egyptischen Reiter.

Unter dieser glänzenden Gesellschaft zog ein schlanker, hoher Mann die meiste Aufmerksamkeit auf sich. Sein dunkles, sonnverbranntes, dürres Antlitz verrieth auf den ersten Blick den Sohn des Morgenlandes. Sein fadenscheiniger, schon schwer Farbe bekennender, aber eng anschließender Kaftan hob seine Achtung gebietende Gestalt merklich hervor; sein Haupt deckte ein grüner Turban.

Es war ein Derwisch (Bettelmönch), der zum Grabe Gül Baba's, des mohammedanischen Heiligen und Nachfolgers des großen Propheten, nach Ofen wallfahrtete. Es war ein einsilbiger, frommer Mann, der in stiller Beschaulichkeit am Rande des Verdeckes stand und sein großes glänzendes Auge nach dem fernen Osten richtete.

Alles bezeigte ihm die größte Achtung. Selbst der Botschafter verbeugte sich tief vor ihm, und die glänzende Gesellschaft überhäufte ihn mit den zartesten Aufmerksamkeiten. Der arme Derwisch interessirte sich sehr für Ungarn. Die Reisenden beantworteten freundlich alle seine Fragen und schienen, sich um ihn gruppirend, ihm gleichsam ihre Aufwartung zu machen. Bei den Türken ist es Sitte, die Priester sehr zu ehren.

Das Schiff landete in Preßburg und hier vermehrte sich die Gesellschaft. Ein hohe, würdevolle Gestalt trat auf das Verdeck, eine reizende Dame am Arm, von zwei lieblichen Mädchen an der Hand der Gesellschafterin gefolgt.

Einer der Passagiere hatte die Ankommenden kaum erblickt, als er sie zu begrüßen eilte.

„Willkommen, Lajos! Welch glücklicher Zufall führt Dich in unsere Gesellschaft? Wie weit reisest Du?"

„Wir gehen nach Budapest, wo ich im Kreise meiner Familie den Winter zu verleben gedenke." Er drückte herzlich die ihm dargereichte Hand.

Er war Graf Ludwig Batthyányi, der spätere Ministerpräsident.

Sie nahmen auf einer Bank des Verdeckes Platz. Des Grafen Auge, der gleichgiltig die Gesellschaft gemustert hatte, entdeckte endlich überrascht den Derwisch.

„Wer ist dieser eigenthümliche Mensch? Gehört er auch zum Gefolge des türkischen Botschafters?" fragte er seinen Freund.

„Er reist zum Grabe Gül Baba's nach Ofen. Es ist ein Derwisch und kommt, wie ich von einem Officier vernahm, aus Arabien."

„Wahrhaftig, eine interessante Gestalt. Mich fesselt er sehr. Sein Ernst macht einen tiefen Eindruck auf mich."

„Man sagt auch, daß er ein Heiliger sei; der Botschafter ließ sich von ihm segnen."

Batthyányi stand auf und schritt auf den Derwisch zu.

„Szálem aleikum!“ redete er ihn an und verbeugte sich, die Hände auf der Brust kreuzend, tief vor ihm.

„Aleikum szálem!“ antwortete der Derwisch mit demüthiger Kopfverbeugung und heftete sein Auge fragend auf den Grafen.

Batthyányi verweilte vor Jahren längere Zeit auf türkischem Boden und hatte sich einigermaßen dort die Sprache angeeignet. Er redete den Derwisch türkisch an.

„Wohin reisest Du, mein Vater?“

„Nach Ofen, um dort zu beten auf dem heiligen Grabe jenes Müsülmänen, der, fern von seiner Heimat, auf fremdem Boden schläft, den ewigen Schlaf.“

Das Gespräch nahm seinen weitern Verlauf und der Derwisch fühlte sich sehr geehrt, daß ein so hochangesehener Magnat mit ihm sich in's Gespräch eingelassen. Er bemühte sich, seine Dankbarkeit hierfür an den Tag zu legen. Als der Graf ihm seine Frau und Kinder vorstellte, breitete der Derwisch seine beiden Arme segnend über sie, und seine zitternden Lippen schienen den Segen Allah's auf die Kinder herabflehen zu wollen.

In Erwiderung der vielen, allseitig ihm zu Theil gewordenen Zuvorkommenheiten, erbot er sich dann Jedem, dem's beliebt, seine Zukunft vorherzusagen.

Die Gräfin zog sich zurück, indem sie bestimmt erklärte, daß sie eine entschiedene Abneigung gegen das Prophezeien hege, der Graf aber zog lächelnd seine Handschuhe ab und reichte dem Derwisch seine Hand.

Aufmerksam betrachtete dieser die Handlinien, zeigte dann auf den Himmel, während sein Gesicht sich verdüsterte und traurig gegen den Grafen wendete.

„Nach fünf Jahren!“ sprach er im traurigen Tone und warf einen mitleidsvollen Blick auf des Grafen Kinder.

„Was?“ rief der Graf betroffen aus. „Nach fünf Jahren muß ich sterben?“

„Allah ist groß und gnädig. Nach fünf Jahren nimmt er Dich in seinen Schooß auf.“

Eine Weile stand der Graf, sprachlos hinstarrend, vor dem Derwisch, dann wendete er sich lächelnd an seinen Freund.

„Schau', alle meine Pläne gehen in die Brüche. Um mein Ziel im Interesse der Zukunft meines Vaterlandes zu erreichen, hätte ich wenigstens 25 Jahre gebraucht, und jetzt bekomme ich einen so kurzen Termin." Daß eben diese wohlgemeinten Ziele dem Grafen das Leben kosten würden, daran dachte er damals wohl nicht.

Am Tage der Prophezeiung, das ist am 6. October 1849, endete der Graf sein Leben unter dem Feuer des Executions-Pelotons.

Doch weg von diesen düsteren Bildern und gehen wir vom Primatial-Palais auf den nahegelegenen Hauptplatz, wo sich auch das Rathhaus befindet; dasselbe liegt an der Ostseite des Platzes und bildet durchaus keinen einheitlichen Bau, sondern entstand allmälich aus mehreren angekauften Häusern; das älteste derselben mit dem Rathhausthurm wurde 1288 als Privathaus erbaut — ein Enkel des Erbauers vergeudete sein Erbtheil und es kaufte die Gemeinde das Haus 1387 an; so wurden die Häuser an der Ostseite allmälich sammt dem sogenannten kleinen Apponyi-Haus angekauft. Trotz der vielfachen Umbauten und Uebertünchungen sind an dem älteren Theile noch Spuren des früheren Baustyls zu erkennen. So ist am untersten Stockwerke des Thurmes noch gothisches Maßwerk sichtbar. Der jetzige aus Kupfer bestehende Thurmhelm stammt aus dem Jahre 1733. Zu den besser erhaltenen Theilen gehört auch das Thor mit gothischem Gewölbe, welches 1857 stylgerecht wieder hergestellt wurde. Die Schlußsteine desselben enthalten ein gekröntes Königsbild, das Wappen des Hauses Anjou, einen gekrönten Löwen als Helmzier, eine Königin, einen Infulirten mit dem Bischofsstabe. Oberhalb des Thores befindet sich folgende Inschrift:

Non est sapientia, non est prudentia,
Non est consilium adversus Dominum.
Si Deus pro nobis, quis contra nos.

Die Aufmerksamkeit des Beschauers wird noch auf ein neben dem Erker befindliches Frescogemälde gelenkt, rechts vom Thore, welchem Bilde allerlei Deutungen gegeben werden. Der Sage nach soll es das Conterfei

eines Rathsherrn sein, der in dem Augenblicke, als er im Begriffe stand, einen falschen Eid abzulegen, vom Teufel geholt wurde. In nachstehendem Gedichte von A. Foglar ist diese Sage behandelt:

Das Teufelsgemälde zu Preßburg.

Habt in Preßburg auf dem Rathhaus das Gemälde Ihr beschaut,
Ob dem Thor, am linken Fenster? Dem Beschauer heimlich graut.
Alt und uralt nennt's die Sage, aber seine frischen Farben,
Trotz Jahrhunderten und manchen Stürmen, nicht bis heut' verdarben.

Denn der Teufel war der Maler — dafern Ihr der Sage glaubt.
Diesen Greis mit langem Barte, mit dem silberweißen Haupt,
In dem schwarzen Faltenrocke, wie er liest im großen Buche,
Satan hat ihn so gezeichnet — zu erzählen ich's versuche.

Dieser Greis, damals ein Bürger, saß im Rath der Krönungsstadt,
Reich an Wissen, reich an Golde, dessen nie sein Gieren satt,
Allgefürchtet, weil sein Wollen alle Schranken überragte,
Allgefürchtet, weil ihm glückte, was er nur zu wollen wagte.

Wer er war? Woher er gekommen? Niemand es zu künden weiß;
Nur daß er den Stein der Weisen, der Gestirne Bahnenkreis,
Der Natur geheime Kräfte, alles Nahe und Entfernte
Zu erfinden, zu erfassen, zu beherrschen kühn erlernte.

Wieder saß er einst im Rathe, Recht zu geben und Gebühr —
Als ein Weib mit lauten Klagen allen Klägern drang zufür:
„Hört mich, Väter! eine Witwe fleht um Schutz für ihre Habe,
Und um Schutz fleh'n diese Waisen, deren Schützer nun im Grabe!"

„Nichts war unser, als ein Acker, klein und mager, doch genug,
Denn ich half mit meinen Händen und mein Gatte mit dem Pflug.
Den hat jetzt ein reicher Nachbar, Recht verhöhnend und Gewissen,
Um sein Feld damit zu ründen, wie ein Räuber mir entrissen.

„Und der böse Mann ist — dieser!" — den ihr Finger bebend zeigt;
Ruhig sitzt der greise Rathsherr. Jeder vor Entsetzen schweigt,
Aber er, der Angeklagte, ohne Regung in der Miene,
Zieht hervor ein Pergamentblatt, das ihm zum Beweise diene.

„„Als Dein Gatte noch am Leben, hab' ich das bestritt'ne Feld
(Längst mein eigen) ihm zur Nutzung einst für einen Dienst bestellt.
Wohl, Du leugnest — er verschwieg Dir's. Nun mit Tod er abgegangen,
Darf ich wohl mit Rechten wieder nach dem Gut, das mein ist, langen."

„Falsch ist diese Schrift, Ihr Herren!" — doch umsonst die Witwe drängt;
Sie berathen, sie erwägen, noch im Streit die Frage hängt,
Und verzweifelnd ruft das Weib: „Er schwöre! Möge dies entscheiden:
Kann er rein die Hand erheben, — hab' er Recht und ich will leiden!"

Und der Greis erhebt sich langsam, schreitet vor mit festem Schritt,
Wo das Bildniß stand des Ew'gen, der für uns am Kreuze litt;
Fromme Scheu in dem gesenkten Blicke, schlägt er auf die Worte
In der Bibel, deren jedes sich in seine Seele bohrte.

Liest mit seiner hohlen Stimme, die noch hohler jetzt erklang,
Die aus seinem schuldbewußten Busen leis' und leiser sich entrang,
Jene furchtbar ernsten Verse, jenen Fluch des falschen Eides,
Und erhebt nun seine Rechte aus den Falten seines Kleides.

Ha — ein Schlag! Erbebt die Erde? durch die Fenster bricht der Sturm,
Rüttelt an den festen Mauern, spaltet Eisenthor und Thurm,
Geisterhafte Töne schwirren durch den Saal aus allen Ritzen,
Und das Aug' erblindet von dem Dunkel und dem raschen Blitzen.

Doch es ist vorbei! So kurz wie schrecklich war der Teufelsspuk,
Und der weise Rath erholt sich wieder von dem Seelendruck;
Fromm die Stirn und Brust bekreuzend, sich betastend, ob man lebe?
Ob, was gestern man genossen, war das letzte Blut der Rebe?

Ja! Man lebt, es fehlt nicht Einer — nur der Schwörende am Tisch,
Ei! wo ist der hinverschwunden? War leibhaftig doch und frisch! —
Weil er mit dem heil'gem Buche, mit dem Eide Spott getrieben,
Hat ihn Satan mitgenommen, dem er sich schon längst verschrieben.

So hat Satan unvertilgbar hingemalt sein Conterfei,
Daß es noch den späten Enkeln böser Thaten Warnung sei! —
Nein! Wie möchte der auch warnen, der da wünscht und fördert Sünden?
Doch er liebt's, so spaß'gen Hohnes seine Macht der Welt zu künden.

Das dritte Gebäude, welches wir besichtigen wollen, ist der Krönungsdom zum heiligen Martin.

Unter den Bauten Preßburgs nimmt der Krönungsdom,*) in welchem mehrere Könige und deren königliche Gemalinnen gekrönt wurden, den ersten Platz ein. Nach authentischen Documenten ertheilte zum Bau dieser Kirche Papst Innocenz III. im Jahre 1204 die Bewilligung. Aber erst im Jahre 1402 wurde die Kirche geweiht. Es ist ein dreischiffiger Hallendom, dessen mittleres Schiff etwas erhöht und mit einem Netzgewölbe gewölbt ist; die acht Säulen, auf denen das letztere ruht, sind einfach gegliedert; die Gewölberippen laufen auf den Pfeilern auf Consolen aus. Umgestaltungen wurden im Laufe der Zeit, das heißt solche, welche gegenwärtig noch nachweisbar sind, nur durch

*) Die Beschreibung des Domes und seiner Details verdanken wir Herrn Professor Könyöky, Mitglied des archäologischen Vereines.

Anbringung der Doppelfenster und des Rundfensters am südlichen Theil vorgenommen. Bemerkenswerth ist im Schiffe noch das aus dem Jahre 1419 stammende Taufbecken von Bronze. Aller Wahrscheinlichkeit nach stand an der Stelle des gegenwärtigen Sanctuariums ein kleineres, welches im Jahre 1476 zur Zeit der glorreichen Regierung des Königs Matthias Corvinus entfernt und an dessen Statt das gegenwärtige errichtet wurde. Das Gewölbe zieren 23 Wappen als Schlußsteine, welche Wappen theils auf die königliche Familie, theils aber auf hohe Magnaten und Würdenträger Bezug haben. Bemerkenswerth ist hier die kunstvoll von Sigmund Fischer, Schlosser aus Wien, geschmiedete Thür des einstigen Sacramentshäuschens, welches Thürchen bei den Restaurationsarbeiten in die Wand rechts vom Hauptaltare eingelassen wurde. An der Westseite der Kirche befindet sich die St. Annakapelle, wo einer unbegründeten Sage nach einst die Gottesgerichte abgehalten worden sein sollen; diese Kapelle ist seit deren Restaurirung eine wahre Perle; wir machen auf eine dem 13. Jahrhundert entstammende sehr beachtenswerthe Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit aufmerksam, welche sich im Tympanon der Annakapelle befindet und polychromirt ist. Gott Vater, über dessen Haupt die Taube schwebt, hält in seinem Schooße den gekreuzigten Sohn. Knieende Engel, Laubwerk, zwischen welchem rechts ein sein Junges anhauchender Löwe, links ein seine Brut ätzender Pelikan angebracht sind, bilden den Rahmen dieser Darstellung. Die an der Ostseite des Schiffes zugebaute Kapelle des heiligen Elemosinarius wurde vom Primas Grafen Eszterházy im Jahre 1734 errichtet; in dieser Kapelle befinden sich zwei große, sehr schöne Leuchter von dem berühmten Bildhauer Rafael Donner, dem Schöpfer des monumentalen Brunnens am Neuen Markt (Mehlmarkt) in Wien. Von demselben Meister befindet sich außerhalb der Kirche, an der östlichen Seite, die prachtvolle Reiterstatue des heiligen Martin in einem stark national aufgefaßten Costume. Die Statue ist nicht gegossen, sondern aus Bleiplatten getrieben, die auf einer Gyps- und Holzfütterung aufliegen; dieselbe Technik hatten ja auch ursprünglich die Figuren des oberwähnten Wiener Brunnens, welche erst vor wenigen Jahren durch Bronzeguß ersetzt wurden. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unerwähnt lassen, daß ebenfalls von Meister Donner ein wunderbar gearbeiteter „Christus am

Kreuze" am Kalvarienberg, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, zu sehen ist. Die Domkirche hat keine gleichzeitige Krypta, doch birgt dieselbe in Einzelngräbern die sterblichen Ueberreste hoher Würdenträger und Bischöfe.

Der Domschatz enthält unter anderen eine ausgezeichnet gearbeitete, 14 Pfund schwere Silbermonstranze aus dem Jahre 1449 und einige sehr schöne gothische Kelche.

Nicht minder interessant ist die Capitelbibliothek, in der sehr schön gemalte Incunabeln und Missale aufbewahrt werden. Für den Geschichtsforscher ist das Capitelarchiv ebenfalls eine ausgiebige Fundgrube alter Documente. Bibliothek und Archiv werden ebenfalls in der Kirche aufbewahrt.

Die heutige, sehr gelungene stylgemäße Restauration dieses Domes ist zum größten Theil das Verdienst des für alles Edle und Schöne begeisterten Abtes und Stadtpfarrers Karl Heiller, der seit dem Jahre 1865 an der Spitze eines Restaurirungsvereines unermüdlich thätig ist. Am 3. Juli 1865 wurde die Restaurirung in Angriff genommen, am 11. November 1867 konnte schon die Einweihung durch den Reichsprimas geschehen. Alles, womit sich das Zeitalter des Jesuiten- und Zopfstyls an dem Dome versündigte, wurde hinweggeräumt und der Dom seiner ursprünglichen Form — der reinen Gothik — wiedergegeben: die technische Leitung der Restaurirung ist dem Architekten Josef Ritter von Lippert anvertraut.

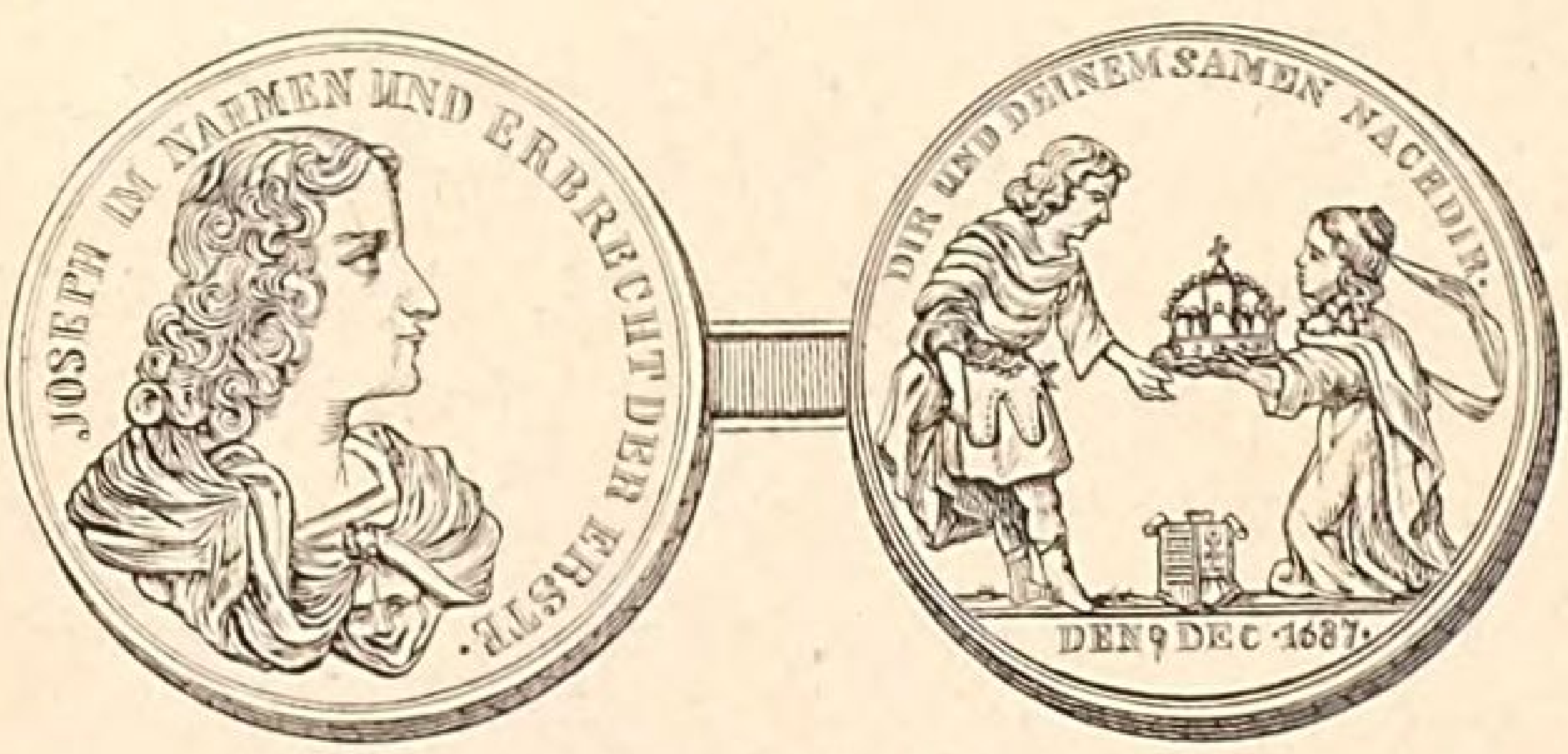
An der nördlichen Apsiswand findet man die Namen der in diesem Dome gekrönten Könige und Königinnen Ungarns verzeichnet; es sind dies: Maximilian und dessen Gemalin 1563; Rudolf 1572; Matthias II. 1608; dessen Gemalin Anna 1613; Ferdinand II. 1618; dessen Gemalin Eleonora 1622; Ferdinand IV. 1647; Leopold I. 1655; Josef I. 1687; Karl III. 1712; dessen Gemalin Elisabeth 1714; Maria Theresia 1741; Leopold II. 1790; Maria Ludovica 1808; Karolina Augusta 1825, Gemalinnen Franz I., endlich: Ferdinand V. 1830.

Nebst der Domkirche nimmt unsere Aufmerksamkeit die Franciscanerkirche in Anspruch. Das Sanctuarium dieses Gotteshauses wurde, nachdem König Ottokar die Stadt verwüstet hatte, im Jahre 1297 erbaut. Die sehr schön gegliederte St. Johanneskapelle und der Thurm stammen aus dem Jahre 1363. In Folge von wiederholten Erdbeben mußte der durchbrochen

erbaut gewesene Thurm mit Ziegeln ausgelegt werden, ebenso wurde das Schiff im 17. Jahrhundert neu eingewölbt und im Renaissancestyl umgewandelt, nur die südlichen Strebepfeiler, die gegenwärtig im Kreuzgange noch zu sehen sind, wurden stehen gelassen. Die Kirche besitzt nebst zwei schönen Bronzeleuchtern aus dem 17. Jahrhundert einige interessante ältere Kirchengeräthe.

Wir haben weiter oben schon das Rathhaus und die sich daran knüpfenden Sagen u. s. w. behandelt.

Nächst dem Rathhause, im sogenannten Apponyi-Hause, ist das naturhistorische Museum des Vereines für Natur- und Heilkunde untergebracht und birgt eine interessante Sammlung der drei Naturreiche. Am Hauptplatze, gegenüber dem Rathhausthore, steht ein sehr hübscher Renaissance-Brunnen aus dem Jahre 1561 mit der Statue des Königs Maximilian. Unter den älteren Kirchen ist noch interessant die ehemalige Klarisserkirche. Obzwar über das Kloster der Klarisserinnen, welches im 13. Jahrhundert schon den Cistercienserinnen angehört hat, verschiedene Documente bekannt sind, welche sich auf Privilegien beziehen, ist die Kirche doch ein spätgothischer einschiffiger Bau. Bemerkenswerth ist, daß der Thurm beim Kranzgesimse der Kirche aus einem Viereck in ein Fünfeck übergeht.



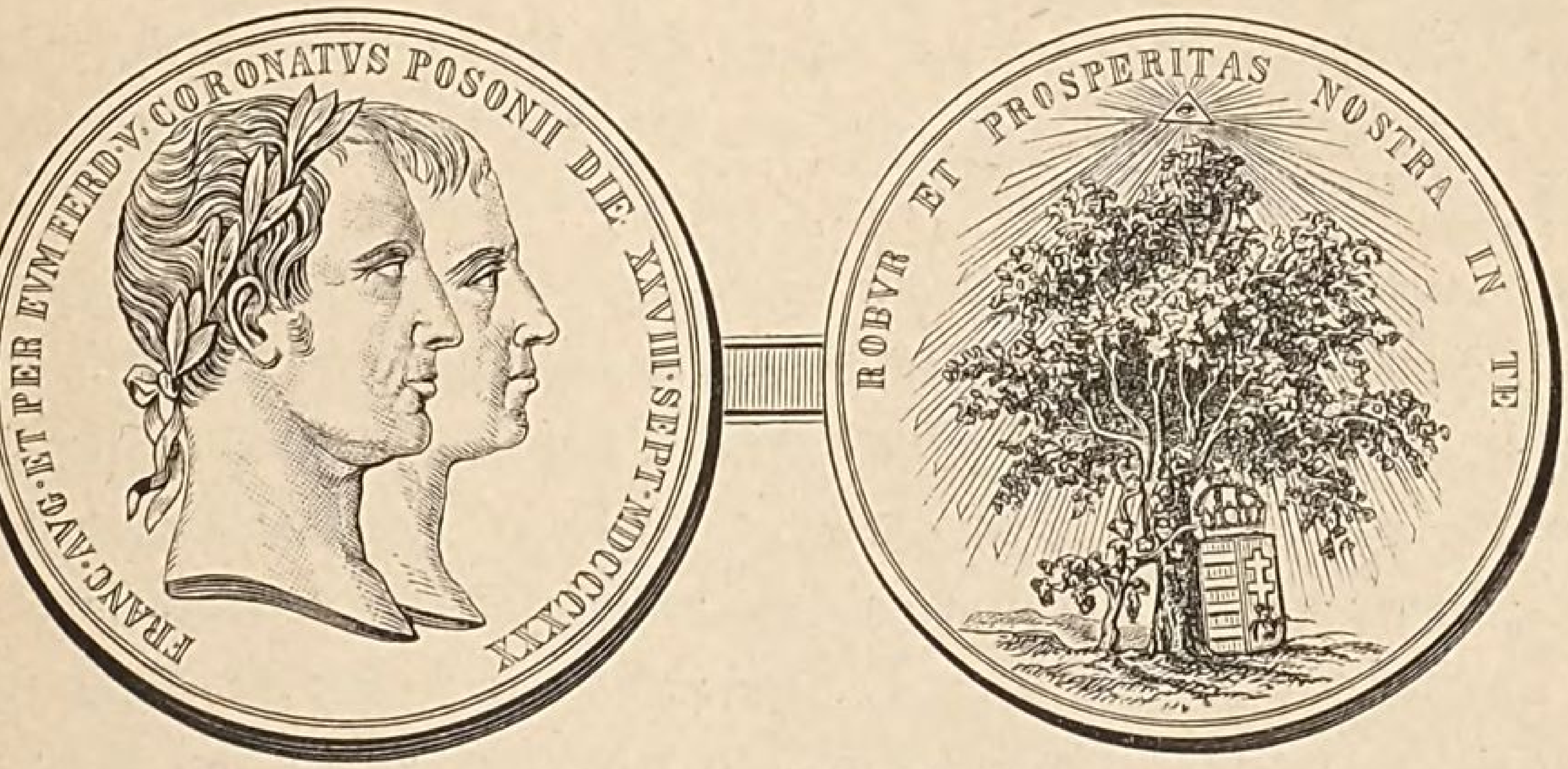
Krönungsmünze Josef's I. (Seite 429.)

Erwähnen müssen wir noch vom archäologischen Standpunkte das Schloßthor, durch welches man von der Donauseite zum Schlosse gelangt; dasselbe ist ein schön geschmückter gothischer Bau und dürfte während der Regierungszeit des Königs Matthias Corvinus entstanden sein.

Leider hat auch dieser schöne Quaderbau im Laufe der Zeit viel gelitten. Die Schüler der Akademie der bildenden Künste in Wien entwarfen im Jahre 1863 unter Leitung des Dombaumeisters Friedrich Schmidt

eine Ansicht, welche das prachtvolle Thor in seiner ursprünglichen Schönheit darstellt — wohl würde es sich lohnen, dasselbe nach dieser Zeichnung zu restauriren.

Preßburg hat eine rechtsphilosophische Akademie, welche nach dem Plane des gegenwärtigen Cultus- und Unterrichtsministers zu einer Universität erhoben und ergänzt werden soll. Herr von Konkoly spendete zu diesem Behufe seine Ó-Gyallaer, mit bedeutendem Geldaufwande hergestellte, sehr vollständige Sternwarte, welche nach Preßburg übertragen werden soll, sobald die Universität zu Stande kommt; da hier ein Hebammen-



Krönungsmünze Ferdinand's V.
(Wurde noch als Kronprinz gekrönt, daher der Doppelkopf: König Franz I. und Ferdinand V.)
(Seite 429.)

kurs und Landesspital mit Irrenabtheilung bestehen, so sind die Grundbedingungen für eine medicinische Facultät ebenfalls vorhanden. Es wäre zu wünschen, daß dies Project der Errichtung einer Universität je eher zu Stande käme. Da die österreichisch-ungarische Bank im Juli 1879 hier ihre Filiale eröffnete, so ist ein neuer Lebensimpuls für Preßburgs Handel geschaffen und man darf hoffen, daß die Stadt schöneren Tagen entgegengehen werde. Das ehemalige Landhaus in der Michaelergasse wurde 1753 erbaut, ist ein stattlicher Bau von drei Stockwerken mit 60 Fenstern Frontentwicklung und einem Balkon. Bis 1848 wurden hier die Reichstage abgehalten, dann wurde eine Kaserne daraus, 1858 renovirt, hielt die Statthalterei ihren Einzug in dasselbe. Seit

Wiederherstellung der Verfassung haben das Landesgericht, das Strafgericht und die Staatsanwaltschaft ihren Sitz in diesem Gebäude.

Wie weit die Frechheit in der Verhöhnung des Gefühles der Bürger seitens der absolutistischen Behörden ging, ersieht man daraus, daß, als das Landhaus in eine Kaserne umgewandelt wurde, der Name der Michaelergasse, an welche sich die Erinnerungen der Reichstage knüpften, in Jellasičgasse umgewandelt wurde; ja noch mehr! der Barmherzigenplatz wurde in Haynau-Platz umgetauft. Welche Blasphemie, Haynau und Barmherzige! Erst durch die in diesem Jahre (1879) vorgenommene Neubenennung vieler Straßen und Plätze kam die allgemein gewünschte Würdigung nationaler Koryphäen zur Geltung. Es wurden ein Batthyányi-Platz, Corvingasse und zum Andenken des hier gebornen berühmten Musikers eine Hummelgasse ꝛc. geschaffen.

Einer der schönsten Punkte Preßburgs ist seine Promenade mit fünf Baumreihen, an deren südöstlichem Ende das Theatergebäude steht. Dasselbe wurde 1786 vom Grafen Georg Csáky erbaut, ist aber schon sehr des Umbaues bedürftig, ebenso wie der sich daran schließende Redoutensaal. Der letztere ist ein Unicum an Geschmacklosigkeit und Verwahrlosung.

An der Südseite der Promenade steht eine stattliche Reihe von Gebäuden neueren Styles, darunter das „Hôtel zum grünen Baum“ des Herrn Jakob von Palugyay, an welches sich ebenfalls historische Erinnerungen knüpfen. Von dessen Balkon herab verlas Ludwig Kossuth vor dem versammelten Volke in den Märztagen 1848 die zwölf Punkte „Was wünscht die ungarische Nation“ (mit kiván a magyar nemzet), von diesem Balkon herab wurde die Genehmigung und Ernennung des ersten ungarischen verantwortlichen Ministeriums dem Volke bekanntgegeben. Im Jahre 1865 versammelten sich im Speisesaale dieses Hôtels jene Magnaten, die den König empfingen, der zur Anbahnung des Ausgleiches nach Ungarn kam. Ebenfalls vom Balkon dieses Saales im ersten Stockwerke sprach — der auch in Deutschland und Frankreich bekannte, leider zu früh dahingeschiedene — Eduard Horn im Juni 1870 zu seinen Wählern und entwickelte jenes Programm, das leider erst um fünf Jahre später von den großen Landesparteien acceptirt wurde — wodurch unersetzbare fünf

Jahre verloren gingen. So zehrt Preßburg an allen Ecken und Enden an seinen historischen Erinnerungen. Nun soll es aber nicht mehr den Erinnerungen allein sich hingeben, sondern zu neuem Leben sich aufraffen. Vom Promenadeplatz geht eine Straße an die Donaufronte und an die Schiffbrücke, welche 365 Schritte lang, auf 27 Kähnen ruhend, nach der Au und der Straße nach Wien und Kittsee führt.

Bevor wir aber die Gegend am rechten Ufer besichtigen, wollen wir noch die Umgebung Preßburgs am linken Ufer in Augenschein nehmen.


Sieger im Engerauer Bauernrennen. (Seite 435.)

Obgleich Preßburg zu den schönsten Städten des Landes gehört, so ist doch das Schönste deren Lage und Umgebung; die Stadt liegt 48° 8′ 31″ Breite und 34° 43′ 56″ Länge 460 Wiener Fuß über dem Adriatischen Meere am östlichen Ende des Felsenthores, durch welches die Donau aus dem mittelösterreichischen Becken in die Ebene Ungarns tritt. Am rechten Ufer erhebt sich, von West nach Ost streichend, ein Höhenzug mit Waldungen, der zu Oesterreich gehört, denn an jenem Ufer reicht die Grenze bis Wolfsthal herab; am linken Ufer breiten sich die nach Nordost streichenden kleinen Karpathen aus, deren Rücken einzelne Kuppen, die abgesondert aufspringen, zeigt, dazwischen tiefe Einsattelungen. Der Waldbestand dieses Gebirgszuges besteht aus Buchen und Eichen, an höheren Punkten Nadelhölzer. Die Thäler sind fruchtbar und die Vorberge an den östlichen und südlichen Abhängen mit Wein und Obst bepflanzt.

Ein Theil der Stadt Preßburg liegt amphitheatralisch eben auf solchen Abhängen der Karpathischen Vorberge. Gegen Süd, Ost und Nordost dehnt sich eine weite Ebene aus, und auch die Donau tritt unmittelbar bei Preßburg in die Ebene ein und theilt sich da in mehrere Arme. Der Hauptarm nimmt

eine südliche Richtung, theilt sich bei Ragendorf (Rajka) und bildet mit dem Wieselburger Arm die kleine Schütt (Szigetköz); der andere Arm, die sogenannte kleine oder Neuhäusler Donau, bildet mit dem Hauptstrome die große Schütt (Csallóköz). Nach dieser Schilderung hat somit Preßburg eine gegen Norden von Gebirgen umwallte, gegen die übrigen Himmelsgegenden offene Lage; diese Lage und das Stromthal bringen eine große Veränderlichkeit der Temperatur und häufige, mitunter recht stürmische Luftströmungen mit sich, trotzdem ist das Klima ein gesundes, kräftigendes; freilich für Lungenkranke wäre Preßburg kein klimatischer Curort, solche finden hier sogar eine beschleunigte Spedition „à grande vitesse“ in ein besseres Jenseits.

Preßburg hat, wie wir hervorgehoben, eine prächtige Umgebung. Oestlich und südlich erstrecken sich die von vielfachen Armen der Donau umschlungenen Insel-Auen. Die größte derselben, die Mühlau, liegt östlich, rechts von der nach Tyrnau führenden Straße und Eisenbahn — auf derselben liegt das Dorf Oberufer, von etwas mehr als 500 Deutschen bewohnt, zumeist Lutheranern, welche Confession auch in Preßburg selbst stark vertreten ist und zwei Kirchen besitzt. In diesem Dorfe hatten sich lange Zeit geistliche Spiele erhalten, die bis in die Neuzeit aufgeführt wurden, so: ein Weihnachtsspiel, Paradiesspiel, Fastnachtsspiel. Südlich der Mühlau dehnt sich die auenreiche Insel Wolfstryſen aus. Die schönsten Partien zu Ausflügen findet man aber in der Richtung gegen den Staatsbahnhof und die Weingebirge hinter der Stadt; von den höheren Punkten hat man die reizendsten Aussichten auf die Stadt, den Strom und die Umgebung. Von dem im Nordwesten der Stadt sich erhebenden Kalvarienberg übersieht man den östlichen Theil der Stadt und deren weitere Umgebungen. Auf dem Gipfel des Kalvarienberges steht eine 1694 erbaute Kapelle, ein Votivbau zur Erinnerung an den Abzug der Türken (1683); am Abhange des Berges, zugleich am Rande des aus der Stadt heraufführenden Hohlweges, „der tiefe Weg“ genannt, befindet sich die 1826 erbaute Muttergotteskirche; von dem Plateau vor derselben bietet sich ein herrliches Panorama.

Das Weidritzthal (das Flüßchen Weidritz entspringt im Blumenauer Wald, durchströmt ein anmuthiges Thal und treibt neun Landmühlen) und die gedachten Mühlen sind lohnende und beliebte Ausflugsorte. — Von

dem sich 1080 Fuß über die Thalsohle erhebenden Gemsberge hat man schöne Fernsichten, westlich bis in's Marchfeld, nördlich über die Bergrücken bis Ballenstein, östlich über die sich gegen Tyrnau ausbreitende Ebene, südöstlich bis zum Schlosse von Lanschütz.

Gehen wir über die vorerwähnte Schiffbrücke auf's rechte Donau-Ufer über, so kommen wir zuerst in die Au, den wohlgepflegten parkirten Lieblingsspaziergang der Preßburger. Links von der Brücke stromabwärts liegen die Civil- und die Militärschwimmschule, dann die Arena, ein Sommertheater, in welchem unter freiem Himmel gespielt wird. Das Theater ist von hohen, mächtigen Pappeln umgeben und macht an schönen Sommerabenden einen angenehmen Eindruck. Westlich vom Au-Parke liegt das obenerwähnte Dorf Engerau und dazwischen der Turf, der von Engerau genannte Rennplatz. Die Engerauer Wettrennen gehören zu den besuchtesten und erfreuen sich eines Renommée's in der Sportingwelt. Einen besondern Reiz bildet am zweiten Renntage das Bauernrennen, wobei die Landleute der Umgebung oft mit überraschend schönen und guten Pferden erscheinen und sich als kühne Reiter manifestiren.

Auch an den Engerauer Turf knüpft sich eine geschichtliche Erinnerung aus der Neuzeit. Als im Jahre 1865 Schmerling und eine gewisse Hofpartei den Monarchen hindern wollten, nach Budapest zu gehen, kam der König im April nach Preßburg zum Rennen; — am Richterhüttchen des Turfes sprachen die maßgebenden Persönlichkeiten mit dem Monarchen und luden ihn ein zu der im Mai in Budapest stattfindenden landwirthschaftlichen Ausstellung, zugleich wurde die Ausgleichsidee angeregt. Der Monarch sagte zu — nach seiner Rückkehr nach Wien dankte das Cabinet Schmerling ab, und damit endete das damalige centralistische Experiment.

Von Engerau abwärts bei Karlburg, ungarisch Oroszvár, zweigt der Wieselburger Donau-Arm ab — dieses Karlburg steht in innigem Zusammenhang mit dem Engerauer Turf durch seinen berühmten Rennstall, den im Jahre 1878 die Königin besuchte.

Dieser Rennstall des Grafen Hugo Henckel von Donnersmarck ist eine Sehenswürdigkeit, die des Besuches unbedingt werth ist. Derselbe wurde im Jahre 1873 erbaut, und die Pferde sind im Herbst des erwähnten

28*

Jahres von Naclo, einem Gute des Grafen in Oberschlesien, hierher gebracht worden. Es befinden sich zur Zeit 30 Pferde im Rennstall.

Das Stallgebäude bildet ein Viereck, dessen Vorderseite zur Unterbringung des Stallpersonales und der nöthigen Sattelkammern 2c. dient. In den anderen drei Seiten des Gebäudes stehen die Pferde. Der Stall ist circa 17 Fuß hoch, und jedes Pferd hat einen abgesonderten Raum (Box) von 163·75 Quadrat-Fuß für sich. Rings um den Stall läuft ein circa 7½ Fuß breiter Gang, von welchem aus jedes Pferd gesehen werden kann, ohne daß man in den Box eintreten müßte, da die Vorderseiten der circa 9½ Fuß hohen Wände von der Höhe von 4 Fuß an mit Gittern versehen sind. Der Stall ist sehr gut ventilirt. Ein zweiter Rennstall, so zweckmäßig eingerichtet als dieser, dürfte nicht so bald zu finden sein. Ueber den Stallungen befinden sich die nöthigen Fourage-Böden.

Dicht hinter dem Stall befindet sich die gedeckte Reitbahn, welche circa 320 Meter im Umkreise mißt und 7 Meter breit ist; auf dieser werden die Rennpferde im Winter und Frühjahr ihrer Präparation für die zeitigen Frühjahrs-Rennen unterzogen, indem die Trainirbahnen bis gegen Mitte März wegen der Feuchtigkeit nicht zu gebrauchen sind.

Diese gedeckte Reitbahn, welche rund ist, hat für die Pferde große Vortheile, da dieselben gegen Witterungseinflüsse geschützt sind.

Ungefähr 20 Minuten vom Rennstall entfernt, zwischen Karlburg und Sarndorf, links der Pester Hauptstraße, liegt die Trainirbahn, zu welcher ein Weg durch den Schloßpark an dem Gestüt vorbei führt. Die Bahn ist birnenförmig, innen mit Sand, außen mit Rasen belegt, beinahe 1½ englische Meilen (2400 Meter) von Ende zu Ende gemessen. Der Vorsteher des Stalles ist ein Schottländer, Namens Waugh, der im Jahre 1871 in die Dienste des Grafen trat. Vordem war er Vorsteher eines der größten Rennställe Englands. Der Jockey Busby trat 1874 ebenfalls in die gräflichen Dienste. Er ist in England früher mit mehrfachem Erfolg geritten und einer der tüchtigsten Renn-Reiter hier zu Lande. Im Jahre 1874 haben die Pferde des Oroszvárer Stalles 39 Siege errungen im Werthe von (eigene Einsätze inclusive) 39.144 Gulden und 53.777 Mark, im Jahre 1875 mit 40 Siegen 39.473 Gulden und 61.870 Mark, im Jahre 1876 sind dieselben

45mal siegreich gewesen mit dem Betrag von 37.036 Gulden, 66.038 Mark und 9 Ehrenpreisen, 1877 mit nur 35 Siegen sind 37.548 Gulden und 74.375 Mark, sowie 3 Ehrenpreise gewonnen worden, und 1878 sind die Pferde aus 37 Rennen als Sieger hervorgegangen mit der Summa von 31.701 Gulden und 144.329 Mark, sowie 7 Ehrenpreisen.

Diese Erfolge haben auf folgenden Rennplätzen stattgefunden: Oedenburg, Preßburg (Engerau), Wien, Brünn, Budapest, Prag, Pardubitz, Lemberg, Breslau, Berlin, Hannover, Bremen, Hamburg, Doberan, Frankfurt a. M. und Baden-Baden.

Sehenswerth ist auch die Meierei in Karlburg mit einem bedeutenden Stande an echten Algäuer Race-Kühen; an diese zwei Etablissements schließt sich das Gestüt Hugo-Telep an.

Hugo-Telep ist von dem Grafen Hugo Henckel von Donnersmarck 1873—1874 neu gegründet und im Herbste letztgenannten Jahres mit dem Zuchtmaterial, welches derselbe bis dahin in seinem Gestüte Neubau-Wolfsberg im Lavantthale in Kärnten hatte, versehen worden. Die Anzahl der zur Zucht hier im Gestüt verwendeten Pferde beläuft sich auf vier englische Vollblut-Hengste und 16—20 englische Mutterpferde und wird nur für Rennzwecke gebraucht. Die Producte werden als Jährlinge in den Rennstall geliefert, mit achtzehn Monaten geritten und zweijährig zum Rennen zugelassen.

An hervorragenden Pferden hierorts dürfte von den Vaterpferden genannt zu werden verdienen: „Giles the first“, in Wolfsberg von Graf Henckel selbst gezogen, und zwar vom St. Giles aus der Lady Shrewsbury 1861. Derselbe hat in seiner Rennlaufbahn 1864—1866 bei 28 Siegen 180.000 Gulden ohne die Ehrenpreise seinem Züchter als Gewinn eingebracht. Aber auch als Vaterpferd zeichnet sich derselbe durch gute Vererbung aus, denn alle seine Nachkommen, für den Rennstall gezogen, stehen in den Siegesverzeichnissen der verschiedenen Rennbahnen. Einer seiner Söhne, „Prince Giles the first“, hat außer seinen Leistungen, bei denen er als Sieger hervorging, wie: 1877 Oedenburg Eszterházy-Preis, Preis von Eberstein in Baden-Baden und Alexander-Rennen in Frankfurt a. M., dann in der Saison 1878 in Doberan das Herren-Reiten und das Friedrich Franz-

Rennen, in Frankfurt a. M. den Hessenpreis gewonnen und hatte kurz vorher in Baden-Baden im großen Preise um den Gold-Pokal seine Ebenbürtigkeit mit der berühmten Kincsem des Herrn v. Blaskovics, die bis jetzt weder in England noch auf dem Continente geschlagen worden war, bewiesen, indem derselbe mit ihr in diesem Laufe ein „todtes Rennen" machte, d. h. beide Pferde kamen in gleicher Linie zum Entscheidungspfosten.

Einer Erwähnung ist auch der hiesige Vollbluthengst Allbrook werth, indem seine Nachkommen sich als auf der Rennbahn tüchtig erweisen. Sein Sohn Oroszvár aus der Lady Westworth hat vom verflossenen Jahre das Handicap in Wien, Trial-Stakes in Preßburg, den Union-Preis in Berlin mit 16.600 Mark, den silbernen Schild, ebendort, dann in Hamburg das Norddeutsche Derby mit über 27.000 Mark, und das Renard-Rennen mit mehr als 4000 Mark für sich als Sieger zu verzeichnen. Allbrook ist ein Bruder des berühmten Buccaneer in Kisbér väterlicherseits.

Oroszvár hat außer diesen und zahlreichen, den Sportsman interessirenden hippischen Raritäten noch eine Sehenswürdigkeit: das im normanisch-gothischen Style nach dem Muster einer schottischen Burg erbaute Schloß mit Park.

Von nun an fährt der Dampfer auf einer 9½ Meilen langen Strecke zwischen den beiden Inseln Schütt und einem Gewirre von Auen, Sandbänken und Schotterinseln, welches auf den Beschauer eintönig wirkt. Um 11 Uhr Vormittags beiläufig legt der Dampfer am linken Ufer (das heißt an der großen Schütt) in Körtvélyes an, Ortschaft ist auch hier keine zu sehen, und dient die Station für die Reisenden und Frachten von den Ortschaften im Innern der Schütt wie Sommerein, Dunaszerdahely &c.

In dieser Strecke hat, wie wir das eingehends schilderten, die Schifffahrt mit enormen Schwierigkeiten zu kämpfen, und müssen die Dampfer durch Lotsen geführt werden, da das Fahrwasser ein sehr variables ist.

Da wir in Körtvélyes anlegen, so wollen wir den Leser mit der großen Schüttinsel bekannt machen; es ist dies die größte der Donau-Inseln, erstreckt sich südöstlich von Preßburg in einer Länge von 11¼ und einer Breite von 2—4 Meilen. Der obere Theil der Insel ist dicht mit kleinen

Ortschaften besäet, am unteren Theile derselben sind die bewohnten Plätze minder dicht, dagegen weit größer. Außer Komorn, welches an der südöstlichsten Spitze dieser Insel liegt, zählt dieselbe 13 kleine Städte und Marktflecken, 146 Dörfer und 75 Puszten.*) In früheren Zeiten war diese Insel ob ihrer Fruchtbarkeit berühmt; Getreide und Obst gediehen reichlich, und die Wiesen boten üppige Weide; aus dem Donau-Sande wurde lohnend Gold gewaschen, so daß ein allgemeiner Wohlstand herrschte. König Sigismund und Matthias Corvinus hatten auf der Insel Sommerpaläste und Thiergärten und weilten beide Könige oft auf der Insel. Gehoben durch den materiellen Wohlstand und die daraus hervorgehende Lebensfreudigkeit, blühte auch die Kunst auf, es erhoben sich zahlreiche Kirchen im reichsten Schmucke edler Gothik. Damals nannte man die Schüttinsel den „goldenen Garten". All' diese Fruchtbarkeit, der Wohlstand, die Herrlichkeit und so auch der Kunstsinn sind schon lange entschwunden. Den untern Theil der Insel bedecken zahlreiche Sümpfe, die Donau und Waag überflutheten fast alljährlich weite Strecken Landes — und erst in neuester Zeit begann man in höchst ungenügender Weise durch Dämme und Schleusen dem sich wiederholenden Unheil vorzubeugen. Die untere Schütt besteht daher jetzt statt aus Ackergründen zumeist aus Wiesen und Weideland; der obere Theil aber versandet und vertrocknet eben durch die unrationellen Regulirungsarbeiten. Die ewige Dürre vernichtete auch beinahe schon die einst so lohnende Obstzucht. Große Unterlassungssünden treffen bezüglich der Schütt in erster Reihe die von 1850—1865 das Land regierenden diversen k. k. Statthaltereien; aber auch die ungarische Regierung hat seit den zwölf Jahren ihrer Wirksamkeit diesen ehemaligen

*) Das Wort Puszta bedeutet im weiteren Sinne wohl Steppe oder Haide, im engeren Sinne einen ursprünglich adeligen Grundbesitz mit Weiden, Wiesen, Ackerfeldern, die einem oder mehreren Besitzern gehören, wohl bewohnt, aber nicht der Gemarkung einer Ortschaft einverleibt sind. Oft besitzen auch Gemeinden außer dem eigenen Territorium noch eine oder mehrere, außerhalb ihrer Gemeindegrenze gelegene Puszten, die sie im Laufe der Zeit als Corporationen erworben haben. Auch hier auf der Schütt, wie in ganz Oberungarn giebt es Puszten oder Prädien, das heißt ehemals adelige Besitzungen oder Farms im Sinne der Engländer, und zählt man in Ungarn bei 3000 Puszten mit größerem oder kleinerem Umfang, mehr oder weniger Bevölkerung. Die Puszta bedeutet also nicht, wie Fremde meinen, eine Wüste, ein unbebautes herrenloses Land, sondern ist der ungarische Ausdruck zur Bezeichnung dessen, was der Engländer Farm nennt.

„goldenen Garten“ mehr als stiefmütterlich behandelt. In manchen Theilen der Insel haben die Sümpfe sogar schon den Gesundheitszustand der Umwohner angegriffen.

Diese sichtbaren Veränderungen werden durch eine Volkssage charakterisirt, die wir hier wiedergeben wollen: „Einst befand sich auf dieser Insel der goldene Garten, wo die Feen (tündérek) wohnten, ewiger Frühling herrschte und goldene Früchte wuchsen. Die Feen erhoben sich von Zeit zu Zeit aus ihren mit unbeschreiblicher Pracht und Herrlichkeit ausgestatteten Wasser-



Abendtrunk während der Erntezeit. (Seite 442.)

palästen und begaben sich zu ihrer Königin Ilona, die auf der inmitten der kleinen Donau gelegenen Ilka- oder Jóka-Insel wohnte. Von da kamen sie über die Furth Macskaréo (Katzenfurth) auf die Mogyoróser (Haselnuß-) Wiese und tischten daselbst ihre Gaben unter einem alten Weidenbaum auf. An ihrem Tische fand Jeder Sättigung. Entfernten sich dann die Feen, so fielen hinter ihnen her aus ihrem Haare Goldkörner, und man konnte davon auflesen so viel man wollte. Es gab auch damals auf der Schütt weder Arme noch Bettler. Aber ein Undankbarer verunreinigte einst den Feentisch, nachdem er sich gesättigt hatte, und nun verschwanden die Feen, und keines Menschen Auge hat sie jemals wiedergesehen. Der Fährmann von Macskaréo fand in seinem Boote ein goldenes Hufeisen; damit war er

abgelohnt. Auf der Insel herrschten nun Elend und Noth; sie veränderte den Namen des Goldgartens in den der „betrügerischen Insel“ (Csallóköz).“

Die Ungarn nahmen gleich bei ihrer Einwanderung die Schüttinsel in Besitz und haben sich da sammt ihren Stammverwandten, den Petschenegen (Bessenyök) und Kumaniern (Kúnok), niedergelassen. Der obere Theil gehörte zum Preßburger, der untere zum Komorner Schlosse. Die Hörigen der königlichen Schlösser und die sogenannten Hofdiener wurden allmälich in den Adelstand erhoben, daher kommt es, daß in der Schütt



Wandernde Drahtbinder. (Seite 443.)

ganze Gemeinden aus Adeligen bestehen, die aber trotzdem nur einfache Landleute sind — solcher niederer Adel findet sich im Lande noch an vielen Orten, seit 1848 hörten dessen besondere Gerechtsame auf, ebenso wie die des übrigen Adels.

In der Schütt waren auch die ehemaligen Vasallen (Prädialisten) des Erzbischofs von Gran angesiedelt, die ebenfalls, auf Grund der ihnen von Béla III. und den Erzbischöfen ertheilten Privilegien, adelige Vorrechte genossen. Diese Primatial-Vasallen bildeten einen nicht zur Jurisdiction der Gespanschaft gehörigen, selbstständigen Bezirk, der seine eigenen Beamten hatte. Der Hauptort dieses Bezirks war der am Hauptarme der Donau gelegene Ort Vajka, außerdem gehörten dazu noch sieben Ortschaften und einige

Pusztén. Vajka gehört gegenwärtig zum Preßburger Comitat, ist aber Primatial-Herrschaft. Der Name des Ortes soll von dem heidnischen Namen Vajk — so hieß der heilige Stefan vor seiner Taufe — herrühren, und weilte dieser König oft auf der Insel, als er zu Ehren der zwölf Apostel auf der Schütt zwölf Kirchen gründete. Der weiter südlich gelegene Ort Füß war der Hauptort der Vasallen des Abtes von Pannonhalom (Martinsberg). Der Ort zählt jetzt 545 Einwohner und gehört zum Komorner Comitat. Es giebt auf der großen Schütt viele gothische Kirchen in Ziegelbau, da Steine hier schwer zu beschaffen sind, dieselben stammen zumeist aus der Zeit der Könige Sigismund (nachmaliger deutscher Kaiser) und Matthias I. (Hunyady). Im Laufe der Zeit sind aber diese Kirchen durch unverständige Restaurirungen, Uebertünchungen und Zubauten verunstaltet worden. Erst in neuerer Zeit wirkt die Landes-Commission zur Erhaltung der Baudenkmale und der archäologische Verein des Preßburger Comitats dahin, diese Baudenkmale in ihrer Ursprünglichkeit wieder herzustellen. Solche Kirchen findet man in Bruck, Csütörtök, Magyar (hier befanden sich die Sommerwohnung und der Park Sigismund's), Szent Mihályfa, Dunaszerdahely, Egyházgelle, Sommerein (Somorja), Pischdorf und anderen Orten.

Die große Schütt ist das Stammland vieler berühmter ungarischer Familien, so der Hédervárh, Kont, Pálffy, Dóczy, Illyésházy, Eszterházy, Amadé — und auch jetzt noch ist der Schütter Adel stolz auf seine Abstammung und spielt in den Angelegenheiten der Comitate Preßburg und Komorn eine entschiedene Rolle. In der erstgenannten Gespanschaft geben bei der Beamtenwahl und in den Congregationen die Schütter den Ausschlag.

Die Bevölkerung der großen Schütt ist, mit Ausnahme einiger Dörfer an der Nordwestspitze der Insel in der Nähe Preßburgs, rein magyarisch. Es haben sich trotz der Ungunst der Verhältnisse und der Abnahme des Wohlstandes alte Sitten und patriarchalische Gebräuche erhalten. Einen der letzteren, den Abendtrunk an die Schnitter, stellt unsere Illustration dar, und zeigt so das wohlwollende Verhältniß zwischen dem Grundbesitzer und seinen Arbeitern.

Gegenwärtig ist Somorja (Sommerein) mit 2560 Einwohnern Hauptort der oberen Schütt, Guta mit 5824 Einwohnern Hauptort des

unteren Theiles. In den Orten Gomba, Szarva, Eberhard (Besitzthum des Grafen Georg Apponyi), Majorháza findet man schöne Castelle und Herrensitze.

Gegenüber Guta mündet die Waag in den Neuhäusler Donau-Arm. Dieser bedeutende Nebenfluß des Hauptsammlers entspringt im Liptauer Comitat bei Király-Lehota am Kriván und hat einen Lauf von 39$^3/_4$ Meilen mit einem Gefälle von 1 Fuß auf 550 Fuß und einer mittleren Stromschnelle von 7$^1/_2$ Fuß auf die Secunde. In der Thalfahrt ist die Waag fast ihrem ganzen Laufe nach flößbar, in der Bergfahrt aber ist sie nur bis Negyed schiffbar — trotzdem vermittelt dieser Fluß fast den ganzen Holzhandel Oberungarns. Dieser Handel erstreckt sich bis weit hinab an die untere Donau und umfaßt Bretter, Pfosten, Dachsparren, Dachschindeln, Holzgeräthe und Holzgeschirre. Die Flösser bringen auch Käse, Butter, Rindschmalz, Obst, dann Eisen- und Kupferwaaren stromabwärts. Auch die fast in ganz Europa bekannten Drótari, slovakischen Drahtflechter, Rastelbinder, wie sie in Wien, und Mausefallenhändler, wie sie in Deutschland genannt werden, treten ihre „grande tournée" auf solchen Flössen an.

Unsere Illustration zeigt solche rastende Drahtbinder, nachdem sie die Waag-Mündung erreichten, die erste wichtige Station für dieselben.

Es ist ein gutes braves Volk, diese Waagthal-Slovaken, und versteht sich überall nützlich zu machen; man findet dieselben in Budapest und anderen größeren Städten als Bauarbeiter, dann im Banat zur Schnittzeit und bis tief hinab nach Slavonien bei Straßen- und anderen Arbeiten; im Spätherbst ziehen sie dann mit dem Erworbenen und Ersparten heimwärts zu ihrer Familie. Es ist für den Fremden besonders interessant, diese kleine Völkerwanderung mit den Sensen, Sensensteinen und Brotsäcken zu sehen.

Das Donaubecken, in welchem die Schüttinsel liegt, bildet sozusagen den Mittelpunkt der oberungarischen großen Ebene. Wir wollen uns daher mit diesem, dem Lande charakteristischen Tieflande befassen.

Aus Oesterreich und Steiermark kommen mehrere Ausläufer der Alpen nach Ungarn, wo sie sich im Theile jenseits der Donau als niedrige Vorberge in Ketten und Gruppen ausbreiten. Am linken Donau-Ufer, gegenüber dem Leithagebirge, erheben sich die Karpathen, welche das Land in einem

weiten Bogen umspannen, Ungarn von Mähren und Galizien, und Siebenbürgen von der Moldau scheiden; dann wenden sie sich plötzlich nach Westen, trennen Siebenbürgen von der Walachei und ziehen sich endlich in südwestlicher Richtung durch das Banat bis zur Donau, wo sie sich den nördlichen Ausläufern des Balkans durch das Strombett hindurch anschließen. Vom Hauptzuge der Karpathen laufen viele Verzweigungen in verschiedenen Richtungen bis tief in das Land hinein, wodurch der größere Theil des nordwestlichen, nördlichen und nordöstlichen Ungarn zum gebirgigen Hochland wird. Zwischen diesen Vorgebirgen der Karpathen und den Ausläufern der Alpen dehnen sich die zwei ungarischen Tiefländer aus, welche die fruchtbarsten Theile des Landes bilden. An diese beiden Ebenen schließen sich die Drau-Ebene und die slavonische Ebene an. Jene ist mehrere Meilen breit und zieht sich von der Donau aus zungenförmig die Drau hinauf bis in die Alpen. Die slavonische Ebene erstreckt sich an der Save und mißt gegen 65 Quadrat-Meilen.

Von den beiden ungarischen Tiefländern breitet sich das kleinere zwischen Preßburg, Neutra, Gran, Dotis, Güns und Oedenburg aus; der größte Theil desselben liegt südlich von der Donau. Diese kleine ungarische Ebene umfaßt die große Schüttinsel, ferner den größten Theil der Comitate Preßburg, Komorn, Wieselburg und Raab. Den Westrand derselben bespült der Neusiedlersee mit dem sich östlich erstreckenden Hanságmoor. Zwischen Ragendorf und Hochstraß zieht sich eine geringe Erhöhung wie ein Deich dahin, und die Parndorfer Haide bildet einen Damm zwischen dem Neusiedlersee und dem Leithafluß. Die ganze Ebene erfüllt einen Raum von 300 Quadrat-Meilen; sie senkt sich mehr nach Süden; von den Grenzpunkten derselben liegen: die Donau ober der Marchmündung 134·14, Preßburg 131·64, Komorn 104·24, Raab 106·65 Meter über dem Adriatischen Meere. Die Höhe des Neusiedlersee's wird von Einigen mit 354 Fuß, also bedeutend niedriger als die der Donau angegeben, von Anderen aber auf 427 Fuß geschätzt.

Gegen Norden erstreckt sich die Ebene zungenförmig an der Waag und dem Neutraflusse hinauf bis in die Karpathen hinein; gegen Süden geht sie in das Hügelland über, welches die Waldberge und Rebenhügel der Alpenausläufer bilden. Westlich von der fruchtbaren Schüttinsel streichen bis an den Ostfuß des Leithagebirges breite Sandflächen und Haidestrecken,

die von Lachen, breiten Sümpfen und Morästen unterbrochen werden. Auf der andern Seite erstreckt sich weithin die wallende Rasendecke (Wasen) des Hanság mit seinen brackigen Tümpeln und Erlengehölzen und seinem Damme, der eine Länge von 1½ Meilen hat und die Scheidewand zwischen dem offenen See und dem schwimmenden Rasen bildet. Westlich und südlich vom Neusiedlersee bedecken in anmuthigem Wechsel Wald und Feld, Hügel und Ebene, Obsthaine, Rebenhügel und gedrängte Ortschaften den Raum.

Nachdem wir so den Leser mit der Charakteristik dieses Landestheiles bekannt gemacht haben, setzen wir die Fahrt fort. An Szapp und Vének vorbei gelangen wir nach Gönyö am rechten Ufer der Donau, unterhalb des Endes der kleinen Schütt, am Ausfluß des Wieselburger Armes. Von hier vermittelt ein kleinerer Localdampfer den Verkehr durch den genannten Arm nach Raab (ungarisch Györ). Am Wieselburger Arm sind oberhalb Raab die bedeutendsten Städte: Ungarisch-Altenburg und Wieselburg, welche drei Städte Haupt-Emporien des Getreidehandels sind.

Raab, diese aufblühende Stadt mit 20.035 Einwohnern, liegt in einer schönen Ebene an der Mündung der Raab und Rabnitz in den Donau-Arm; außer durch die Wasserstraße ist die Stadt mit Wien und Graz durch Eisenbahnen verbunden, ebenso führt ein Schienenweg nach Weissenburg und Ofen und dem Südwesten Ungarns. Wie groß die Handelsbedeutung Raabs ist, ersehen wir aus nachstehendem Factum. Auf der Donau und ihren Nebenflüssen verkehren circa 600 große gedeckte Ruderschiffe (Mutterschiffe, große Getreidebarken mit bedeutendem Tiefgang) und 190 kleinere Fahrzeuge (Burtschellen in der Schiffersprache). Davon entfallen auf das leider 1879 durch Ueberschwemmung zerstörte Szegedin 115 große und 94 kleinere Schiffe, da es bis dahin den stärksten Schiffsverkehr hatte, gleich hierauf folgt Raab mit 80 großen Schiffen, dann Sissek mit 60 und Budapest mit 35 Schiffen — die übrigen vertheilen sich auf Apathin und andere Orte.

Der Zusammenfluß der obengenannten drei Flüsse bildet zwei spitze Winkel, die einen gemeinschaftlichen Scheitel haben, diesen bildet der sich an an der Donau erhebende Hügel mit den Resten der ehemaligen Festung. Die innere Stadt liegt in einem länglichen Viereck zwischen dem Donau-Arm und der Raab. Zwischen diesem Flusse und der Rabnitz liegt die Vorstadt

Ujváros (Neustadt), östlich des Raabflusses die Vorstadt Ferdinandváros, südwestlich der inneren Stadt schließt sich die Franzensstadt an. Gegenüber Raab auf der kleinen Schütt (Szigetköz) liegen die Dörfer Révfalu und Pasaháza, dann zwischen der Rabnitz und dem Donau-Arm das Dorf Györsziget; diese drei Dörfer werden ebenfalls als Vorstädte von Raab betrachtet. Seit dem Jahre 1743 ist Raab königliche Freistadt, Hauptort der gleichnamigen Gespanschaft und schon seit Stefan I. Sitz eines Bisthums. Die Einwohner sind fast ausnahmslos Ungarn und bei drei Viertel davon Katholiken. Bis 1809 war Raab befestigt, seitdem wurde die Fortification aufgelassen und stehen davon nur einige Reste. Der am Donau-Arm sich erhebende Hügel war der Mittelpunkt der ehemaligen Festungswerke. Auf diesem Festungshügel, wie er auch jetzt noch genannt wird, stehen: die Kathedrale, der bischöfliche Palast, die Wohnungen der Domherren. In der inneren Stadt befindet sich ein 1795 über einem Thorbogen erbauter, 30 Klafter hoher städtischer Wachthurm, von dessen äußerer Galerie man eine schöne Aussicht genießt. Raab ist eine der ältesten Städte des Landes; schon vor der Einnahme Pannoniens durch die Römer soll an dieser Stelle die Stadt Arabona bestanden haben; so viel ist geschichtlich erwiesen, daß Arabona zur Römerzeit eine der bedeutendsten Niederlassungen war.

Wie erwähnt, errichtete Stefan I. hier ein Bisthum; nach dem Tode dieses Königs wurde die Stadt befestigt. Im Jahre 1241 überfiel der letzte Babenberger Herzog Friedrich, während die Mongolen das Land verwüsteten, Raab und nahm die Festung durch Ueberrumpelung. Der Adel der Umgebung, empört über Friedrich's Schändlichkeit, bewaffnete sich und seinen Heerbann, drang in die Stadt, nahm die Festung und metzelte die von Friedrich zurückgelassene österreichische Besatzung nieder. Nach dem Abzug der Tataren und dem Tode Friedrich's ließ Béla IV. im Vereine mit dem Raaber Bischof die Befestigungswerke wieder herstellen, und bemühten sich König und Bischof in gleicher Weise, die Stadt wieder zu heben. Béla's Sohn, Stefan V., ertheilte der Stadt einen Freibrief, wodurch deren Gedeihen wesentlich gefördert wurde; 1273 eroberte Ottokar Raab, doch bald wurde es von den Ungarn wiedergewonnen, welche die böhmische Besatzung vernichteten. Nach der Schlacht von Mohács schloß sich Raab dem von einer Partei erwählten König Ferdi-

nand I. an, der in die Stadt eine deutsche Besatzung legte. Diese schleifte feiger Weise aus Furcht vor den Türken selbst die Festungswerke, zog ab und überließ die Bevölkerung ihrem Schicksale. Später wurde die Fortification wieder hergestellt und gewann als Grenzveste gegen die Müsülmânen hohe Bedeutung. Nachdem Gran, Weißenburg, Tata in die Hände der Türken gefallen waren, sind Komorn und Raab die Punkte gewesen, welche als Waffenplätze und Basis der Operationen gegen die Osmanen dienten. Zu Beginn des Jahres 1594 wurde zu Raab ein Kriegsrath abgehalten. Im Jahre 1594 eröffnete Nikolaus Pálffy den Feldzug und nahm Neograd, das schon seit fünfzig Jahren in der Osmanen Besitz war. Bald darauf brach Erzherzog Matthias mit seinem Heere ebenfalls auf und zog vor Gran. Ein Augenzeuge, Stefan Illyésházy, berichtet darüber: „Matthias war ein so nachgiebiger Herr, daß er in seinem Lager gar keine Disciplin aufrecht zu erhalten vermochte; er bestrafte Niemanden, so daß sich die Todtschläge im eigenen Lager täglich mehrten, besonders überfielen die fremden Söldner die Ungarn; das ganze Lager war voll Unzucht, Völlerei, Trunkenheit, Krämerei, Ziererei und unnützem Pomp, daß es nicht nur dem heiligen Gott, sondern auch dem frommen Menschen ein Gräuel sein mußte, darin zu verweilen. Wenn die Feldhauptleute sich um zehn Uhr zu Tische setzten, standen sie Nachmittags 4—5 Uhr in völlig betrunkenem Zustand auf, der Eine ging schlafen, der Andere einem wollüstigen Vergnügen nach .... Die Kriegsräthe des Erzherzogs waren David Ungnad, ein großer Trunkenbold — dann zwei deutsche Capitäne, die nie einen Türken vor sich gesehen hatten und überdies noch niemals im Kriege gewesen waren, endlich Graf Ferdinand Hardeck, der Befehlshaber von Raab.“ Mit solchen Leuten konnte die Macht der Osmanen freilich nicht gebrochen werden. Großvezier Sinan entsetzte am 29. Juni Gran, eroberte Dotis und die befestigte Abtei Martinsberg und stand bald mit 200.000 Mann vor Raab. Die Festung war in gutem Zustand und reichlich mit Allem versehen, um auch eine lange Belagerung bestehen zu können. Am 7. September zog Sinan über die Donau, und der feige Hardeck erschrak darüber so sehr, daß er die Festung schon am 29. desselben Monats übergab, noch ehe sie ernstlich cernirt worden war. Hardeck büßte seine feige That auf dem Schaffot. Im Jahre 1597 nahm Pálffy

Raab zurück. Von dem damals mittelst Petarde gesprengten Thore wird noch gegenwärtig ein Flügel in der Kathedralkirche aufbewahrt. Josef II. ließ die Festung Raab wieder auf; während der Napoleon'schen Feldzüge begann man Raab wieder zu armiren; die Oesterreicher verloren jedoch am 14. Juni 1809 eine Schlacht vor der Stadt. Die Franzosen beschossen die Stadt, welche sie nach der Uebergabe durch fünf Monate besetzt hielten, während welcher Zeit sie die Festungswerke demolirten. Seit 1820 wurden die Schanzgräben zugeworfen und blieb nur der der Donau zugekehrte Wall



Platte des Grabdenkmals der Familie Lábatlan. (Seite 457.)

stehen. Während der Jahre 1848—1849 wurde bei Raab öfter gekämpft, besonders an der Stelle, wo die Straßen von Csorna und Wieselburg sich kreuzen. Beiläufig 2½ Meilen landeinwärts von hier liegt die berühmte Benedictiner-Abtei Pannonhalom (Martinsberg).

Wir setzen die Donaufahrt fort. Abwärts von Gönyö, am rechten Ufer beim Ausflusse des Igmander Baches, liegt Ács, wo die aus Komorn ausfallende ungarische Besatzung im Jahre 1849 die Kaiserlichen in die Flucht jagte. Eine halbe Meile südlich von letztgenanntem Orte liegt Bábolna mit dem berühmtesten Militärgestüt der Monarchie. Nun gelangen wir in den Festungsrayon von Komorn, der sich an beiden Ufern der Donau, auf der Schüttinsel-Spitze und bis zur Waag-Mündung erstreckt; am rechten Ufer passiren

wir den stark befestigten Sandberg, dessen Batterien die Donau beherrschen, und legen in Neu-Szöny an; auch dieser Ort liegt am rechten Ufer innerhalb der Fortification und ist Station der Staats- und Südbahn mit directer Verbindung nach Wien, Budapest, Stuhlweißenburg und der Triester Linie. Vom Landungsplatz zu Szöny sieht man den Ort selbst nicht, nur den Bahnhof, die Magazinsgebäude und die nach Komorn führende Schiffbrücke. In einem großen Bogen fährt nun der Dampfer nach der Stadt hinüber und legt dort abermals an. Zwischen Komorn und Neu-Szöny liegt die hübsche Elisabeth-Insel, zugleich Stützpunkt der Schiffbrücke einerseits und der Jochbrücke andererseits, und beliebter Belustigungsort.

Die Festung Komorn mit dem Commandantenpalais, der Kirche und den Kasernen erhebt sich östlich von der Stadt am Vereinigungspunkt der Waagdonau (wie der Neuhäusler Arm genannt wird), nachdem sie auch den Neutrafluß aufgenommen, und der Donau, also an der südöstlichsten Spitze der großen Schütt. Von der eigentlichen Festung sieht man beim Vorüberfahren nichts als einen kleinen Theil der Außenwerke und die Brücke über die Waagdonau.

Komorns Geschichte und Vergangenheit machen es lohnend, daß wir uns hier einige Zeit aufhalten.

Komorn, ungarisch: Rév-Komárom, ist eine königliche Freistadt, die mit ihrer am westlichen Ende gelegenen Vorstadt „Curia“ nach der letzten amtlichen Volkszählung vom Jahre 1870 in 1667 Häusern 12.812 Einwohner beherbergt, von welchen über die Hälfte (6990) der römisch-katholischen, 3809 der helvetischen, 428 der Augsburger evangelischen, 2 der griechisch-unirten, 43 der griechisch-nichtunirten und 1540 der israelitischen Religion angehören.

Diese verschiedenen Religionsgemeinden verrichten in acht Kirchen ihre Andacht. Es besitzen nämlich die Römisch-Katholischen 4, die helvetischen und augsburgischen Protestanten, ferner die griechisch-nichtunirte und die israelitische Gemeinde je ein Gotteshaus und seit dem Jahre 1877 auch die orthodoxen Israeliten ein kleines Bethaus.

Von diesen Gotteshäusern ist in erster Reihe die dem „heiligen Andreas“ geweihte, zweithürmige Kirche der Römisch-Katholischen zu erwähnen,

die ein wahres Meisterwerk der neueren Baukunst ist und — abgerechnet die, das sehr große Gebäude umsäumende Galerie — 5- bis 6000 Menschen faßt.

Der Grundstein zu dieser Kirche wurde im Jahre 1748 durch den damaligen St. Martinsberger Benedictiner-Erzabt Benedict Sajghó gelegt, während das an dieselbe angeschlossene, einstöckige, mit großen Sälen und breiten Corridoren versehene Kloster durch die Jesuiten erbaut wurde. Später gingen diese beiden in eines verschmolzenen Gebäude in das Eigenthum der Benedictiner über. Gegenwärtig ist das Kloster noch im Besitze dieses Ordens; die Kirche aber gerieth im Anfange dieses Jahrhunderts unter das Patronat des städtischen Magistrates und ist sozusagen die Domkirche der Stadt. Die unter derselben befindliche große Gruft, in welcher übrigens bis jetzt nur wenig Bestattungen stattfanden, ist bemerkenswerth.

Diese Kirche war schon vielen Verheerungen ausgesetzt. Am 28. Januar 1763 stürzten in Folge eines schrecklichen Erdbebens beide Thürme in dem Momente ein, als die in der Kirche versammelten Andächtigen aus derselben flüchteten, und begruben fast sämmtliche unter ihren Steintrümmern; am 17. September 1848 aber verheerte eine ungeheuere Feuersbrunst, welche zwei Drittheile der Stadt zerstörte, wieder die Kirche, deren harmonisch gestimmte Glocken geschmolzen herabfielen; selbst das Innere der Kirche brannte einige Tage hindurch. Hierauf stand dieses von Vielen beweinte Gebäude viele Jahre im Schutte da, bis es durch Sammlungen von milden Gaben, insbesondere aber durch die Unterstützung seitens des Monarchen wieder aufgebaut und am 28. October 1860 durch den Cardinal Fürstprimas Johann von Scitovszky eingeweiht wurde.

Erwähnenswerth ist in zweiter Linie die unter der Regierung Kaiser Josef's II. erbaute Kirche der helvetischen Gemeinde mit ihrem hohen schlanken Thurme von seltener Schönheit, sowie auch das sogenannte „Franciscaner-Kloster“. Dieses colossale Gebäude — welches aus einer großen, geräumigen Kirche, unzähligen Zimmern und einem sehr großen Hofe besteht — war noch Anfangs dieses Jahrhunderts Eigenthum und Wohnsitz der Väter des Franciscaner-Ordens; unter der Regierung Kaiser Franz' I. wurde es jedoch durch das Aerar expropriirt, die in der Kirche gewesenen meisterhaften kirchlichen Geräthschaften, Glocken, Bilder und Altäre wurden in das in der

Schütt befindliche St. Antaler Kloster, beziehungsweise in dessen Kirche übertragen.

Das erwähnte Gebäude wird jetzt als Kaserne und Kanzlei, die gewesene Kirche aber als militärisches Proviantmagazin verwendet. Die Stadt besitzt drei blühende Lehranstalten, und zwar ein vierclassiges Gymnasium der Benedictiner, die Gemeinde- und die römisch-katholische Volksschule zu je 6 Classen. Ferner ist noch eine durch die Munificenz des Cardinal Fürstprimas Johann Simor errichtete Kinderbewahranstalt unter der Aufsicht der barmherzigen Schwestern, in welche Kinder beiderlei Geschlechtes ohne Religionsunterschied aufgenommen werden.

Von den öffentlichen Gebäuden fällt hauptsächlich das Comitatshaus auf, dessen geräumiger Hof, mit Bäumen und Gesträuchen bepflanzt, einen angenehmen Spaziergang bietet; ferner das an dessen nördlicher Seite gelegene großartige Arbeitshaus der Sträflinge, welches bis noch vor Kurzem zum Comitatshause gehörte, im Jahre 1872 aber von der ungarischen Regierung abgelöst, jetzt dem königlichen Gerichtshofe zur Verfügung gestellt wurde. In diesem Straf- und Arbeitshause können 150—180 Gefangene mit ihren Werkstätten untergebracht werden.

Das im Jahre 1875 neu erbaute, mit einem sehr schönen und hohen Thurme versehene, zwei Stock hohe Stadthaus, vor welchem sich zwar kein großer, doch ein um so schönerer viereckiger, gut gepflasterter und rein gehaltener Platz erstreckt, gehört zu den bemerkenswerthen Gebäuden der Stadt. Zur Krankenpflege dienen zwei städtische Spitäler für männliche und weibliche Kranke.

Besonders sehenswerth ist der dem k. k. Aerar gehörige sehr große „Officiers-Pavillon“ mit seiner vor demselben sich ausdehnenden Promenade von seltener Schönheit, welche durch die k. k. Fortifications-Direction mit außerordentlicher Sorgfalt gepflegt und mit großen Kosten erhalten, fast ausschließlich der Bequemlichkeit und Erholung der Stadtbewohner überlassen wird.

Jetzt kommen wir zur größten Merkwürdigkeit Komorns, zu seiner weltberühmten, noch nie durch einen Feind eingenommenen Festung mit ihren ungeheueren Kasernen und tiefen Schanzen. Diese liegt östlich von der Stadt, bei der Einmündung der Waag in die Donau. Beiläufig 200 Meter nord-

östlich vom Wartthurme entfernt steht eine, eine Jungfrau darstellende Statue, die in der rechten Hand einen Kranz, mit der Linken aber den Saum ihres Gewandes hält. Am Sockel ist folgende Inschrift zu lesen: „Nec arte, nec marte“. (Weder durch Kunst, noch durch Krieg.)

Das nachfolgende Gedicht knüpft an die Sage an, der Name Komorn stamme eigentlich von dem abweisenden „Komm' morgen!“ —

Die steinerne Jungfrau.

Noch nie ein Siegerarm
Hielt Dich umschlungen warm
Und fest, Du Jungfrau hold!
Auf Deinen Wangen glüht
Noch unentweiht und sprüht
Der Keuschheit Morgengold:
Komorn!

Dein Busen ist von Stein;
Begehrt ein Buhle Dein,
Ihm sagst: „Komm' morgen“ Du,
So sagst Du allemal,
So oft des Werbers Qual
Anstürmet Deine Ruh:
Komorn!

Ein Lorbeerkranz darum
Verkündet Deinen Ruhm,
Er prangt an Deiner Brust;
Die Feige wächst darnach
Zu Deiner Feinde Schmach,
Die lassen Dich gemußt:
Komorn!

Für den Laien, der — abgesehen von Gibraltar — die imposanten Festungen von Verona, Mantua, Ehrenbreitstein, Kufstein u. s. w. sah, ist es unbegreiflich, daß diese in der Ebene liegende, nicht den geringsten imponirenden Anblick gewährende Festung — uneinnehmbar sei.

Die Uneinnehmbarkeit dieser Festung wird außer der durch den mächtigen Donaustrom gebildeten natürlichen Befestigung, welcher Strom sich an der südlichen Seite der Festung dahinwälzt, noch durch die sogenannte „Palatinal-Linie“ gesichert, welche großartigen Festungswerke

sich, östlich von dem Ufer der Donau angefangen, in fortwährender Verkettung, in einem Halbkreise gegen Nordosten in einer Länge von mehr als drei Kilometer ausdehnen, bis sie sich endlich an der östlichen Seite des Waagflusses wieder mit der Mutterfestung vereinigen.

Die Erbauung dieser, ungeheuere Arbeit und Kosten verursachenden Befestigung wurde im Jahre 1834 begonnen und nach ununterbrochen fortgesetztem Bau erst in den letzt abgelaufenen Jahren beendet. Der Besucher dieses Riesenwerkes wird durch die lichten geräumigen und hohen Casematten, welche der ganzen Befestigung entlang laufen, überrascht.

Ueber die Urgeschichte Komorns ist ein noch nicht gelüfteter Schleier gebreitet. Bei der Nachspürung seiner Entstehung können wir in dem Labyrinthe der vielen abweichenden Ansichten wohl herumtappen, den sichern Weg aber nicht finden.

Nach Bonfin, dem berühmten Geschichtsforscher, sollen die Komarischen Scythen hier eine Colonie besessen und sowohl die Burg als auch die Stadt gegründet haben. Nach Anderen soll Almos den von dem Kuma-Flusse aufgebrochenen Führer der Magyaren, Retel, nach Anderen Ketel, mit jenem Landstriche belehnt haben, welcher zwischen den Donau-, Waag- und Neutraflüssen liegt; — später übergab Retel denselben seinem Sohne Tulma — Otuptulna —, der diesen ihm geschenkten Erdstrich durch die mit ihm aus ihrem Vaterlande ausgezogenen Kumanen — nicht zu verwechseln mit den viel später hereingekommenen Kumaniern — bevölkerte und die an der südlichen Spitze der großen Schütt gelegene Burg mit Besatzung versah. Die Vertheidiger dieser Burg wurden, obzwar sie mit den übrigen Magyaren eines Stammes waren, zum Unterschiede Kumaer Magyaren genannt, und von ihnen erhielt die durch dieselben wieder aufgebaute Ruine und das durch sie bevölkerte Gebiet den Namen Kumai-rom (Kuma'sche Ruine).

Komorn wurde durch die ungarischen Könige mit besonderer Vorliebe gepflegt, entweder weil sie den großen Vortheil seiner Lage erkannten und würdigten, oder die Anhänglichkeit der Bewohner an den Thron fesseln wollten.

Komorn war im Laufe der Zeiten oft von Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten und Erdbeben heimgesucht. Am 17. September 1848 brach

wieder eine Feuersbrunst aus, welche über zwei Dritttheile der Stadt, ja sogar die Brücke über den Donau-Arm und mehrere große Fruchtschiffe auf demselben einäscherte.

Noch hatten die Bewohner dieser von so vielen Schicksalsschlägen getroffenen Stadt sich von ihrem letzten Schrecken und Schaden nicht recht erholt, als am 19. März 1849 das Bombardement der Festung, mehr noch aber der Stadt, durch die Oesterreicher vom rechten Donau-Ufer aus begonnen wurde, welches jedoch erst dann einigen Schaden verursachte, als die großen Mörser in Verwendung kamen und waren die Stadtbewohner genöthigt, sich in die verfügbaren Casematten der Palatinal-Linie zu flüchten oder ihre Zelte auf der sogenannten „Zigeuner-Wiese“ aufzuschlagen.

Als am 21. April die Oesterreicher von der Waag zurückgedrängt waren und der neu ernannte Festungs-Commandant Richard Guyon glücklich nach Komorn gekommen war, wurde auf Anregung des tüchtigen Regierungs-Commissärs Nikolaus Puky der Bau einer Brücke über den großen Donau-Arm in Angriff genommen, und als dieselbe fertig war, in der Nacht vom 26. April mit größter Vorsicht ein Ausfall der Besatzung ausgeführt. Die nicht die geringste Gefahr ahnende, vielleicht ganz sorglose, längs dem rechten Donau-Ufer ausgedehnte Belagerungs-Armee der Oesterreicher wurde vehement angegriffen, in die Flucht gejagt, worauf die Besatzung mit bedeutender Beute wieder in die Festung zurückkehrte. — Durch diesen kühnen Ausfall war die Festung auch auf der Donauseite befreit.

Am 29. Juni 1849 setzte sich die österreichische Armee wieder gegen Komorn in Bewegung, besetzte Ács, Igmánd und Kisbér und zog sich am 1. Juli gegen das bei Szöny und Monostor befindliche Lager der Ungarn. Am 2. Juli griffen die Oesterreicher bei Sonnenaufgang die Stellung der Ungarn an, wurden jedoch nach mehrstündigem Gefechte durch Görgey zurückgeschlagen, der bei dieser Affaire einen bis heute noch unerklärlichen Säbelhieb an der Stirne erhielt.

Am 11. Juli wurde vor Komorn wieder eine blutige Schlacht geschlagen, in welcher beide Theile große Verluste erlitten. Den Oberbefehl über die ungarischen Truppen führte General Georg Klapka, indem Görgey durch seine am 2. Juli erhaltene Kopfwunde an der Leitung verhindert war.

Am 3. August machte Held Klapka, der inzwischen das Festungs-Commando übernahm, jenen in der Kriegsgeschichte ewig denkwürdigen Ausfall, der die Deroute der ganzen österreichischen Belagerungs-Armee und deren wilde Flucht nach allen Richtungen nach sich zog. Die Sieger kehrten mit einer unermeßlichen Beute an Munition, Kanonen, Waffen, Pferden und Proviant nach Komorn zurück.

Doch dieser so glänzende Sieg des genialen und kühnen Klapka konnte dem Freiheitskampfe der Ungarn keine günstige Wendung mehr geben. Am 13. August hatte Görgey vor Paskievič bei Világos die Waffen gestreckt; es blieb Klapka keine andere Wahl übrig, als — nachdem er sich die untrüglichste Ueberzeugung von der Katastrophe von Világos verschafft hatte — am 3. October 1849 die bekannte Capitulation abzuschließen, die sowohl für ihn, als auch für die heldenmüthige Besatzung höchst ehrenvoll war.

Klapka forderte für einige seiner Officiere kaiserliche Passepartouts — diese bereisten das Land in verschiedenen Richtungen; und erst als sie zurückkehrend die traurige Botschaft brachten, daß wirklich Alles zu Ende sei, begann Klapka zu unterhandeln, und erwirkte er für seine Officiere und Mannschaft ehrenhafte Bedingungen. Darum wird auch das Andenken Klapka's in jedes Patrioten Herz hochgehalten.

Wenn Komorn schon früher als eine uneinnehmbare Festung galt, so ist sie dies durch die mittlerweile jenseits der Donau nach der neuesten Kriegswissenschaft aufgeführten und weithin sich erstreckenden Vorwerke jetzt um so mehr und kann füglich als die stärkste Festung der österreichisch-ungarischen Monarchie bezeichnet werden.

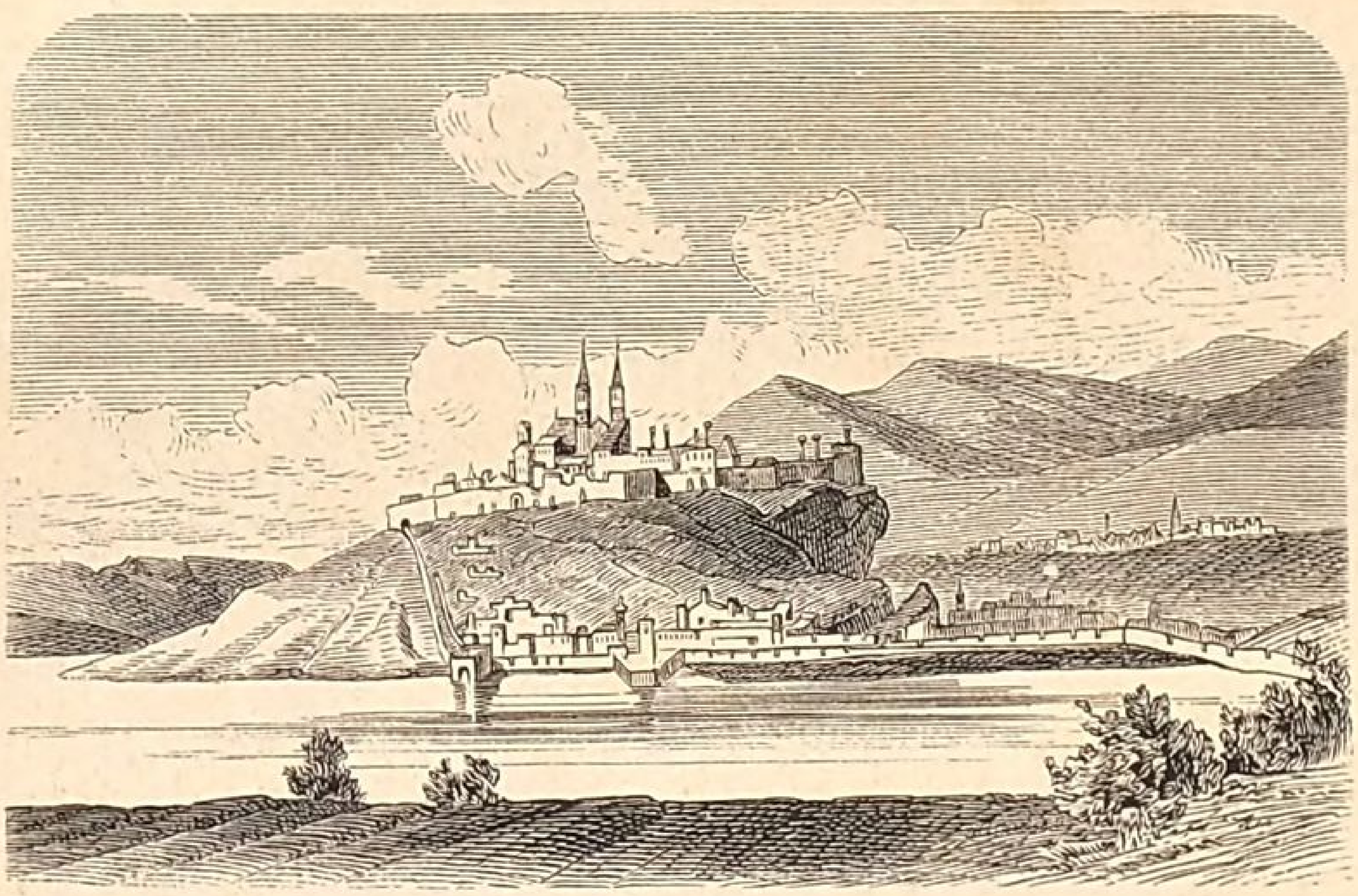
Schließlich sei erwähnt, daß Komorn der Sitz einer städtischen und Comitats-Gerichtsbarkeit, eines königlichen Gerichtshofes erster Instanz, eines königlichen Bezirksgerichtes, Steuer- und Salzamtes ist.

Die Bewohner der Stadt und Umgebung sind sowohl der Sprache als Nationalität nach — mit Ausnahme eines sehr geringen Bruchtheiles — Ungarn.

Wenn wir Komorn verlassen, folgt am rechten Ufer Alt-Szöny mit Schloß und Park des Grafen Zichy und den gut erhaltenen römischen Bauten und Alterthümern, hier stand einst das „Virginaceum Castrum". Nach

Vereinigung der beiden Hauptarme nimmt nun die Donau eine beträchtliche Breite an. Rechts beginnt das Vértes-Waldgebirge und am Fuße desselben liegt landeinwärts Dotis (Tata) an einem See, es ist eine namhafte Stadt mit Eszterházy'schem Palais, Tuchfabriken und Zucker-Raffinerien.

Gegen $\frac{1}{2}$3 Uhr Nachmittags gelangt der Dampfer nach Almás, berühmt von seinen bedeutenden Brüchen rothen Marmors, die sich durch das Gebirge bis Táth hinab fortsetzen. Rückwärts an der Berglehne hinter



Gran im Jahre 1543. (Seite 463.)

Almás liegt Neszmély, berühmt wegen seines vortrefflichen Weines; die hier genannten Orte liegen am rechten Ufer der Donau, ebenso Piszke und Süttö mit ihren Marmorbrüchen, welche Farbe und Structur nach zur Almáser Formation gehören.

Am linken Ufer gegenüber Piszke liegt der Ort Karva, in welchem sich mehrere Herrenhäuser befinden; dieser Ort aber birgt ein Denkmal von geschichtlichem und archäologischem Interesse und Werth, welches noch wenig oder fast gar nicht bekannt ist, und das wir für unser Werk zeichnen ließen.

Die Ortschaft Karva liegt am oberen Ende des Graner Comitates und wird für den Archäologen von hohem Interesse durch ihre sehr alte

Kirche und das darin enthaltene Grabmal der Familie Lábatlan aus dem Jahre 1400. Die Kirche ist ein altromanischer Bau mit halbrunder Apsis, und auch deren schmale Fensterchen schließen mit einem Halbkreise ab. Das Schiff und Portale jedoch sind umgebaut und gehören einer späteren Zeitperiode an.

Im Fußboden des Mittelschiffes befindet sich das überraschend schöne Grabdenkmal, welches wir auf Seite 448 in gelungener Zeichnung wiedergeben.

Diese Grabplatte ist aus rothem Piszkéer Marmor, 233 Centimeter lang, 115 Centimeter breit und, abgesehen von dem auch in der Zeichnung sichtbaren Quersprung, ganz wohlerhalten und unbeschädigt.

In der Mitte sieht man in sehr scharfem Relief das Wappen der Familie Lábatlan. Eine Tartsche in schiefer Stellung, auf der einen Seite mehr ausgebogen, rechts der übliche Einschnitt zum Ansetzen der Lanze. In der Mitte des Schildes ist das von einem Pfeile durchbohrte Herz, welches das Wappenbild der Familie Lábatlan war. Ober dem Schilde sehen wir einen Stechhelm, ebenfalls mit dem durchbohrten Herzen als Helmzier.

Was aber bei diesem Wappen das Ueberraschendste, was ihm wahren Kunstwerth verleiht, sind die Lambrequins, die Helmdecke, welche hier ganz abweichend von sonstigen Wappeneinfassungen in eine Pflanzen-Arabeske übergeht, deren Wurzel sich am Helmknopfe als Verzierung anschmiegt. Die beiden Ranken umfließen das Wappen in harmonischen Windungen. Die Stylisirung dieses Pflanzen-Ornaments ist so überraschend schön, die Sculptur mit solch' künstlerischer Leichtigkeit ausgeführt, daß man diese Grabplatte unbedingt zu den schönsten Denkmalen mittelalterlicher Kunst zu zählen vermag.

Die in schön geschnittenen Minuskeln ausgeführte Rundschrift dieses Denkmales lautet wie folgt:

„Hic est sepultura nobilium de Lábatlan — Anno Domini Millesimo Quadringentesimo."

Demnach haben wir das Erbbegräbniß der Familie Lábatlan vor uns, welche in der Geschichte Ungarns eine bedeutende Rolle spielte; es ist aber auch das Einzige, was uns zur Erinnerung an diese ausgestorbene Familie übrig blieb. Wir zählen unter denen von Lábatlan: Wojwoden,

Heerführer, Feldhauptleute, Festungsbefehlshaber, Obergespäne. Auch in einer anderen Hinsicht ist diese Grabplatte bemerkenswerth, denn sie zeigt uns die hohe Entwicklungsstufe der Steinsculptur zu Ende des 14. Jahrhunderts, und beweist, daß die berühmten Piszkéer Marmorbrüche, welche noch heute für unerschöpflich gelten, schon damals im Abbau waren.

Die Familie Lábatlan stammt aus dem am rechten Donau-Ufer gerade gegenüber von Karva gelegenen, zum Komorner Comitat gehörigen Orte Lábatlan — heute berühmt von seinem wasserdichten Portland-Cement.

Das Dorf Lábatlan wird schon im Jahre 1267 genannt, in welchem Jahre Béla IV. Nikolaus dem Enkel Wech's als Oberherold und Oberststallmeister in Lábatlan 18, in Bykul 15 Acker Land verlieh. Im Jahre 1283 theilten sich die Brüder Zuárd (Evard nach damaliger Schreibart) von Karva und Zuárd von Csák (Chak nach damaliger Schreibart) in die Besitzungen von Lábatlan, Ujfalu (heute Sattel-Neudorf), Ujkut und Karva (damals Kerwa geschrieben).

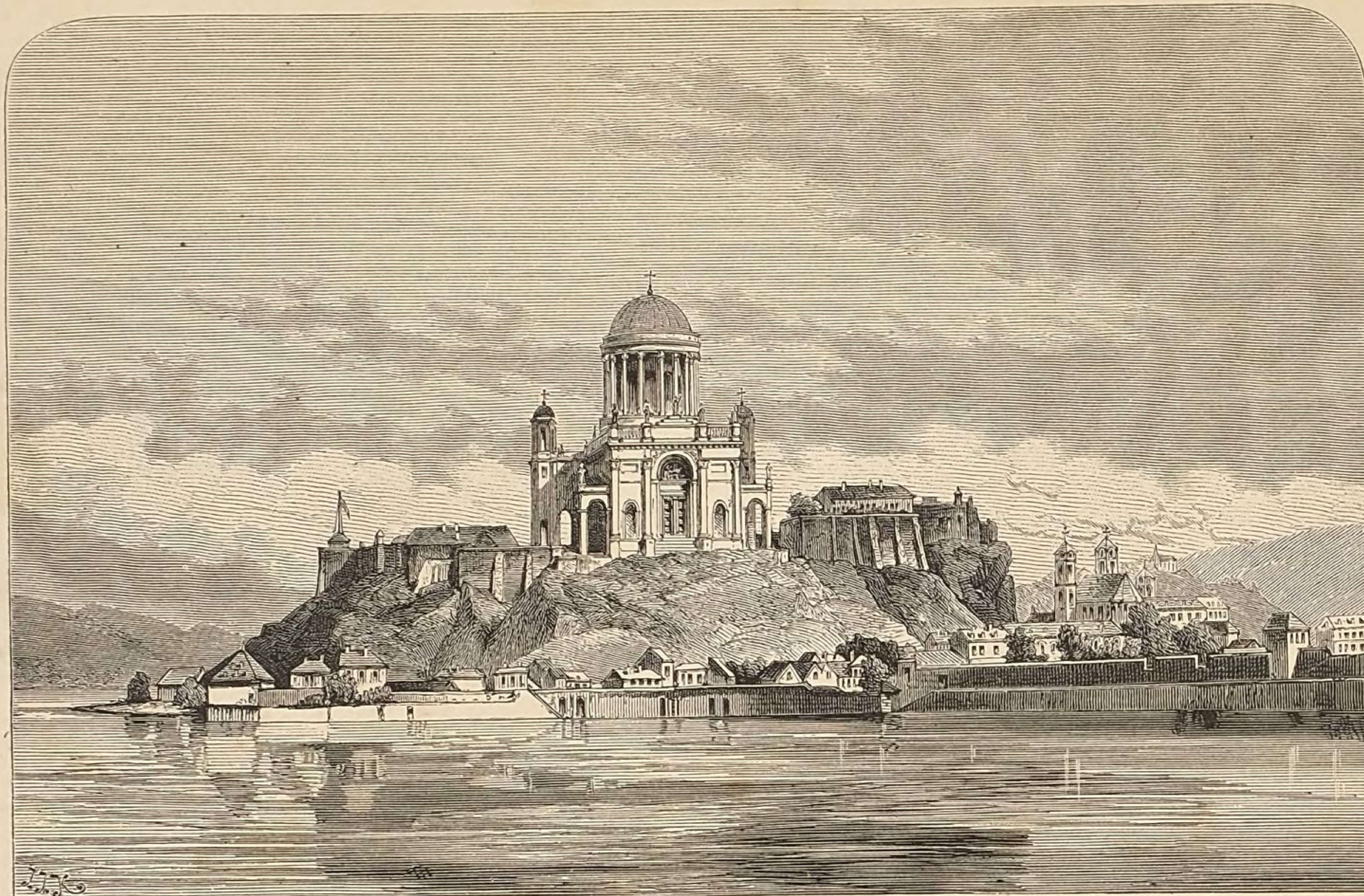
Im Jahre 1414 begegnen wir Michael von Lábatlan als Obergespan von Csongrád. Die Grabplatte aus dem Jahre 1400 zeigt uns, daß das Geschlecht schon früher angesehen war. Die vier Söhne des genannten Michael: Nikolaus, Gregor, Ladislaus, Johann, nahmen an den vaterländischen Angelegenheiten hervorragenden Antheil. Schon im Jahre 1558 war aber dieses Geschlecht ausgestorben.

Wir steuern nun wieder an's rechte Ufer hinüber, da folgt Neudorf (als Sattel-Neudorf noch bekannter), einst die römische Stadt Villa Cortia. Nordwestlich vom Orte erhebt sich ein Felsengipfel mit den Trümmern einer alten Burg. Neudorf war die Hauptstation der einst berühmten Bauernpost, vor Einführung der Eisenbahn und Dampfschifffahrt das beliebteste und schnellste Beförderungsmittel zwischen Pest und Wien. Sobald man Neudorf passirt, hat man ein herrliches Gebirgspanorama vor sich, und sieht schon die Kuppel der Basilika von Gran. Vorher gelangt man rechts an dem obenerwähnten Táth vorbei, mit seinen Marmorbrüchen und Kohlenwerken wichtig für die nahe Hauptstadt des Landes.

Die Donau macht nun eine Krümmung, die Berge treten an beiden Ufern nahe an den Strom heran, wir passiren die Mündung des Gran-



A. Hartleben's Verlag. Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag, Wien. Druck v. Eberle & Comp. Wien.



15. Gran.

flusses, über den eine schöne Gitterbrücke der Eisenbahn führt, und legen an dem Landungssteg von Gran an.

Gran.

Sowie überall am pannonischen Ufer waren auch um Gran römische Niederlassungen und Legionsstandlager, wie wir dies aus den Funden in den Feldern der Orte Szöny, Sattel-Neudorf, Táth, Tokod ersehen. Aber selbst auf dem Boden der alten Burg zu Gran und des ehemaligen Festungsrayons wurden römische Münzen, Votivsteine, Denkmale und Legionsziegel gefunden.

Unter den hier stationirten Legionen waren in der späteren Zeit auch christliche, und so liegt es außer Zweifel, daß an dieser Stätte, von welcher aus den Ungarn das Christenthum gepredigt wurde, und wo sich deren erster apostolischer König taufen ließ, schon lange vorher das Kreuz sich weit in die Lande hinaus erhob. Heute ragt vom „ungarischen Rom" auf hohem Felsen an der Donau die berühmte Basilika empor.

Als sich die Ungarn an der Donau niederließen, blieben deren erste drei Fürsten dem Glauben der Väter treu, welcher viel Aehnlichkeit mit dem Druidendienste hatte, mit Ausnahme dessen, daß bei den Ungarn keine Menschenopfer vorkamen. Die Priester, „Táltos", welche aus den Eingeweiden und Blutgefäßen der von ihnen geschlachteten Opferthiere — reine schöne Schimmel — weissagten, waren zugleich Schieds- und Friedensrichter. Die Ungarn waren Monotheisten und kannten nur einen Gott, den „Hadur" (Herr der Heerschaaren), den sie „Isten" nannten; diesen letzteren Namen übertrugen sie auch auf den christlichen Gottesbegriff, so daß Gott bei allen Confessionen „Isten" heißt.

Der vierte Fürst, Géjza (Győző = der Sieger), nahm die Taufe auf Zureden seiner Gattin, der Siebenbürgerin Sarolta. Dieses fürstliche Ehepaar berief ausländische Priester, Künstler, Handwerker, Kaufleute, welche neben abendländischen Sitten auch das Christenthum verbreiteten. Schon im Jahre 971 kam der heilige Wolfgang, ein deutscher Mönch, als Apostel nach Ungarn, ohne jedoch merklichen Erfolg zu haben. Zwei Jahre später

sandten die deutschen Bischöfe Bruno und Piligrim eine größere Anzahl Missionäre, welche nahezu fünftausend magyarische Edle tauften. An die Geburt Vojk's, des Sohnes Géjza's, der im Jahre 979 in der Graner Burg das Licht der Welt erblickte, knüpft sich ein ganzer Sagenkreis. In der Taufe erhielt er den Namen Stefan, wurde vom italienischen Grafen Adeodat erzogen und in den Sprachen unterwiesen.

Unter den Männern, die sich um die Verbreitung des christlichen Glaubens und europäischer Cultur unter den Ungarn hervorragende Verdienste erwarben, steht obenan der heilige Adalbert, zweiter Bischof von Prag, der von den Böhmen verfolgt und vertrieben wurde.

Stefan vermälte sich mit der Tochter des damaligen Baiernfürsten Heinrich, Gizela, und begründete nicht nur die Dynastie der Arpaden, sondern auch das eigentliche ungarische Staatswesen auf europäischer Grundlage; — seinem organisatorischen Talente gelang dies so wohl, daß Ungarn bald zu den bestgeordneten Staaten damaliger Zeit gehörte.

Im Jahre 997 ging Fürst Géjza, des heiligen Stefan Vater, zu seinen Vorfahren ein, und der junge König regierte nun allein das ebenfalls noch junge Staatswesen. Gleich beim Regierungsantritt thürmten sich ihm große Hindernisse entgegen, deren nicht geringstes der Aufstand des Somogyer Heerführers Kupa war, welcher mit seinen Schaaren gegen die Einführung des Christenthums anstürmte und den alten Glauben wieder zu Ehren bringen wollte.

Nach Besiegung Kupa's und seiner Aufständischen sandte Stefan den Benedictiner-Mönch Astrik nach Rom, um vom Papste die Einwilligung zur Diöcesan-Eintheilung Ungarns zu erlangen, und zwar mit einem Primat in Gran und noch 10—12 Bisthümern. Der damalige Inhaber des Stuhles Petri, Sylvester II., sandte durch seinen Legaten nicht nur die verlangte Einwilligung und canonische Bestätigung, sondern auch das apostolische Doppelkreuz und die Krone; diese letztere bildet das Innere der noch jetzt zur Krönung verwendeten Krone, während der äußere daran gelöthete Zackenrand die vom byzantinischen Kaiser geschenkte Krone ist. Im Jahre 1000 wurde Stefan zu Gran mit der Sylvester'schen Krone als erster König von Ungarn gekrönt. Die Krönung als solche und die Krönungs-Insig-

nien haben in den Augen der Ungarn zumeist nationalen Werth und abstrahiren sie dabei mehr vom eigentlich kirchlichen; beides ist allen Ungarn gleich heilig, seien sie welcher Confession immer; Beweis hierfür, daß nach den heimischen Gesetzen und seit dem Linzer und Szathmárer Religionsfrieden der eine der Kronhüter stets Protestant ist und unter den Bannerherren des Reiches erscheint. Sechs Jahre nach der Niederschlagung der Kupaschen Revolte drohte dem jungen Königreiche und dem eben Wurzel fassenden Christenthume neue Gefahr durch den im Jahre 1003 beginnenden Aufstand der Siebenbürger unter Gyula, der ebenfalls für den Glauben der Väter das Schwert zog.

Die erste Graner Primatialkirche, deren Standort jedoch nicht genau bestimmt werden kann, begann Stefan kurz vor seinem im Jahre 1038 erfolgten Tode zu bauen.

Zur Zeit des Königs Ladislaus des Heiligen begannen die Kreuzzüge, deren Schaaren ihren Weg donauabwärts nahmen, nicht zum Heile der Länder, die sie durchzogen, denn in arger Begriffsverwirrung begannen sie ihr Zerstörungs- und Plünderungswerk schon auf europäischem Boden, besonders war dies bei den aus Frankreich kommenden Schaaren Peter's von Amiens und den deutschen Haufen der Fall, welche den Kreuzrittern als Vorläufer dienten.

Mit den geordneten Kreuzheeren kamen im Jahre 1147 zur Zeit des Königs Géjza II. die französischen Ritter unter Führung des Königs Ludwig VII. nach Gran, wo sie Gäste des Königs und des damaligen Primas Felician waren; aus diesem feierlichen Anlasse war der französische König Taufpathe des eben damals geborenen königlichen Sprößlings. Im Jahre 1173, als der Primas Lucas Bánfi in Gran als ungarischer Kirchenfürst regierte, kamen Herzog Heinrich von Oesterreich, der Schwiegervater des ungarischen Königs Stefan III., dann der Herzog von Sachsen nach Párkány, waren aber überrascht, dort die Trauernachricht zu erfahren, daß der Ungarkönig aufgebahrt liege.

Auch Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) besuchte auf seinem Zuge nach Palästina im Jahre 1190 den damaligen König Béla III. in Gran, wo ihn am Schloßthore die Königin, der damalige Primas Job und die

ungarischen Bannerherren empfingen. Der deutsche Kaiser ward mit vielen Ehrenbezeigungen ausgezeichnet, die Königin beschenkte ihn mit einem mit Elfenbein verzierten Stuhl, Goldbrocat-Bettdecke und einem prachtvollen Zeltteppich.

Auf der Ebene des St. Georgs-Feldes waren die Zelte der Kreuzritter aufgeschlagen; der deutsche Kaiser nahm mit dem gastfreundlichen Ungarkönig die Revue über dieselben ab, und darauf wurde eine Hofjagd in dem königlichen Wildgarten zu Dömös abgehalten. Der vom Kaiser Rothbart geführte Kreuzzug war der letzte, welcher seinen Weg über Ungarn und den Landweg nahm — die späteren Kreuzritter fuhren über's Meer nach dem gelobten — aber nicht lobenswerthen — Lande.

Das 13. war das letzte Jahrhundert, während welchem noch die Arpaden auf dem Throne ihrer Väter saßen; während dieser Zeit wurden auch die eingewanderten Kumanier zum Christenthum bekehrt und assimilirten sich dieselben vollkommen der ungarischen Nation, deren Sprache sie sich auch derart aneigneten, daß sie ihre eigentliche Muttersprache in der nächsten Generation kaum mehr kannten. Der Kumanier-District bestand als selbstständiges Municipium wohl noch bis zum Jahre 1875, also noch durch 637 Jahre, und wurde nebst den anderen ehemaligen sogenannten „freien Districten"*) in jenem Jahre in die benachbarten Gespanschaften einverleibt; es war das aber nur eine historische Unterscheidung, denn Jazyger und Kumanier sind schon seit Jahrhunderten durch gar nichts von den Magyaren unterscheidbar.

Böse Tage erlebte Gran während des Mongolen-Einfalles (dem Tatarenzuge). In der unglücklichen Schlacht am Sajóflusse verlor der Graner Erzbischof Matthias sein Leben; die Mongolen setzten im Winter 1242 über die feste Eisdecke der Donau, erstürmten die befestigte Stadt, mordeten und zerstörten Alles. Doch vermochten die Unholde nicht die Felsenburg Grans zu erstürmen, welche der Befehlshaber Simon mit seinem Häuflein löwenmüthig vertheidigte.

König Béla IV. wandte nach dem Rückzuge der Mongolen Alles an, um das verwüstete Land wieder zu bevölkern und die Städte aus den Ruinen

*) Jazygier, Hajducken, Kikindaer, Siebenbürger Sachsen, Kövárer District.

zu erheben. Der damalige Erzbischof von Gran, Stefan Vancsai, der ihn hierin kräftigst unterstützte, war der erste unter den Primaten Ungarns, welcher die Cardinalswürde erhielt.

Der Zeit tiefer Erniedrigung und großen Elends, verursacht durch die Mongolen-Einfälle, folgte für Gran eine Aera baulichen Aufschwunges, die im Jahre 1330 unter dem Erzbischof Telegdi Csanadin begann und von den nachfolgenden Erzbischöfen Demetrius, Johann Kanizsai, Georg Pálóczy, Dionys Szécsy, Johann Vitéz und Thomas Bakacs kräftigst gefördert wurde. Die Festung, die Burg, der Dom und alle öffentlichen Gebäude wurden durch prachtvolle Neubauten wieder hergestellt und auch viel Neues geschaffen; die Wasserstadt (die heutige Unterstadt Grans) wurde ebenfalls mit Bastionen umgeben, um sie gegen künftige Invasionen zu schützen. Von den neuen Ansiedlern bekam dieser Theil den Namen die Deutsche Stadt. Von 1423—1439 wurden die heilige Krone und die anderen Krönungs-Insignien in Gran verwahrt. Unter Johann Vitéz erreichte Gran seines Glanzes Höhepunkt (1465—1472); derselbe errichtete daselbst auch eine Sternwarte, legte Bibliotheken, Kunstgärten und eine Porträtgalerie ungarischer Könige und Staatsmänner an.

Da die Könige ihren Sitz jedoch schon früher nach Visegrád und Ofen verlegten, so konnte diese Bauperiode trotz des dadurch geförderten Glanzes doch nicht den allmälichen Rückgang der Stadt hindern.

Die im Jahre 1507 von Cardinal Thomas Bakacs erbaute Kapelle ist der einzige Bau, der aus jener schönen Zeit allein übrig blieb — alles Andere ging während der Türkenkriege zu Grunde.

Dieses war eine recht traurige Zeit für Gran; in der am 29. August 1526 verlornen so verhängnißvollen Schlacht von Mohács, von deren Folgen sich Ungarn noch heute nicht erholt hat und wohl auch nie erholen wird, fiel neben dem König Ludwig II. auch der damalige Primas Ladislaus von Zalka nebst vielen Bischöfen und Bannerherren, die mit ihren Vasallen Heeresfolge leisteten und in's königliche Lager gezogen waren. Die siegreichen Türken drangen bald bis Ofen, streiften durch's Land bis unter Gran, welches aber erst 1543 in ihre Hände fiel. Der Primas Paul Várday zog sammt dem Capitel bei der Nachricht vom Nahen der osmanischen Heere aus Gran fort,

und war Tyrnau von da an durch lange Zeit der provisorische Sitz des Erzbisthums.

Das von den Türken umzingelte und eng belagerte Gran wurde von spanischen, italienischen und deutschen Söldnern vertheidigt. Sultan Soliman errichtete seine Breschbatterien auf den Höhen des St. Thomasberges, beschoß von da nicht nur die Festungswerke, Stadtthürme, sondern auch die Kathedrale und andere öffentliche Gebäude. Die fremdländischen Heerführer Liscano und Salamanca ließen sich vom Sultan bestechen und übergaben die noch haltbare Veste am 10. August. Die damalige Basilika wurde in eine Moschee umgewandelt.

Im Jahre 1595 wurde Gran wieder zurückerobert; Erzherzog Matthias, Mannsfeldt, Pálffy, Schwarzenberg, Aldobrandini kämpften unter den Mauern des alten Königsschlosses; am 13. August fiel die Unterstadt, am 1. September aber die Festung selbst in die Hände des kaiserlichen Heeres. Unter Aldobrandini, dem Enkel Papst Clemens' VIII., kämpften hier 8000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter, welche der Papst ausrüstete und in's Graner Lager sandte. Im unglücklichen Feldzuge von 1605 nahmen die Osmanli Gran wieder zurück, in deren Besitz es bis 1683 blieb, in welchem Jahre die Türken aus Ungarn abzogen.

Die politischen Wirren und die von Wien aus befolgte unglückselige Politik Ungarn gegenüber brachten es mit sich, daß beinahe erst ein Jahrhundert später an die Wiederherstellung geordneter Zustände in Ungarn geschritten werden konnte; bis dahin lag auch Gran in seinen Trümmern.

Als unter der Königin Maria Theresia 1767 der Primas Franz Barkóczy wieder in Gran einzog, plante er sofort den Neubau der Basilika, doch hinderte ihn sein bald darauf erfolgter Tod an der Ausführung — und ruhte das Project abermals bis 1820. In dem genannten Jahre trat am 16. Mai Fürstprimas Alexander Rudnay de Rudna das Primat an und faßte folgende Beschlüsse: 1. Der Primas verlegt seine Residenz abermals nach Gran, welche Stadt seine Amtsvorfahrer seit 1543 verlassen hatten. 2. Auch das Domcapitel kehrt dahin zurück. 3. Auf dem Festungsberge zu Gran wird eine großartige Kirche erbaut. Alle drei Punkte wurden auch unter seiner Regierung theils ausgeführt, theils

in Angriff genommen. Im Jahre 1822 fand die Grundsteinlegung der Neuen Basilika statt.

Die großartige Krypta, die Mauern des Domes bis zur Kuppel, die St. Stefanskapelle an der einen Seite der Kirche wurden beinahe noch alle zur Zeit dieses Kirchenfürsten erbaut. Den Bau der Basilika leitete bis 1831 der Architekt Johann Páky; nach Páky's Tode führte der Budapester Architekt Josef Hild den Bau zu Ende. Der nächste Fürstprimas Josef Kopácsy setzte den Bau im Jahre 1839 fort; unter seiner Verwaltung wurde die Kuppel vollendet, die Seitenthürme begonnen, die Marmorirung und Malerei der Wände in Angriff genommen, auch die Ausführung des großen Gemäldes am Hauptaltar begonnen. Dieser Primas starb am 18. September 1847. Sein Nachfolger war Johann Hám, der sich 1848 der nationalen Bewegung in patriotischer Weise anschloß und darum von der reactionären Regierung nicht mehr in seine Würde wieder eingesetzt wurde.


Winzerin von Groß-Maros. (Seite 475.)

Während der hierauf folgenden Reactionsperiode mußte auch der Bau der Basilika in Gran ruhen. Endlich setzte Cardinal Johann Scitovszky den Bau fort, der so weit gedieh, daß am 31. August 1856 die feierliche Einweihung in Gegenwart des Monarchen stattfinden konnte, wobei Liszt's große Messe aufgeführt wurde.

Sein Nachfolger, der am 20. Januar 1867 inthronisirte Primas Johann Simor (bis dahin Bischof von Raab), war viel glücklicher als seine Vorgänger. Ihm war es gegönnt, am 8. Juni desselben Jahres den mit der Nation versöhnten König zu Ofen in der sogenannten Corvinianischen Kirche zu krönen und an der Wiederherstellung der tausendjährigen Verfassung theilzunehmen.

Bevor wir diesen Absatz schließen, wollen wir das Namensverzeichniß der bisherigen Erzbischöfe von Gran (Fürstprimas von Ungarn) geben:

		im Jahre
1.	Dominicus	1000—1002.
2.	Sebastian	1002—1036.
3.	Dominicus II.	1037.
4.	Benedict I.	1055.
5.	Dersfi	1067.
6.	Nehemias	1075.
7.	Stefan I.	1093.
8.	Acsa	1093.
9.	Serafin	1094.
10.	Laurentius	1105.
11.	Marcell	1119.
12.	Felician	1133—1149.
13.	Martyr	1150—1158.
14.	Lukas Bánfi	1158—1178.
15.	Nikolaus I.	1180—1183.
16.	Job	1185—1204.
17.	Ugrin	1204.
18.	Johann I.	1205—1223.
19.	Thomas I.	1224—1225.
20.	Robert	1226—1238.
21.	Matthias	1240—1241.
22.	Stefan II. (Cardinal Vancsay)	1242—1252.
23.	Benedict II.	1254—1261.
24.	Philipp	1262—1272.
25.	Nikolaus II.	1273.
26.	Benedict III.	1275—1277.
27.	Lodomir	1279—1298.
28.	Gregor	1298—1303.
29.	Michael	1303—1304.

	im Jahre
30. Thomas II.	1305—1320.
31. Boleslaus	1320—1328.
32. Nikolaus III.	1329—1330.
33. Telegdi Csanadin	1330—1349.
34. Nikolaus IV. Monoslay	1350—1358.
35. Nikolaus V.	1359—1366.
36. Thomas III.	1367—1376.
37. Johann II.	1376—1378.
38. Demeter, Cardinal	1379—1387.
39. Johann III. Kanizsay	1387—1418.
40. Georg I. Hohenlohe	1422—1423.
41. Georg II. Palóczy	1423—1439.
42. Dionis Széchy, Cardinal	1440—1465.
43. Johann IV. Vitéz	1465—1472.
44. Johann V. Alemann	1473—1476.
45. Johann VI., Cardinal, königlicher Prinz von Arragonien	1480—1485.
46. Hypolit, Cardinal, Herzog von Ferrara	1487—1496.
47. Thomas IV., Cardinal Bakacs	1497—1521.
48. Georg III. Szakmáry	1521—1524.
49. Ladislaus Zalka (bei Mohács gefallen)	1524—1526.
50. Paul Várday	1526—1549.
51. Georg IV., Cardinal Martinuzzi	1551.
52. Nikolaus IV. Oláh	1553—1568.
53. Anton Veranecz	1569—1573.
54. Stefan III. Fehérkövy	1596.
55. Johann VII. Kutasy	1597—1601.
56. Franz I., Cardinal Forgách	1607—1615.
57. Péter, Cardinal Pázmány	1616—1637.
58. Emerich I. Lósy	1637—1642.
59. Georg V. Lippay	1642—1666.
60. Georg VI. Szelepcsényi	1666—1685.
61. Georg VII. Széchenyi	1685—1695.

		im Jahre
62.	Leopold, Cardinal Kollonits	1695—1707.
63.	Christian August, Prinz von Sachsen, Cardinal . . .	1707—1725.
64.	Emerich II. Eszterházy	1725—1745.
65.	Nikolaus VII. Csáky	1751—1757.
66.	Franz II. Barkóczy	1761—1765.
67.	Josef I., Cardinal Batthyányi	1776—1799.
68.	Karl Ambros (Erzherzog)	1808—1809.
69.	Alexander, Cardinal Rudnay	1819—1831.
70.	Josef II. Kopácsy	1839—1847.
71.	Johann VIII. Hám	1848.
72.	Johann IX., Cardinal Scitovszky	1849—1866.
73.	Johann X., Cardinal Simor . . . seit 20. Januar	1867.

Die Graner Basilika, welche wir nun beschreiben wollen, kostete bis zum Tage ihrer Einweihung 2,051.527 Gulden Conventions-Münze.

Am südlichen Fuße des Festungsberges befinden sich die Primatialgärten, von Osten führt ein bequemer, mit acht Baumreihen bepflanzter Weg auf den Festungsberg, zu beiden Seiten dieses Weges stehen die zwölf Capitelhäuser, d. h. Wohnungen der Domherren. Von dem geräumigen Platze vor der Kirche gelangt man auf zwölf Marmorstufen in die Vorhalle der Basilika. Diese Halle ist 139 Fuß breit, 36 Fuß tief. Die an der nördlichen und südlichen Ecke der Basilika befindlichen Thürme sind 180 Fuß hoch und mittelst eines Bogenthores mit dem Dome verbunden. Die Kirche selbst stellt ein nicht sehr gegliedertes Viereck dar; die äußere Länge derselben mißt ohne Vorhalle 251 Fuß, die Breite der gegen die Donau gekehrten Front 137½ Fuß, die Breite in der Mittelachse 151½ Fuß. Die Gesammthöhe der Mauern mißt 107 Fuß. In der Mitte der Basilika erhebt sich deren großartige Kuppel. Auf einer Unterlage von 12 Fuß Höhe stehen 24 Pilaster von 60 Fuß Höhe und 7 Fuß Durchmesser; auf diesen Pilastern, welche 12 Fenster einfassen, ruht der 13 Fuß hohe Sockel, welcher das Gewölbe der Kuppel und deren auf eisernen Rippen ruhendes kupfernes Dach trägt. Die Kuppel umläuft ein 11 Fuß breites Mauergesims, auf welchem man rings um dieselbe gehen kann, von da führt eine bequeme Wendeltreppe auf das Kuppeldach — diese

Treppe zählt 151 Stufen. Die Kuppel krönt eine $7\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser haltende Kugel, auf welcher das $18\frac{1}{2}$ Fuß hohe Kreuz steht. Die Höhe vom Fußboden der Basilika bis zur Kreuzesspitze beträgt 316 Fuß.

Auf dem oberen Gesimse der Kirche stehen die Statuen des heiligen Stefan, heiligen Ladislaus, der Apostel Peter und Paul; in der Mitte zwischen diesen vier Bildsäulen steht eine die Religion allegorisirende Gruppe. Auf den Eckgesimsen stehen die Bildsäulen der vier Evangelisten — alle die hier genannten Bildwerke meißelte Casagrande.

Wir treten nun in das Innere der Basilika. Das Hauptportal ist aus Eisen, ein Werk des Pester Schlossermeisters Andreas Sozer. Das Sanctuarium ist 56 Fuß breit, 65 Fuß 2 Zoll lang — in demselben steht der in Sammt und Goldstickerei ausgeführte erzbischöfliche Thron, zu beiden Seiten die Stühle der Domherren, am Ende derselben rechts eine Kanzel, links der erzbischöfliche Stuhl. Diese kunstvoll geschnitzten Stühle sind das Werk Leißtl's aus Wien.

Ober dem Hauptaltar ist das von Grigoletti gemalte Riesenbild der Himmelfahrt Mariä, dasselbe ist 40 Fuß hoch, 20 Fuß breit. Die Kirche ist in der Form eines Kreuzes gebaut. Die innere Höhe der Kuppel beträgt 227, deren Durchmesser $106\frac{1}{2}$ Fuß. Der Chor gehört zu den größten Zierden der Basilika, derselbe ruht auf sechs marmorirten Säulen, das Brustgeländer besteht aus 60 kleinen Säulen aus carrarischem Marmor; über diesem Geländer erheben sich sechs Statuen, welche den heiligen David, die heilige Cäcilia und Genien darstellen. Die Orgel zählt 64 Register und 3483 Pfeifen, sie ist ein Werk Ludwig Moser's. Die in der Stadt befindliche Ignazkirche diente von 1820 bis zur Einweihung der neuen Basilika als Kathedrale; neben dieser Kirche steht der erzbischöfliche Palast. Gran hat ein Priesterseminar und eine Bibliothek, welche 55.000 gedruckte Bücher und 1400 Bände und Fascikel Manuscripte zählt.

Gran, welches ehedem weit bevölkerter war, noch Anfangs der Fünfziger-Jahre 13.000 Seelen hatte, ist im rapiden Abnehmen begriffen und zählt nach der letzten Aufnahme von 1877 nur mehr 8780 Einwohner; es besteht aus vier verschiedenen Theilen: der eigentlichen Stadt, die sich westlich und südlich vom Festungsberge erstreckt — der erzbischöflichen oder Wasserstadt,

die sich unmittelbar an der Donau hinzieht — ferner aus den beiden Marktflecken Georgenfeld (Szentgyörgymezö) und Thomasberg.

An nicht geistlichen Instituten hat die Stadt die im Jahre 1845 gegründete Sparkassa, eine städtische Bibliothek, Kranken- und Armenhaus, Kunstmühle.

Nahe des Donau-Ufers brechen an mehreren Stellen warme Quellen aus, welche eine Mühle treiben und auch als Bäder benutzt werden. Ebenso giebt es am Fuße des Thomasberges mächtige Quellen von einer Temperatur von 25° Réaumur.

Die Bewohner befassen sich mit Wein-, Obst- und Feldbau — der Handel, Schiffsverkehr und Schiffbau haben ihre ganze ehemalige Bedeutung verloren, obgleich Gran nicht nur Sitz des Erzbisthums, sondern auch der Comitats- und Gerichtsbehörden ist.

Gegen Südwesten von Gran öffnet sich ein weites Thal, in welchem die Donau, sich ausbreitend, einige größere Inseln bildet.

Am linken Ufer liegt der Marktflecken Párkány, welcher mit Gran durch eine Schiffbrücke verbunden ist. Dieser Ort war ehedem viel größer und als Vorwerk Grans stark befestigt, während des Türkenkrieges, nach dem Entsatze Wiens, wurde auch um Párkány gekämpft und die Osmanen daraus vertrieben. Auch in einem früheren Feldzuge kam es da zu blutigen Kämpfen. Die Türken hatten Párkány stark befestigt; als Marschall de Souches die Türken bei Léva geschlagen, führte er seine Armee auf Párkány zu, wo er am 22. Juli 1664 anlangte; es gelang ihm auch, den Ort schon am zweiten Tage zu nehmen, ohne aber dadurch den Fall Grans herbeizuführen. Im October 1683 nahmen die Polen Lubomirsky's Párkány, wobei die Osmanen 4000 Todte hatten, darunter 2 Paschas — gefangen wurden nur 800 Mann, 2 Paschas und 30 Weiber — die geringe Zahl der Gefangenen zeigt, wie verzweifelt sich die Türken wehrten.

Aber auch schon in früheren Zeiten wurde oft auf dieser Ebene, am linken Ufer gegenüber von Gran, gekämpft; über eine Schlacht unter Andreas I. (1045—1060) geht eine Sage, welche Xaver Schurz poetisch behandelte:

Das Wunder bei Gran.

Bei Gran Andreas Erster schlug
Auf's Haupt die Feinde; er hinzug
Wie einen scheuen Hühnerflug;
Fort, schnell genug
Zu fliehen, warf Jeder, was er trug.

Da flogen Lanz' und Tartsche fort;
Schwert, Kolbe, Köcher, Bogen dort;
Hin Wurst und Wamms, nur Last und Tort;
Auch mancher Hort,
Schmuck, Edelstein, ging über Bort.

So mancher der Verfolger da,
Als er die sieben Sachen sah
Rings liegen, sich verweilte „Ha!
Goldspange ja
Sogar! Ist nicht noch And'res nah?" —

Und emsig sucht' er rundumher,
Und ging dabei auch aus nicht leer,
Und jauchzte laut. Auch And're mehr
Die Kreuz und Quer
Gleich suchten; bald das halbe Heer.

Inzwischen Zeit entwischt doch war
Die flüchtige Bulgarenschaar.
Der König sah's, bat, fluchte gar
Ob der Gefahr:
Der Feind sich wende wieder dar!

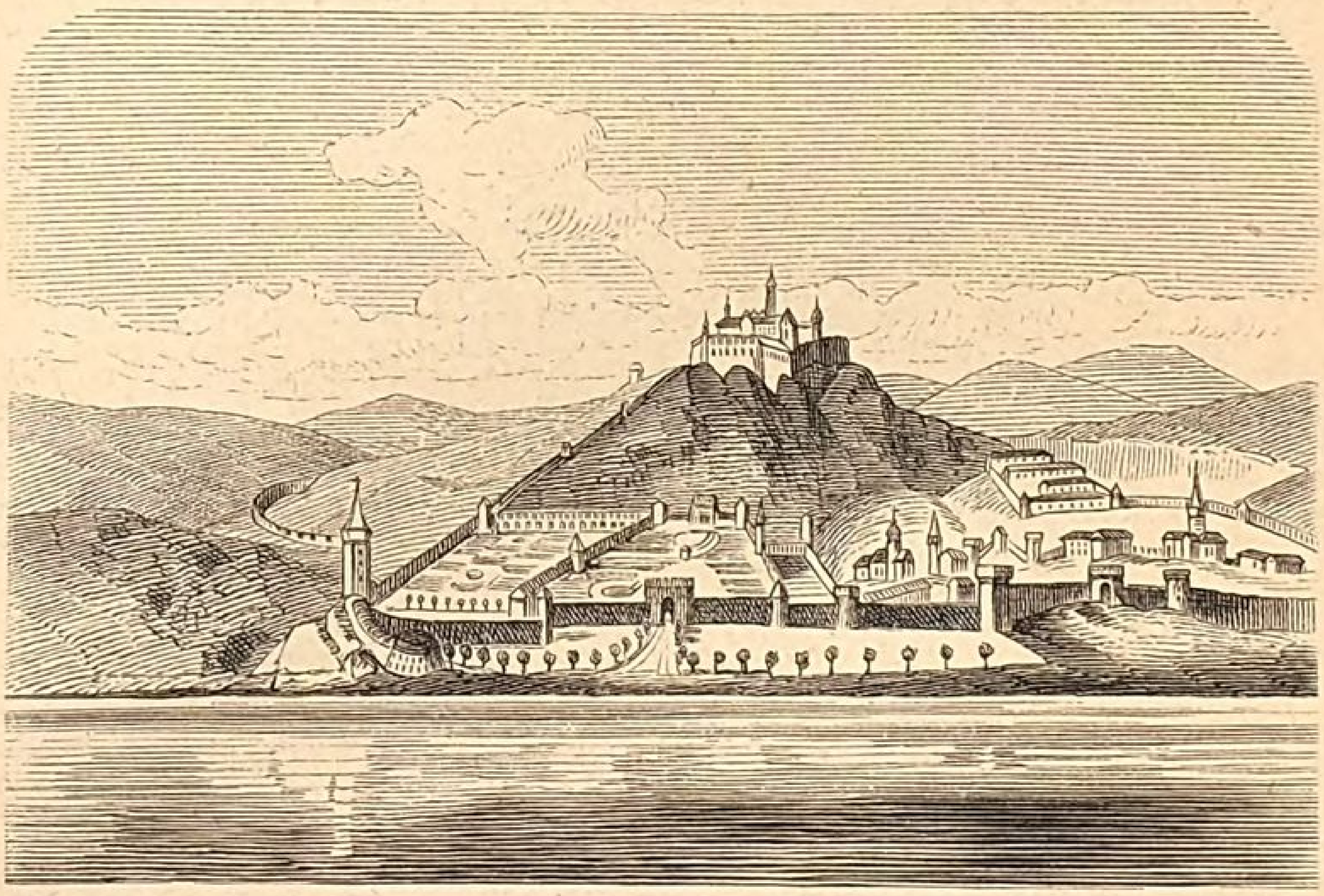
Als Alles nichts half, auf den Grund
Kniet' er, und rang die Hände wund,
Und rief: „Herrgott, umwandle rund
Nur gleich zur Stund
Die Sachen all in Schmutz und Schund!"

Und sieh', der ganze Trödel lag
Als schnöder Koth und Stein zu Tag.
Da nehme, wer noch nehmen mag!
Mit Schlag auf Schlag
Die Feinde trieb man aus dem Hag.

Wir verlassen Párkány — die dahinter liegende Eisenbahnstation Nána dient eben zur Verbindung mit Gran; von hier an läuft die von Wien nach Budapest führende Eisenbahn am linken Ufer knapp am Stromesrande, oft

auf eigens zu diesem Behufe von den Bergen durch Sprengung gewonnenem Terrain. Das Panorama wird ein pittoreskes, die Berge rücken beiderseits nahe an die Ufer; die Porphyr- und Kalkfelsen treten oft scharfkantig nackt heraus, zumeist ist aber das Gebirge dicht bewaldet, am linken Ufer mit Reben bepflanzt.

Zwischen diesen malerischen Uferpartien dahingleitend, fahren wir an der Eipel-Mündung vorbei, über welche eine eiserne Gitterbrücke der Eisenbahn führt, gleich jener weiter oben über die Gran-Mündung.



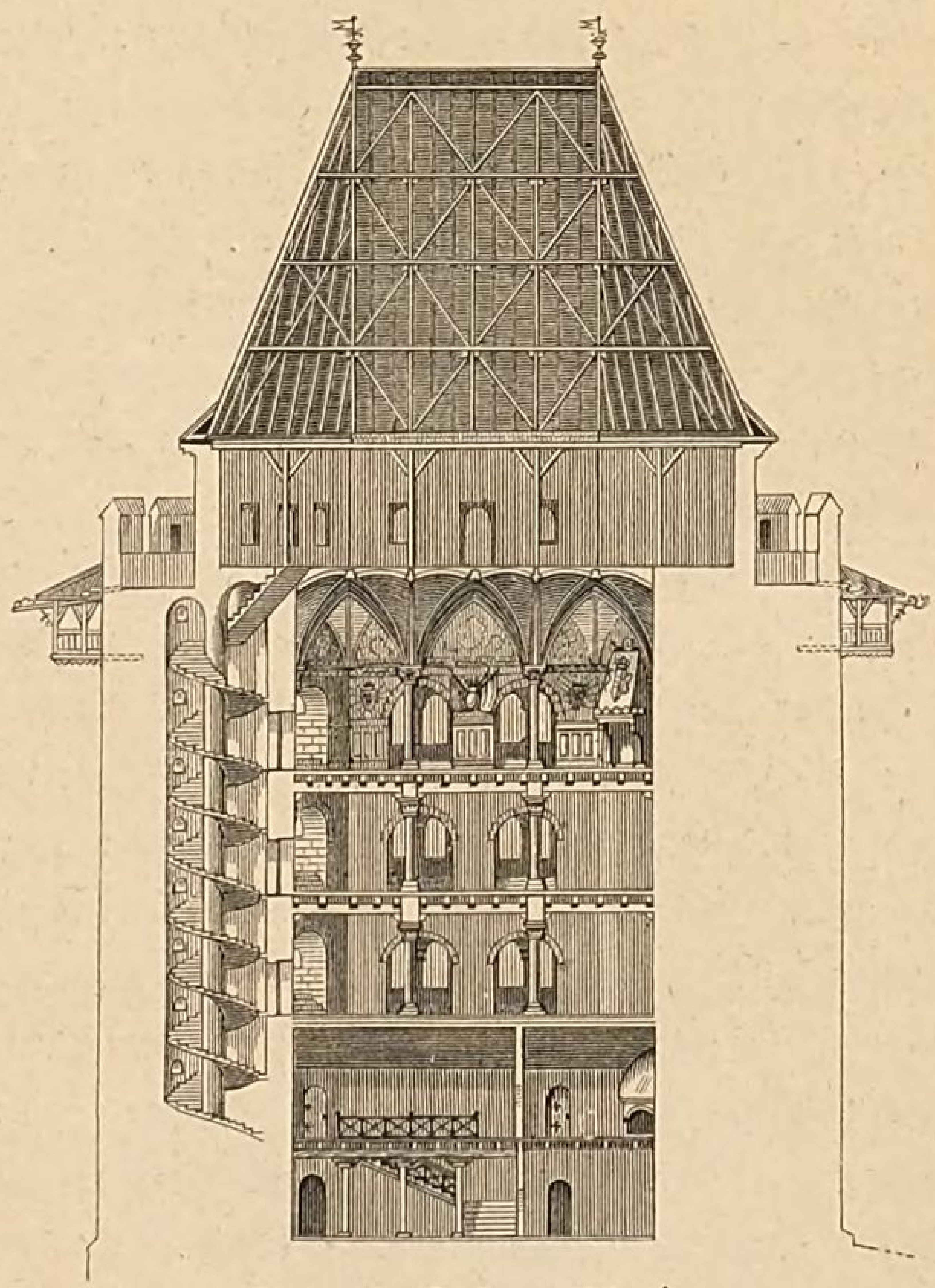
Visegrád zur Zeit Matthias Corvinus. (Seite 475.)

Dieses schöne Werk der Eisenbahntechnik sieht man vom Schiffe aus recht deutlich.

Am linken Ufer in einem zerklüfteten Thale liegt das Dorf Zebegény, wohl unansehnlich, aber in einer der romantischesten Lagen; dann folgt Szobb, zugleich Eisenbahnstation und zukünftiger Ausgangspunkt der projectirten Eipel-Thalbahn. Hinter diesem Orte erhebt sich ein Berg, an dessen Abhang große Steinbrüche sind.

Am rechten Ufer der Donau, am Fuße der sich bis nach Ofen ziehenden Berge liegt die Ortschaft Maróth in einem tiefen Thale, mit zwei Kirchen, wovon die eine auf einer Anhöhe, die andere im Thale steht. An Maróth knüpft sich die Erinnerung an den heldenmüthigen Michael

Dobozi. Die unglückliche Schlacht bei Mohács hatte den König und die Blüthe der Nation in's Grab gesenkt. Die Türken überschwemmten ungehindert das Land zu beiden Seiten der Donau und machten von Ofen aus nach allen Richtungen hin ihre verheerenden Streifzüge. Viele Tausend Flüchtlinge hatten sich bei Maróth gesammelt und ein mit Gräben und Wagen befestigtes Lager errichtet. Bald kamen die Türken herangezogen und stürmten das Lager. Zwei Tage lang wehrten sich die Ungarn und schlugen alle Angriffe des Feindes zurück. Aber am 15. September 1526 erneuerten die Türken mit großer Uebermacht ihre Angriffe, zerstörten die Wagenburg, metzelten Alles, was ihnen in die Hände fiel, nieder und schonten selbst der Säuglinge nicht. Bei 25.000 Leichen bedeckten den Kampfplatz, nur Wenigen gelang es, sich durch die Flucht zu retten. — Michael Dobozi, ein gemeiner Edelmann aus Egyházastabajd, im Stuhlweißenburger Comitat, befand sich ebenfalls nebst seiner Gemalin Helene von Farnos im Lager. Als er sah, daß dieses keinen Schutz mehr gewähre, schwang er sich auf's Roß sammt seiner geliebten Helene, die sich an seinem Rücken anklammerte. So hoffte er dem nachsetzenden Feinde zu entgehen. Aber das Pferd wurde unter der doppelten Last bald müde, und die Türkenschaar kam tobend immer näher.

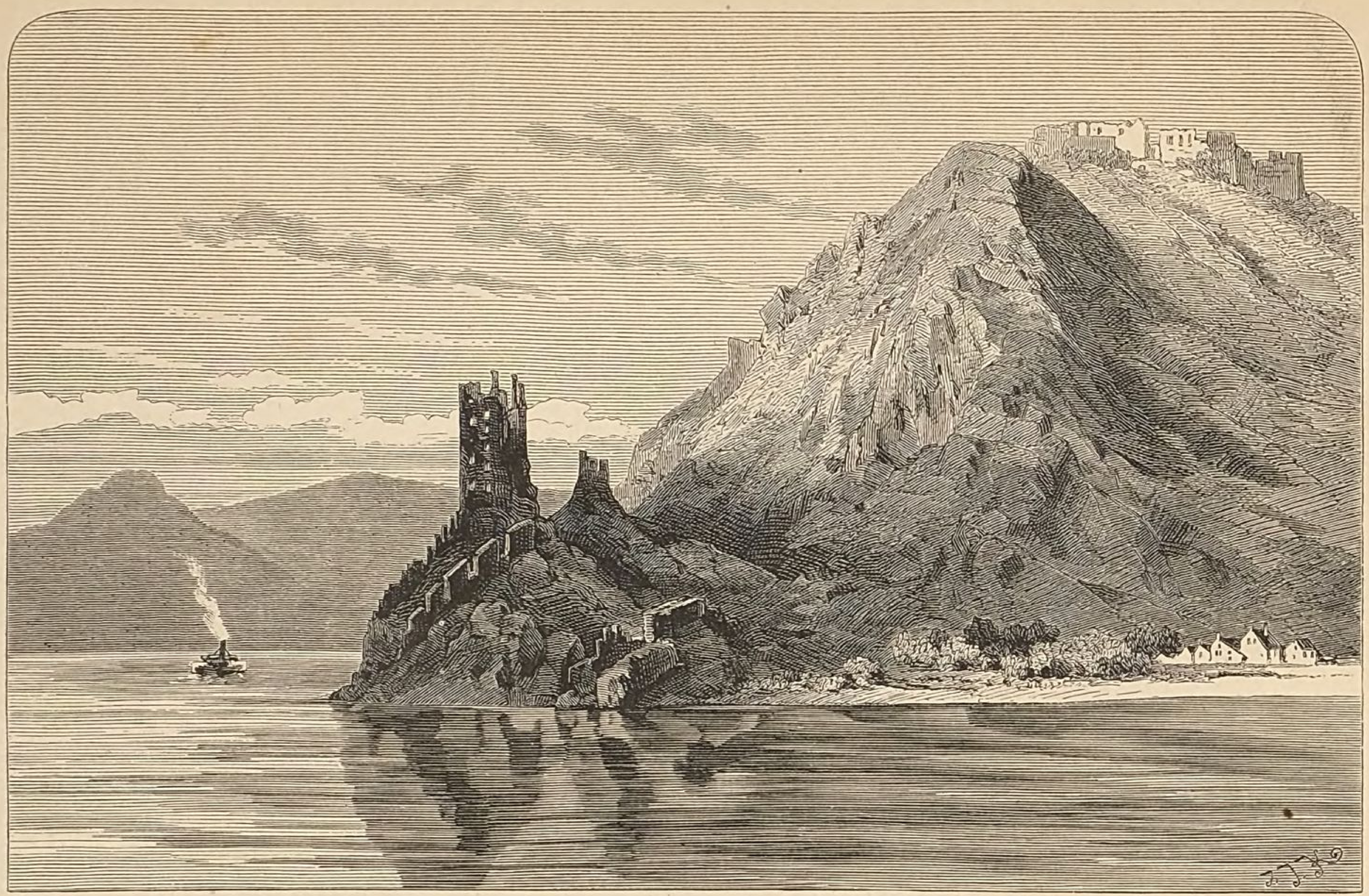


Inneres des Donjon zu Visegrád (nach dessen projectirter Wiederherstellung).

Helene, die edle Frau, bat nun, da ihr jede Hoffnung zur Rettung geschwunden war, ihren Gemal, er möge ihr den Tod geben, um sie vor der Schande zu bewahren. Dobozi wollte ihr Trost zusprechen. Da sprang Helene vom Pferde, damit sich wenigstens ihr Gemal retten könne, und bat noch einmal, er möge ihr das Herz durchbohren. Dobozi konnte ihren Bitten nicht länger widerstehen und zuckte das Schwert: Helene sank in ihrem Blute zusammen; sie war geborgen. Aber der Gatte dachte nicht mehr an die Rettung; vom Schmerze überwältigt, stürzte er sich in die dichtesten Haufen der Feinde und starb den Tod des Helden. Nicht weit von Maróth erhebt sich der Berg Basaharcz (Baschakampf), an dessen Fuße Dobozi sein Weib und sich selbst geopfert haben soll; auf dem Berge Kishegy hat man römische, ungarische und türkische Münzen gefunden und zeigt die Stelle, wo einst Dobozi's Burg gestanden.

Am rechten Ufer treten nun die Ausläufer der Piliser und Vértes-Gebirge an's Ufer heran, die reizendsten Landschaftsbilder bieten sich dem Auge dar, die Partie von hier bis Waitzen concurrirt erfolgreich an Schönheit mit den herrlichsten Strecken des Rheins; die Berge sind mit Eichen und Buchen dicht bestanden, der Strom macht eine bedeutende Krümmung, an deren Ausbuchtung uns die Ruinen von Visegrád entgegenblicken; am rechten Ufer, an der südwestlichen Ecke der gedachten Krümmung, sehen wir das am Fuße der Berge reizend gelegene Dorf Dömös (sprich Dömösch — wie überhaupt im Ungarischen das einfache s stets als sch klingt), wo König Béla I. seinen Tod fand, eben als er zu Gerichte saß, indem der Thron unter ihm zusammenbrach (1063). In der Nähe, auf dem Berge Árpás, stehen die Ruinen des Capitels, welches Álmos gestiftet und in welchem dessen Sohn, der nachmalige König Béla II., im Jahre 1113 Schutz fand vor den Verfolgungen Koloman's.

Die Propstei des Dömöser Capitels hatte zwölf Domherren und besaß die Gutsherrlichkeit über 59 Ortschaften, deren Einwohner dahin ihren Zehent in Cerealien, Mehl, dann eine festgesetzte Anzahl Ochsen, Schafe, Hammel, Schweine, Hühner, Gänse, Salz, Meth und Bier abliefern mußten. Nachdem die Türken die Propstei zerstörten, fielen deren Güter dem Graner Erzbisthum zu, in dessen Besitz sich dieselben auch jetzt noch befinden.



16.

Vissegrád.

Unterhalb Dömös springen die Gebirge des linken Ufers vor und bilden eine scharfe Krümmung der Donau; indem wir das so gebildete Vorgebirge umfahren, sind wir zwischen Groß-Maros am linken und Visegrád am rechten Ufer (sprich Wischegrad); der Marktflecken Groß-Maros zählt jetzt noch 3200 Einwohner und war in alten Zeiten eine königliche Freistadt, die im Jahre 1324 dieselben Privilegien erhielt wie Ofen. Während der Türkenherrschaft büßte Maros seine Gerechtsame ein, litt auch so unendlich und vermochte sich seitdem nicht mehr auf den alten Standpunkt emporzuarbeiten.

Die Bewohner dieses Marktfleckens sind Deutsche, Ungarn, einige Slaven, nebst wenigen israelitischen Handelsleuten. Die Kirche der Deutschen ist alt und sehenswerth. Maros ist berühmt von seinem Weinbau, noch mehr aber von seinen Tafeltrauben, mit denen ein bedeutender Exporthandel bis nach Norddeutschland getrieben wird. Die schönen Trauben, die man im Herbst an den Tables d'hôtes in Dresden, Berlin, Hamburg &c. sieht, stammen zum allergrößten Theile von da — erst in neuerer Zeit verlegen sich auch andere Orte auf den Bau und die Ausfuhr von Tafeltrauben. Kaum einen Punkt dürfte es längs des Donaulaufes geben, an den sich so viele Erinnerungen knüpfen wie an Visegrád, der Leser wird es uns nur Dank wissen, wenn wir diesen höchst interessanten Ort etwas ausführlicher besprechen, denn da reichen sich Geschichte, Poesie und Sage die Hand, um eine Fülle der abwechslungsvollsten, farbenreichsten Bilder zu bieten, wie sie sich die lebhafteste Phantasie nicht anders bilden könnte.

Visegrád.

> Es zieht in Kaiserhallen vor dem Thor
> Die Spinn' als Kämmerer den Vorhang vor,
> Und in Efra-Siabens Königshallen
> Hört man als Heermusik die Eule schallen.

Im langen Laufe, den der herrliche Strom durch Ungarns Gauen nimmt, durchbricht er drei Gebirgspforten; die erste gleich beim Eintritt in's Land bei Theben; die zweite zwischen Gran und Visegrád, wo die Ausläufer der Karpathen durch das Granthal bis an's linke, und die Vorberge des

Bakony bis an's rechte Ufer heranreichen; dann die dritte bei Peterwardein und Palanka, wo die slavonischen und Banater Gebirge bis hart an's Ufer reichen.

Als Wache an der zweiten Strompforte stehen noch immer die pittoresken Ruinen der einst prachtvollen Königsburg; nur mehr todte Zeugen einstiger Größe. Aber wenn auch die Pracht untergegangen ist, mit der sie einst die Menschen geschmückt, die Natur bleibt gleich groß und herrlich.

Die landschaftliche Schönheit Visegráds allein würde schon genügen, daß wir uns an diesem herrlichen Gestade aufhalten, das Auge schaut von den Zinnen der oberen Burgruine weit über die Berge, aus der Ferne schimmert ein breites silbernes Band, es ist die Donau, die majestätisch daherrollt — dann verschwindet das Band hinter dunkelgrünen bewaldeten Bergen, um am Fuße der Burg wieder hervorzutreten. Wo die Donau abermals verschwindet, dämmern aus der Ferne blauende Berge, auf einem derselben stehen die Trümmer der einst stolzen Burg Nógrád, die heute gebrochen daliegt, gleich Visegrád — dann dehnt sich die Donau wieder in ihrem Bette und eilt der Landeshauptstadt zu.

In der Mulde des östlichen Bergabhanges, unterhalb der Burgruine, zeigt sich ein römischer Beerdigungsplatz; man fand da Ziegel, Münzen, Urnen, Lampen, Thränenfläschchen und andere römische Alterthümer. Nach Ansicht vieler Alterthumsforscher soll hier das Castrum ad Herculem gestanden haben; nach Thuróczy wäre dieser Punkt schon von den Pannoniern befestigt gewesen.

Der Name des Ortes Visegrád stammt aus dem Slavischen und heißt eigentlich Wissehrad = Hohe Burg; in den Documenten der Könige aus dem Hause Anjou ist der Ort als altum castrum genannt; die Deutschen nannten es Blenden- oder Plintenburg, welche Benennung nicht ganz aufgeklärt ist, es wäre denn, weil Béla II. hier geblendet wurde. Daß die Ungarn bei Besetzung des Landes diese Burg schon vorfanden, ist gewiß, ebenso daß schon deren erste Könige die Veste vervollständigen ließen.

Andreas I. baute hier den griechischen Basilianern ein Kloster, welches später von lateinischen Mönchen bezogen wurde.

König Ladislaus I. ließ seinen ränkesüchtigen, im Lande Verschwörungen anzettelnden Vetter Salamon hier einsperren, wonach der

Donjon dieser Burg noch heute der Salamonsthurm genannt wird. — Aus Anlaß der Feierlichkeit der Heiligsprechung Stefan's wurde der gefangene Prinz wieder freigelassen. An diese Befreiung knüpft sich eine Legende. Stefan I. wurde heilig gesprochen, die Gebeine desselben sollten mit großer Feierlichkeit und Entfaltung königlichen Pompes aus der Gruft gehoben werden. Man bereitete sich zu dieser Feier durch dreitägiges Fasten und Bußübungen vor, um ja des Heiligen würdig zu sein. Nun sollte die steinerne Grabplatte gehoben werden, aber keine Gewalt war im Stande, den Stein nur von der Stelle zu rücken; man stand hilf- und rathlos da. Eine anwesende Nonne, Namens Charis, sagte nun, man müsse Salamon freilassen, denn der heiliggesprochene König wolle keinen Zwist in seinem Hause, dann werde man den Stein zu heben vermögen. Salamon wurde sofort in Freiheit gesetzt (1081) und die Uebertragung der Gebeine konnte erfolgen.

Durch fast zwei Jahrhunderte schweigt nun die Geschichte über Visegrád, und erst nach dem Erlöschen des Hauses Árpád beginnt es wieder eine Rolle zu spielen, und das war dann das „goldene Zeitalter" dieser Königsburg, von welcher Baron Alois von Mednyánszky in seinem Werke sagt:

„Visegrád, jenes einst so berühmte Visegrád, das Könige in seinen Mauern beherbergte, Alles, was Prachtliebe und Luxus ersinnen kann, vereinte, und von den Ausländern den so hoch gepriesenen Weltwundern des Alterthums beigezählt ward."

Große Wichtigkeit erlangte Visegrád, wie gesagt, erst nach dem Erlöschen des Árpád'schen und der Thronbesteigung des Anjou'schen königlichen Geschlechtes. Während der Zeit, wo Karl Robert, der nunmehrige König von Ungarn, theils mit seinen Gegenkönigen Wenzeslaus und Otto, theils mit den mächtigen Landes-Oligarchen harte Kämpfe auszufechten hatte, befand sich Visegrád in den Händen seines größten Widersachers, des bekannten Matthäus Csák, Grafen von Trencsin. Dafür spricht der Umstand, daß der Cardinal Gentilis 1309 Csák ermahnte, er möchte doch unter Anderem die nahe zu Ofen gelegene königliche Burg (Visegrád), welche ihm nur zeitweilig anvertraut worden, dem Könige zurückgeben. Csák würdigte jedoch das Schreiben des Cardinals nicht einmal einer Antwort. Im Gegen-

theil ging seine Kühnheit so weit, daß er 1311 sogar die Umgebung Ofens, wo sich der König sammt seiner Gemalin Maria Katharina aufhielt, mit seinen Schaaren zu beunruhigen wagte.*)

Es blieb somit dem Könige nichts Anderes übrig, als zu warten, bis seine Macht im Steigen, die seines Gegners aber im Abnehmen sein werde. Dies traf auch bald ein; denn nach der verlorenen Schlacht bei Rozgony war der Glücksstern Csák's fortwährend im Sinken begriffen, so daß Karl 1315 sowohl Visegrád als auch Komorn seinem trotzigen Gegner entreißen konnte.

Zur Zeit Karl's gab es schon eine wahrscheinlich sehr bescheidene königliche Burg in Ofen; allein Karl liebte dieselbe nicht, vielleicht aus Haß gegen die Ofener Einwohner, die am längsten eine Anhänglichkeit an seine Gegenkönige zur Schau trugen. Darum ließ er ein königliches Schloß in Temesvár aufführen, wo er sich, besonders nach dem 1317 erfolgten Tode seiner ersten Gemalin, aufhielt und mit einer aus der Schütt stammenden „Dame" im Concubinate lebte. Aber nach erfolgter Heirat mit Beatrix, der Schwester des böhmischen Königs Johann, und nach deren baldigem Ableben änderte Karl in Bezug auf die künftige königliche Residenz seinen Sinn und fiel seine Wahl auf das reizende Visegrád. Doch die hierortige Burg besaß nicht die nöthige Anzahl von Gemächern, um den König und dessen schon damals bedeutenden Hofstaat bequem beherbergen zu können. Darum ließ Karl zuerst einen neuen prachtvollen Palast am Fuße des Berges längs des Donau-Ufers, beiläufig 300 Klafter vom Salamonsthurme südwärts erbauen und mit jeder Bequemlichkeit und königlichem Glanze ausstatten. Zugleich wurde neben dem Palaste ein großer Park, in der nächsten Umgebung aber, namentlich jenseits der unteren Burg, ein großartiger Garten, Alles nach italienischem Geschmack, angelegt und so für eine lange Zukunft vorgearbeitet. Nun erst zog Karl in Visegrád ein, feierte wahrscheinlich seine dritte Hochzeit mit Elisabeth, der Tochter des Krakauer Herzogs Wladislaw Lokietek, 1320 bereits in seiner neuen Residenz und bewohnte fortan den Uferpalast, während die bis jetzt in Stuhlweißenburg aufbewahrt gewesene Reichskrone in die Hochburg, als ihrem zukünftigen Aufbewahrungsort, gebracht wurde.

*) Horváth M. Magyar orsz. tört. II. köt. 24—27. lap.

Kaum hatte der König seinen Sitz in Visegrád aufgeschlagen, so kamen andere mächtige, dem Hofe nahe stehende Herren, ließen sich hier nieder, bauten prächtige Häuser, und so ward aus Visegrád eine, wenn auch in Folge des eingeengten, am Ufer schmal hinlaufenden Terrains, kleine, aber schöne königliche Residenzstadt.

Während Karl nach Besiegung seiner äußeren Feinde, nach erfolgtem Tode seines trotzigsten Widersachers Matthäus Csák und nach eingetretener Aussöhnung mit dem größten Theile der Landstände ruhmgekrönt und zufrieden in Visegrád lebte, ward er am 17. April 1330 sammt seiner ganzen Familie in die größte Lebensgefahr versetzt. Die Sache trug sich folgendermaßen zu: In Visegrád lebte, unter anderen Großen des Landes, auch jener Felizian Zách,*) der früher ein eifriger Parteigänger, ja sogar Palatin des Matthäus Csák gewesen, nach dessen Tode aber Karl's Anhänger geworden war, und das Vertrauen des Königs in solchem Grade zu gewinnen gewußt hatte, daß ihm ein freier, unangemeldeter Zutritt in die königlichen Gemächer offen stand. Dieser Zách hatte unter mehreren Kindern auch eine bildschöne Tochter Klara, die sich als Edelfräulein am Hofe bei der Königin befand. Es geschah nun, daß Kasimir, polnischer Herzog und Bruder der Königin, zum Besuche seines Schwagers und seiner Schwester Elisabeth kam und sich längere Zeit in Visegrád aufhielt. Kasimir, ein Mann von stark sinnlicher Natur und nicht gewohnt, in dieser Richtung seine Leidenschaft zu beherrschen, entbrannte in sinnlicher Liebe für Klara und setzte es sich in den Kopf, seine wollüstigen Absichten um jeden Preis durchzusetzen. Allein er konnte längere Zeit hindurch nicht zum Ziele gelangen: das Mädchen wies seine Anerbietungen standhaft zurück, was um so leichter für sie gewesen, da Kasimir bereits verheiratet war, und sie daher mit Heiratsversprechungen, wie es unter solchen Umständen oft zu geschehen pflegt, nicht bethört werden konnte. Da griff Kasimir zu den äußersten Mitteln. Die Königin sah ein bischen durch die Finger, lieferte das Opfer dem königlichen Wüstling aus und brachte dadurch namenloses Unglück über ein ganzes Geschlecht. Der Fall, dessengleichen die Geschichte kaum aufzu-

*) Altungarischer Schreibart gemäß wird das ch als cs, also Zács ausgesprochen (gleich „sahtsch“).

weisen vermag, ist den kommenden Geschlechtern in zwei nicht im Wesentlichen, nur im Nebensächlichen abweichenden Versionen aufbewahrt worden.

Der einen Version nach ging die Königin eines Morgens mit ihrer Begleitung, in welcher sich auch Klara befand, in die Burgkapelle, um ihre gewöhnliche Andacht zu verrichten. Sie vergaß jedoch zufälligerweise (?) gerade an diesem Tage ihr Gebetbuch oder ihren Rosenkranz, und sendete Klara in die königlichen Gemächer zurück, um das Vergessene zu holen. Klara ging. In dem Gemache jedoch, aus welchem die vergessenen Dinge abgeholt werden sollen, befand sich — zufälligerweise (?) — Kasimir — er empfing Klara.

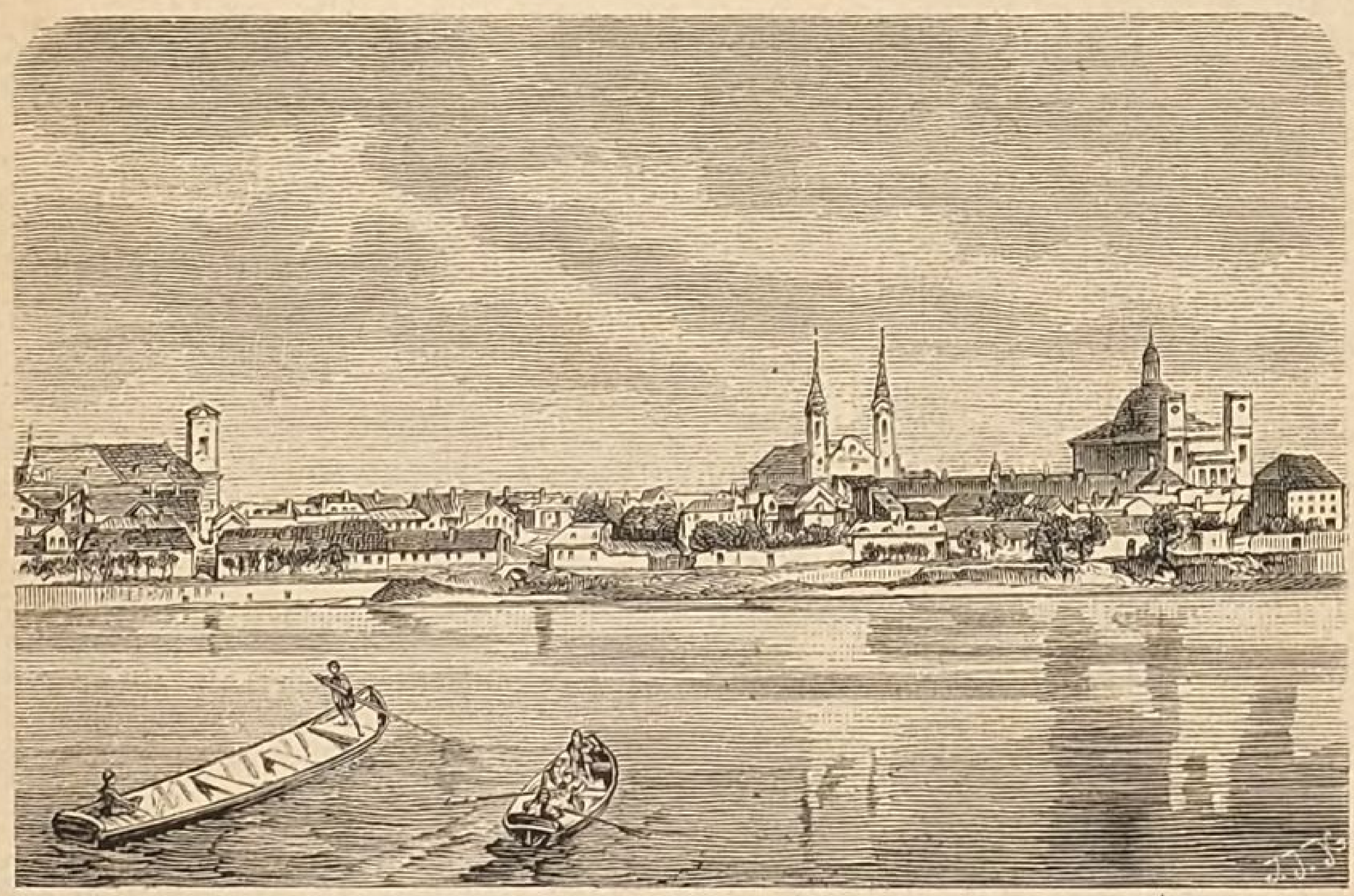
Diese Version ist die wahrscheinlichste und ihr folgen auch die Dichter, speciell Johann Arany in seinem reizenden Gedichte „Zács Klára". Nach der zweiten Darstellung hätte sich Kasimir krank gestellt und wäre im Bette geblieben. Seine Schwester, die Königin, machte ihm — in Begleitung Klara's — einen Besuch, und als sich die Königin entfernte, gab sie Klara den Befehl, dort zurückzubleiben. Die näheren Umstände des vorbereiteten und ausgeführten Attentates tragen übrigens zur Wesenheit der Sache nichts bei — die Thatsache jedoch steht fest, daß Klara durch Kasimir entehrt wurde, und daß die Königin als Mitwisserin und Mitschuldige der schmählichen That zu betrachten ist. Kasimir, der sich wohl denken mochte, daß die Sache nicht ganz glatt ablaufen dürfte, machte sich bald aus dem Staube und reiste nach Polen zurück. Seine Ahnung ging nur zu schnell in Erfüllung. Denn kaum war Klara's Vater, Zách, von dem Geschehenen unterrichtet — ob durch die Tochter selbst oder auf einem anderen Wege, wer weiß es? Contemporäre Berichte sagen, Klara selbst hätte das an ihr begangene Verbrechen ihrem Vater mitgetheilt — so schwor er, an dem, seiner Meinung nach, ohnedies sittenlosen königlichen Geschlechte eine furchtbare Rache zu nehmen.

Felizian Zách war ein gewaltig roher, heftiger und in politischen Dingen unzuverlässiger Mann, der jedoch viel auf Zucht und häusliche Tugend hielt. Da aber an Karl's Hofe gerade gegen diesen letzten Punkt nach italienischer Art keck gesündigt wurde, da sich hier die „Signori" und „Signorine" mit lauter interessanten Liebesabenteuern amüsirten: mochte Zách schon früher einen Groll gegen das ganze königliche Geschlecht in seiner

Brust getragen haben. Man denke sich nun, daß ein solcher Vater, unter solchen Umständen die Schmach seiner eigenen Tochter erfährt!

Als Zách das Geschehene erfuhr, war Kasimir bereits, wie schon erwähnt, abgereist. An ihm konnte keine Rache mehr genommen werden; sie sollte also den anwesenden Mitschuldigen und in erster Reihe der seiner Meinung nach schuldigen Königin gelten.

Der freie, nicht erst durch irgend welche Anmeldung sich verzögernde Eingang zu des Königs Majestät kam Zách sehr zu statten.



Waitzen.

Am obbenannten Tage (17. April 1330) erschien er in der königlichen Residenz, drang gerade in den Speisesaal, als die ganze königliche Familie beim Mittagmahle saß, stürzte mit gezücktem Schwerte, wie ein Rasender, bei dem die überlegende Vernunft in den Hintergrund getreten, auf die Königin los, um durch einen tödtlichen Streich die Schmach seines lieben Kindes für immer zu rächen. Allein die Königin parirte glücklich den Streich und kam mit dem Verluste von vier Fingern davon. Dann richtete der Wüthende seine Streiche gegen die anwesenden königlichen Kinder, Ludwig und Andreas, doch diese wurden durch die Leiber ihrer Erzieher, Julius und Nikolaus Kenesich, wie auch des Königs selbst geschützt, wobei die Ersteren

tödtliche Wunden, der König jedoch nur einen leichten Hieb am rechten Arm erhielt. Erst später, da die Dienerschaft momentan aus großem Schrecken die Geistesgegenwart verlor, eilte Johann Csclényi, Truchseß der Königin, herbei und streckte den unglücklichen Vater mit einem Handbeil (csákány) todt nieder. Sein Kopf ward dann abgehauen und nach Ofen, sein Leib aber geviertheilt und die Stücke in andere Städte des Landes gesendet und dort, zum erschreckenden Beispiele Anderer, öffentlich ausgehängt, dann aber den Hunden zum Fraß hingeworfen. So endete Felizian Zách!

Nun nahm die königliche Familie an den Zách's eine unerhörte Rache, und zwar an den Unschuldigen.

Ihre Wuth richtete sich hauptsächlich gegen die doppelt zu beklagende Klara. Zuerst entehrt, sollte sie nun mit ausgesuchten Qualen aus der Welt geschafft werden. Man schnitt ihr die Nase, die Lippen und die Finger bis auf den Daumen ab — weil Zách der Königin die Finger abgehauen hatte — band sie dann an ein Pferd und schleifte sie so lange durch die Stadt, bis sie unter den größten Qualen den Geist aufgab.

Aehnliches widerfuhr dem einzigen Sohne Zách's, der auf der Flucht ereilt und erschlagen wurde. Klara's ältere Schwester Seba, an einen Edlen von Kopay vermält, ward vor dem Lévaer Schloß enthauptet, ihr Mann aber mußte im Kerker den Hungerstod sterben.

Nicht minder unerhört war das Urtheil, welches das aus lauter königlichen Anhängern zusammengesetzte Gericht am Georgi-Feste, also schon sieben Tage nach Zách's Verbrechen, über das ganze Geschlecht der Zách aussprach. Diesem Urtheile nach waren alle Männer des Zách'schen Geschlechtes bis auf das dritte Glied dem Henker und ihre Güter dem Könige verfallen, die entfernteren Verwandten aber zur ewigen Sklaverei verdammt und ebenfalls ihrer Güter verlustig erklärt. In diese Kategorie gehörten unter Anderen die Söhne des Noel und Michael Zách, die Söhne des Csyga, der Sohn Kasimir's Felizian, die Söhne des Paul Keszi Folkus, der Sohn Luka's Kemény, der Sohn Berend's Peter, Stefan und Dominik, Alle aus dem Geschlechte Zách, deren Güter größtentheils Johann Csclényi erhielt.

Merkwürdigerweise verursachten diese Gewaltthaten keine Empörung im Lande, so sehr wirkte einestheils der Schrecken, und so sehr war anderntheils das Volk vom Glanze des Anjou'schen Hofes geblendet.

Nach dieser Begebenheit trat eine für Visegrád äußerst glanzvolle Periode ein; 1333 versammelte der König die ersten Würdenträger des Landes um sich, um mit ihnen von Visegrád aus eine Reise nach Neapel, wo sein zweitgeborner Sohn Andreas zum Könige gewählt worden, zu unternehmen. Im Frühling des nächsten Jahres kehrte der König glücklich nach Visegrád zurück, um da eine noch weit glänzendere, aus königlichen Häuptern bestehende Zusammenkunft zu halten. Im November 1335 kamen die Könige Johann von Böhmen und Kasimir von Polen, einige Tage nach ihnen auch der mährische Herzog Karl, nachmaliger Kaiser Karl IV., und Stefan, König von Bosnien, außerdem waren gegenwärtig die Herzoge von Sachsen, Liegnitz und Lausitz. Eine glänzendere Zusammenkunft hatte bis dahin Ungarn nicht gesehen.

Eigentlicher Zweck dieser Zusammenkunft war ein Ausgleich verschiedener streitiger Angelegenheiten, welche die Könige seit längerer Zeit unter einander hatten. Daß Alles nach Wunsch des ungarischen Königs ausgefallen sei, beweist der Umstand, daß Karl die abziehenden Könige und Fürsten, besonders den böhmischen König Johann und seinen Sohn Karl, mit den werthvollsten Geschenken überhäufte.

Im Jahre 1342 starb Karl, beweint besonders von den Visegrádern, die ihm ihren Wohlstand und die Wichtigkeit ihrer Stadt zu verdanken hatten. Denn Karl hatte in Visegrád unter anderen Regierungsgebäuden auch eine königliche Münze errichtet, außer seinen Burgkapellen aber, von denen die in der Hochburg zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers geweiht war und sich besonderer päpstlicher Andachtsprivilegien erfreute, auch für die Gemeinde eine schöne gothische Marien-Pfarrkirche erbauen lassen, welche neben dem jetzigen neuen Aufgange zum Kalvarienberg gestanden zu haben scheint, wie die dort vorfindlichen Mauerfundamente und ausgegrabenen Leichensteine andeuten; überhaupt hatte Karl Alles gethan, was nur auf irgend welche Art zum Vortheile seiner Lieblingsstadt Visegrád dienen konnte.

L u d w i g, der Sohn Karl's, ward nach dessen Ableben in Gegenwart des polnischen Königs Kasimir und des mährischen Herzogs Karl feierlich

gekrönt und führte das Scepter durch volle vierzig Jahre mit so viel Glück, daß er sich von der dankbaren ungarischen Nachwelt den Beinamen des Großen erwarb. Zwar verlegte Ludwig die eigentliche königliche Residenz nach dem Jahre 1350 von Visegrád nach Ofen und gab der Landeshauptstadt stets den ihr gebührenden Vorzug; dennoch brachte auch er einen großen Theil seines Lebens in Visegrád zu; und wollten wir hier alle Momente seiner langen Regierung berücksichtigen, welche irgend eine Beziehung auf Visegrád haben, so müßten wir sehr Vieles aus seinem Leben erzählen.

Was wir aus Ludwig's Zeiten noch berühren wollen, ist, daß nach erfolgtem Tode des so oft genannten Königs von Polen, Kasimir, des Urhebers der Zách'schen tragischen Begebenheit, 1370 noch einmal eine glänzende polnische Deputation in Visegrád erschien, um den König beim Antritt des ihm zugefallenen polnischen Thrones zu beglückwünschen und in üblicher Weise der Unterthanentreue zu versichern.

Am 11. September 1382 starb Ludwig und seine Tochter folgte ihm auf dem Throne. Auch aus ihrer Zeit ist ein sehr trauriger Fall zu verzeichnen, der mit Visegrád in Verbindung steht. Gegen Maria war nämlich Karl von Durazzo, in der Geschichte unter dem Namen Karl der Kleine bekannt, als Parteikönig aufgetreten. Um ihn zu beseitigen, führte Blasius Forgách im Einverständniß mit der Königin Mutter Elisabeth am 7. Februar 1386 in der Ofner Burg meuchlings einen mörderischen Streich gegen das Haupt des unglücklichen Mannes; als er sich aber erholte, ließ Elisabeth ihn nach Visegrád abführen und in den Salamonsthurm einkerkern, in welchem er am 24. Februar erdrosselt wurde. Horváth behauptet auch, der Leichnam des Ermordeten wäre, wegen eines auf ihm haftenden Bannfluches, durch vier Jahre im Kerker unbeerdigt geblieben und nur auf Anordnung des Papstes Bonifazius IX. 1390 in der Gruft eines Visegráder Klosters beigesetzt worden.

Die Königin Mutter Elisabeth gerieth später sammt ihrer Tochter Maria in die Hände der racheschnaubenden Gegenpartei. Nachdem sie zu Novigrad in Dalmatien zur Vergeltung für den in Visegrád auf ihren Befehl erdrosselten Karl ebenfalls im Kerker erdrosselt worden war, die

Königin Maria aber aus der Gefangenschaft nicht befreit werden konnte, riefen die Stände 1387 in Ofen den Gemal Maria's, Sigmund, neben der Königin zum rechtmäßigen Herrscher aus.

Sigmund, der die königliche Burg in Ofen erweitern ließ, hielt sich auch, wenn er im Lande war, gewöhnlich dort auf.

Wie oft und wie lange er auch in Visegrád weilte, ist schwer zu ermitteln. Die Geschichte thut jedoch eines unfreiwilligen Aufenthaltes des Königs zu Visegrád Erwähnung, und das war 1401, als die Landstände, der Graner Erzbischof Johann Kanizsay an ihrer Spitze, am 28. April bewaffnet in der Ofner Burg erschienen, den König einfach als Gefangenen erklärten und ihn zuerst nach Visegrád, später aber von dort nach Siklós abführen ließen.*)

Aber auch unter angenehmen Verhältnissen und mit bedeutenden politischen Fragen beschäftigt, hat sich Sigmund in Visegrád aufgehalten. So schreibt Häufler: „In Visegráds Mauern wurden zur Zeit Sigmund's wichtige Fürstenversammlungen abgehalten. Hier versöhnte Sigmund den Herzog Albrecht von Sachsen und den Burggrafen Friedrich Hohenzollern von Nürnberg; hier wurde der erste Grundstein zur Bildung des preußischen Staates gelegt, indem Sigmund dem Letzteren die Mark Brandenburg verschrieb. In Visegrád war es auch, wo König Sigmund den Vormundschaftsstreit zwischen Herzog Ernst dem Eisernen und den österreichischen Ständen in Betreff des Herzogs Albrecht V. beendigte, und eben daselbst wurde bei dieser Gelegenheit der dreizehnjährige Albrecht mit Sigmund's dreizehnjähriger Tochter Elisabeth 1411 verlobt. Angesehene österreichische Adelsgeschlechter waren damals mit dem Herzoge in Visegrád, so: Ruprecht von Wallsee, welchem die Vormundschaft zugesprochen wurde, Johann von Liechtenstein, der vielgewaltige Hofmeister, und Andere." **)

Professor Wenzel behauptet in seinem Werke außerdem, es hätte auch der polnische König Jagiel Wladislaw 1412 Sigmund in Visegrád besucht und sich hier sieben Tage lang aufgehalten, während welcher Zeit die Polen

*) Horváth M. Magyar orsz. tört. II. köt. 231. lap.

**) Album von Visegrád, Seite 6.

sogar die Burgwache bezogen hätten; auch soll damals die polnische Krone, die hier seit Ludwig's Zeiten sammt anderen Reichsinsignien aufbewahrt war, dem Könige von Polen übergeben worden sein.

Sigmund's Nachfolger war Albrecht, nach dessen kaum zweijähriger Regierung aber ging das Scepter auf seine Witwe Elisabeth als rechtmäßige Königin über; deswegen zögerten auch die Landstände nicht, ihr die Burg Visegrád sammt der darin aufbewahrten Krone zu übergeben.

Allein Elisabeth wurde bald sehr unpopulär, unter Anderem auch deswegen, weil sie Visegrád und die Krone dem hochmüthigen, mit dem verhaßten Cziller'schen Hause verwandten Ladislaus Gara anvertraute. Nur kurze Zeit hindurch hielt sich Elisabeth in Visegrád auf; sie entfernte sich bald, um nie wieder zurückzukehren, und nahm die Krone mit, welche erst nach 23 Jahren wieder zurückgebracht werden konnte. Die Entwendung (elsikkasztás) der Krone aus der Burg verdient umständlicher erzählt zu werden.

Wir wollen dies an der Hand des einzig darüber existirenden authentischen Documentes thun, um so mehr, da dieser „Kronraub" verschieden, oft unrichtig geschildert worden, und selbst Graf Johann Majláth, den man in Deutschland — allerdings mit Unrecht — für eine Autorität auf dem Felde ungarischer Geschichte hält — sich also äußert: „Als Ungarn zwischen den Königen Ladislaus V. und dem polnischen Wladislaw I. in zwiespaltiger Königswahl getheilt war, erschien Ladislaus' Mutter Elisabeth, Witwe Kaiser Albrecht's II., zu Visegrád, erbrach das Behältniß, worin die heilige Krone aufbewahrt war, und nahm sie fort, damit Wladislaw nicht mit ihr könne gekrönt werden."

Das ist aber grundfalsch, wie der Leser sofort erfahren soll.

In der kaiserlich königlichen Hofbibliothek zu Wien wird ein altes Manuscript aufbewahrt, es trägt die Nummer 2920, eine Handschrift, welche ein kühnes Weib schrieb zu einer Zeit, da selbst nur wenige Männer die edle Kunst des Schreibens verstanden. Der bescheidene Quartband trägt innen folgende Inhaltsanzeige von der Hand eines alten Bibliothekars:

„Das inliegende unvollständige Manuscript enthält eine mehr oder minder umständliche Erzählung der Helena Kottanner (auch Quotaner), einer

vertrauten Dienerin der Kaiserin Elisabeth, Kaiser Albrecht's II.*) Gemalin, von dem Tode Albrecht's, von der Geburt des Königs Ladislaus Posthumus, von seiner Krönung durch den Erzbischof von Gran in der zwölften Woche seines Alters (15. Mai 1440), von dem Einrücken der Polen in Ungarn unter ihrem König Uladislaus (Wladislaw) und von der Flucht des jungen Ladislaus."

Helena Kottanner war zuerst an den Oedenburger Stadtrath Peter Gelusch verheiratet, nach dessen Tode sie von Johann Kottanner, Kämmerer der Stadt Wien, geehlicht wurde, und zwar, wie aus dem Briefe des Wilhelm Türsch, Dompropst zu St. Stefan (Geben zu Wienn an Mittichen vor der heiligen dreyer Kunigtag a. d. 1432), hervorgeht, mit Einwilligung des Rathes von Oedenburg.

Die Handschrift stammt aus dem 15. Jahrhundert, aus jener Epoche, in welcher Uneinigkeit, Parteihader, Schwäche oder Gewaltthätigkeit der Herrscher Ungarn an den Rand des Unterganges brachten.

Zur Zeit standen zwei Fractionen einander feindlich gegenüber. Die Partei der Witwe König Albrecht's, welche für ihr erst zu gebärendes Kind die Krone erhalten wollte, und die große Nationalpartei, welche einen Mann, einen tapfern Mann auf dem Throne des durch die Türken bedrohten und bedrängten Landes sehen wollte.

Wladislaw von Polen wurde als König berufen, und der Volkswille war es, welcher verlangte, daß der gewählte König die junge Witwe König Albrecht's freie. Mit blutendem Herzen, jedoch ohne Widerrede, beugte sich die junge Frau vor der Gewalt und gab ihre Einwilligung zur Verlobung. Elisabeth war damals 31, Wladislaw 16 Jahre alt.

Nach erfolgter Einwilligung begaben sich Johann, Bischof von Zengg, Tallóczy, Banus von Croatien, Johann Perényi, Schatzmeister, und andere Bannerherren nach Polen zur Berufung Wladislaw's. Diese Verlobung und Berufung war durchaus nicht den Absichten Elisabeth's entsprechend; sie war eine herrschsüchtige Frau, kühn, entschlossen und bereit, Alles zu thun, um

*) Als König von Ungarn und Böhmen Albrecht I. in Ungarn erwählt am 18. December 1437, zum deutschen Kaiser 18. März 1438. In Prag gekrönt 29. Juni desselben Jahres. (Als Gegenkönig Kasimir von Polen.) Chron. austr. Pez. I.

den Thron ihrem Sohne zu sichern. Denn sie lebte in der festen Ueberzeugung, daß das Kind unter ihrem Herzen ein Knabe sein werde. Diese Ahnung der Königin ging denn auch in Erfüllung und heißt es in dem Kottanner'schen Berichte hierüber auf der achten Seite:

„In derselben stund, als die heiligen Kron von der plintenburg kam zu Gemorn, in derselben stund, do ward Kung lasla*) geboren; die Hefam die war kundig und sprach: gnedige Fraw, welt ihr mich gewern, was ich euch seit, so will ich ero sagen, was ich in meiner Hant hab, do sprach die edel Kungen, ja liebe Mueter, do sprach die den, gnedige Fraw, ich hab ein jungen Kung in meinen Henden, do war die edel Kungen fro — und parre (?) Hent auf zu Got und dankhet for sein Gnad."

Die Königin Elisabeth war unruhig, heftig, eitel, ehrsüchtig und zu Gewaltthaten geneigt, ebenso wie es ihr Vater, der Kaiser und König Sigismund gewesen. Das reizbare Blut der Luxemburger floß in ihren Adern.

Aber es gab einen ritterlichen Zug in jedem Mitgliede dieser Familie, etwas Edles und Würdevolles selbst im schlechtesten Sprossen dieses Hauses; ebenso im eitlen tyrannischen Sigismund, wie im rohen säuferischen Wenzel, der seine Stiefel den Kämmerlingen an die Köpfe warf.

Auch Elisabeth hatte diesen würdevollen Zug, durch welchen sie ihre unmittelbare Umgebung eroberte und an sich fesselte. Die wenigen Wesen, welche ihr nahe standen, dienten ihr mit Aufopferung, aus ganzer Seele, ja mit einer wahren Schwärmerei.

Zu diesen treuen anhänglichen Wesen gehörte auch die Verfasserin der gedachten Handschrift (siehe Endlicher 1846), Helena Kottanner. Sie war Hofdame der Königin, das heißt nach den Begriffen und Gewohnheiten jener Zeit halb Dienerin, halb vertraute Freundin. Sie war ein kühnes Weib, welches vor nichts zurückschreckt, wenn es nur gilt, seiner Königin zu dienen; verwegen handelnd dort, wo selbst Männer zögerten, welches nur ein Gebot kennt: den Willen seiner Herrin; das einen Raub für heilige Pflichterfüllung hält, wenn er nur jenem Willen entspricht.

---

*) Ungarisch: László.

Das tagebuchartige Schriftstück, welches Schreiber dieses vor sich liegen hatte, ist der getreue Spiegel der Seele dieser Frau: naiv, von Ueberzeugung durchdrungen, kraftvoll, selbst der kurze markige Styl — der aller weiblichen Weitschweifigkeiten entbehrt — überrascht. Diese Frau war ein ganzer Charakter, die Königin vertraute denn auch nur auf ihre Treue, ihr theilte sie selbst die geheimsten Gedanken mit.

Als die Königin von Visegrád — wo sie die ungarischen Großen gerne zurückgehalten hätten, und wo man ihr auch das Eheversprechen für den jungen Polenprinzen abzwang — mitten im Winter abreiste, mit der geheimen Absicht, ihre Entbindung an einem andern Orte abzuwarten, da nahm sie nur ihr siebenjähriges Töchterchen Elisabeth, Helene Kottanner und noch zwei Kammerfrauen mit. Das ganze übrige Gefolge blieb in der Plintenburg zurück. Es erregte dies auch allgemeines Erstaunen, „doch warumben also geschah, wußte nur Gott, die gnedige Frawen (also die Königin) und ich“, sagt die Kottanner in ihren Aufzeichnungen.

Die Königin fürchtete, daß, wenn sie in der Veste Visegrád bleibe, die ungarischen Herren sie sammt dem Kinde dort zurückhalten. Sie wollte frei sein. Man kann ihr das auch gar nicht verübeln, wenn man bedenkt, daß sie in den Händen der gegen einander intriguirenden Oligarchen nur der Spielball gewesen wäre. Sagte doch Simon Rozgonyi, Bischof von Erlau, der nach dem Graner Primat strebte und an der Spitze der Gegner der Königin stand: „So lange ich lebe, wird Elisabeth nicht regieren.“

Nur ein Gedanke, nur ein Streben erfüllte damals die Seele der Königin: die Krone in ihre Hände zu bekommen. Diese heilige Krone wurde mit den anderen Insignien unter Schlössern und Siegeln in Visegrád gar wohl gehütet.

Der Onkel der Königin, Banus Ladislaus Gara, war der Kronhüter, der Schloßhauptmann des Banus führte den Befehl über die Besatzung Visegráds — die Königin traute aber selbst ihrem Verwandten Gara nicht. Er, der ein Jahr später für sie zu den Waffen griff, schien damals noch unentschlossen.

Die Königin ging, wie oben gesagt, mit ihrem winzigen Hofstaat nach Komorn, hierher kam auch der Vetter der Königin, Graf

Ulrich von Cilly, und man berieth, auf welche Art die Krone aus Visegrád zu holen wäre.

Die Königin beschloß, diesen heiklen Auftrag der Kottanner anzuvertrauen, welche die inneren Räume Visegráds so gut kannte wie Keiner. Die Kottanner kannte die Gefahr, mit welcher das Unternehmen verbunden war, aber endlich entschloß sie sich und setzte ihr Leben an das gewagte Unternehmen. Nun mußte man nur noch einen Mann suchen, der die Kottanner auf ihrem gefährlichen Zug begleitete. Die Letztere empfahl auch einen, von dem sie glaubte, er sei muthig wie ein Löwe und treu wie ein Hund. Es war ein Croate. Als dieser hörte, um was es sich handle, lief er aus dem königlichen Gemach stracks in den Stall, schwang sich auf sein Pferd und eilte von dannen. Bald aber kam die Nachricht, der Mann sei gestürzt und habe sich erheblich verletzt. Nach seiner Genesung ging er in seine Heimat. Der Kronraub mußte nun für einige Zeit unterbleiben, bis sich ein muthiger vertrauenswürdiger Mann fand. Die Königin und die Kottanner aber peinigte der Gedanke, daß der Feigling, der sie verließ und in die Sache eingeweiht war, nun leicht zum Verräther werden konnte.

Endlich fand sich ein Gehilfe. Es war ein Ungar; merkwürdigerweise ist, während das ganze Manuscript noch heute deutlich lesbar, gerade der Name dieses Mannes verwischt. Da scheint weniger der Zahn der Zeit als die Vorsicht der Kottanner gewirkt zu haben. Der Name dieses Gehilfen wurde auch niemals bekannt. Die Reisevorbereitungen wurden rasch beendet, der Mann verbarg in seinem weiten Gewande Schlüssel und Schlösser und in jedem seiner Filzstiefel eine Feile. Helena Kottanner nahm das Petschaft der Königin und die Schlüssel zur äußeren Thüre zu sich. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, sandte die Königin einen reitenden Boten voraus nach Visegrád, mit dem Befehle, die Hofdamen und Kammerfrauen mögen sich reisefertig machen, um nach Komorn zur Königin zu kommen.

Sowohl der Schloßhauptmann zu Visegrád, als auch das ganze Hofgesinde waren sehr erstaunt darüber, daß die Königin gerade Helena Kottanner sandte, von der, wie man wußte, sie sich sehr ungerne selbst nur auf einen Tag trennte. Um was es sich aber dabei eigentlich handle, davon hatte Niemand eine Ahnung.

Der Schloßhauptmann, ein alter, rauher, sehr ehrenhafter und unbestechlicher Mann, war zur Zeit eben krank und wollte sein Bett vor jene Thüre bringen lassen, welche zu dem Gemache führt, in welchem die Krone aufbewahrt wurde. Es war dies aber das Gemach der Kammerfrauen, und deshalb hielt es der alte Mann doch nicht für schicklich, sein Bett dahin bringen zu lassen. Eine Vorsicht gebrauchte er aber dennoch, er versiegelte das Vorhängeschloß mit seinem Petschaft.

Als die Kottanner nach Visegrád gelangte, dauerten die Reisevorbereitungen der Frauen bis spät am Abend. Der Gehilfe der Kottanner verbarg die Feilen und sprach dann zu ihr: „Weib, verschaff' mir eine Kerze!“ Die Kottanner verlangte von einer alten Frau mehrere Wachskerzen, dann sagte sie: „Heute sei Samstag Abend und sie müsse noch lange beten.“ Als Alle im Schlosse schliefen, kam der Begleiter der Kottanner durch die Kapelle an die Thüre des Frauengemaches und klopfte an. Helena ließ ihn ein — er brachte einen Diener mit, den er früher mit feierlichen Eiden zur Geheimhaltung verpflichtete. — Helena übergab ihrem Begleiter die Kerzen, die Schlüssel, Schlösser und das Petschaft der Königin, um wieder Alles schließen zu können. Hierauf ging der Mann mit dem Diener in die Kronkammer, deren Schlösser sie vorsichtig öffneten. Die Beiden arbeiteten in der Kammer sehr lange, das Hämmern und Raspeln war stark hörbar; Helena Kottanner nahm dies mit großer Angst wahr, denn wenn es auch die Wächter hörten, dann waren sie verloren und würden ohne Erbarmen niedergesäbelt. Aber auch die Sache der Königin wäre für immer verloren gewesen. Die Kottanner warf sich an der Thüre auf die Kniee und betete inbrünstig: „Gott möge ihr und ihrem Gehilfen bei dem tollkühnen Unternehmen behilflich sein“. Sie betete noch, als sie wiederholt Geräusch und Gerassel wie von Panzern hörte, sie glaubte, es sei dies die Wache, welche ihren Rundgang mache. Helena eilte über eine Seitentreppe bis an die äußere Thüre und horchte, da war aber wieder Alles stille. Den beiden Männern drinnen gelang es, alle Thüren und Schlösser zu öffnen, nur an der die Krone bergenden Truhe waren Beschläge und Schlösser so stark, daß sie gezwungen waren, das Holz der Truhe durchzubrennen. Dabei entstand ein solcher Rauchqualm, daß die Kronräuber fürchteten, es werde derselbe im Schlafgemach unten verspürt.

Es bemerkte aber Niemand etwas. Die Krone wurde aus dem Kasten genommen, an die Thüren statt der abgefeilten die mitgebrachten Schlösser vorgelegt und darauf das Siegel der Königin gedrückt. Selbst das früher abgenommene Siegel des Schloßhauptmanns wurde geschickt wieder angebracht.

Dies geschah in der Nacht vom 20. zum 21. Februar 1440, am 22. bei Tagesanbruch, dem Geburtstage Ladislaus' Posthumus, war die Krone schon in Komorn. Nun, hören wir weiter, wie die Krone entführt wurde. Diese wurde in ein rothsammtenes Kissen zwischen die Dunen gesteckt und eingenäht. Während der geschilderten Vorgänge wurde es fast taghell. Alles erhob sich, um zur Abfahrt bereit zu sein. Die Hofdamen und Kammerfrauen wurden Alle in einem großen Wagen untergebracht. Die Helena Kottanner und ihr Gehilfe bestiegen jedoch einen eigenen Schlitten. Der Mann ließ nun durch seinen Diener den rothen Polster herausbringen und legte denselben auf den Sitz. Es wurde eine alte Kuhhaut darüber geworfen, deren Schweif bis an die Erde hinabreichte. Die Schloßwache sah dies und lachte darüber. Als sie aus der Festung hinab auf den Marktplatz kamen, hätten die Kottanner und ihr Begleiter gerne etwas gegessen, sie bekamen aber nichts als ein wenig Häring. Nach dem frugalen Imbiß trieb man zur Eile an. Sie waren schon weit weg, und noch immer blickte die Kottanner ängstlich in der Richtung von Visegrád zurück. Niemand verfolgte sie, Niemand hatte eine Ahnung, daß dieses schlaue Weib den theuersten Schatz des Landes aus einer der stärksten Festungen des Reiches geraubt.

Es war schon spät in der Nacht, als der Schlitten und der große Wagen an die Donau kamen; diese war ganz zugefroren, aber an einzelnen Stellen wurde die Eisrinde schon dünner. Als die Reisenden beinahe die Mitte des Stromes erreicht hatten, da brach das Eis unter dem Wagen, in welchem die Frauen saßen; derselbe stürzte und die Frauen erhoben ein fürchterliches Geschrei. Es geschah aber Niemandem etwas, nur einige Bagagestücke wurden das Opfer der Wellen. Helena nahm die Herzogin von Schlesien und andere Hofdamen in ihren Schlitten, und so kamen Alle glücklich über das Eis.

Helena Kottanner fand die Königin im Bette, und wie wir eingangs erwähnten, wurde in derselben Stunde, in welcher die Krone nach Komorn gelangte, derjenige geboren, der sie zu tragen bestimmt war.

Ladislaus V. (Posthumus) gelangte wohl auf den Thron, aber niemals zu Ruhm und Ehre. Nach dem Kronraub wurde das Land die Beute eines verderblichen Bürgerkrieges.

Wir folgten in dieser Darstellung der Erzählung der Kottannerin, wie dieselbe in der Hofbibliothek deponirt ist. Was darin als romanhafte Ausschmückung, was als bloßes Weibergeschwätz zu betrachten sei, bleibt dahingestellt. Die Thatsache jedoch, um welche es sich allein handelt, steht fest, daß die Krone von Visegrád geraubt, durch Elisabeth dem Kaiser Friedrich verpfändet und erst 1463 in's Land zurückgebracht wurde.

Alles, was wir bis jetzt von Visegrád, namentlich Bauten und neue Parkanlagen betreffend, gesagt haben, wurde von jener Zeit, in welcher Matthias Corvinus das Landesscepter führte, in den Schatten gestellt. Dieser kraftvoll kühne König hatte zwar seine fürstliche Burg in Ofen bedeutend erweitert und mit großer Pracht ausgestattet; auch brachte er seine meiste Zeit in Ofen zu, nichtsdestoweniger mußte doch sein Herz mit besonderer Vorliebe an Visegrád hängen, da er für den Ausbau seines hiesigen zeitweiligen Aufenthaltsortes überhaupt und insbesondere zur Ausführung alles dessen, was an Bequemlichkeit und Pracht einem mächtigen Herrscherhause gebührt, so viel gethan hat wie keiner seiner Vorgänger, auch Karl Robert nicht ausgenommen.

Averulinus, des Königs Hofarchitekt, dann Galeotus und Bonfinius, als Zeitgenossen, die Visegrád zur Zeit seiner Blüthe gesehen, ferner Nikolaus Oláh, Erzbischof von Gran, und Velius, Historiograph Ferdinand's I., schildern ausführlich die Pracht des damaligen Visegráder königlichen Palastes.

Besonders ausführlich beschäftigt sich mit der Beschreibung der einstigen Herrlichkeiten Visegráds Erzbischof Oláh, und die Schilderung, die Häufler danach entwirft, lautet: Die Uferpaläste der unteren Hofburg dehnten sich von der schützenden Stromburg (Salamonsthurm) bis über das jetzige herrschaftliche Forstamtsgebäude aus. Ungefähr 200 Schritt vom Donau-Ufer war der Haupteingang; der Zwischenraum war mit Baumreihen bepflanzt. Durch das Hauptthor gelangte man in einen parkähnlichen Hofraum von mehr als 200 Schritt Länge und 100 Schritt Breite, der rings mit Blumen, in der Mitte mit einem Brunnen aus Alabaster geziert und mit

einer von Marmorsäulen getragenen tempelartigen Halle gegen die Sonnenstrahlen geschützt war. Marmorstufen führten zu dem terrassenartigen obern Hofe; dieser Raum war mit einem alabasternen Springbrunnen und Blumen, seltenen Gewächsen u. dgl. geziert. Hart am Fels, überragt von der Hofburg, dehnte sich der längliche Königspalast aus, dessen Säle mit Gold und Schnitzwerk getäfelt und mit hohen Fenstern versehen waren, woraus sich die schönste Aussicht auf das schon damals von Deutschen bewohnte Städtchen Groß-Maros öffnete. Zu beiden Seiten schlossen sich wie Flügel die Seitenpaläste an.

Matthias verschönerte auch den Uferpalast durch eine prachtvolle Burgkapelle, die mit Mosaik und Gold, mit einem herrlichen Sacramenthäuschen und mit alabasternen Altären geschmückt war, so wie durch Bäder, Fischweiher und durch hängende Gärten, zu welchen 40 Quaderstufen, 7—8 Ellen breit, emporführten; ja die umliegenden Berge, namentlich aber die östlichen Abhänge zwischen der Hauptburg und dem Salamonsthurm wurden in herrliche Parks, die entfernteren in Thiergärten — wovon eine Abtheilung auch Parder umschloß — umgewandelt. Es war da ein Platz für Gymnastik und eine Bahn zum Wettrennen längs des Donau-Ufers.

Beiläufig in der Linie, welche der im Bogen zur Hochburg hinaufführende Weg beschreibt, dürfte die Lindenallee zu dem Teiche geführt haben, dessen Spuren noch sichtbar sind, und den einst die ringsum stehenden Standbilder der Musen, überragt von dem höher gestellten, sie gleichsam beherrschenden Amor, schmückten; ja in dessen Mitte ein Springquell angebracht war, aus welchem bei festlichen Gelegenheiten abwechselnd rother und weißer Wein emporstieg. Das Ganze begrenzten endlich nach Römerart gebaute, über das Gebirge führende königliche Straßen. Im Ganzen zählte man 350 königliche Bauten, Säle, Hallen und Gemächer, deren Schönheit die Zeitgenossen ausnahmslos in Bewunderung versetzt. Ein türkischer Gesandter an Matthias Corvinus soll hierdurch so überrascht gewesen sein, daß er seine Botschaft vergaß. Erzbischof Oláh aber kannte außer dem Parlamentshaus zu Paris keinen Palast, der sich mit Visegrád messen konnte.

Deswegen bezeichnete auch ein päpstlicher Legat in einem vom 25. October 1483 datirten Briefe an Sixtus IV. Visegrád als das „irdische Paradies“.

Wichtige diplomatische Verhandlungen und Zusammenkünfte fanden während Matthias' Regierung in Visegrád nicht statt, ein Beweis dafür, daß der König diesen Platz blos als einen solchen bevorzugte, wohin er seine Sommerausflüge und Jagdpartien zu unternehmen pflegte.

Die Bewohner Visegráds aber begünstigte Matthias nur zu sehr, indem er ihnen solche Privilegien verlieh, die zu ihrem eigenen, ja zum Nachtheile des ganzen Landes gedient haben. Diese übermäßige Bevorrechtung scheint seinem sprichwörtlich gewordenen Gerechtigkeitssinn („Meghalt Mátyás király, oda az igazság!“ „Matthias ist todt, die Gerechtigkeit ist hin“) ein kleines Loch geschlagen zu haben. Auch fühlten sich die Reichsstände bestimmt, solche zum Nachtheile Anderer dienende Vorrechte einfach zu cassiren.

Die Krone ward zu Matthias' Zeiten, wie früher, in Visegrád aufbewahrt; nach seinem Tode blieb die Burg sammt der Krone in den Händen seines unehelichen Sohnes, Johann Corvin's, der anfangs große Aussicht hatte, König von Ungarn zu werden. Aber die Würfel sind anders gefallen. Die Stände erhoben Wladislaw II., König von Böhmen, auf den Thron, und Corvin mußte Visegrád sammt der Krone dem Lande übergeben.

Und hiermit schließt die Periode, die wir als Visegráds goldenes Zeitalter bezeichnet haben. Denn obwohl unter Wladislaw II., wie auch während der zehnjährigen Regierung seines Sohnes Ludwig II. für Instandhaltung der Burg gesorgt war, obwohl Ludwig's Gemalin, die Königin Maria, noch vor der Mohácser Schlacht 25 Münzpräger von Wien kommen ließ, die sich in den Münzen Ofens und Visegráds alsogleich an die Arbeit machten, so trug sich doch bis zum Tode Ludwig's II. nichts Wichtigeres in Visegrád zu; nach der unglücklichen Mohácser Schlacht aber fiel, wie das ganze Land, so auch die ehemalige Herrlichkeit Visegráds einem raschen Verfalle anheim.

Schon im Jahre 1529 waren Stadt und Festung Visegrád im Besitze Suleiman's, im folgenden Jahre vertrieb Rogendorf die Osmanen daraus, doch fiel die Veste dann in die Hände König Johann's (Szapolyay); — im Jahre 1544 war dieser viel umkämpfte Ort wieder im Besitze der Osmanli. Erzherzog Matthias und Nikolaus Pálffy eroberten Visegrád 1595, aber auch diese Besitznahme war von kurzer Dauer, denn 1605 sehen wir es wieder in der Türken Macht. Graf Adam Forgách nahm es 1661 den Osmanen

ab, doch waren sie 1683 wieder in dessen Besitz — endlich am 18. Juli 1684 wurde Visegrád durch den Herzog von Lothringen neuerdings und für immer dem Halbmonde entrissen. Daß in diesen vielen Einnahmen und Rückeroberungen Stadt und Festung unendlich litten, wird man selbstverständlich finden — doch noch immer war die Veste haltbar, da ließ Leopold I. im Jahre 1702 die Mauern und Werke sprengen, damit sich nicht die Rákoczy'schen Truppen darin festsetzen. So verschwand das einst besungene „irdische Paradies" — es stehen nur mehr der Salamons- oder Wasserthurm, das Hochschloß und die Verbindungsmauern, als mächtige Ueberbleibsel einer großen Vergangenheit.

Der Berg, worauf die Hochburg liegt, hat eine kegelförmige Gestalt, ist 1154 Fuß hoch und besteht aus Trachyt — die obersten Felsen dieser Formation sind selbst zu Wänden zugehauen.

Der verstorbene Pfarrer von Visegrád, Victorin, hat sich große Verdienste um die Erhaltung der Baudenkmale erworben, indem er in wiederholten Memoranden an das Ministerium die Conservirung derselben anregte. Er selbst hat zur Erinnerung an die unglückliche Klara Zách unweit des Gipfels ein weithin sichtbares glänzendes Kreuz aus vergoldetem Eisen mit einer passenden Inschrift errichten lassen; ebenso ließ er die Wege ausbessern und mit Tafeln versehen, welche dem Besucher die Zugänge zu den interessantesten Punkten weisen. Neuerer Zeit haben mehrere wohlhabende Bürger der Hauptstadt sich in Visegrád, welches mittelst Dampfschiffs so leicht zugänglich ist, prachtvolle Villen als Sommeraufenthalt bauen lassen; ebenso wurden auf Landeskosten Ausgrabungen, Conservirungen und auch Wiederherstellungsarbeiten unter Leitung des Archäologen Professor Dr. Emerich Henszelmann vorgenommen. Eine dieser letzteren, die Restaurirung des Donjons, geben wir in unserer Illustration wieder. Bei Visegrád wird der bisher östliche Lauf der Donau südlich — die Berge treten zurück und das Stromthal weitet sich aus. Hier theilt sich auch wieder der Strom und ein rechts abgehender schiffbarer Arm bildet die fünf Stunden lange Insel Sanct Andrae (Szent Endrei-sziget); dieser Donau-Arm wird mittelst Localdampfer von Budapest aus befahren. Im Hauptstrome weiter fahrend, gelangen wir um sechs Uhr Abends nach Waitzen, ungarisch

Vácz.



König Gejza's Schwur.

Diese bischöfliche Stadt ist schon sehr alt und soll bereits im Jahre 955 als Stadt existirt haben. Die Gründung des Bisthums wird auf ein sagenhaftes Ereigniß zurückgeführt, und zwar auf die Legende vom Gelübde des Königs Gejza, welche uns Desericius, der Geschichtsschreiber der Stadt Waitzen und des Waitzener Bisthums, wie folgt erzählt:

König Gejza traf bei Waitzen mit seinem Bruder Ladislaus und dem mit 20.000 böhmischen Streitern zu Hilfe eilenden Otto zusammen und erwartete auf den die jetzige Stadt umgebenden bewaldeten Höhen Salamon (den Gegenkönig) zur Schlacht. Durch Kundschafter erfuhr er, daß Salamon wuthentbrannt und mit einem bedeutenden Heere vom Rákos aus heranrücke. Der König und die Heerführer setzten sich auf ihre Streitrosse und beriethen über den bevorstehenden Kampf; László (Ladislaus) sah am helllichten Tage eine Himmelserscheinung und sprach also zu Gejza: „Innigst geliebter Bruder! Ein Engel des Herrn ließ sich vom Himmel herab, der eine goldene Krone in seinen Händen hatte, welche er über Dein Haupt hielt. Dies ist mir ein sicheres Zeichen des Sieges und der Flucht Salamon's, dessen Krone und Reich nun auf Dich übergehen werden.“

Darauf antwortete Gejza: „Von Gott und mir geliebter Bruder! Wenn der Himmel mit uns sein wird, wie ich hoffe und wie er es durch Deinen Mund kund gethan, dann errichte ich in diesem Walde der glor-

reichen Muttergottes, Unserer lieben Frau, eine herrliche Basilika mit einem Bisthum und Capitel. Ich werde eine Stadt erbauen und sie dem Bisthum verleihen." Nach Ablegung dieses Gelübdes wurden die Banner erhoben und das Heer zog in der Richtung gegen Czinkota. Des andern Tages hinderte ein dichter Nebel das Treffen; am dritten Tag ließ sich Salamon mit seinen Truppen vom Mogyoróder Berge herab und nahm Aufstellung zwischen Fóth, Czinkota und Palota.

Ladislaus schlug zufällig mit seinem Speer auf einen Strauch, da lief aus demselben und den Speer hinan ein Wiesel, welches sich im Gewande Ladislaus' verbarg; — auch dies wurde als ein Vorzeichen des Sieges betrachtet. Die Zeichen trügten nicht! Salamon wurde geschlagen. Nach dem Siege wurde Gejza gekrönt und erinnerte sich seines Gelübdes. Er kam mit Ladislaus und zahlreichen Handwerkern in den Wald an jene Stelle, wo dieser den Engel mit der Krone herabschweben sah. Hier wohnte in einer sehr kleinen, dem heiligen Petrus geweihten Kapelle ein Einsiedler, Namens Vácz, der die anlangenden Fürsten knieend empfing und segnete.

Als dann die Brüder über die Grundsteinlegung der Basilika beriethen, erschien ein prächtiger großer Hirsch, dessen Geweih wie hellflodernde Fackeln weithin leuchtete. Der Hirsch floh auf den längs der Donau sich hinziehenden bewaldeten Hügelrücken, von den Kriegern des Heeres verfolgt. Nahe der Donau blieb der Hirsch unbeweglich fest stehen, als wollte er die Stelle für die Basilika bezeichnen; als ihn dann die Soldaten mit ihren Pfeilen zu beschießen begannen, sprang der Hirsch in den Strom und verschwand vor deren Augen. Die Fürsten aber ließen sofort an jener Stelle, wo der Hirsch stehen geblieben war, das Fundament zur Basilika ausheben. Die Legende, oder vielmehr das darin mitgetheilte Gelübde kann aber höchstens auf die Erbauung der Basilika Bezug haben, denn Gejza ließ wohl den Wald um Waitzen lichten, die Stadt vergrößern, mit einem Castell und Mauern versehen, viele bedeutende Gebäude aufführen, und war sozusagen der Neubegründer dieser Stadt. Die neuere Geschichtsforschung hat aber festgestellt, daß Waitzen schon zur Zeit des Königs Stefan des Heiligen (I.) ein Bisthum gewesen und daß das Castell von den Römern angelegt wurde.

Das Bisthum umfaßt auch gegenwärtig die Comitate: Pest-Klein-Kumanien, Jász-Groß-Kumanien, Neograd, Honth, Heves, Csongrád. Die obenerwähnte legendenhafte Basilika-Gründung fällt in's Jahr 1075, doch ist nach Johannes Thuróczy dieser Bau jeder Sage entkleidet und wird nur auf die Dotation hingewiesen, worunter sich auch der Tribut von Pest befand.

Was die Stadt Waitzen anbelangt, so folgen wir da den Angaben Thuróczy's und Bonfin's, wonach schon zur Zeit des Herzogs Gejza (des Vaters Stefan's I.) an der Donau, gegenüber der Insel St. Andrae, ein Ort Namens Vatus (sive Vácz) bestanden habe; auch erwähnen beide genannte Historiographen der hier bestandenen römischen Colonien. Waitzen war bald bedeutender Donauhandelsplatz und besonders Getreidemarkt, so daß Johannes Bocatius die Vermuthung ausspricht, der deutsche Name der Stadt „Waitzen" stamme eben vom Getreidehandel „Weizen, quod Triticum significat".

Mit der Geschichte Ungarns war jene Waitzens, schon seiner centralen Lage wegen, stets enge verknüpft; denkwürdig ist die Schlacht bei Waitzen im Jahre 1849, in welcher der kaiserliche General Götz fiel, dem die Ungarn ein Leichenbegängniß mit allen militärischen Ehren veranstalteten; Sieger blieb damals die ungarische Armee unter Görgey. Noch ein zweites Mal im Jahre 1849 fand hier ein Gefecht mit den vordringenden Russen statt.

Waitzen zählt gegenwärtig 12.894 Einwohner und treibt bedeutenden Weinbau und Weinhandel. An Lehranstalten hat die Stadt: ein bischöfliches Lyceum, Piaristen-Gymnasium mit Lyceum, ein geistliches Seminar, Theresianum, Taubstummen-Lehranstalt. Am oberen Ende der Stadt, an der Donau, befindet sich das 1857 erbaute große Strafhaus, ein Flügelgebäude, in der Mitte desselben eine gothische Kirche. Die jetzige Kathedrale wurde 1777 erbaut, und wie ein älterer Schilderer derselben sagt: „die ein Bischof nachgebildet einst St. Peter's stolzem Bau". Der Mann scheint aber eine sehr lebhafte Einbildungskraft gehabt zu haben, denn weder Aeußeres noch Inneres der Waitzener Basilika verdienen den überschwänglichen Vergleich mit St. Peter zu Rom.

Nicht weit von Waitzen, zwischen Verőcze und Klein-Maros — von der Höhe zu Visegrád am besten sichtbar — liegt die Migazziburg, ein vor

etwa 120 Jahren vom damaligen Cardinal und Erzbischof von Wien, Graf Migazzi, der zugleich Bischof von Waitzen war, erbautes Lustschloß, in dessen großem Park bis 1849 Hirsche gehegt wurden. Dieser prachtvolle Sommersitz gehört dem jeweiligen Bischof von Waitzen.

Wir erwähnten schon oben, daß gleich unter der Visegráder Biegung rechts ein Arm der Donau abzweige, welcher die Insel Szt. Endre (St. Andrae) bildet und von der Hauptstadt aus mittelst Localdampfer befahren werde. Bevor wir die Fahrt auf dem Hauptstrome nach der nahen Hauptstadt Ungarns fortsetzen, wollen wir diese Insel, den Flußarm und das am Ende desselben liegende Altofen besichtigen. Bei der Einfahrt in den St. Andraer Arm ist die erste Ortschaft, der wir begegnen, Bogdány am rechten Stromufer, mit 2466 Einwohnern, die sich mit der Zucht und Pflanzung von Approvisionirungsartikeln für die Hauptstadt befassen, welche sie dahin zu den Wochenmärkten bringen.

Außer der Hauptinsel bildet der Arm hier noch einige kleinere Eilande.

Der Ort St. Andrae liegt, ebenso wie Bogdány, nicht auf der nach ihm benannten Insel, sondern am rechten Ufer der Donau, 1¼ Meilen nördlich von Altofen, zu welcher Kameralherrschaft er auch gehört; außer Altofen und St. Andrae gehören noch dazu: Békás-megyer, Buda-Eörs, Budakesz, Zsámbék, dann Tök, Bogdány, Tótfalu, Monostor, — Sziget-Monostor, Pócs-megyer, Tótfalu und Oroszi liegen in der Insel selbst, die anderen Orte am rechten Donau-Arm. Bei Pócs-megyer (Portus moger) sollen die Ungarn bei ihrer Einwanderung die Donau übersetzt haben. Die Insel hieß im 13. und 14. Jahrhundert die Russeninsel, darauf weist auch der Name des an der Nordspitze gelegenen Ortes Oroszi (Russendorf) hin. Die Insel wurde damals von Ruthenen (Russniaken) bewohnt, die zum Visegráder Hofgesinde gehörten.

Der Marktflecken St. Andrae liegt hart am Ufer des nach ihm benannten Donau-Armes und ist von Rebenhügeln umgeben, welche die Trachytmassen des Abrahamberges überragen. Die Serben, welche hier einst eine starke Colonie bildeten, und deren Bischof auch da seine Wohnung hat, besitzen noch heute sieben Kirchen. Jetzt ist der officielle Sitz des griechisch-nichtunirten Bisthums in Ofen. Die sieben Kirchen entstanden dadurch, daß jede der unter Leopold I. ein-

gewanderten Abtheilungen raizischer Colonisten sich eine eigene Kirche baute. Der jetzt, wie gesagt, amtlich zu Ofen residirende griechisch-nichtunirte Bischof hat in St. Andrae einen hübschen Palast, den er als Sommeraufenthalt benutzt. Die Katholiken St. Andrae's, Deutsche und Ungarn, zählen etwa 3200 und besitzen eine eigene Kirche. Die Bewohner treiben Weinbau, sind wohlhabend, denn der Wein dieser Lehnen, besonders der „Rothe", ist berühmt, wird aber häufig nicht als Szt. Endréer getrunken, sondern von findigen ausländischen Weinhändlern mit Bordeaux-Vignetten versehen und als solcher auf den Markt gebracht. Manche Jahrgänge des St. Andraeer Weines sind besser als die feinsten Marken Bordeaux', nur etwas schwerer.

Um den Ort fand man zahlreiche Münzen und andere römische Alterthümer, welche die Existenz einer, Ulciscia castra genannten Niederlassung bekunden.

An der St. Andraeer Straße abwärts betreten wir classischen Boden und gelangen an eine Stelle, an welche sich Geschichte, Sage und Erinnerung der Römer, Hunnen und Magyaren knüpfen. Eine zeitlang waren auch die Longobarden da seßhaft. Was uns über dieses interessante Stück Erde Wissenswerthes bekannt ist, wollen wir den Lesern in Nachstehendem mittheilen.

Die vorrömische Bevölkerung dieses Landestheiles bildeten die Pannonier, über deren Nationalität nichts mit voller Sicherheit ermittelt werden kann. Kiepert, einer der größten Kenner der alten Geographie, hält sie für Thracier; Andere haben unter Berufung auf alte Schriftsteller an Illyrier gedacht, so viel scheint gewiß, daß sie nicht zu der großen zusammenhängenden Masse keltischer Völkerschaften gehörten, welche westwärts von den Pannoniern in den Alpenländern und an der oberen Donau wohnten. Die Pannonier werden als tapfer und kriegerisch geschildert, aber auch als roh und grausam; die einzelnen Stämme derselben standen unter eigenen Fürsten, sie hatten also eine Art von Clanverfassung. Größere Städte besaßen sie besonders im Süden, an der Save, wo Segestika (Siscia, das heutige Sisseck) den Römern hartnäckigen Widerstand leistete. Aus dem Dunkel tritt ganz Pannonien erst durch die römische Eroberung hervor. Die Römer umfaßten anfangs alle diese neu erworbenen Länder von der Adria nordöstlich und an der mittleren und oberen Donau mit dem gemeinsamen

Namen der illyrischen Provinzen, weil sie in diesen Kriegen zunächst auf illyrische Stämme stießen; erst unter Claudius scheint eine genaue Umschreibung der Namen und Grenzen stattgefunden zu haben. Pannonia war der Landstrich, welcher im Norden und Osten von der Donau eingeschlossen, im Süden noch über die Save, im Westen ungefähr bis zu den Ostabhängen der Alpen, dem cetischen Gebirge und dem Καρουάγκας des Ptolemäus reichte.

Unter Trajan wurde die Provinz in eine obere und untere getrennt, die Grenzlinie zwischen beiden bildete in ihrem unteren Laufe die Raab. Die Römer begründeten und erweiterten auch hier, wie in allen durch dieselben eroberten Ländern, zahlreiche Städte als politisch-militärische Centralpunkte, unter diesen finden wir auch Aquincum, so benannt nach mehrseitiger Ansicht nach den fünf Hauptquellen des Ofener Gebietes — obgleich nicht erwiesen ist, ob die Römer auch schon die mehr stromabwärts gelegenen warmen Quellen zu Bädern benutzten. Die sagenhafte Stadt Sicambria wird ebenfalls mit Altofen in Verbindung gebracht; wir finden dieselbe aber im Alterthum nirgends genannt, um so öfter dagegen in den Chroniken des Mittelalters und in der magyarischen Attila-Sage. Ein Volk Sicambrer gab es wohl, das saß aber in Westphalen an der Lippe. Wie die Benennung Sicambria hierher kam, ist noch unaufgeklärt. Eine Legion von Sicambrern lag hier vielleicht, aber erwiesen ist auch das nicht, wenigstens weisen die vorgefundenen Ziegel, Inschriften u. s. w. auf andere Legionen. Kéza, der sein Chronikon im 13. Jahrhundert unter Ladislaus dem Kumanen schrieb, läßt die Hunnen bei Sicambria über die Donau setzen. Attila verlegt seine Residenz der Sage nach hierher — doch legt sein Bruder Buda der Stadt seinen eigenen Namen bei, was ihn Attila mit dem Tode büßen läßt. Nun ist es aber näher gelegen, daß der Name Buda daher stammt, daß das Aquincum später von den ruthenischen Slaven in Wuda (Wasser) übersetzt wurde, sowohl zufolge der Lage der Stadt am Wasser, als auch der zahlreichen Quellen wegen. Heißt doch das magyarische Etelvár auch Wasserburg und nicht „Attilaburg", denn im Altungarischen heißt Etel Wasser, nannten sie doch ihre alte Heimat an der Don-Mündung Etelköz (Atelkuzu), das heißt zwischen den Wassern; die Deutschen machten daraus Etzelburg, was ihnen paßte,

da ihr sagenhafter Hunnenkönig Etzel hieß — und so wurde Sage und Wirklichkeit verquickt, bis die Scheidegrenze nicht mehr zu erkennen gewesen.

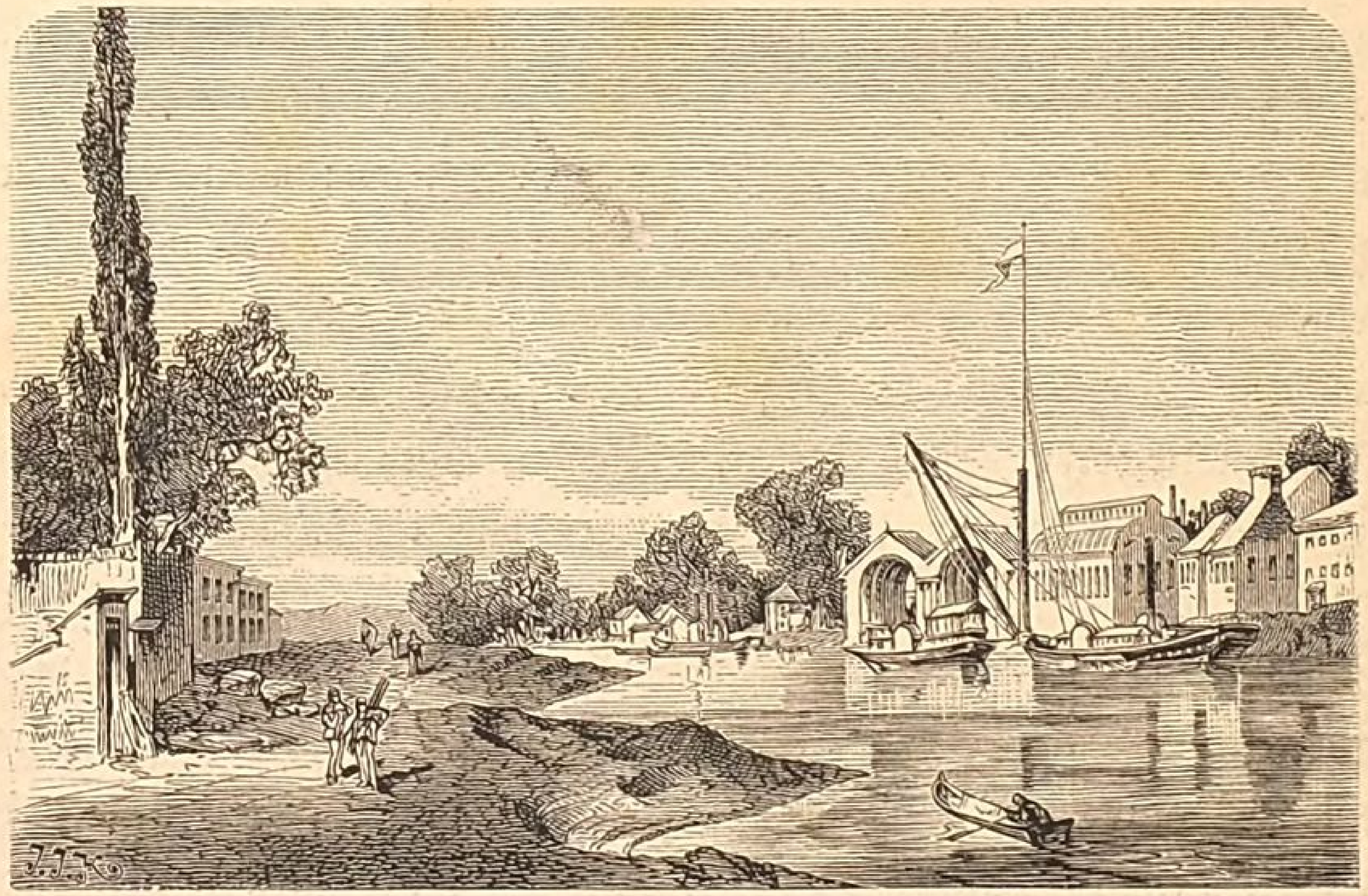
Als wichtiger Grenzort hatte Aquincum stets eine starke Garnison, welche durch die längste Zeit von der Legio II. adjutrix und deren Auxiliaren gebildet wurde; die Truppen waren zumeist Pannonier. — Dio Cassius nennt uns die gedachte Legion als niederpannonische. Besondere Wichtigkeit erlangte Aquincum, welches schon früher zum Municipium erhoben wurde, in den beiden letzten Jahrhunderten des römischen Staates; aus dieser Zeit rühren auch die meisten Erwähnungen desselben bei den alten Schriftstellern her. Als Diocletian dem wankenden Römerreiche durch Theilung der höchsten Macht verjüngte Kraft ertheilen wollte, kam Pannonien im Jahre 292 an den Cäsar Galerius, der in Sirmium residirte; unter ihm wurde aus dem Lande zwischen Raab, Donau, Drau eine neue Provinz, welche zu Ehren seiner Gemalin den Namen Valeria (Ripensis) erhielt, gebildet; Hauptstadt dieser Provinz war Aquincum. Zugleich diente es als Waffenplatz gegen die vordringenden Barbaren, besonders gegen die Jazygen, welche von den Donau-Mündungen aufwärts zogen und ein sarmatischer Stamm waren.

Während der letzten Zeiten des Römerreiches kamen schwere Leiden über Pannonien; theilweise unter Alarich schon von den Westgothen durchzogen, wurde es noch vor Attila von hunnischen Stämmen überfluthet. Ueber die sagenhafte Residenz Attila's sprachen wir oben. Die letzte Erwähnung der Stadt stammt aus der Zeit unmittelbar nach Attila, in dem Panegyricus, welchen Sidonius Apollinaris (458 nach Chr.) auf den Kaiser Majorianus hielt. Nach dem raschen Zerfalle des Hunnenreiches herrschten da die Ostgothen, nach Auflösung von Theodorich's Reich folgten einander Gepiden, Heruler, Longobarden. Dann kam das zweite Hunnenreich der Uarkuni (Avaren) und mit ihm die Zerstörung der letzten römischen Reste; es folgte eine Zeit, die in völliges Dunkel gehüllt ist, und endlich die Einwanderung der Magyaren. Ueber den Trümmern Aquincums erhoben sich die Anfänge des heutigen Ofen.

Wie wichtig diese Colonie zur Römerzeit gewesen, beweist wohl am besten außer den zahlreichen Schriftquellen der Umstand, daß hier eine Münz-

prägstätte gewesen, deren Münzen die Bezeichnung: S. M. A. Q. (Signata Moneta AQuinci) oder: P. M. A. Q. (Percusa Moneta A. Q.) trugen, und deren Regulativgewicht sich im ungarischen Nationalmuseum befindet. Von der Ausdehnung und zahlreichen Bevölkerung der Römerstadt geben noch viele Ueberbleibsel Kunde, so das Tepidarium, das Amphitheater, in erster Reihe aber die Wasserleitung.

Die Reste des Schwitzbades (Tepidarium) befanden sich unter der Erde am jetzigen Floriansplatz, und wurden da zufällig im Jahre 1773



Schiffswerft zu Alt-Ofen. (Seite 506.)

durch einen Hauer entdeckt, welcher zum Hausbau eine Kalkgrube anlegte und dabei auf die römischen Ueberreste stieß. Unter der Leitung des Professors Schönwiesner wurden die Ruinen dieses Hypocaustum untersucht und conservirt; jetzt steigt man auf zwei Treppen zu den unterirdischen Säulengängen hinab. Die Säulen sind 3 Fuß hoch, eine von der andern 2 Fuß entfernt, stehen in symmetrischer Reihenfolge und tragen den Fußboden der Baderäume. Die Heizvorrichtung konnte nicht aufgedeckt werden wegen der Fundamente der anstoßenden Häuser. Das Hypocaustum ähnelt in seiner Construction jenem von Carnuntum. Das einstmalige Amphitheater steht nicht mehr mit seinen Mauern aufrecht, wie jene zu Pola, Verona oder Nîmes, sondern

es ist nur mehr erkennbar an 28 Häusern, die im Kreise auf dessen fortlaufenden Fundamenten erbaut sind. Bei Kellergrabungen und Erdaushebungen kam man auf einzelne Absätze der Sitzreihen. Selbst auf mehrseitige Ausgänge weisen diese Ueberreste hin, durch die man in den inneren Stockwerken verkehren konnte. Der innere Raum besteht jetzt aus Gärten und ist groß genug, um 8000 Zuschauer zu fassen; daraus läßt sich schließen, daß Aquincum 80.000 bis 100.000 Einwohner gehabt habe.

Sehenswerth sind die Pfeiler- und Bogentrümmer der römischen



Badhaus auf der Margarethen-Insel. (Seite 509.)

Wasserleitung, welche eine halbe Stunde außerhalb Altofen bei der Pulverstampfe, an der nach St. Andrae führenden Straße beginnen und bis zur Stadt reichen. Es haben die Römer eine Menge ganz nahe beisammen auf dem ebenen Felde aus der Erde hervorbrechender warmer Quellen durch einen hohen Damm rings umschlossen, wodurch ihr Wasser zu einer Höhe von 2 Klaftern gehoben wurde und den nöthigen Fall erhielt, um nach der Stadt zu fließen. Dieses Wasser raucht zur Winterszeit und ist so klar und durchsichtig, daß man auf dem Grunde des Bassins die armdicken Quellen, durch unterirdische Gewalt emporgestoßen, sieht, wobei sie Sand aufwerfen, der immer wieder in die Löcher zurückfällt. Der Wasserreichthum dieser Quellen

kommt dem aller Quellen des Kaiserbades gleich und treibt gegenwärtig die Pulverstampfe und zwei unterhalb liegende Mühlen. Im Bassin sowohl, als in dem daraus abfließenden Bach sieht man eine Menge großer Wassernattern herumschwimmen, die sich von Fröschen nähren, selbst aber wieder den Störchen und Rohrdommeln zur Speise dienen. Die Pfeiler des alten Aquäducts beginnen bei dem ersten Räderwerke der Pulverstampfe und laufen in gerader Richtung nach dem Amphitheater. Das Mauerwerk bestand ursprünglich aus einer Reihe Wölbungen, die, aus flachgehauenen Sandsteinen zusammengefügt, in gegenseitiger Verbindung standen und zu einer ewigen Dauer in ihren hohlen Räumen mit Mauerwerk ausgefüllt waren. Auf diesen Wölbungen lagen die mit undurchdringlichem Kitt zu einem Ganzen verbundenen Steinrinnen, welche wahrscheinlich gleichfalls überwölbt gewesen. Dieser Aquäduct durchschnitt beinahe die Mitte des alten Aquincum und setzte in verschiedenen Entfernungen immer einen Theil seines Wassers ab, so viel dessen die mehrseitig angebauten Bäder benöthigten; worauf die im Mauerwerk hie und da noch sichtbaren, mit mineralischen Wassertheilen incrustirten, 5 Zoll im Durchmesser haltenden Abzugsröhren hindeuten. Unter den vielen, im Altofener Weingebirge, in den Feldern, Gärten und im Orte selbst ausgegrabenen Alterthümern zeichnet sich ein 1752 gefundener Sarkophag aus, der einen goldenen Mond, Ringe und Ohrgehänge mit Perlen und Edelsteinen, in Gold gefaßt, ein Waschbecken, eine metallene Lampe, Schüsseln aus rother Erde gebrannt, einen Krug, verschiedene Glasgefäße und römische Münzen enthielt, womit der damalige Kammerpräsident, Graf Grassalkowitsch, der Kaiserin Maria Theresia ein Präsent machte.

Vieles andere von römischen Alterthümern Aufgefundene befindet sich theils im Präfectoratgebäude zu Altofen, theils in Händen von Privaten, Manches ist auch in das Nationalmuseum abgeliefert worden.

Aus dem Alterthum machen wir einen Sprung in die modernste Gegenwart, in das Zeitalter des Dampfes und der Mechanik, indem wir die größte Sehenswürdigkeit Altofens beschreiben: es ist dies das Schiffswerft der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft; dasselbe liegt auf zwei Inseln, auf welche eine Brücke mit absperrbarem Thore führt. Die zahlreichen Werkstätten dieses sehr bedeutenden Etablissements, aus welchem alle bisher erbauten Dampf-

schiffe &c. der Gesellschaft hervorgegangen sind, und welche gegen Meldung im ersten Stocke des Gebäudes links vom Eingang (wo man unentgeltlich eine Karte und einen Führer erhält) besichtigt werden können, sind auf den beiden Inseln von circa 30 Joch Ausdehnung errichtet, welche den Winterhafen der Gesellschaft zwischen sich fassen. Die erste kleinere Insel enthält den größten Theil der Anlagen, und zwar: nahe der Südspitze die Kesselschmiede (der geräuschvollste Theil des Ganzen), dann nach oben hin mit einander parallel die Maschinenwerkstätte, Maschinenschmiede und Gießerei, weiter das Spritzenhaus (mit einer Dampf- und sechs Handspritzen), hierauf rechts am Ufer des Hafens ein langes Gebäude für solche Arbeiten, die unter Dach gemacht werden müssen (Anstreichen &c.), und einwärts die technische Oberverwaltung, Tischlerei und Schlosserei, noch weiter die Eisenmagazine und Schiffsschmiede, rechts am Hafen die drei Stapel, auf welchen die Schiffe gebaut und reparirt werden, dann die Grobschmiede mit zwei großen Dampfhämmern, ein kleines Walzwerk, ein Gaswerk, eine Hechelei, Spinnerei und eine 200° lange Seilerbahn, Holzmagazine, Dampfsägen, Hobelmaschinen &c., sämmtlich mit einer durchlaufenden Eisenbahn verbunden. Selbst die oberflächlichste Besichtigung nimmt eine gute Stunde in Anspruch. Die auf dem Werfte beschäftigten Arbeiter und Taglöhner, oft gegen 2500 an der Zahl, bilden eine ganze Bevölkerung, in der fast alle Handwerke vertreten sind, vom Maschinenschlosser bis zum Seildreher und vom Kunsttischler bis zum Grobschmied, so daß die Gesellschaft in der That ihre meisten Bedürfnisse aus selbstgeleisteter Arbeit bestreiten kann. Die vom Altofener Werft hervorgehenden Schiffe sind auch als mustergiltig anerkannt.

Das **Altofener Schiffswerft** ist das bedeutendste des Continents für die Flußschifffahrt, und nur die größeren See-Arsenale überragen es. Es arbeiten daselbst außer den fix angestellten Beamten und Vormeistern durchschnittlich 1320 Mann Arbeiter, die gewöhnlichen nicht gewerblichen Taglöhner ungerechnet, welche im Jahre 363.000 bis 364.000 Arbeitstage leisten; dabei wurden in den letzten Jahren für das Aerar 2482 und für Private 547 Arbeitstage in Anspruch genommen, alles Uebrige entfiel auf eigene Arbeiten der **Dampfschifffahrts-Gesellschaft**. In den Maschinen-Departements dieses Werftes wurde im Jahre 1877 auch ein **Frucht-**

Elevator erzeugt, das ist ein mit einem Paternosterwerk versehener Apparat, welcher, durch ein Locomobil betrieben, zu Schifftungen von Getreideladungen in Gönyö dient, damit die, namentlich zu Zeiten des niederen Wasserstandes sich ansammelnden Schleppe für den Weitertransport schneller und billiger gelichtet werden, als dies mit Menschenhänden bisher geschehen konnte. Der Apparat hat in Gönyö bereits vorzügliche Dienste geleistet und ist für den Lichterdienst bei niedrigen Wasserständen von größtem Vortheil. Der Leser wird sich erinnern, daß wir die Schifffahrtshindernisse der Strecke Gönyö-Körtvélyes-Preßburg eingehendst schilderten — somit wird er auch die Wichtigkeit des Elevators begreifen.

Einen wichtigen Bestandtheil des Werfts bildet die oben erwähnte Kesselschmiede, welche in einem Jahre an neuen Kesseln, großen und kleinen Theilreparaturen und Ergänzungen 190 bis 200 Stücke lieferte.

Zum Werft gehört die von der Gesellschaft geschaffene Arbeiter-Colonie in Altofen, aus 10 Gebäuden mit 141 Wohnungen bestehend, welche eine Bevölkerung von 600 Köpfen beherbergt; unter den Einwohnern (303 männlichen, 297 weiblichen Geschlechtes) waren conscribirt: 72 Kinder unter 6 Jahren, 125 Kinder im Alter von 7 bis 13, also Schulbesuchende, 27 Lehrlinge mit 14 bis 15 Jahren, 50 Personen von 16 bis 20 und 326 von über 20 Jahren. Die Colonie wird bezüglich der Feuerwehr vom Werft aus versorgt; ferner befinden sich daselbst: das Werftspital, die Fleischbank, Bäckerei, zwei Lebensmittelhandlungen, zwei Schanklocale, eine Tabaktrafik. Der Arbeiter-Consumverein, die Kranken-Unterstützungs- und Leichenkassen liefern befriedigende Ergebnisse, und kann diese Arbeiter-Colonie als Muster für ähnliche Niederlassungen gelten.

Nachdem wir so die Hauptsehenswürdigkeiten Altofens Revue passiren ließen, bleibt uns über den Ort selbst nicht viel zu sagen übrig.

Bis zum Jahre 1875 war Altofen ein zum Pestpiliser Comitate gehöriger Marktflecken, zugleich Hauptort der Krondomäne; seitdem wurde es mit der Hauptstadt Budapest vereinigt und bildet mit dem Vororte Neustift zusammen den III. Bezirk der vereinigten Hauptstadt (Pest, Ofen, Neustift, Altofen, Margarethen-Insel). Altofen hat für sich allein 16.000 Einwohner, darunter über 4000 Israeliten, die eine alte Synagoge besitzen, dann

giebt es etwa 250 reformirte Magyaren, alle übrigen Bewohner des Ortes sind Deutsche und betreiben nebst anderen landwirthschaftlichen Zweigen in erster Reihe bedeutenden Weinbau. Altofen ist mit dem Neustift und Ofen durch eine Pferdebahn verbunden, die jetzt, über die Margarethenbrücke geführt, den Ort auch direct mit Pest in Verbindung setzt. Während der Schifffahrtssaison verkehren zwischen Altofen und Budapests übrigen Bezirken stündlich Localdampfer. Hinter Altofen erhebt sich der Gaisberg, an dessen Abhang Klein-Zell steht, ein ehemaliges Trinitarierkloster, jetzt als Militärspital verwendet; von der Terrasse vor dem Gebäude genießt man eine herrliche Aussicht.

Wir kehren nun in den linken Hauptarm der Donau zurück, um die Fahrt nach Budapest fortzusetzen. Von Waitzen an ist das Ufer links durchwegs flach, die Ortschaften liegen mehr landeinwärts, und vor Neupest ist überhaupt am linken Strande nichts zu sehen als Weiden, Ried und Ackerfelder. Neupest ist eine aufstrebende Colonie, mit der Hauptstadt durch eine Pferdebahn verbunden, und zählt eine Menge bedeutender Industrie-Etablissements. Nun gelangen wir links an's sogenannte Mühlenviertel von Pest, so genannt wegen der daselbst befindlichen zahlreichen Dampfmühlen; rechts liegt die herrliche Margarethen-Insel, die zur Hauptstadt gehört; der Dampfer fährt unter den kühnen Bogen der Margarethenbrücke hindurch, und vor uns liegt das herrliche Panorama von Budapest, welches bei der Einfahrt auf Jedermann überwältigend wirkt. Links das jung aufstrebende prachtvolle Pest, rechts Ofen mit dem Festungs- und Blocksberge, dazwischen die Kettenbrücke, das größte Werk dieser Art des europäischen Continents. Der Dampfer legt zuerst am rechten (Ofener) Ufer an und schwenkt dann hinüber nach Pest an den Franz Josefs-Quai.

Wir sind nun in der Hauptstadt des Reiches der Sanct Stefanskrone und wollen uns da umsehen.

VIII. Budapest.

Ergrautes Ofen, melancholisch matt,
Von abgelebten Herrlichkeiten satt.
In ahnenstolzen Träumen stirbst du hin,
Du stolze, königliche Bettlerin!
Gekrönt, verachtest du das Volksgedränge
Und nimmst Geschenke nicht aus seiner Hand:
Da ist kein Haus in prächtigem Gewand,
Nicht Prunk und Zier und keine Säulengänge.
O, stolze Frau, du nimmst von der Natur
Der königblütigen Geschenke nur:
Sie schlingt den Rebenkranz um dein Gelock',
Dein Scepter wird ihr traubenreicher Stock;
Und warme Quellen folgen deinem Pfade, — —
Sind's heiße Thränen, dir zum Wollustbade?

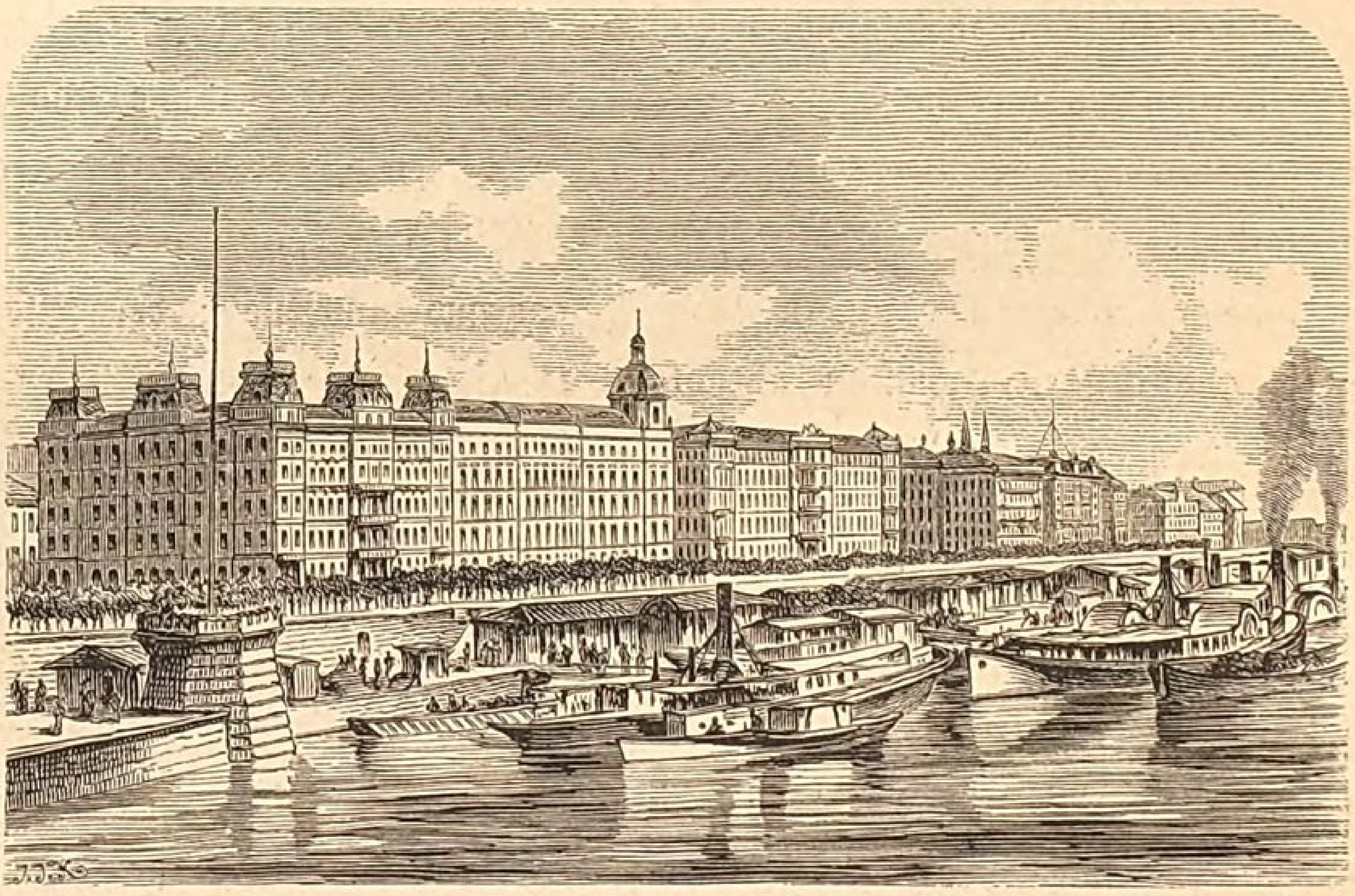
Mit diesen Worten besang der unlängst verstorbene heimische Dichter Karl Beck in traurigen Tagen „Ös Buda“, als es zur Kronlandshauptstadt herabgedrückt war; heute stimmt die Strophe nicht mehr, denn auch die alte Königin putzt sich heraus in neuer Jugendfrische, und ein Saum neuer Bauten ziert ihr Gewand, seitdem sie mit dem in jugendlicher Prachtfülle sich entwickelnden Pest vereint wurde. Doch greifen wir nicht vor und beginnen wir mit dem Anfange.

Von jenen Stadttheilen, welche heute die vereinigte Hauptstadt Budapest bilden, reicht der kleinste und heute unwichtigste am weitesten in der Geschichte zurück, es ist das am Schlusse des vorigen Abschnittes geschilderte Altofen. Ueber die weitere Entwicklung der Städte vermögen wir Positives erst aus der Zeit König Stefan's I. zu erforschen. Nach Einführung des Christenthums durch denselben gründete er im Jahre **1015** die „Weiße Kirche Unserer lieben Frau“, dann **1022** die Kirche und Propstei St. Peter und Paul, welche in Urkunden immer als Ecclesia Budensis genannt erscheint, von den späteren Königen ungemein reich dotirt wurde, Markt- und Gerichtsbefugnisse, Zölle und Gefälle zugewiesen erhielt. Sogar die Burg lag

innerhalb des Propsteigebietes. Von den ersten Königen wohnten da der heilige Ladislaus, Gejza II., Béla IV., Letzterer bis zum Mongolen-Einfall. Pest scheint von den Slaven gegründet worden zu sein, welche vor der Einwanderung der Ungarn zwischen Donau und Theiß saßen, darauf weist der Name der Stadt hin, welcher im Altslavischen einen Ofen bedeutet, und der ihr wegen der zahlreichen Kalköfen, die sich da befanden, beigelegt wurde. Der magyarische Herzog Taksony verlieh Pest den unter den Brüdern Bila und Bocsu vom Ural eingewanderten Großbulgaren, die damals noch nicht slavisirt waren, wie später ihre Stammesbrüder an der untern Donau — sondern in die ihnen verwandten Magyaren einschmolzen. Das Pester Gebiet erstreckte sich bald auch auf's rechte Ufer — daher decken sich der deutsche und der slavische Name in der Bedeutung, denn beide heißen Ofen. Das an den Abhängen des Blocksberges entstandene Kleinpest (minor Pest) hieß bei den Ungarn Kelenföld und war der Hafen und Ankerplatz; der Blocksberg wurde in den Urkunden als Mons Pestiensis bezeichnet, da er im Stadtgebiete lag. Im 12. und 13. Jahrhundert erfolgte eine so starke deutsche Einwanderung, daß diese alsbald die Bulgaren verdrängte; der Historiker Rogerius, Domherr von Großwardein, nennt in seinem Berichte über den Mongolen-Einfall Pest: „eine große und reiche deutsche Stadt". Am linken Ufer, beiläufig an der Stelle der heutigen Pester Pfarrkirche, bauten die Dominicaner 1233 eine Kirche, doch wurde dieses erste erblühende Pest 1241 sozusagen im Keime von den Mongolen zertreten. Nach dem Abzuge der tatarischen Unholde that Béla IV. Alles, um Pest wieder zu heben, er verlieh den neuen Ansiedlern 1244 eine goldene Bulle mit zahlreichen Gerechtsamen und gab den „Köér", den heutigen Vorort Steinbruch, der Stadt zu eigen. Im Jahre 1247 wurde auf dem „neuen Pester Berge", dem heutigen Ofener Festungsberge, zum Schutze der Stadt ein Castell erbaut; die ungarischen und deutschen Bewohner dieser Festung erhielten 1276 von Ladislaus III. neue Privilegien. Das neu besiedelte Pest-Ofen nahm einen raschen Aufschwung; schon 1279 hielt der Legat des Papstes Nikolaus III., Bischof Philipp von Firma, hier eine Synode ab, welche die Bekehrung der noch heidnischen Kumanen zum Zwecke hatte. Im Jahre 1283 fand in Pest der allgemeine Convent der Dominicaner statt.

Zwei Jahre später vermochten die Pester schon den neuerlichen Mongolen-Einfall (1285) mit Erfolg abzuwehren. Dieser Sieg zeigt, wie erstarkt das Gemeinwesen während der vierzig Jahre seit dem ersten Tatarenzuge war. Seit dem Jahre 1286 wurden die Reichstage auf dem „Rákosfelde" bei Pest abgehalten, wodurch die Stadt selbst auch an politischer Bedeutung gewann.

Das Aussterben der Könige aus dem Hause Árpád's — deren Letzter, Andreas III., am 14. Juni 1301 zu seinen Vätern heimging und in der Kirche des heiligen Johannes Evangelist (der jetzigen Ofener Garnisonskirche)



Franz Josefs-Quai in Pest. (Seite 509.)

beigesetzt wurde — versetzte auch die Landeshauptstadt in Aufregung, und die Leidenschaften kamen auch hier bei den Königswahlen und Thronstreitigkeiten zum Ausbruche. Die nächsten Könige thaten nichts für Ofen-Pest und weilten zumeist in Visegrád und anderen Städten des Reiches; erst Ludwig der Große entschädigte die Ofener Propstei durch andere Besitzungen und erhob das also befreite Neu-Buda mit dem Schloßgebiete zur königlichen Freistadt. Die Königsburg Ludwig's stand nicht auf dem heutigen Festungsberge, sondern auf dem Hügel oberhalb der Neustifter Kirche, also viel weiter stromaufwärts. Der Gatte der Tochter Ludwig's des Großen, der rechtmäßigen Königin Maria, Sigismund, wurde am 20. März 1387 zu Stuhlweißenburg

gekrönt und zog in Ofen ein. Dieser König verschönerte die Ofener Burg Béla's IV. an der Stelle der jetzigen Burg und bewohnte dieselbe oft — doch ließ er sich in der ersten Zeit seiner Regierung zu Grausamkeiten hinreißen; dahin gehört die Hinrichtung Kont's von Hédervár und seiner dreißig Genossen, die den König an seine verfassungsmäßigen Pflichten mahnten und mit Todesverachtung das Märtyrerschicksal für die Rechte des Landes ertrugen. Johann Garay hat das Schicksal und Andenken der Edeln verewigt in seinem Gedichte:

Kont.

An dreißig Edle ziehen gen Buda,
Ein jeder frei dem Tod sich stellt;
Voran den dreißig edlen Genossen
Zieht Kont daher, der harte Held.

Sind alle Dreißig Männer und Helden,
Dem Lande sind treu ergeben sie,
Sie wurden als Rebellen verleumdet
Von dem Verräther Vajdasi.

In Buda, vor dem zürnenden König,
Da bleiben sie nun trotzig steh'n;
Gestählte Kraft im männlichen Arme,
Im Aug' ist edler Zorn zu seh'n.

Von seinem hohen Throne der König
Ruft ihnen zu mit Stolz und Wuth:
„Beugt schnell das Knie vor mir zur Erde,
„Ihr Frevler und Rebellenbrut!"

Der König spricht's mit wilder Geberde,
Die Dreißig seh'n einander an —
Mit seinen dreißig edlen Genossen
Der Kont, der feste Heldenmann.

„Nicht so, Herr König!" donnert der Ritter,
Und schüttelt stark das greise Haupt,
Wie wenn der Sturm die Bäume des Waldes
Erfaßt und heulend durch sie schnaubt.

„Nein, König! so ist's nimmer, beim Himmel!
„Denn ein Rebell bist einzig Du!
„Nur Deine Thaten waren's im Lande,
„Die wie ein Fluch verschmäht die Ruh'.

„Sein Blut hat und sein Leben geopfert
„Dies Volk für Deinen Königsthron;
„Weiß Gott, warum Du stets uns bezahltest
„Für solche Treu' mit Haß und Hohn!

„Des Landes Freiheit wollen erkämpfen
„Mit unsern Armen wir auf's Neu';
„Wo nicht, im Kampfe wollen wir fallen,
„Im Tode selbst vereinigt, treu.

„Vor Dir, Tyrann, der stets uns getreten,
„Der unsere Rechte nie geschont,
„Wird weder diese Schaar sich beugen,
„Noch auch der Hédervárer Kont."

Er spricht's in muthig zornigem Tone;
Wenn auch sein Haupt dem Beil verfällt,
Wird nie doch beugen knechtisch im Staube
Sich Kont, der eisenfeste Held.

Im Zorn hierauf der König erwidert:
— Und eines Königs Zorn ist groß —
„Wie Du die Majestät beleidigt —
„So schrecklich sei Dein Todesloos!

„Ja gräßlich sei Dein Tod, Rebelle,
„Der nach Empörung hier selbst strebt!"
Und hinter seinem Rücken ein Henker
Sich riesig groß hervor jetzt hebt.

Das Volk erbleicht, fest steht der Ritter,
Die dreißig Edlen feste steh'n;
Und Zsigmond's Auge mustert die Menge,
Als wollt' es ihren Sinn erspäh'n.

„Ich habe Tod und Leben in Händen,
„Hört Ihr, Rebellen, hört Ihr mich?
„Wer knieet, dem winkt noch das Leben!"
Doch aus der Schaar rührt Keiner sich.

Sind alle Dreißig Männer und Helden,
Dem Land sind treu ergeben sie;
Ist's Pflicht dem Helden, opfert er's Leben,
Doch zittern lernen wird er nie.

„So mögt Ihr sterben Alle zusammen,
„Ja, Ihr gehört dem Henker schon!"
— Der König ruft's —, „und möge so fallen,
„Wenn's sein muß, eine Million."

Die edlen Dreißig treten zum Richtplatz
Mit muthig stolzem Schritt hinan;
Des Beiles schwere Streiche ermüden
Den mordgeübten Henkersmann.

Und in den dumpfen Räumen ertönet
Auch nicht das kleinste Weh und Ach!
Nur von des Volkes bebenden Lippen
Ein unterdrückter Seufzer sprach.

Wer ist's, der als der Letzte geblieben,
Von allen Dreißig, wer ist es, wer?
Der so mit jedem seiner Genossen
Den Tod will theilen in Treu' und Ehr'?

So steht des dichten Urwalds Zierde,
Die Rieseneiche, unverzagt,
Der selbst die Axt mit funkelnder Schneide
Sich zögernd nur zu nahen wagt.

Die Eiche harrt mit Würde des Schlages;
Des Helden Blick nach rückwärts fällt,
Er siehet starr dem Henker in's Auge,
Er, Kont, der eisenfeste Held.

„Glaubt nicht, daß ein gemeiner Verbrecher
„Vor Euch an diesem Blocke steht;
„Ein Mann, ein treuer Kämpfer für's Recht ist's,
„Der hier zum Henkertode geht.

„Ein Schurke leugnet Gott, um zu retten
„Sein knechtisch Leben ohne Glanz,
„Dem Helden reicht, statt schmählicher Ketten,
„Der Tod den schönsten Lorbeerkranz.

„Mein Tod, wie der von meinen Genossen,
„Ist wohl ein blutig Opfermahl,
„Daraus dem Lande Segen ersprießet,
„Doch Zsigmond Fluch und Seelenqual."

So sprach der Held, der Henker beendet;
Die Sonne wird dunkel, trüb die Welt —
So sind gefallen dreißig der Edlen
Und Kont, der eisenfeste Held.

Und in dem dumpfen Luftraum ertönet
Auch nicht das kleinste Weh und Ach!
Doch von des Volkes zürnenden Lippen
Nun der Empörung Murmeln sprach:

„Hör', König Zsigmond, tyrannischer König!"
— Und der Tyrann wird kalt und bleich —
„Dein Urtheil ist den Gesetzen zuwider,
„Gefangen bist Du nun im Reich!"

Im Sommer des Jahres 1396 hatte Ofen hervorragende fremde Gäste; durch die von den Osmanen drohende Gefahr veranlaßt, erschien der französische Connetable d'Eu mit tausend Rittern, der Großmeister des Johanniterordens mit vielen der Seinen, der Kurfürst von der Pfalz, der Burgvogt von Nürnberg und noch viele Ritter an der Spitze ihrer Truppen. Einer der französischen Ritter, Graf von Nevers, leitete dann in der unglücklichen Schlacht bei Nicopolis am 23. September 1396 durch sein jugendliches Ungestüm bei Verfolgung der türkischen Avantgarde die Niederlage der Verbündeten ein. Auf dem Umwege über Dalmatien kehrte Sigismund nach Ofen zurück, wo er auf allgemeine Unzufriedenheit stieß; diese nährte er noch durch sein Benehmen, bis ihn endlich am 28. April 1401 die Reichsbarone in Ofen gefangen nahmen und auf das Schloß zu Schiklosch (Siklós) in Gewahrsam schickten. Er entkam von da zum Grafen Friedrich von Cilly, dessen Schwester später der König heiratete, und kehrte mit Hilfe des Wojwoden Stibor nach Ofen zurück, dessen Bürger während der langen Wirren treu zu ihm hielten; dafür verlieh ihnen der König viele Gerechtsame und führte mittelst Decret vom 15. April 1405 das Ofener Maß und Gewicht im ganzen Reiche ein. Im Jahre 1411 wurde Sigismund zum römisch-deutschen König erwählt und hielt zeitweise in Ofen ein prächtiges Hoflager. Aus diesen glanzvollen Tagen Ofens, als Sigismund Recht sprach zwischen Polen, Venedig und dem deutschen Orden, haben wir Berichte über Turniere, Gelage, Hoffeste und Aehnliches, wobei es hoch herging; aber auch Wissenschaft und Kunst gingen nicht leer aus. Der König gründete die Ofener Universität, nach ihm „Sigismunda" genannt; und bei seinen Prachtbauten fanden die bildenden Künste reichlich Gelegenheit, sich zu entfalten. — Der König brachte 1416 aus Paris 700 französische Künstler und Handwerker und ließ seinen Palast auf's herrlichste innen und außen herstellen; im Jahre 1424 bewirthete Sigismund in seiner neuen Burg den byzantinischen Kaiser Michael Comnenus. Fürst

Georg von Serbien besaß ebenfalls ein palastartiges Haus in Ofen, in dem er oft weilte.

Aus dieser Zeit verdient die Beschreibung Ofens und Pests von Bertrandon de la Brocquière, oberstem Stallmeister des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, welcher nach Ostern des Jahres 1433 auf seiner Rückreise von Palästina sich einige Zeit in Ofen aufhielt, hier im wesentlichen mitgetheilt zu werden:

„Ofen, die Hauptstadt von Ungarn, liegt auf einer um Vieles mehr langen als breiten Anhöhe. Gegen Morgen hat es die Donau, gegen Abend ein Thal, gegen Mittag einen Palast, dessen Bau der Kaiser angefangen hat, und der, wenn er einmal vollendet ist, groß und fest sein wird. . .

Die Stadt wird von Deutschen regieret, sowohl in Justiz- und Commerzsachen, als auch in Ansehung der verschiedenen Gewerbe. Man sieht daselbst viele Juden, die französisch sprechen, und von welchen mehrere von der Classe jener sind, die aus Frankreich vertrieben wurden. Ich fand hier auch einen Kaufmann aus Arras . . . er gehörte zu jener Anzahl Professionisten, die der Kaiser Sigismund aus Frankreich gebracht hat.

Die Umgebungen von Ofen sind angenehm, und das Gebiet der Stadt ist sehr fruchtbar an allerhand Lebensmitteln, besonders an weißen Weinen, welche ein wenig Feuer haben, was man den warmen Bädern und dem über Schwefel rinnenden Wasser zuschreibt. Eine Lieue weit von der Stadt findet man den Leib des St. Paulus des Eremiten, der sich ganz erhalten hat. (Im St. Paulus-Kloster, unterhalb der heutigen „schönen Schäferin") . . . In Pest fand ich sechs bis acht französische Familien, welche der Kaiser dahin gesendet hatte, um an der Donau, seinem Palaste gegenüber, einen großen Thurm zu errichten. Seine Absicht war, hier eine Kette zu befestigen, mit der er den Fluß sperren könnte. Man ist versucht zu glauben, daß er hierbei den Thurm von Burgund nachahmen wollte, der vor dem Schlosse l'Ecluse steht, aber ich glaube nicht, daß seine Absicht hier ausführbar sei: der Fluß ist zu breit. Ich hatte Neugierde, den Thurm zu besuchen. Er hatte schon die Höhe von etwa drei Lanzen erreicht, und man sah rund herum eine Menge gehauener Steine liegen. — Pest hat viele Pferdehändler; wer 2000 gute Pferde verlangte, würde sie auftreiben. Man verkauft sie stallweise, den Stall

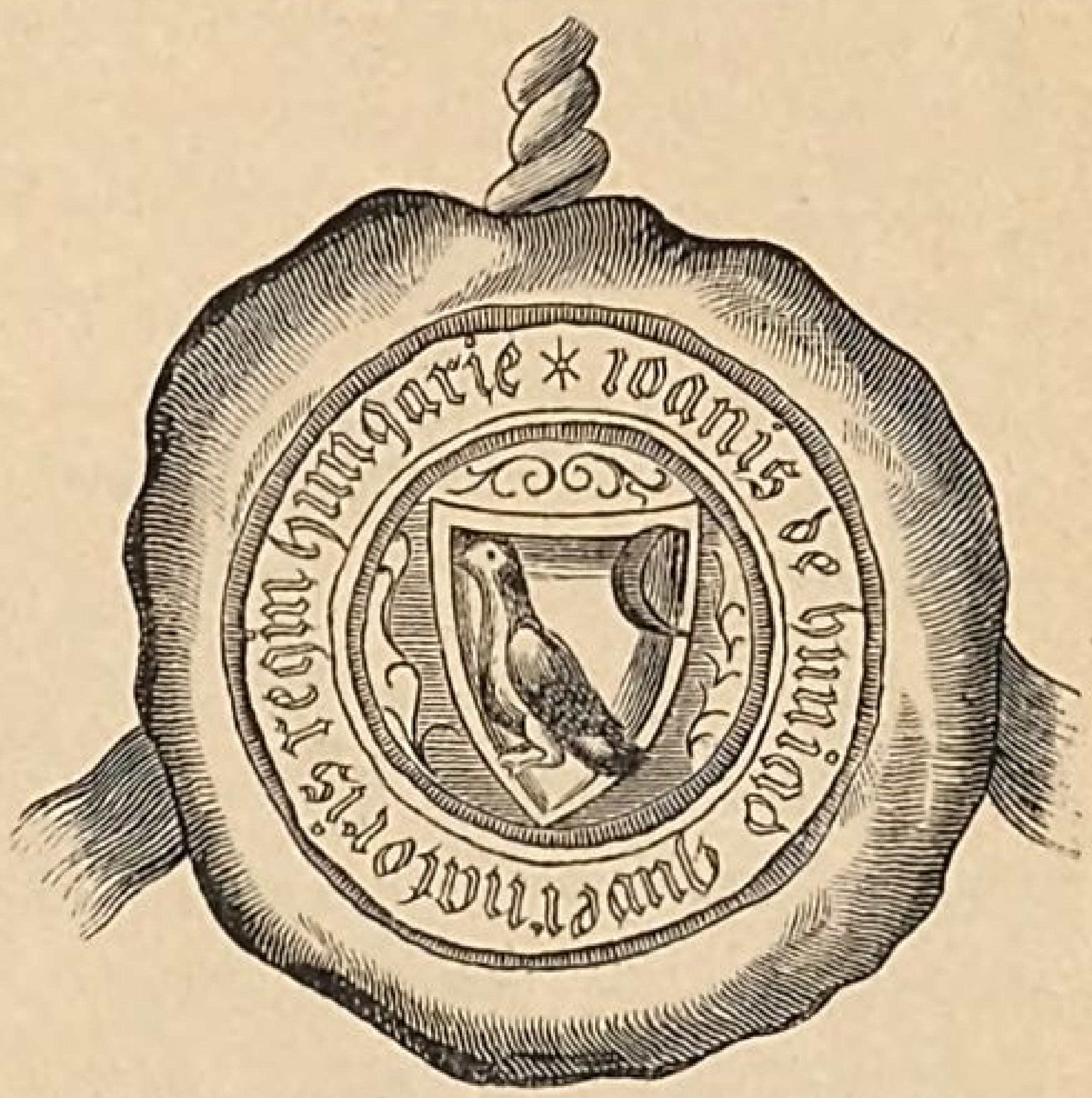
zu 10 Pferden gerechnet, um 200 Gulden. Ich sah deren mehrere, wovon zwei bis drei Pferde das Geld werth waren. Sie kommen hauptsächlich von den Bergen Siebenbürgens. Ich kaufte eines, einen starken Renner; fast alle besitzen diese Eigenschaft. Das Land ist ihnen zuträglich wegen des vielen Grases; aber sie haben den Fehler, daß sie etwas eigensinnig und besonders schwer zu beschlagen sind. — Bei meiner Rückkehr von Ofen ging ich mit dem Ambassadeur von Mailand, dem Palatin von Ungarn meine Aufwartung zu machen. Er empfing mich anfangs mit vieler Auszeichnung, weil er mich nach meinem Anzuge für einen Türken hielt; als er erfuhr, ich wäre ein Christ, war er etwas kälter. Sein Sohn hatte eben eine schöne ungarische Dame geheiratet. Ich sah ihn bei einem Lanzenkampf, welcher nach Landessitte auf kleinen Pferden mit niederen Sätteln stattfand. Die Kämpfer waren niedlich angezogen und führten starke, aber kurze Lanzen. Dies Schauspiel ist sehr angenehm. Wenn die zwei Wettkämpfer sich berühren, so müssen Beide oder doch Einer zur Erde fallen, so erkennt man doch gewiß diejenigen, die die Sattelfestesten sind. Bei solchen Turnieren um den Preis einer goldenen Peitschruthe sind alle Pferde von derselben Größe, alle Sättel gleich, und nach dem Los gezogen; man kämpft paarweise immer Einer gegen Einen."

Unter Sigismund machte sich Pest wieder von Ofen selbstständig und erhielt das Recht der Wahl des Richters und der sechs Beisitzer. Unter dem Eidam und Nachfolger Sigismund's, Albrecht I., als deutscher Kaiser Albrecht II., kam es zu Unruhen, da er das deutsche Element über die Massen bevorzugte; endlich schlichtete der König das Zerwürfniß selbst im Vergleichswege. Es folgten dann nach Albrecht's Tode die Thronfolgestreitigkeiten, welche wir im Abschnitt „Kronraub zu Visegrád" schilderten. Am 10. October 1444 fiel Wladislaw I. in der Schlacht bei Varna, was auf die Schicksale Pest-Ofens von großem Einflusse war.

Johann Hunyady wurde nun von den Ständen zum Gubernator und Vormund des unmündigen, aber schon als Kind gekrönten Ladislaus Posthumus gewählt. Hunyady bezog die Ofener Burg und übergab sie 1456 dem jungen Ladislaus. Das war eine schwere Zeit. Im Süden ballte sich schwarzes Gewölk und drohte dem Lande Verderben. Die Türken waren schon Herren von Konstantinopel und Serbien und bedrohten bereits Ofen

Da wurde ein Heer ausgerüstet; der heilige Johannes Capistran predigte einen Kreuzzug wider die Ungläubigen und stellt sich mit Hunyady selbst an die Spitze des Kreuzheeres. Es gelang ihnen, Belgrad zu entsetzen, wo Capistran starb; und zum Gedächtniß dieses Sieges wurde in Ofen das Fest der Transfiguration des Herrn und der Gebrauch eingeführt, um ein Uhr Mittags durch Glockengeläute die Bewohner zum Gebet für die Krieger Christi zu erinnern, welche Sitte sich bis zur Türkenherrschaft erhielt.

Der erhabene Charakter, die großen administrativen Talente und das seltene Feldherrngenie Johann Hunyady's erregten natürlich auch Neid und Feindschaft gegen ihn. Das Haupt seiner Gegner war der ränkevolle, charakterlose Ulrich von Cilly, der einflußreichste Berather des jungen Königs; und als Johann Hunyady am 11. August 1456 zu Semlin starb, erbten seine begabten Söhne den vollen Haß seiner Feinde. Ulrich von Cilly schwur, nicht zu ruhen, bis er dieses „Hundegeschlecht" mit Stumpf und Stiel ausgerottet haben würde. Er wußte auch den König in diesem Sinne zu beeinflussen, ja er machte persönlich einen Mordanfall auf Ladislaus Hunyady, wobei er jedoch selbst das Leben lassen mußte. Der König lockte nun, nachdem er vollständige Verzeihung zugesagt, die beiden Hunyady von Temesvár nach Ofen und ließ daselbst den glänzenden, ritterlichen, erst 24jährigen Jüngling Ladislaus verrätherischerweise auf dem St. Georgsplatze enthaupten (16. März 1457), wagte es jedoch aus Furcht vor der aufgeregten Volkswuth nicht, auch Matthias hinrichten zu lassen, sondern schleppte ihn gefangen nach Wien und dann nach Prag. König Ladislaus starb ein halbes Jahr nachher.



Siegel des Johann Hunyady aus dem Jahre 1456.

Der Januar des folgenden Jahres fand die Feinde des Hauses Hunyady, deren Häupter nun der Palatin Ladislaus Gara und Nikolaus Ujlaky waren, in Ofen versammelt, während Hunyady's mütterlicher Oheim Michael Szilágyi

mit 20.000 Reitern in Pest campirte. Die Donau, welche die beiden feindlichen Parteien trennte, sicherte dem Palatin Gara in Ofen einstweilen Freiheit des Entschlusses, und er brachte auch der Reihe nach mehrere ausländische Prinzen für den Königsthron in Vorschlag. Nachts aber that der Januar seine Schuldigkeit und überzog den breiten Strom mit einer festen Eisdecke, wodurch die bewaffnete Macht Szilágyi's mit einem Male auch in Ofen zur Geltung gelangte. Von den großen Erinnerungen begeistert, welche sich für die ungarische Nation an den Namen Hunyady knüpften, riefen Heer und Volk unter ungeheuerem Jubel den 17jährigen Matthias zum König, dessen Oheim Szilágyi aber zum Gubernator auf fünf Jahre aus. Dies geschah am 24. Januar 1458.

Matthias, der bisher bei König Georg Podiebrad in Prag gefangen gesessen, eilte nun nach Ofen, wo er am 16. Februar eintraf. Die Festlichkeit der Einholung und die Freude des gesammten Volkes entsprach vollkommen den großen Hoffnungen, welche das ganze Land an den neuen Monarchen knüpfte.

Und wahrlich, nie wurden Ruhmeshoffnungen so glänzend erfüllt, ja in unglaublicher Weise übertroffen, wie unter König Matthias' Regierung, welche den Glanzpunkt eines selbstständigen ungarischen Staatswesens bezeichnet.

Natürlich erreichte auch Ofen, wo all' die Macht und all' der Glanz sich concentrirten, unter Matthias Corvinus seine höchste Blüthe. Die politische Bedeutung ersten Ranges, welche nun Ungarn zuerkannt werden mußte, fand ihren naturgemäßen Ausdruck in der Schönheit und Großartigkeit der Landeshauptstadt, wo die mittlerweile in Italien sich in vollster Pracht entfaltende Renaissance aller Künste und Wissenschaften ein reiches Feld für fruchtbringendes Wirken fand.

Ueberlassen wir die Schilderung der damaligen Hauptstadt dem am Hofe Matthias' lebenden berühmten Geschichtsschreiber Bonfin. Er schreibt im vierten Buche seiner „Dekaden":

König Matthias begann den Ausbau der Ofener Burg, an welcher damals, mit Ausnahme des von König Sigismund errichteten prächtigen Gebäudes, noch nichts Sehenswerthes war.

Auch auf der Pester Seite (an der Stelle der heutigen Universitätsbibliothek) hatte Matthias ein prachtvolles Landhaus, desgleichen etwa drei römische Meilen von Ofen ein Jagdschloß mit großem Thierpark und eine dritte Villa beim Ofener Salzhause. Im Burggarten selbst befand sich ein Zwinger, in dem zwei mächtige Löwen, die der König 1470 von den Florentinern zum Geschenke erhalten hatte, verwahrt wurden. Sie sollen so zahm gewesen sein, daß sie dem Könige wie Hunde nachliefen, ja vor den Stufen seines Thrones lagen, zu nicht geringem Schrecken der Anwesenden. — Sie waren des Königs Lieblingsthiere und wurden sogar von Janus Pannonius besungen; sie sollen in Ofen zu derselben Stunde verendet sein, da Matthias in Wien starb.



Ein Blick durch's Burgthor in Ofen.

Die im Schlosse befindliche Bibliothek, die berühmte „Corvina", bildete einen der kostbarsten Schätze desselben. Nikolaus Oláh, später Erzbischof von Gran, erzählt von zwei gewölbten Sälen, deren einer mit lauter orientalischen, d. h. griechischen, hebräischen, syrischen und chaldäischen Werken angefüllt war, während der andere lateinische, ungarische, deutsche und slavische Bücher, alle in schönen Fächern wohlgeordnet, enthielt. Jedes Werk war reich in Seide und Sammt gebunden, mit vergoldeten silbernen Stäben und Spangen. Geschrieben waren die meisten auf Pergament. Der König besoldete

fortwährend dreißig im Schreiben und Miniaturmalen gewandte Copisten, außerdem waren in Florenz vier Druckerpressen für die „Corvina" thätig, und später ließ Matthias im königlichen Schlosse selbst durch Andreas Heß eine Buchdruckerei (die erste in Ungarn) einrichten. Der alte Felix von Ragusa war Director sämmtlicher Copisten. Unter den Directoren der Bibliothek befand sich auch der geistreiche vielgereiste Martius Galeot. Noch zwei andere, minder luxuriös eingerichtete Büchereien befanden sich überdies im Schlosse; alle die literarischen Schätze aber, über 50.000 Bände, wurden durch die Türken nach der Einnahme Ofens theils vernichtet, theils nach Stambul geschleppt, und ihre dürftigen Reste gehören gegenwärtig zu den größten Schätzen der berühmtesten ausländischen Bibliotheken. Uebrigens ist es erwiesen, daß unter den schwachen unfähigen Nachfolgern des großen Corvin schon viel aus den Bibliotheken verschleppt worden war, da besonders die Jagellonen keinen Werth auf diese kostbaren Bücher legten. Von anderen Augenzeugen erfahren wir noch, daß das Bibliothekgebäude mit herrlichen Gemälden geschmückt war und auch einen ungeheueren Himmelsglobus nebst mathematischen Instrumenten enthielt, am Eingang aber zwei Brunnen standen, ein marmorner aus Florenz und ein silberner, der in Ungarn gearbeitet worden. Im Jahre 1477 erhielt Ofen auch wieder eine Universität, indem König Matthias die durch den Graner Erzbischof Johann Vitéz 1465 in Preßburg gegründete Akademie nach Ofen verlegte, und auch der Ofener gelehrten Gesellschaft, einem Zweige der Donaugesellschaft, räumte der König in seinem Schlosse einen Saal für ihre Versammlungen ein.

Eine so großartige Residenz war gewiß würdig, Schauplatz der glänzendsten Festlichkeiten zu sein, und an solchen mangelte es auch unter Matthias' Herrschaft keineswegs. Manchen Triumphzug hielt er durch die Straßen seiner jubelnden Hauptstadt, wenn er siegreich aus seinen zahlreichen Türkenzügen heimkehrte, erbeutete Schätze und gefangene Heerführer im Gefolge.

Große Festlichkeiten fanden in Ofen auch statt, als im December 1479 Johann von Arragonien, der Bruder der Königin, als päpstlicher Legat Abends bei brennenden Fackeln seinen Einzug hielt.

Zu Weihnachten 1489 sah König Matthias Ofen zum letzten Male; er kam auf der Donau von Wien herabgereist, um in

seiner Hauptstadt den Frieden zwischen Ungarn und Deutschland verkündigen zu sehen. Bald darauf reiste er nach Wien zurück, um daselbst dem Congresse beizuwohnen, und starb dort am 5. April 1490.

Nach seinem Tode bezog sein natürlicher Sohn Johann Corvin das Ofener Schloß und wurde daselbst von seinen Gegnern unter Stefan Báthory, Paul Kinizsi und Bartholomäus Drágffy belagert. Als wiederholte Unterhandlungen auf dem Rákos, in der Pester Marienkirche und der Ofener Sigismundskirche nichts fruchteten, verließ Johann Corvin die Burg, welche nun dem siegreichen Thronbewerber Wladislaw, König von Böhmen, zufiel. Am 14. Juli 1490 wurde dieser in der St. Georgskirche zum Könige ausgerufen und zog als Wladislaw II. am 9. August in die Hauptstadt ein, wo er bald mit der Stefanskrone gekrönt wurde, welche ihm Johann Corvin selber vortrug. Es war dies die erste Krönung, bei welcher der König von Ungarn die seitdem im Ceremoniel verbliebenen Schwerthiebe nach den vier Weltgegenden führte.

Am 1. Juli 1506 wurde dem König in Ofen ein Sohn, Ludwig, geboren, welcher neun Jahre später in Wien mit Marie, der Enkelin des Kaisers Maximilian, verlobt ward.

Eine stürmische Epoche hatten die Schwesterstädte durchzumachen, als 1514 die unter Führung des vom Primas und König zum Heerführer ernannten Széklers Georg Dózsa stehenden Kuruczen (das ist ursprünglich gegen die Türken aufgebotenen Kreuzfahrer), an 40.000 Mann stark, aus Unzufriedenheit darüber, daß der Kreuzzug widerrufen wurde, und um für die Grausamkeiten der Oligarchen Rache zu nehmen, in den Vorstädten Ofens die Häuser der Adeligen plünderten und diese selbst gefangen fortschleppten, ja sogar Pest belagerten und die Bauern des ganzen Landes zum Vertilgungskampfe gegen den hohen Adel aufriefen, „damit nur ein König, ein Bischof und zwei Herren (Georg und Gregor Dózsa) im Lande seien“. Die Gefahr schien ernst, da die unteren Volksclassen in Pest-Ofen sich auf die Seite der Kuruczen schlugen, deren Hauptredner der Czegléder Pfarrer war. Der Pöbel machte Miene, Jeden todtzuschlagen, der gegen die Kuruczen ziehen würde, erstürmte zwei Klöster in Ofen und zwang die Mönche zur Flucht. Auch unter den Bürgern befanden sich viele Kuruczen-

freunde, denn auch die Bürger hatten von den übermüthigen Herren und Baronen viel zu leiden. Vor Pest ließ Dózsa den Pester Bürger Ambrosius Saleres in einem festen Lager zurück, um durch häufige Ausfälle die Stadt im Schach zu halten; Johann Bornemisza jedoch, der die Besatzung von Pest und Ofen an sich gezogen, schlug die Bauern vor Pest auf's Haupt; auch sonst im Lande unterlagen nach und nach die Empörer, Dózsa selbst wurde von Johann Szapolyay bei Temesvár besiegt, gefangen und unter schrecklichen Martern hingerichtet. Auf dem 1514 nach Ofen berufenen Reichstage wurden die ohnedies arg geknechteten Bauern durch mannigfache harte Verfügungen bestraft. Derselbe Reichstag war es auch, der das von Stefan Verböczy, als Protonotar des Judex Curiae, vorgelegte, gewöhnlich Tripartitum genannte ungarische Gesetzbuch (Corpus Juris Hungarici) annahm. Dieses war eigentlich eine systematische Sammlung älterer Gesetze, Verordnungen und Judex-curial-Urtheile, die früher zerstreut und ungesichtet waren. Das Tripartitum war bis in die Neuzeit eine maßgebende Gesetzessammlung.

Von diesem Reichstage erhielt endlich Pest den zweiten Rang unter den königlichen Freistädten.

Als Wladislaw am 13. März 1516 gestorben war, wurde ein Reichstag zu Ofen abgehalten, der sehr stürmisch ausfiel. Szapolyay mit 3000 Adeligen wollte sogar das Ofener Schloß stürmen, wurde jedoch vom Schloßhauptmann Tomori abgewiesen. Um diese Zeit fand die Reformation in Ungarn Eingang durch Georg Markgrafen von Brandenburg, der als Obersthofmeister des jungen Königs Ludwig II. die Protestanten Simon Grinäus, Konrad Cordatus und Veit Wirrsheim als Professoren nach Ofen berief; auch der Beichtvater der Königin, Johann Henkel, neigte zur neuen Lehre, ja die Königin selbst war ihr so günstig gestimmt, daß Luther ihr einen Theil seiner Psalmen-Uebersetzung widmete.

Unter dem Kinde Ludwig II. stiegen Zwietracht und Parteihader auf den Gipfelpunkt. Am 24. April 1526 wurde der letzte Reichstag auf dem Rákos abgehalten, bereits am 29. August desselben Jahres verlor der kaum 21jährige König sein Leben bei Mohács. Athemlos, beinahe halb wahnsinnig, erreicht ein deutscher Diener — schreibt Paul Jászay in seinem Werke „Ungarns Tage

nach der Schlacht bei Mohács" — das Ofener Schloß am 30. August 1526 nach der Vesper. Von Mohács aus der Schlacht ist er gekommen. In der außerordentlichen Verwirrung fand er nicht einmal das Thor. Die Königin Maria hatte soeben mit Alexius Thurzó, dem königlichen Schatzmeister, eine Unterredung. Bald erschien die Königin zu Pferde, sie verließ das Schloß durch das Locsoder Thor, begleitet von 50 Reitern. In Locsod erwartete sie den Schatzkanzler, der während der ganzen Nacht durch dreihundert seiner Leute packen und aufladen ließ. Als Alles bereit war, machte sich die Königin auf die Wiener Straße auf. Wem es immerhin möglich war, der flüchtete. Die Kirchenschätze wurden nach Preßburg gebracht.

Am 6. September lagerten die Türken bei Tolnau, schon am 11. erreichten sie den Ofener Vorort Kelenföld. Die Hauptstadt des Reiches war beinahe leer, die Stadtschlüssel wurden Suleiman bis Duna-Földvár entgegen getragen; Mittwoch den 12. September traf er im Lager vor Kelenföld ein, gewährte seinen Truppen einen Rasttag und besichtigte in Begleitung des Großveziers Ibrahim die Stadt. Im Schlosse war nur mehr eine Besatzung von 50 Mann, die sich widerstandslos ergab. Nach dem Einzug der Osmanen brach Feuer aus — gegen den directen Befehl des Sultans, der die Stadt zu schonen befahl — welches drei Tage lang wüthete; es ist auch bislang noch nicht erwiesen, ob das Feuer nicht von dem zurückgebliebenen Pöbel gelegt wurde, um in der Verwirrung zu stehlen und zu rauben.

Die königliche Burg, die Stallungen, der Thiergarten und das Jagdschloß blieben vom Brande unversehrt. Die Burg wurde geplündert, Kriegsvorräthe, Kanonen, die in der Burg aufgestellten kupfernen Statuen, Thurmglocken, auch die Metallknöpfe der Burg- und Kirchendächer wurden auf Schiffe geladen und nach Belgrad geführt. Unterdeß wurde eine Brücke über die Donau geschlagen, am 19.—22. September gingen die Türken auf's linke Ufer über, in Ofen blieb eine kleine Janitscharen-Besatzung, die das Schloß dann den Ungarn übergab. Der Sultan zog ab und traf schon am 23. November wieder in Konstantinopel ein mit 8000 vornehmen Gefangenen, vielen Frauen und Kindern, 2500 in Ofen und anderen Städten gefangen genommenen Juden und riesiger Beute an werthvollen Gegenständen. Von

Belgrad bis Ofen und auf dem Rückmarsche hatten die Osmanen mehr als 200.000 Ungarn getödtet.

Am 31. October traf Johann Szapolyay vor der Stadt ein; sein vorausgeeilter Feldhauptmann Gotthard Kún hatte inzwischen vom Ofener Schloß Besitz ergriffen. Die Ungarn vergossen Thränen beim Anblick ihrer noch vor Kurzem so herrlichen Hauptstadt. Am 8. November zog Szapolyay nach Stuhlweißenburg in die alte Krönungsstadt, wo er neuerlich zum Könige erwählt, am 11. durch den Neutraer Bischof Stefan Podmaniczky gekrönt wurde. Am 16. December desselben Jahres wählte ein anderer Theil der Reichsstände in Preßburg den Erzherzog Ferdinand zum Könige; derselbe kam aber erst im darauffolgenden Jahre nach Ungarn und lagerte am 19. August 1527 vor Altofen. Die Ofener Bürger eilten ihm entgegen und huldigten ihm als rechtmäßigem König. Den Befehl über die Ofener Burg übernahm Thomas Nádasdy; Ferdinand berief nach Ofen einen Reichstag, der die Preßburger Wahl bestätigte. Am 3. November krönte derselbe Stefan Podmaniczky, welcher ein Jahr früher den König Johann (Szapolyay) salbte, zu Stuhlweißenburg auch Ferdinand. Damit hatte das unglückliche Reich zwei gekrönte und Form Rechtens erwählte Könige, wodurch unendliches Mißgeschick über das Land kam. Die beiden Könige wollten einander verdrängen, und die kostbare Kraft, die zur Abwehr des äußern Feindes erforderlich gewesen wäre, wurde im Bürgerkriege vergeudet.

Leider war es aber auch nach dem Tode Szapolyay's nicht besser, und so kam es, daß durch volle 150 Jahre das Land von den Osmanen und den fremden Söldlingen der Kaiser mißhandelt wurde, so daß das arme Volk nicht mehr zu unterscheiden vermochte, wer Freund und wer Feind sei. Die Wirren und den Thronstreit benutzte Suleiman, der mit 300.000 Mann heranzog und am 3. September 1529 vor Ofen lag. — Pest und Ofen wurden rasch genommen, nur die 3500 Juden der Wasserstadt vertheidigten sich hartnäckig. Die Burg vertheidigte Thomas Nádasdy vier Tage lang mit seinen 700 Ferdinandischen fremden Söldnern; am fünften Tage sperrten die deutschen Officiere Nádasdy ein und übergaben das Schloß. Dieser Verrath trug ihnen aber schlimme Früchte, denn sie wurden von den Janitscharen doch niedergesäbelt. Nádasdy wurde in

Freiheit gesetzt und war fortan ein treuer Anhänger des Königs Johann. Nach der erfolglosen Belagerung Wiens kam Suleiman wieder nach Ofen, hielt da großen Divan und setzte Szapolyay ein. Nach dem Abzuge der Türken erschien Rogendorf mit dem Ferdinandinischen Heere vor Ofen, dieser mußte aber, da von allen Seiten Entsatztruppen heraneilten und Thomas Nádasdy die Burg hartnäckig vertheidigte, abziehen. König Johann belohnte die Ofener für ihre Treue und für die ausgestandene Noth mit mehreren Privilegien (ertheilt in den Jahren 1530, 1531, 1533, 1538). Im Jahre 1540 zog König Johann nach Siebenbürgen (welches damals wie wieder jetzt ein integrirender Bestandtheil Ungarns war), wo Unruhen ausgebrochen waren, und starb dort am 21. Juli, nachdem er noch vorher die frohe Botschaft von der Geburt seines Sohnes erhalten. Im Jahre 1541 zog Rogendorf abermals vor Ofen; Isabella, die Witwe Szapolyay's, unterhandelte im Geheimen mit Ferdinand's Abgesandten, aber die Vormünder Johann Sigismund's, des Sohnes Szapolyay's, wollten von einer Uebergabe Ofens nichts wissen. Isabella griff nun zur List und bediente sich dazu mehrerer Magistratualen, welche Ofen heimlich den Rogendorf'schen übergeben sollten. Der Anschlag wurde vereitelt, die Verschwornen flüchteten sich, den Rathsherrn Franz Bácsfi aber ließ Martinuzzi, der eine Vormund des Prinzen Johann Sigismund, hinrichten. Die Ungarn hielten die Burg, die Türken eilten zum Entsatz herbei, Rogendorf wurde so arg bedrängt, daß er nicht nur die Vorräthe, sondern auch die Kanonen zurückließ, um in der Nacht vom 21. August, mit Verlust von 16.000 Mann, sich über die Donau zurückzuziehen; dabei wurde er jedoch schwer verwundet und starb auf dem Rückzuge zu Schütt-Sommerein. Am 26. August traf sodann Suleiman selbst wieder vor Ofen ein, er berief die Königin mit dem Prinzen und den Vormündern in sein Lager; währenddem besetzten seine Truppen die Burg und Stadt — die ungarischen Herren zwang er, in die formelle Uebergabe einzuwilligen und zog am 2. September in Ofen ein; sein Gebet verrichtete er in der eiligst zur Moschee umgewandelten Hauptkirche. Am 4. September ließ Suleiman kund thun, daß, wenn Johann Sigismund 20 Jahre alt sein werde, er Ofen und die Königskrone wie sein Vater erhalte — am anderen Tage verließ die Königin Isabella mit dem Prinzen Ofen und ging nach

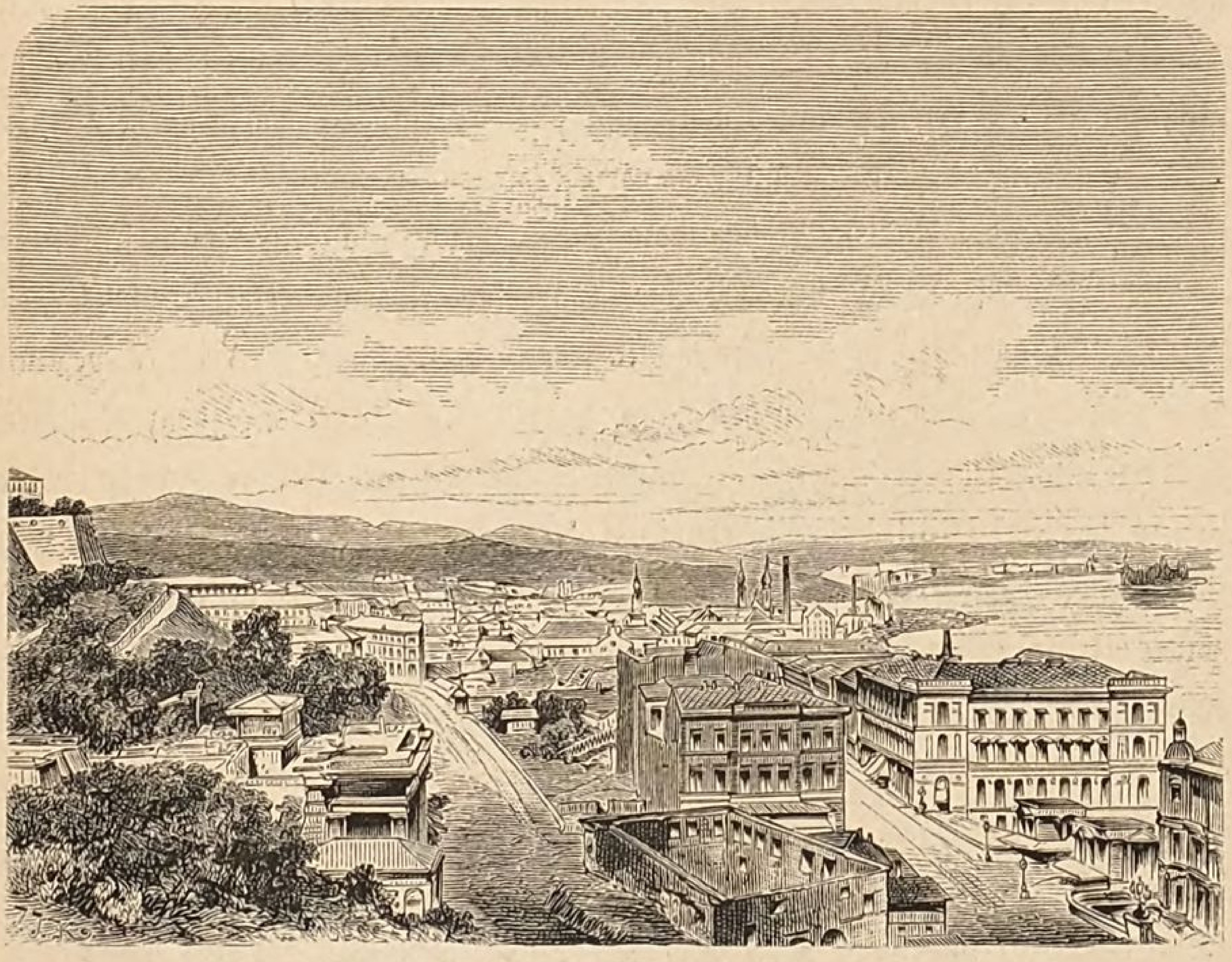
Siebenbürgen. Stefan Verböczy war der erste Kadi von Ofen und das alte Buda Hauptstadt eines Paschaliks! Im Jahre 1542 belagerte Joachim Markgraf von Brandenburg Pest, mußte aber erfolglos abziehen. Ofen verfiel nun rasch, und schon 1553 schilderte Auger Gislaine Busbèque, Ferdinand's Gesandter an Suleiman, die Stadt, wie folgt:

„Diese Stadt war einst mit den ansehnlichsten Gebäuden der ungarischen Großen geziert, welche aber nun schon theils zusammengefallen, theils mit Balken vor dem Einsturz gesichert werden. Meist türkische Soldaten bewohnen sie, denen aber, von ihrem täglichen Solde lebend, nichts erübrigt, die Gebäude unter Dach und Fach zu erhalten. Ob es einregnet, oder ob die Mauer einen Riß bekommt, kümmert sie wenig, wenn sie nur eine trockene Stelle für ihr Pferd und für ihr Lager haben; was ober ihnen ist, dessen nehmen sie sich nicht an; sonach lassen sie den oberen Theil der Hauses den Ratten und Mäusen zum Bewohnen über."

Salomon Schweiger reiste im Jahre 1576 durch Ofen nach Constantinopel; er fand den Verfall noch mehr vorgeschritten, von der ganzen Corvinianischen Herrlichkeit nur mehr einige Wappen und Inschriften.

Nach vielen erfolglosen Versuchen, Ofen den Osmanen zu entreißen, gelang es endlich 1684 Karl von Lothringen, Pest zu besetzen, welches die Türken verlassen hatten; er ließ Ofen beschießen, mußte aber wieder abziehen. Nach stärkeren Rüstungen rückte, ebenfalls unter Karl von Lothringen, am 15. Juni 1686 ein Heer von Komorn an beiden Ufern der Donau herab und vereinigte sich, 92.000 Mann stark, vor Ofen; — nach Johannes Miller bestand dieses Heer aus der kaiserlich und königlichen Armee: 40.000 Mann Infanterie, 14.000 Panzerreiter, 6400 leichte Reiter und Dragoner — von diesen Truppen waren 14.000 Ungarn unter Führung des Palatins Eszterházy; dann aus den Hilfstruppen: des Kurfürsten von Baiern mit 8000, Kurfürsten von Sachsen mit 4000, Kurfürsten von Brandenburg mit 7000, anderen deutschen Truppen und zahlreichen Freiwilligen aus Frankreich, Spanien, England, Italien, zusammen 12.000 Mann. Das Hauptquartier des Herzogs war auf dem großen Schwabenberge. Am 24. Juni war das Donau-Ufer bis an die Wasserstadt erobert, und zwar durch die Ungarn und Croaten. In der

Festung waren 16.000 Türken unter dem Commando des Abd-urrhaman Abdi Pascha. Die Margarethen-Insel wurde von den Christen besetzt, die dort ihr Spital und Magazine anlegten, den oberen Theil der Insel Csepel besetzte Adam Batthyányi mit der leichten ungarischen Reiterei. Am 22. Juli wurde nach längerer Beschießung und Minirarbeit ein allgemeiner Sturm unternommen, ein Raaber Hajdu war der Erste,



Ofen von der Erzherzog Albrecht-Straße aus gesehen.

welcher auf die äußere Mauer das christliche Banner aufpflanzte; Abdi Pascha, zur Uebergabe aufgefordert, hielt sich, denn er hatte Nachricht, daß ein Entsatzheer heranrücke.

Am 11. August stand das unter Führung des Großveziers herangerückte Heer von 80.000 Mann zwischen Promontor und Bia, aber das Heer der Christen erwartete die Osmanen in günstiger Stellung, wiederholte Versuche, diese zu durchbrechen, mißlangen. Inzwischen rückte auch Caraffa aus Ober-Ungarn und Schärfenberg aus Siebenbürgen heran, und so beschloß man, die

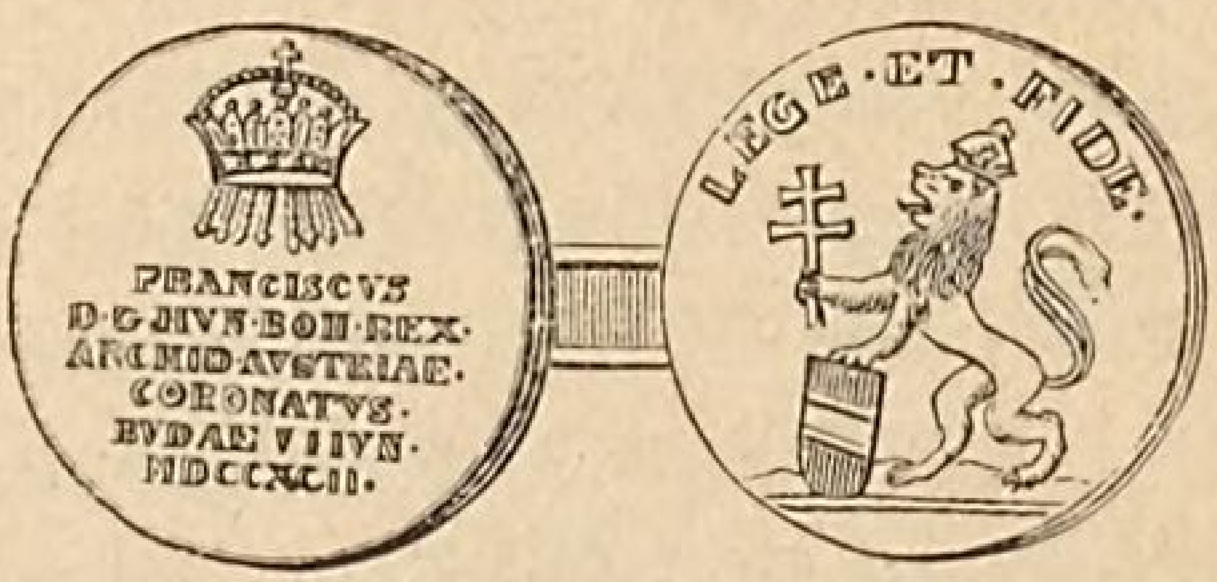
Festung angesichts des Großveziers zu nehmen. Die Türken wehrten sich wie Löwen. Am 2. September, Abends 6 Uhr, gaben Kanonenschüsse vom Schwabenberge das Zeichen zum Sturme; auf Befehl des Herzogs von Lothringen geschah dieser zum ersten Male mit dem Bajonnete. Der Erste, welcher den Wall erstieg und in's Innere drang, war der Capitän Johann Fiáth, ihm folgte Serényi; der ungarische Oberst Petneházy entfaltete solche Tapferkeit, daß ihn selbst die deutschen Generale einen Löwen nannten. Von den Deutschen war Freiherr Martin Günther von Pechmann der Erste, welcher über die Wälle eindrang. So wurde Ofen, nachdem es 145 Jahre lang im Besitze der Osmanen war, am 2. September — also an demselben Tage, an dem es verloren ging — wiedergewonnen.

Die Stadt litt während dieser Belagerung so sehr, daß fast nur Trümmerhaufen übrig blieben; die Garnison überwinterte in hölzernen Baracken, sonst aber blieb Niemand in der Stadt. Im Jahre 1687 begann man mit dem Hinwegräumen der Schutthaufen und Mauerreste, dem Reinigen der Straßen. Leopold sicherte den neuen Ansiedlern mehrjährige Steuerfreiheit zu; so begann 1688 der Wiederaufbau Ofens. Bis 1703 blieben Ofen und Pest unter der Verwaltung der königlichen Kammer — in diesem Jahre wurden dann beide Städte wieder in die Reihe der königlichen Freistädte eingesetzt. Im Jahre 1715 begann man auf Befehl des Königs Karl III. mit dem Wiederaufbau des Schlosses, der aber durch die Kriegsereignisse viele Unterbrechungen erlitt. Die Königin Maria Theresia und ihr Gemal Franz besuchten 1751 die Schwesterstädte und hielten am Rákos Heerschau ab. Diese Königin ließ den Bau der Burg vollenden; 1769 wurde die Schiffbrücke errichtet, nachdem bis dahin seit dem Abzug der Türken nur eine fliegende Brücke gedient hatte. Josef II. verlegte die Universität aus Tyrnau, die königlich ungarische Statthalterei aus Preßburg nach Ofen, ebenso auch die Hofkammer. Durch diese Concentrirung der Aemter gewann Ofen ungemein. Gleichen Schritt in der Entwicklung hielt auch Pest und überflügelte bald die übrigen Städte des Landes. Schon 1717 wurde am Rathhausplatz den Piaristen ein Gebäude für die Schule und Wohnung erbaut, welches noch heute als Piaristen-Gymnasium besteht; 1733 wurden die höchsten Gerichtshöfe: königliche und Septemviraltafel reorganisirt und nach Pest verlegt. Nach

und nach erstanden auch Vorstädte. Von 1786 bis 1790 erhob sich ein großer Theil der Leopoldstadt — heute fast der schönste Stadttheil der vereinigten Hauptstadt.

Am 21. Februar 1790 wurde die ungarische Krone nach Ofen gebracht, welche Josef II. nach Wien hatte führen lassen. Am 20. Mai 1792 wurde Franz I. mit dieser Krone in Ofen in der Garnisonskirche gekrönt. Der Cardinal Batthyányi legte 1799 das Pester Stadtwäldchen als Vergnügungsort an — die Gründe zwischen diesem und der Theresienstadt wurden an Private überlassen, und so entstanden an beiden Seiten der Hauptallee die Ziergärten mit Villen.

Große Verdienste um die Hebung der Schwesterstädte erwarb sich der Reichspalatin Erzherzog Josef, auf dessen Anregung 1808 die Bau- und Verschönerungs-Commission entstand.



Krönungsmünze: Franz I. (1792.)

In Ofen wurden 1810 die ganze Raitzenstadt und ein großer Theil der Wasserstadt ein Raub der Flammen. Die 1831 zum ersten Male in Europa aufgetretene Cholera raffte auch in Pest-Ofen viele Opfer hin, dabei kam es noch zu Unruhen durch die verkehrten Maßnahmen der Comitatsbehörde. —

Das mächtig aufstrebende Gemeinwesen wurde 1838 von einer furchtbaren Katastrophe betroffen, es war dies die größte Ueberschwemmung, welche seit Jahrhunderten am Donaustrome stattfand. Am 13. März des gedachten Jahres erreichte das Wasser eine Höhe von 22 Fuß 11 Zoll über dem Nullpunkt — dieses Hochwasser sprengte die Eisdecke, diese setzte sich in Bewegung, stockte aber wieder gleich unterhalb Pest; schon am andern Tage waren die tiefer gelegenen Stadttheile unter Wasser, welches 27 Fuß 11 Zoll 9 Linien über Null stieg; — am Morgen des 15. begann das Wasser ein wenig zu sinken, stieg aber Abends rapid bis 29 Fuß 4 Zoll 6 Linien über dem Nullpunkt des Ofener Pegels. In Pest stürzten 2281 Häuser ein, 827 hatten starke Risse bekommen und nur 1146 blieben unversehrt; in Ofen stürzten 207 Häuser gänzlich ein, 262 trugen mehr oder minder bedeutende

Risse davon; Altofen wurde beinahe vernichtet. Seit der Zerstörung von Lissabon kam in Europa keine ähnliche Katastrophe vor, und wurde dieselbe nur wieder von der jüngsten Szegediner Ueberschwemmung erreicht.

Behörden und Private thaten alles Mögliche zur Rettung von Leben, Hab und Gut und Verpflegung der Brotlosen. Beim Rettungswerk thaten sich hervor der Sohn des Reichspalatins, Erzherzog Stefan, dann Baron Nikolaus Wesselényi, Baron Johann Podmaniczky, die Grafen Georg Károlyi und Franz Szápáry; — von diesen edlen Rettern lebt heute keiner mehr. — Der vereinten Fürsorge und dem rastlosen Wirken Aller ist es zu danken, daß die riesige Ueberfluthung nur 150 Menschenleben vernichtete. Wir lassen über diese Katastrophe noch einige Notizen aus dem Berichte eines bewährten Augenzeugen, des damaligen Universitäts-Professors von Schedius, zur Vervollständigung wörtlich folgen: „Diese Jammerscenen, welche das fühlloseste Herz erschütterten, dauerten drei volle schreckliche Nächte und vier Tage, während welcher immer sich die Hoffnung zur baldigen Abnahme des Wassers und der Noth auf's grausamste getäuscht sah.“ —

„Den in ihrer Sicherheit zwar glücklichen Bewohnern der Festung Ofen zeigte sich nun die ganze Gegend, vom Festungsberge an bis an das Rákosfeld und an die Insel Csepel, wie ein weites Meer, in dessen gräulichem Schooß nicht nur hier von der Ofener Seite der Taban, die Wasserstadt, Neustift und Altofen, sondern auch die vor wenigen Stunden noch so blühende, lust- und lebensreiche Stadt Pest mit allen ihren bisher wenig noch bekannten Schätzen, mit ihren unendlichen, noch unentwickelten Keimen und Hoffnungen ganz versunken schien, wie Lima einstens und halb Lissabon. Nur Thürme und höher stehende Häuser ragten als schaurige Denkzeichen vorigen Glanzes hie und da hervor. Das große Invalidenpalais, die Artilleriekaserne (das Neugebäude), der neue Theil des Comitatshauses, das Universitätsgebäude, die evangelische Kirche und Schule sammt dem neuen Marktplatze; die Franciscaner- und Servitenkirche und die neue Militär-Akademie (das Ludoviceum) standen über dem ausgetretenen Wasser, und dahin hatten viele Tausende von Menschen aller Stände und Geschlechter sich geflüchtet.“

„Des Erzherzog Palatinus k. k. Hoheit, der noch nicht gänzlich wieder hergestellten Leibeskräfte ungeachtet, schon von den frühesten Momenten an,

wo man Gefahr besorgte, mit der Leitung aller Sicherungsanstalten auf das menschenfreundlichste beschäftigt, schickte in diesen Tagen hoher Noth alle seine treuen Diener, seine Beamten, seine Kammerherren in Fahrzeugen, wie es nur möglich war, sie herbeizuschaffen, nach Pest und in die überschwemmten Theile Ofens, um sowohl Denen, die sich in Gefahr befanden, Rettung zu gewähren und sie nach Ofen selbst in Sicherheit zu bringen, als auch den in sicheren Häusern Noth und Mangel Leidenden hinlängliche Lebensmittel zuzuführen. Auch selbst den eigenen theuern Sohn, den allgeliebten Prinzen Stefan, sandte der erhabene Vater nicht ohne Lebensgefahr in die Hütten des Unglücks und der Noth, denen durch ihn auch reicher Trost und Beistand zugeflossen, der ihm gewiß zum Heil und Segen wird."

„Im königlichen Schlosse wurden täglich 1500 Brote gebacken und auf solche Art in die vom Wasser bedrängten Theile beider Städte hin vertheilt. Aus eigener Schatulle sandte der edle Fürst gleich mehrere tausend Gulden an die Behörden, um auf den vom Wasser freien Stellen eigenes Brot backen, Fleisch ausschroten und andere Nahrungsmittel herbeischaffen zu lassen. Auch waren 36 Zimmer im Ofener Schlosse zur Unterkunft für die Geflüchteten von allen Classen ohne Unterschied gehörig eingerichtet, wo sie auch beköstigt wurden. Die sämmtlichen Bewohner Ofens und das k. k. Militär wetteiferten in diesen Tagen durch rührende Mildthätigkeit, Hilfeleistung und selbstaufopfernde Rettungsversuche der Unglücklichen. Besonders aber von den höheren Ständen haben Viele, weder die augenscheinliche Gefahr noch Kosten scheuend, in Nachen und Fahrzeugen aller Art, mit eigener Hand selbst rudernd und arbeitend, überall, wo Beistand nöthig war, denselben gern und ergiebig auch geleistet, ganze Familien mit ihrer Habe dem Untergange entrissen und in Sicherheit gebracht, Lebensmittel überall vertheilt, Trost und Unterstützung, wo es möglich war, gespendet."

„Am 17. März zeigte sich endlich eine merkliche Abnahme des hohen Wassers, und somit kehrten doch auch ein wenig Ruhe und Hoffnung in die Gemüther zurück. Doch neue Schmerzen trübten diese wieder, als alle die durch die schrecklichste der Wasserfluthen herbeigeführten traurigen Verheerungen allmälich hervortraten und die Schrecknisse der Verwüstung sich nun offenbarten. Von den Menschenbrüdern, die in den Wellen oder unter den Ruinen

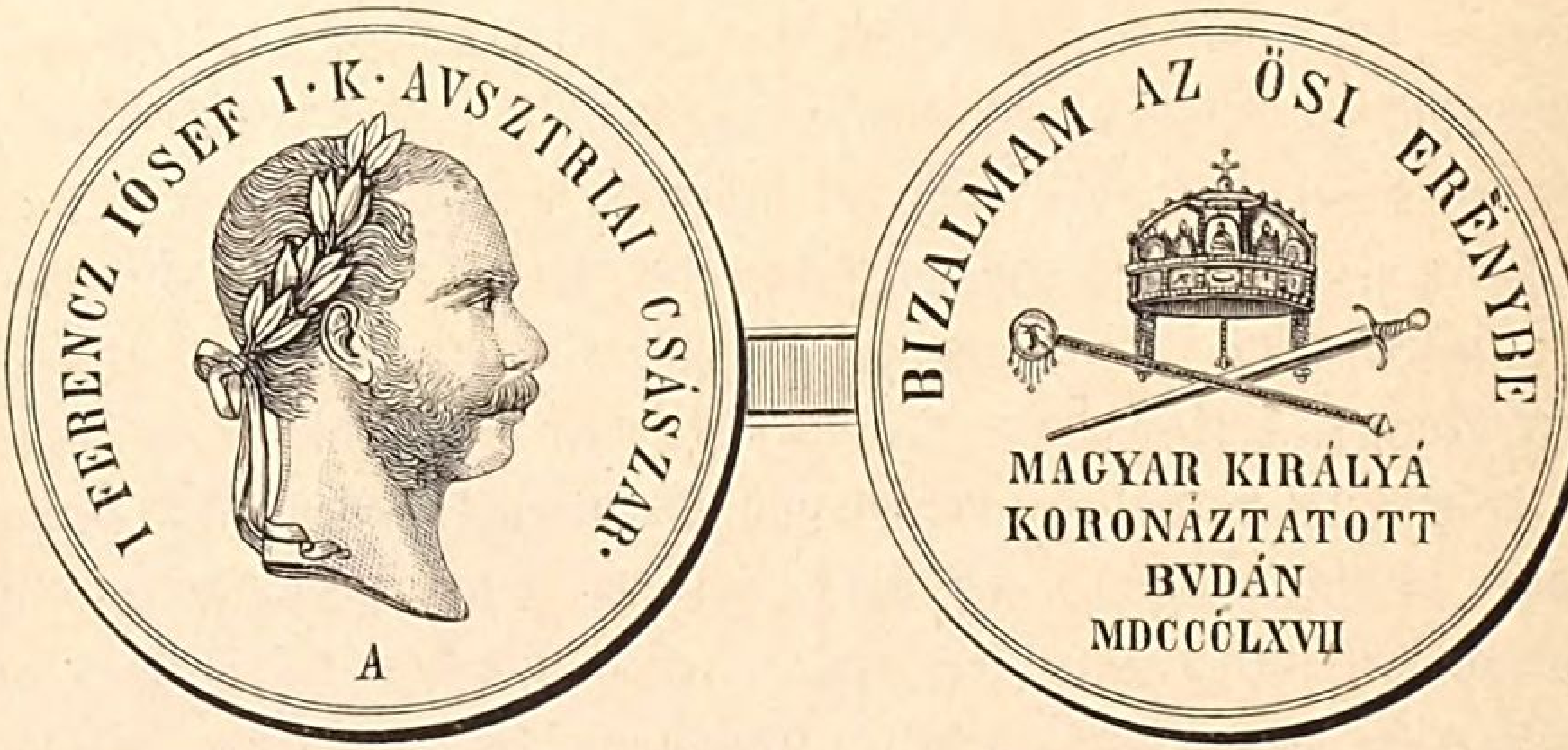
eingestürzter Häuser ihr schauriges Grab gefunden, sind bisher wohl bei 150 aufgefunden worden; der noch Vermißten kann man, Gott sei Dank! kaum mehr so viele rechnen. Ein tröstlicher Beweis der von allen Seiten bei der so schnell eingetretenen Ueberfluthung doch möglichst wirksam geleisteten Hilfe. Die in manchen öffentlichen Blättern angegebenen höheren Zahlen sind unrichtig. Aber von den, sowohl in der innern Stadt, als in den Vorstädten von Pest vorher bewohnten 4254 Häusern sind 2281 gänzlich zusammengestürzt und unbewohnbar, 827 wurden bedeutend und nur 1146 wenig beschädigt. Zur Unterkunft für mehr als 80.000 Menschen! — In den Vorstädten Ofens, die unter Wasser standen, sind 204 Häuser eingestürzt und 262 sehr beschädigt. — In Altofen wurden von 762 vorher bewohnten Gebäuden 397 ganz zerstört, 146 theilweise ruinirt, 128 mehr und weniger beschädigt, nur 91 blieben unversehrt!"

Dieses ungeheure Unglück erregte allgemeine Theilnahme und von allen Seiten strömte Hilfe und Unterstützung herbei. Der Wohlthätigkeitssinn manifestirte sich aus diesem Anlasse im In- und Auslande in erhebendster Weise, und in kürzester Frist waren für die Ueberschwemmten 1,158.290 Gulden Conventions-Münze gesammelt, ein für die damalige Zeit namhafter Betrag. Pest erholte sich rasch, ja es wurde sogar weit schöner, denn an Stelle vieler eingestürzter unansehnlicher kleiner Häuser erhoben sich wahre Prachtbauten; schon zwei Jahre später, 1840, waren kaum mehr Spuren der Verwüstung zu sehen; die nächsten sechs Jahre waren eine fortgesetzte Periode rascher Entwicklung, besonders für Pest, während Ofen zurückzubleiben begann.

Seit 1836 waren auch die Reichstage in Preßburg reformatorisch thätig; im Jahre 1830 begann die Dampfschifffahrt, welche 1836 bis Constantinopel ausgedehnt wurde; in diesem letztgenannten Jahre ist der Bau des Nationaltheaters in Angriff genommen worden und wurde derselbe 1840 beendigt, ein Jahr später begann der Bau des Nationalmuseums — dies Alles wirkte zusammen, Pest immer mehr ein großstädtisches Aussehen zu verleihen. Da fielen mitten in den zu Preßburg tagenden Reichstag, der an und für sich schon bewegt war, die Nachrichten aus Paris und Wien; in Budapest wurden am 14. März 1848 die in zwölf Punkten zusammengefaßten Wünsche der Nation proclamirt, und wie wir bei der Beschreibung Preßburgs schilderten,

verkündete König Ferdinand V. selbst die neuen sanctionirten Verfassungsgesetze. Am 13. und 14. April kamen die neu ernannten Minister mittelst Dampfboot von Preßburg an und wurden enthusiastisch empfangen. Der Palatin Erzherzog Stefan kam am 18. in der Hauptstadt an, um mit nicht minderem Jubel begrüßt zu werden. Diese Flitterwochen der Freiheit dauerten nicht lange, denn schon im Mai begannen Reaction und Camarilla ihr Minirwerk bei Serben, Croaten und Walachen, und nur zu bald sollte diese Drachensaat blutige Früchte tragen. Die Nation erwies sich opferwillig; am 24. Mai wurde in einer großen Volksversammlung beschlossen, freiwillige Beiträge für die Bedürfnisse des Vaterlandes zu leisten. Graf Széchenyi legte auf den Altar des Vaterlandes einen Centner Silber, das Nationalcasino 20.000 Gulden Conventions-Münze, ebenfalls in Silber, viele Bürger lieferten ihr Silberzeug ab, damit es ausgeprägt werde. Am 5. Juli eröffnete der Palatin Erzherzog Stefan im Namen des Königs den neuen Reichstag; im königlichen Rescript wurden die Deputirten aufgefordert, die nöthigen Maßnahmen zu treffen, um die drohenden Gefahren abzuwenden. Der Reichstag beschloß die Aushebung von 200.000 Mann und bewilligte 60 Millionen Gulden. Bisher hatte man sich Glück gewünscht, die Errungenschaften und die neue Verfassung ohne Blutvergießen erreicht zu haben. Doch sollte es bald anders kommen. Jellašič fiel in Ungarn ein, der Palatin und königliche Stellvertreter Erzherzog Stefan dankte am 27. September ab, Feldmarschall-Lieutenant Graf Franz Lamberg war zum königlichen Commissär für Ungarn ernannt. Am nächsten Tage verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, Lamberg sei schon in Ofen eingetroffen und werde den Reichstag auflösen. Das enttäuschte Volk gerieth in Wuth, und das häßliche Doppelspiel der Camarilla forderte ihr erstes Opfer. Um 2 Uhr Nachmittags fuhr Graf Lamberg in einem Fiaker nach Pest — die Volksmassen hielten den Wagen auf, rissen den unglücklichen Grafen heraus und tödteten ihn mit Sensen- und Beilhieben; der Leichnam wurde durch die Stadt geschleift; — es war ein furchtbarer Anblick, die wüthende Menge mit dem Leichnam durch die Straßen ziehen zu sehen. Nun folgten die Ereignisse rasch. Fürst Windischgrätz rückte mit der kaiserlichen Armee von der einen, Jellašič von der andern Seite heran; die unorganisirte, ungeübte ungarische Armee vermochte nicht Stand

zu halten. Am 31. December 1848 hielt der Reichstag seine letzte Sitzung in Budapest — Parlament und Regierung verlegten ihren Sitz nach Debreczin. Am 5. Januar 1849 räumten auch die ungarischen Truppen Ofen und Pest, bald darauf erschienen die Vorposten der Armee Windischgrätz. Am heiligen Dreikönigtag (6. Januar 1849) hielt die imposante Armee, die Grenadiere des Regiments Prinz Emil (später Baron Gruber) an der Spitze, ihren Einzug. Damals legte die noch nicht officiell eröffnete Kettenbrücke ihre Belastungsprobe ab, denn Cavallerie, Artillerie, Train und ein großer Theil der Fußtruppen zogen über dieselbe; andere Truppenabtheilungen



Krönungsmünze: König Franz Josef I. (Seite 539.)

kamen über die festgefrorne Decke der Donau. Am nächsten Tage wurde der Belagerungszustand verhängt.

Windischgrätz wartete in Ofen auf die „Unterwerfung der Rebellen“, wie er sich ausdrückte, doch diese kamen nicht als Bittende, sondern bald als Sieger. Die Debrecziner Regierung stampfte Bataillone aus der Erde. Am 11. April übernahm Feldzeugmeister Welden das Obercommando — aber auch er vermochte dem Feldzuge keine andere Wendung mehr zu geben. In der Nacht vom 23. zum 24. April 1849 räumten die kaiserlichen Truppen Pest, brannten hinter sich die Schiffbrücke nieder und hoben die Dielen der Kettenbrücke aus. Die Hauptarmee zog auch von Ofen ab, und nur circa 4000 Mann blieben unter dem Commando des Generalmajors Heinrich Hentzi in der Festung. Am 25. April bezog der ungarische General Aulich

(einer der nachmaligen dreizehn Arader Märtyrer) vor Pest, von der Paskal-Mühle bis Czinkota ein Lager, am 29. erhielt er die Ordre, sich der Armee vor Ofen anzuschließen; am 1. Mai zog eine Brigade in Pest ein, die übrigen Truppen gingen auf einer rasch hergestellten Schiffbrücke in der Nacht vom 3. zum 4. Mai auf's rechte Donau-Ufer über. Nur wer es miterlebt, hat einen Begriff von dem Jubel, mit dem die einrückenden Ungarn begrüßt wurden — der erste einreitende Hußar wurde sammt seinem Pferde mit Bändern, Blumen und Kränzen überschüttet, ebenso die nachfolgenden Honvéd und die wettergebräunten Gestalten der alten „Dom Miguel"



Krönungsmünze: Königin Elisabeth. (Seite 539.)

(das Debrecziner Regiment). — Nach dem Entsatze von Komorn zog auch die ungarische Hauptmacht donauabwärts und setzte sich am 28. April gegen Ofen in Bewegung. Die Festung Ofen war wohl nicht in vertheidigungsfähigem Zustande, allein Generalmajor Hentzi benutzte die kurze Spanne Zeit, so vollständig als möglich ein festes Bollwerk herzustellen. Vom 23. April an wurde ununterbrochen an den Wällen, Schanzen, Pallisaden gearbeitet, die Wasserleitung befestigt und mit einer eigenen Besatzung versehen. Den Ofener Brückenkopf der Kettenbrücke ließ Hentzi mit Minenkammern in Verbindung setzen, um dieselbe nöthigenfalls zu sprengen. Wieder, wie zur Zeit der letzten Belagerung Ofens unter Karl von Lothringen, war das Hauptquartier am Schwabenberge, von da aus leitete Görgey die Belagerung, anfänglich mit ungenügenden Mitteln. Der erste allgemeine Sturm in

der Nacht vom 16. zum 17. Mai wurde abgeschlagen. General Hentzi bewies große Tapferkeit und Umsicht — aber mit einer höllischen Bosheit befleckte er sich doch. Trotzdem von der Pester Seite nicht ein Schuß auf Ofen gethan wurde — was selbst der k. k. Statthaltereirath Palugyay bestätigte — so ließ er doch die wehrlose Stadt bombardiren und schoß das prachtvolle Redoutengebäude, das Landerer'sche Haus und viele Paläste in Trümmer, während der Nacht vom 12. zum 13. Mai ließ er bis zum Morgen die Stadt mit Bomben und Congrève'schen Raketen beschießen, so daß ganze Häuserreihen in Flammen standen. Nach dem abgeschlagenen Sturm wurden die Breschbatterien verstärkt, die Minirarbeiten beschleunigt — am Abend des 20. Mai die Dispositionen zum abermaligen allgemeinen Sturm erlassen. Um 3 Uhr Morgens des 21. Mai stieg aus dem Hauptquartier eine Rakete auf als Zeichen zum Angriff. Es war ein wüthendes Kämpfen, denn nur Schritt um Schritt wich die Besatzung — an der Bresche fiel Hentzi, von einer Flintenkugel getroffen, und starb zwölf Stunden später. Das 47. Honvédbataillon erstieg zuerst die Wälle, demselben folgte das 34. und das Regiment „Dom Miguel"; — das 17. und 19. Bataillon erstiegen gleichzeitig mittelst Leitern die Wälle bei den Palatinalgebäuden. An Todten und Verwundeten verlor die Besatzung 1000 Mann, 2500 wurden gefangen genommen, der Rest hatte sich verlaufen, einige Abtheilungen Italiener gingen zu den Ungarn über. Als schon der Sturm und die Einnahme beinahe vollendet waren, hörte man um 6 Uhr vom Brückenkopf her eine furchtbare Detonation. Der k. k. Oberst Allnoch versuchte die Minen an der Kettenbrücke in Brand zu setzen, doch ging nur ein Pulverfaß los, und der Oberst büßte dabei sein Leben ein; die Brücke blieb unversehrt. Aus jenen verhängnißvollen Mai-Tagen geben wir auf Seite 544 eine Illustration: kaiserliche und Honvéd-Vorposten auf der Kettenbrücke darstellend. Dies war die letzte Belagerung von Ofen, denn durch königliches Handschreiben vom 20. October 1875 hörte Ofen auf, Festung zu sein. Da die Festung Ofen auf dem Novus Mons Pestiensis im Jahre 1247 erbaut wurde, so schloß damit eine denkwürdige Periode von 628 Jahren ab.

Das Kriegsglück wandte sich durch das Einrücken der Russen und viele andere Umstände rasch, und schon am 13. Juli 1849 war Ofen wieder

im Besitze der Kaiserlichen; dann folgte die dunkle Periode, die nur zu lebhaft in Aller Gedächtniß ist. Und es kam die Aussöhnung zwischen Nation und Monarch, welche durch die Krönung am 8. Juni 1867 in Ofen besiegelt wurde.

Mögen mit dem nun auf den Bastionen von Ofen wachsenden Grase auch die unangenehmen Erinnerungen für ewige Zeiten überdeckt sein, und diesem Lande nie mehr Böses widerfahren.

Der erste Spatenstich zur Demolirung der Festungswerke Ofens war zugleich die letzte Schaufel Erde auf das Grab der Reaction und der Feinde Ungarns, dessen Hauptstadt wir zurufen: Vivat, crescat, floreat.

Gehen wir nun an die Beschreibung des heutigen Budapest, wie es sich seit 1867 entwickelte und in seiner vollen Pracht präsentirt.

Erst seit der Krönung des jetzigen Königs von Ungarn kann man sagen, daß die Hauptstadt auch Residenz sei — denn den verfassungsmäßigen Pflichten entsprechend, weilt der König und der Hof jedes Jahr eine entsprechende Zeit hier — während die früheren Könige höchst selten, manche auch gar nie ihr Königreich Ungarn besuchten. Dieser günstige Umstand konnte nicht ohne Einfluß bleiben, es entwickelte sich eine erhöhte öffentliche und private Bauthätigkeit, und Budapest bekam eine wirklich großstädtische Physiognomie, worin es noch durch seine herrliche Lage wesentlich gefördert wurde. Der alte Rahmen der Stadt wurde bald zu enge, es erhoben sich im Umkreise zahlreiche Colonien, wie: Erzsébetfalva, Kleinpest, Rákosfalva, Szászház, Kossuthfalva u. s. w. Die gesetzliche Vereinigung der die Hauptstadt Budapest bildenden Gemeinwesen: Pest, Ofen, Altofen, Margarethen-Insel, Steinbruch erfolgte 1873.

Nach der letzten, im Jahre 1876 vorgenommenen Zählung hat Budapest 309.208 Einwohner, die Zahl hat also seit der Zählung vom Jahre 1870 um 24.778 zugenommen; wie rapid das Anwachsen früher war, entnehmen wir daraus, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts die Einwohnerzahl nur 76.000 betrug, selbst vor zwanzig Jahren (Zählung von 1857) nur 186.945 Seelen. Die politische Wichtigkeit ersieht man auch daraus, daß, während vor 1867 nicht ein Consulat in Budapest bestand, jetzt vierzehn Staaten hier, theilweise selbst durch Generalconsule vertreten sind. Alle Arten des

Sport werden hier mehr gepflegt, als in manchen anderen Hauptstädten. Der Pester Turf gehört zu den ersten des Continents; die Fuchsjagden, an denen das königliche Ehepaar und die Großen theilnehmen, erlangten europäische Berühmtheit, ebenso die Regatta der fünf Budapester Ruderclubs. Das Wettrennen, besonders der zweite Tag des Frühjahrs- und Herbstrennens, welcher stets auf Sonntag fällt, ist ein wahres Volksfest, denn außer dem, was Equipagen, Fiaker, Omnibus, Tramway hinausbefördern, geht noch eine Völkerwanderung zu Fuß auf den Rennplatz. Andere Volksfeste im eigentlichsten Sinne des Wortes giebt es da nicht, dagegen ist das Fest des Landespatrons, zugleich ersten Königs von Ungarn, Stefan's des Heiligen, am 20. August, nicht nur ein kirchliches, sondern ein nationales Fest, zu welchem oft an 50.000 Menschen von auswärts zuströmen. Die Reliquie, die rechte Hand des heiligen Stefan, wird in einem Glasschreine in feierlicher Procession getragen, an welcher die Staats- und Municipal-Würdenträger, die Kronwache und die Garnison theilnehmen; wir veranschaulichen dem Leser diese Procession in unserer Illustration auf Seite 57.

Den imposantesten Anblick bieten die Schwesterstädte zweifelsohne bei der Einfahrt mittelst Dampfboot, aber auch von den Bahnhöfen fährt man durch breite, boulevardisirte Straßen nach dem Centrum der Stadt. Als Ausgangspunkt zu einem Rundgang am linken Ufer, das heißt im eigentlichen Pest, wählen wir am besten den Franz Josefs-Platz, auf welchem auch 1867 der Krönungshügel errichtet war.

Von diesem Platze aus hat man vor sich das Panorama von Ofen und die herrliche Kettenbrücke, welche in den Jahren 1842—1849 erbaut wurde. An der Spitze der Unternehmer standen Graf Stefan Széchenyi und Baron Simon Sina; die Pläne stammten von William Tierney Clark, die Bauleitung hatte dessen Bruder Adam Clark; die Baukosten dieses weltberühmten Werkes betrugen 4,412.628 Gulden Conventions-Münze.*) Die Wassertiefe der Brücke an den Mittelpfeilern beträgt 40 Fuß, die Länge der Brücke 1230 Fuß, die Spannweite zwischen den beiden Mittelpfeilern 600 Fuß; die Pfeiler bestehen aus Mauthausener colos-

*) Da in diesem Werke öfter von Gulden Conventions-Münze die Rede ist, so bemerken wir, daß 100 derselben 105 Gulden ö. W. in Silber betragen.

salen Granitblöcken, die Brückenbogen aus Sóskuter Sandstein in rusticirten Quadern.

Die Landpfeiler sind mit je zwei colossalen Löwen, von Marschalko gemeißelt, geziert. Seit dem Jahre 1870 ist die Brücke in's Eigenthum des Staates übergegangen. Zu beiden Seiten der Kettenbrücke befinden sich am linken Ufer schön gebaute Quai-Magazine mit Bureauxgebäuden und zierlichen Gitterthoren und Eckthürmen, die Flaggenstangen tragen. Rechts schließt den Franz Josefs-Platz der Akademiepalast ab, in dem sich auch die große Bibliothek und die ehemalige Eszterházy-, jetzt Nationalgalerie befindet. Gerade diesem Renaissancebau gegenüber steht das Handelsstandsgebäude mit seinen hohen griechischen Arcaden. In diesem Gebäude ist auch ein schöner Saal, welcher seit 1830 folgende Verwendungen hatte: Tanz- und Concertsaal des Nationalcasino's; Miethlocal für künstlerische Concerte und größere Musikaufführungen; Börse, Clublocal des „Deák-Kör" und jetzt Versammlungsort der „liberalen" Reichstagsdeputirten — recte Regierungspartei. In diesem Gebäude befinden sich auch Redaction, Expedition und Druckerei von Ungarns bedeutendstem politischen Blatte, dem „Pester Lloyd"; — im zweiten Stockwerke die Bureaux und der Sitzungssaal der Handels- und Gewerbekammer. Die Front gegenüber der Kettenbrücke bilden das „Dianabad", das Palais des Prinzen Philipp zu Sachsen-Coburg-Gotha, das große, ehemals Rákó'sche Miethhaus, das „Hôtel de l'Europe" und „Hôtel Erzherzog Stefan", durchwegs prachtvolle Baulichkeiten, welche dem Platze ein herrliches Gepräge geben. Der Platz ist mit Alleen geziert, welche in schiefen Linien zur Kettenbrücke führen; vor dem Handelsstands- und Akademiegebäude werden die Monumente Széchenyi's und Eötvös' errichtet. Vom hier beschriebenen Platz geht stromaufwärts der Rudolfs-Quai mit durchwegs neuen Prachtbauten nach der Donaufront; stromabwärts der Franz Josefs-Quai (Illustration auf Seite 512) mit dem neuen „Lloyd-Palais", der Effecten- und Fruchtbörse, dem Thonet'schen Palais. Das vorgenannte Gebäude ist ein Werk des Architekten Kolbenheyer. Nun folgt ein reizender kleiner Square, in dessen Mitte ein Kaffee-Kiosk, als Versammlungsort der eleganten Welt, sich befindet; im Hintergrund des Square's steht das Redoutengebäude. Dieser riesige Bau erhebt sich an der Stelle des 1849 durch das Bombardement

zerstörten alten Reboutengebäudes und wurde von 1859—1865 aufgeführt. Die maurisch-byzantinische Front ist durch Arcaden im Erdgeschoß und eine Loggia von fünf colossalen Bogenöffnungen gegliedert. Sehenswerth sind die beiden Säle und die Fresken des Stiegenhauses. Diese Fresken bilden in 13 Gemälden einen Cyclus über die ungarische Sage der „Tündér Ilona“ (Fee Helene) und sind Werke zweier talentirter Schüler Rahl's, Moriz Than und Karl Lotz. Den großen Saal zieren colossale Bronzelustres von D. Hollenbach in Wien, den Buffetsaal zwei riesige Fresken, „Matthias Corvinus besiegt im Turnier den böhmischen Recken Holubár“, von Professor Alex. Wagner, dann „das Gastmahl des Attila“, nach der Schilderung des römischen Geschichtsschreibers Priscus von Than. Nach dem obenerwähnten Square folgt der Palast der „ersten ungarischen allgemeinen Assecuranz-Gesellschaft“ mit der Façade nach dem Square und einer Längenfront am Quai, hierauf das „Grand Hôtel“ und zwei große Privathäuser. Am Ende dieses Theiles des Quai's — des Corso von Pest — biegt die Front nach innen, und da steht die zweithürmige rumänisch-griechische Kirche. Die Serben haben ihre eigene Kirche am Ende der grünen Baumgasse. Es folgt der Pfarrplatz mit der Dreifaltigkeitssäule von Halbig. Die Stadtpfarrkirche besteht aus zwei Theilen; das Sanctuarium und die dreischiffige Halle sind gothisch und stylgerecht, reichen auch bis zum Jahre 1500 zurück, der vordere Zubau stammt aus dem Jahre 1726 und zeigt den verzopftesten Jesuitenstyl — die Front und die Thürme sind sogar abschreckend unbedeutend. Vom Kirchenplatz ab, in dessen Eckhause das Feuerwehrdepot ist, bietet die untere Donauzeile nichts Sehenswerthes mehr; — das Auge fesselt aber der sich abwärts ausweitende Strom, die darüber führende Eisenbahn-Verbindungsbrücke und am rechten Ufer die Abhänge des Blocksberges, unter welchen sich die Stuhlweißenburger Landstraße hinzieht. Erst viel tiefer unten tritt uns das neue Hauptzollamt entgegen, ein monumentaler Neubau, welcher einen Kostenaufwand von drei Millionen Gulden verursachte. Vom Plateau vor dem Hauptzollamt übersieht man die Donau bis zur oberen Spitze der Csepeler Insel, am rechten Ufer über die Gründe des Lagymányos bis zur Verbindungsbahn.

Biegen wir vom Platze vor dem Zollamte ein, so kommen wir in die breite Fleischergasse, die sich in letzterer Zeit mit neuen Häusern schmückt; diese Straße führt auf den Calvin-Platz, wo sich die reformirte Kirche befindet, ein schmuckloses Gebäude von puritanischer Einfachheit. Von da zweigen sternartig die Ullöerstraße, Hasengasse, Stationsgasse und Landstraße ab (letztere jetzt Museumring genannt), und da sehen wir gerade uns gegenüber das National-Museum; dasselbe wurde durch den Reichspalatin Erzherzog Josef gegründet, welcher 1807 dem Reichstage den Plan vorlegte, die 1802 vom Grafen Franz Szécheny dem Lande geschenkte Bibliothek, Antiquitäten- und Münzsammlung zu einem Landesinstitute auszuweiten. Der Reichstag genehmigte den Plan; die Fürsten Grassalkovics, Grafen Szápáry, der Reichspalatin selbst und noch viele andere Persönlichkeiten schenkten dem Landesinstitute ihre Sammlungen und 1813 Graf Anton Batthyányi den Grund, worauf das Museum und der dasselbe umgebende Park stehen. Das jetzige Museumsgebäude, welches in den Vierziger-Jahren durch den Pester Architekten Pollak aufgeführt wurde, bildet ein großes längliches Viereck mit zwei Höfen, 57 Klafter lang, 37 Klafter breit, 12½ Klafter hoch. Die Façade hat über einer colossalen breiten Freitreppe acht über beide Stockwerke reichende cannelirte Säulen korinthischer Ordnung, die ein Giebelfrontispice tragen. Von dieser Colonnade gelangt man auf einer weißmarmornen Treppe in den Prunksaal, in welchem jetzt das Oberhaus seine Sitzungen hält. Die Sammlungen dieses Museums sind besonders reich an im Lande gefundenen römischen Alterthümern, welche selbst Mommsen überraschten. Hinter dem Museum steht die National-Reitschule und um beide gruppirt die Palais mehrerer Magnaten. In der Alexandergasse neben dem Museum steht das Abgeordnetenhaus, ein unansehnlicher provisorischer Bau. Ein sehr bedeutendes Gebäude ist auf dem Museumsring das bisherige Thierarznei-Institut. Nun folgt das Miethhaus des Nationaltheaters, welches eine Straßenecke bildet. Hier zweigt links nach der inneren Stadt die Hatvanergasse ab, rechts die breite mit Alleen bepflanzte Kerepeserstraße, über welche die Pferdebahn zum Stadtwäldchen und zum großen Friedhof führt. In dieser Straße liegt am Anfang rechts das ungarische Nationaltheater und an derselben Seite

draußen das allgemeine Krankenhaus, gewöhnlich Rochusspital genannt. Wir kehren nun um und gehen durch die sorgfältig asphaltirte Hatvanergasse der inneren Stadt zu, am Ende dieser Gasse steht die Franciscanerkirche, daneben am Platze das diesem Convente gehörige große Bazarhaus. Biegen wir am Ende der genannten Gasse rechts durch die Grenadiergasse ein, so gelangen wir zuerst an das Comitatshaus der vereinigten Comitate Pest-Pilis-Sólt-Kumanien, in dessen großem Saale die Porträts vieler Reichspalatine und der Kaisers Franz hängen. Nach dem Comitatshaus folgt

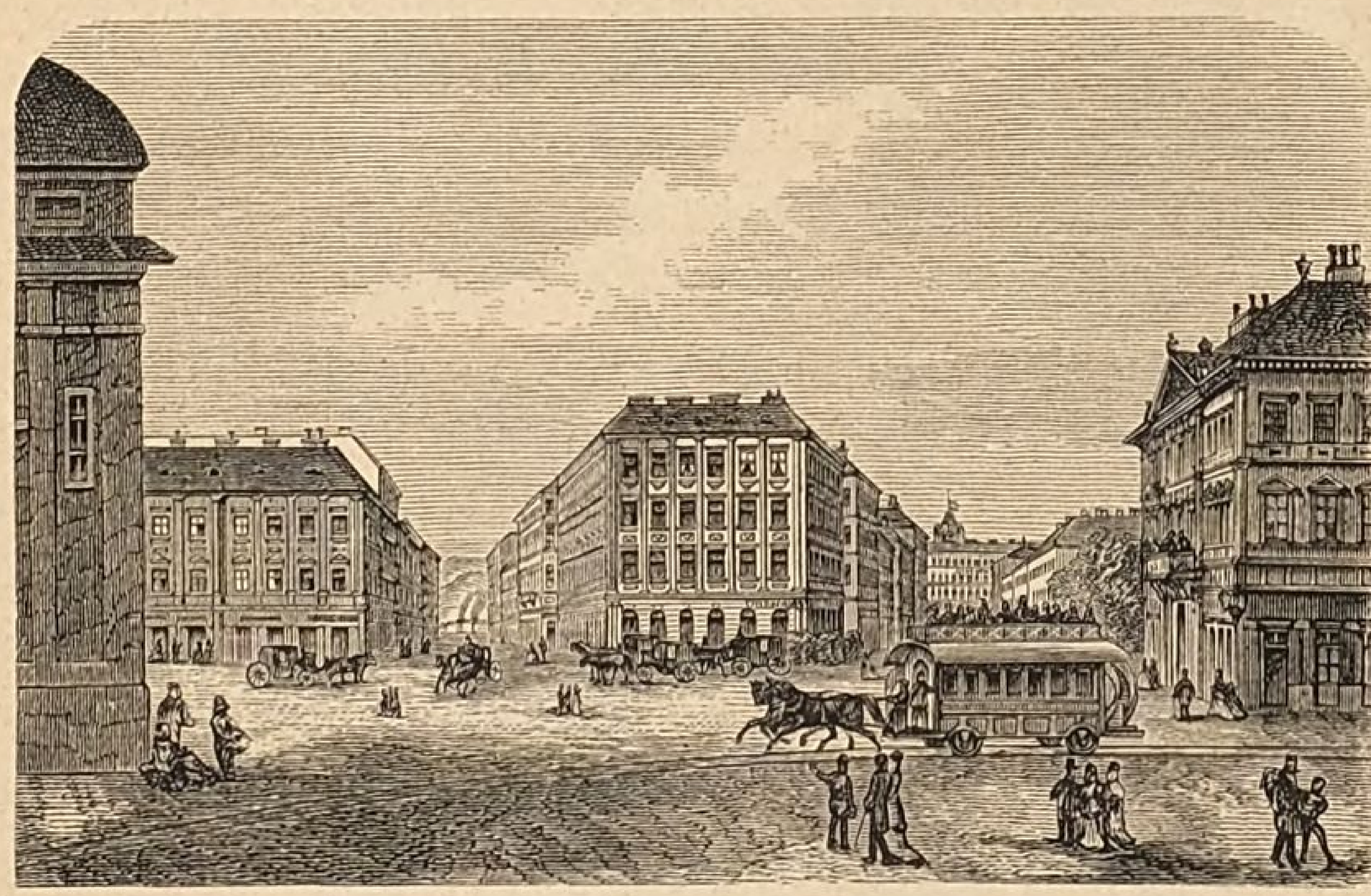


Auf der Kettenbrücke in Pest. (Seite 538.)

die 600 Fuß lange Front der Karls-Kaserne (früher Invalidenpalais), durch Martinelli unter Karl IV. (als deutscher Kaiser VI.) erbaut; dieselbe hat vier Höfe, einen Langtract nach dem Karlsring hinaus und nimmt einen Flächenraum von 12.000 Quadratklaftern ein. Der Hauptfront der Kaserne gegenüber läuft die eine Seite des neuen Postgebäudes, während der Jahre 1871—1875 in schönster Renaissance erbaut; die zweite Front dieses Palais geht in die Trödlergasse, die dritte in die Kronprinzgasse, wo sich die Eingänge zu den Post- und Telegraphen-Bureaux befinden. Gehen wir von da durch die Kronprinzgasse abwärts, so kommen wir wieder an der Franciscanerkirche vorbei über den Platz zur neugebauten Universitäts-Bibliothek, welche 120.000 Bände enthält; dann folgt der monumentale

Bau der ersten vaterländischen Sparkassa, das gräflich Károlyi'sche Palais, in welchem 1849 Haynau residirte und von wo aus er die Mehrzahl der Bluturtheile expedirte. Rechts folgt sodann die Universitätskirche, 1698 nach Vertreibung der Türken von den Paulinern erbaut; — auch diese zweithürmige Kirche weist nichts Besonderes auf, ist aber in dem an Gotteshäusern sehr armen Pest doch die schönste und wird besonders von den höheren Ständen besucht, die auch zumeist da ihre Trauungen feiern.

Das an diese Kirche stoßende ehemalige Klostergebäude enthält die



Der Karlsring in Pest. (Seite 547.)

juridischen, theologischen und philosophischen Facultäten der Universität. Den Saal für akademische Feierlichkeiten und Promotionen zieren die Statuen Maria Theresiens und ihres Gemals Franz.

Durch die Seminärgasse kommen wir in die Leopoldgasse mit dem neuen Rathhaus, einem durchwegs mißlungenen Bau des Architekten E. Steindl, mißlungen in der inneren Eintheilung, in der Ausführung, besonders aber in dem Style der Front, welcher ein Verbrechen an der Gothik genannt werden muß; — man muß weit reisen, um wieder so Barockem zu begegnen. Aus der genannten Gasse über den Rosenplatz kommen wir zum alten Rathhaus, vom Baumeister Kasselik 1844 vollendet, dasselbe bildet ein vollkommen freistehendes Viereck. Die Attika der Vorderfront gegen

den Rathhausplatz ist mit elf großen Statuen geziert, der 138 Fuß hohe Thurm enthält den Wachtposten der Feuerwehr und den Telegraphenapparat, welcher mit allen Depôts derselben in Verbindung steht. In diesem Rathhaus fanden aber bei dem Anwachsen des Municipiums nicht alle Bureaux mehr Platz, und so entstand der obenerwähnte Neubau.

Vom Rathhausplatz kommen wir in die Waitznergasse, die eleganteste Straße der Hauptstadt mit prachtvollen Läden, eleganten Cafés, dieselbe ist asphaltirt und der Corso des High life. Die Häuser sind fast durchwegs alt, meist ein- und zweistöckig — die Eleganz der Straße besteht auch nur in den Läden und dem Verkehr der feinen Welt. Wo die Waitznergasse am Christophplatze vorbeigeht, steht an einem dreistockhohen Eckhause die sozusagen zum Pester Wahrzeichen gewordene Colossalstatue des „Großen Christoph“ mit dem Christuskinde auf der Schulter. Aus der eben beschriebenen Gasse kommen wir auf den alten Theaterplatz, wo, mit dem Rücken an die Redoute angebaut, an der Stelle des 1847 abgebrannten deutschen Theaters sich das Haas'sche Palais erhebt, ein sehr gelungenes Werk des Architekten Linzbauer. Die Nordwestfront des Platzes schließt die neue Häusergruppe ab, welche sich auf der Stelle des ehemaligen Zollamtes erhebt; von da gelangen wir auf den Josefsplatz, es ist dies ein von schönen Gebäuden umschlossener Square, hübsch parkirt, in dessen Mitte sich das Monument des auch in diesem Werke mehrerwähnten Reichspalatins Erzherzog Josef erhebt. Die bronzene Colossalstatue stellt den Palatin im Ornat des Stefansordens dar, wurde von Professor Halbig in München modellirt und in der dortigen königlichen Erzgießerei gegossen. Sammt Sockel ist das Standbild $4\frac{1}{2}$ Klafter hoch. Die Kosten desselben wurden im Subscriptionswege durch die Budapester Bürgerschaft aufgebracht. Vom Josefsplatz führt die Palatingasse quer durch die Leopoldstadt bis an die Széchenyi-Promenade, am Neugebäude vorbei bis zum Mühlenviertel. Das sich jenseits der genannten Promenade erstreckende Neugebäude wurde 1786 von Josef II. als Artillerie- und Train-Kaserne erbaut; — dasselbe hat vier Eckhöfe und einen Mittelhof von 9480 Quadratklaftern. An dieses Gebäude knüpfen sich traurige Erinnerungen: das Kriegsgericht hatte 1849 bis 1850 hier seinen Sitz, viele Patrioten saßen da eingekerkert, in einem der

Höfe ließ Haynau patriotische Frauen peitschen, am nordwestlichen Hinterthore gegen den Holzplatz wurde Graf Ludwig Batthyányi, der erste Ministerpräsident Ungarns, kriegsrechtlich erschossen, denn gehenkt konnte er nicht werden, da er sich den Hals durchschnitten und schwer verletzt hatte.

Diese Riesenkaserne hinderte bisher die Entwicklung der Leopoldstadt gegen Norden, darum war schon oft die Rede davon, dieselbe dem Militär-Aerar abzulösen; — aus finanziellen Rücksichten aber blieb es noch immer nur bei der Absicht. Von der ersten Hälfte der Palatingasse durch die Zrinyigasse, welche in gerader Linie von der Kettenbrücke, respective dem Franz Josefsplatze, die Leopoldstadt durchschneidet, kommen wir auf den Waitzner Boulevard; zwischen diesem und der großen Kronengasse steht auf einem freien Platze, mit der Rückenfront nach dem Boulevard gekehrt, der noch unvollendete Neubau der Leopoldstädter Basilika; der Bau derselben wurde 1851 begonnen, ungenügender Geldmittel wegen aber so langsam fortgesetzt, daß das Material darunter litt und 1868 sogar die fertige Kuppeltrommel einstürzte. Nun sind aber Mittel beschafft, um den Bau während der nächsten zehn Jahre zu vollenden. Schief gegenüber dem runden Rücken-Abschluß der Basilika, auf der anderen Seite des Waitzener Boulevards, mündet die Radialstraße, welche, durch Demolirungen gewonnen, quer durch die Theresienstadt zum Stadtwäldchen und artesischen Brunnen führt. Diese neue Straße, in welcher auch das neue Opernhaus aufgeführt wird, gehört zu den prachtvollsten Europa's und kann dem Wiener Ring, den Pariser Boulevards würdig zur Seite gestellt werden. Ueber den Waitzener Boulevard abwärts schreitend, kommen wir an jene Stelle, wo dieser, der Karlsring, die Franz Deákgasse auf dem Deákplatze vor der lutherisch-evangelischen Kirche zusammentreffen. (Siehe unsere Illustration „Karlsring", Seite 545.) Von da nach rechts kommen wir über die Elisabeth-Promenade, auf welcher der neue Kiosk steht, wieder auf den Josefs- und Theaterplatz.

Wir gehen jetzt über die Kettenbrücke auf das rechte Ufer — also nach Ofen — über; gleich am Ausgange der Brücke gelangen wir an einen mäßig großen Platz, welcher rechts und links von schönen Neubauten flankirt ist; gerade gegenüber der Brücke aber haben wir vor uns das mächtige

Portal des durch den Festungsberg nach der Christinenstadt führenden Tunnels; der Bau desselben begann 1853 nach den Plänen Adam Clark's, am 19. März 1854 war die Bohrung vollendet und im September 1855 der Tunnel auch schon für Wagen praktikabel. Dieser Tunnel hat eine Länge von 180 Klaftern, eine Breite von 5 Klaftern, an den beiden Enden ist er 5 Klafter 3 Fuß 7 Zoll, in der Mitte am niedersten Punkte 4 Klafter 1 Fuß 2 Zoll hoch; durch einen 28 Klafter hohen Schacht steht der Tunnel auch mit dem Georgsplatz in der Festung in Verbindung.

Links neben dem Tunnel, in einem künstlichen schiefen Einschnitte des Festungsberges, laufen die Waggons der Dampfseilrampe. In einer Minute kann man durch diesen Verkehrsweg in der Festung sein — während gleichzeitig ein anderer Waggon am Seile abwärts läuft; oben angelangt, steht man auf dem St. Georgsplatz, in dessen Mitte sich das Monument Hentzi's und der Vertheidiger von Ofen erhebt. Auf diesem Platze wurden unter König Sigismund Kont und seine 30 Genossen, dann Ladislaus Hunyady hingerichtet. Links steht das alte Zeughaus, rechts das Gebäude der Hofstallungen und Hofreitschule, dann gelangt man vor die königliche Burg; dieselbe steht an dem Platze des Corvinianischen Baues, doch sind selbst die kleinsten Reste dieses sowohl, als auch der von Sigismund stammenden Colonnaden spurlos verschwunden. Der Grundstein zum jetzigen Schlosse wurde im Mai 1749 gelegt und dasselbe 1771 vollendet; das Schloß bewohnte während seiner langen Statthalterschaft Palatin Josef; 1849, bei der Belagerung und Einnahme der Festung, litt die Burg ungemein, von deren Tracten auch einer abbrannte. Seither wurde die königliche Burg vollkommen restaurirt. Die nach der Stromseite gekehrte Front der Burg ist 94 Klafter lang und hat im Mitteltract einen Balkon mit sechs hohen Säulen; — dem Mitteltracte schließen sich zwei Flügel an, die nach dem Burgplatze gehen. Das ganze Schloß zählt 203 Zimmer, die reich und elegant, aber durchaus nicht prachtvoll eingerichtet sind. Staatsappartements, Säle und Audienzzimmer nehmen das erste Stockwerk der Mittelfront ein. Die Gemächer der Kaiserin-Königin sind im ersten Stocke des südlichen Flügels; diese sechs Zimmer sind mit violetter Seide tapezirt. Im linken Schloßflügel, gegen den Burg-

platz zu, befindet sich die dem heiligen Sigismund geweihte Schloßkirche; in der Stefanskapelle derselben wird als Reliquie die rechte Hand des heiligen Stefan aufbewahrt. In demselben Flügel werden auch seit 1790 und dann seit deren Wiederauffindung bei Orsova die ungarischen Reichs-Insignien aufbewahrt. Nach der 1867er Krönung wurde auch die königlich ungarische Kronwache wieder errichtet, welche diese Kleinode hütet; es sind dies: die Krone, aus der vom Papste Sylvester II. im Jahre 1000 dem heiligen Stefan gesandten Krone und dem Stirnbande einer vom byzantinischen Kaiser Michael Ducas im Jahre 1072 dem König Gejza II. geschenkten Krone bestehend; dann das Reichsscepter in Gestalt eines Buzogány (Streitkolben) und der goldene mit Edelsteinen besetzte Reichsapfel; der Krönungsmantel aus lichtblauer Seide, reich mit Goldstickereien, Spangen und aufgenähten Plättchen geschmückt, angeblich eine Arbeit der Königin Gisela, Gemalin Stefan's I., endlich das Schwert dieses Königs. Interessant und wegen seiner herrlichen Aussicht auf den Strom und die Schwesterstädte besuchenswerth ist der Schloßgarten, der reservirte Theil des Gartens zieht sich in Terrassen den Berg hinab bis an die Mauer der Colonnade längs der Donaustraße. Rechts vom Schlosse führt das alte Burgthor hinaus, von welchem sich ein reizendes Panorama über den Taban, donauabwärts, bietet. Diesen schönen Ausblick geben wir in unserer Illustration auf Seite 521 wieder. Sehenswerth in der Festung ist noch die Pfarrkirche zu Mariä Himmelfahrt, ursprünglich von Béla IV. erbaut, von den Königen Sigismund und Matthias Corvinus erweitert und verschönert; am Thurme ist der Rabe des letztgenannten Königs angebracht. Die Türken machten eine Moschee aus dieser Kirche, und nach deren Abzug restaurirten die Jesuiten dieselbe recht unglücklich; 1867 fand die Krönung des jetzt regierenden Königs und dessen Gemalin hier statt; seit 1870 wird an deren stylgerechter Restaurirung gearbeitet, wobei früher der Wust abgetragen werden mußte, um auf die ursprünglichen Formen zu kommen. Die Promenadewege am Abhange des Festungsberges gegen die Stromseite, die sogenannte Ellipse, und die Basteipromenade nach der Gebirgsseite hin bieten Aussichten und Anblicke, die man selbst genießen muß, zu deren Beschreibung aber unsere Feder ungenügend ist.

Von der Basteipromenade, oder vom Plateau vor der Burgwache sehen wir einen Theil der Donau, das unterste Ende Pests, links den Blocksberg (St. Gerhardsberg); derselbe ist vom Donauspiegel 763 Fuß hoch, an seiner Spitze mit einer Citadelle gekrönt, die Abhänge des Berges werden jetzt parkirt; tiefer unten ziehen sich die Reihen kleiner Häuser des Taban an der Berglehne hin, was einen malerischen Anblick bietet; dann folgt nach rechts der kleine Blocksberg, der 835 Fuß hohe zweigipfelige Adlersberg, an dessen Abhängen der berühmte Rothwein wächst; — vor uns, beinahe gerade gegenüber, haben wir den mit Villen bedeckten Längenrücken des Széchenyi-Berges, vom Volke nach immer der große Schwabenberg genannt; diese Benennung stammt daher, weil in den Thälern hinter diesem Berge deutsche Ansiedler wohnen, deren Voreltern aus Württemberg kamen. Dieser Berg ist 1200 Fuß hoch und führt eine Zahnradbahn auf denselben; es folgt der 818 Fuß hohe kleine Schwabenberg, dahinter liegt der reizende Ausflugsort das Auwinkel, wohin eine Pferdebahn (Tramway) führt. Noch mehr nach rechts von unserem Standpunkte aus — das heißt nach Westen — liegt die 1656 Fuß hohe Dolomitmasse des Johannisberges, dann der 1200 Fuß hohe Lindenberg, beide durch ein Thal getrennt, das Leopoldifeld, in welchem die große Landesirrenanstalt liegt. Das Gaisgebirge ist eine Gruppe zusammenhängender Berge aus Mergelkalk und Dolomit, welche sich bis über Altofen hinaufziehen. Das Basteiplateau, auf dem wir bei diesem Rundblick selbst stehen, ist 490 Fuß über dem Donauspiegel erhoben. Der Stadttheil, den wir links sich vom Blocksberg hinabziehen sehen, ist der Taban (der alte türkische Name der sogenannten Raitzenstadt). Das Thal unter uns füllt die Christinenstadt aus, in der Thalsohle sehen wir den Südbahnhof (Linie Ofen-Kanizsa-Triest) und die Rauchfangkehrerkapelle mit einem wunderthätigen Marienbilde. Die Wiese zwischen der Christinenstadt und dem Südbahnhof dient der Budapester Garnison als Exercirplatz und heißt darum auch Generalwiese. Auf einem der Vorberge, welche ober dem Neustift bis an die Donau heranreichen, dem sogenannten Rosenhügel, steht das Grabmal Gül-Baba's, des „Rosenvaters", denn das besagt der türkische Name. Dieser türkische Heilige, der

in großem Ansehen steht und zu dessen Grabe aus allen Ländern der mohammedanischen Welt fromme Pilger wallen, lebte zu Anfang des 16. Jahrhunderts zu Ofen und prophezeihte den Untergang des europäisch-türkischen Reiches. Das Grabmal, eine kleine achteckige Kuppelmoschee, ist im Innern ganz kahl, nur mit einigen Koran-Inschriften und Mottos geziert; dieselbe wurde durch Mohammed Pascha von Buda (1543) erbaut. — Nun hätten wir den Leser den Rundgang machen lassen durch die Schwesterstädte, und wollen nur noch bei den Hauptsehenswürdigkeiten weilen; darunter zählen wir die Bäder Ofens, an welchen diese Stadt so reich ist, wie kaum eine zweite. Wir beginnen von oben nach unten, das heißt in der Richtung des Stromlaufes mit dem

Kaiserbad (Császárfürdő). Dasselbe ist schon von altersher ein berühmtes warmes Schwefelbad, schon zur Römerzeit viel benützt, von König Matthias verschönert, von den Türken, namentlich Mohammed Pascha (1543—48), mannigfach erweitert. Das große Bassin des jetzigen Volksbades ist noch ein Rest des türkischen Bades Caplia. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war das Bad Marczibányi'sches Besitzthum, fiel aber 1802 durch Schenkung dem Orden der barmherzigen Brüder zu, welcher das jetzige stattliche Gebäude aufführte. Das Kaiserbad ist eines der angenehmsten und bequemsten Bäder der Hauptstadt. Unmittelbar am Ufer der Donau und am Fuße des Weingebirges gelegen, dem Mittelpunkt der Stadt durch die viertelstündlich verkehrende Pferdebahn, zahlreiche Omnibusse und elegante rasch fahrende Dampfer auf eine kleine halbe Stunde nahegerückt, bietet es dem Publikum in seinen elf Quellen von 22—52° R., in seinen Porzellan- und Marmorwannen, dem köstlichen mineralischen Dampfbade, dessen Heilwirkungen allgemein anerkannt sind, der offenen Herren-Schwimmschule mit constanter Wassertemperatur von 21 Grad und der eleganten gedeckten Damen-Schwimmschule so viele Ressourcen für Badevergnügungen wie kein anderes Etablissement der Hauptstadt, zumal wenn man auch noch den mit Platanen bepflanzten Säulenhof, die Promenade an der Donau, die täglich spielende Zigeunermusik, die zahlreichen Miethzimmer ꝛc. in Anschlag bringt.

Stromabwärts stößt an das Kaiserbad:

Das Lukasbad, ebenfalls türkischen Ursprungs; einige türkische Bäder waren noch bis vor kurzem im anstoßenden, mit interessanten Rundthürmen versehenen Gebäude der sogenannten Kaisermühlen zu sehen, welche behufs Straßenerweiterung 1878—1879 abgetragen wurden.

Fünf Minuten weiter unten liegt:

Das Königsbad, an der Ecke der Spitals- und Hauptgasse.

Eine andere Gruppe von Bädern beruht auf den 30 Grad warmen Quellen, welche der Blocksberg spendet. Das vorzüglichste derselben ist:

Das Raitzenbad (Ráczfürdő), am Abhange des Blocksberges, in der Raitzenstadt gelegen. Schon zu König Matthias' Zeiten stand hier ein Bad, welches durch Säulengänge mit dem königlichen Schlosse verbunden war. Einen Theil desselben bildet das jetzige Volksbad daselbst. Das heutige Raitzenbad, 1860 von Dr. Joh. N. v. Heinrich erbaut, seitdem als eines der schönsten Bade-Etablissements Europa's anerkannt, bildete das Muster für die seitdem in London, Paris und Wien auf gleichem Fuße errichteten Badehäuser. Das „Römische Bad" in Wien ist dem genannten Etablissement nachgebildet. Es enthält zahlreiche Wannen- und Steinbäder, ein im maurischen Style erbautes, mit dem größten Luxus und feinem Geschmack eingerichtetes Herren-Dampfbad und ein noch viel eleganteres, geradezu reizendes Dampfbad für Damen.

Fortwährender Omnibusverkehr nach Pest, in der Nähe auch Landungsplatz der Localdampfer und Ueberfuhr-Propeller.

Weiter hinab, am Fuße des Blocksberges, folgt zuerst:

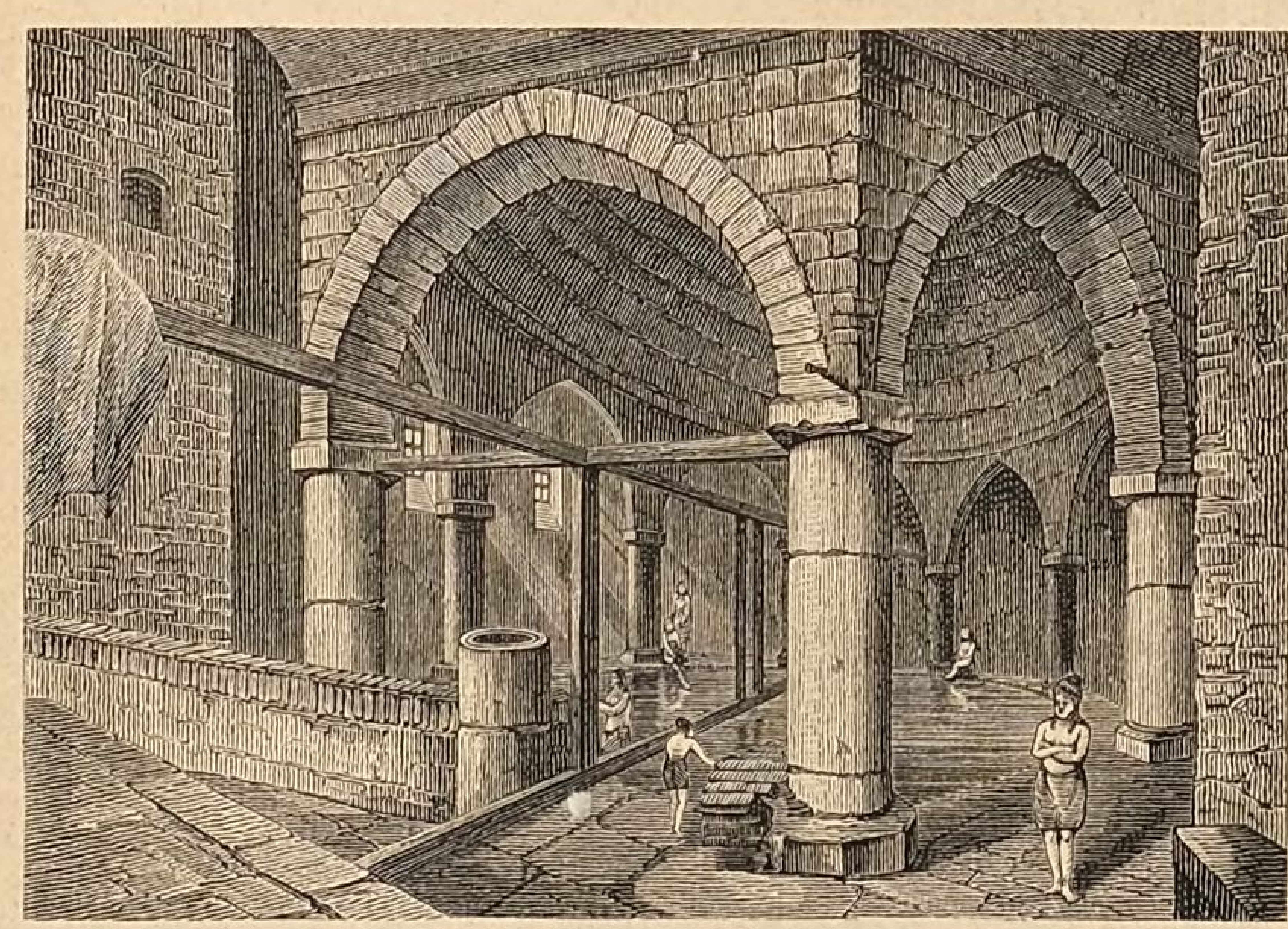
Das Bruckbad (Rudasfürdö), 1831 erbaut, mit Porzellan- und Wannenbädern, die durch vier warme Quellen gespeist werden. Preise 30 bis 50 Kr. und theurere Extrabäder. Im kleineren Hofe befindet sich ein allgemeines Volksbad; es wurde zwischen 1560—1570 gebaut und ist sehenswerth wegen seiner imposanten, auf acht mächtigen Säulen ruhenden türkischen Kuppel.

7 Minuten weiter hinab am Blocksberge:

Das Blocksbad (Sárosfürdö), ebenfalls mit türkischem Kuppelbad; für verwöhntere Fremde jedenfalls zu primitiv.

Auf der Ebene unterhalb des Blocksberges liegt auf einer grünen Waldinsel gleich:

Das Elisabeth-Salzbad, eine kleine halbe Stunde von der Stadt; auf einer staubigen Chaussee zu erreichen, daher besser, den Omnibus zu nehmen, der vom Pester Josefsplatz aus verkehrt. Das sehr gut eingerichtete Bad, dessen Wasser besonders viel schwefelsaures Natron, Bittererde und Kochsalz enthält, wird von weither als Curort besucht. Im Badehause selbst kann man auch recht wohnliche Zimmer für längeren Aufenthalt miethen. Das Wasser der Elisabethquelle wird stark nach außen versendet.



Das Volksbad in Ofen. (Seite 552.)

Außer den hier geschilderten, auf Naturheilquellen beruhenden Bade-Etablissements besitzt Ofen noch fünf Bittersalzquellen, deren Brunnen als leichtlösendes Mittel weit und breit versendet werden.

Zur Gruppe der Bäder der oberen Quellen gehört auch jenes auf der Margarethen-Insel. Diese liegt zwischen Altofen und dem oberen Ende der Pester Leopoldstadt — ist langgestreckt mit sehr regelmäßig auslaufenden Spitzen und gleichmäßiger Profilirung, so daß sie aus der Vogelperspective die Form eines Schiffes hat. Die Margarethen-Insel hat auch eine bedeutende geschichtliche Vergangenheit, deren wir theilweise im allgemeinen Aperçu dieses Abschnittes gedachten.

Unter den Königen aus dem Hause Árpád diente diese Insel der Jagd; — sie hieß daher auch Haseninsel und befanden sich auf ihr königliche Jagdschlösser. Den Namen „Margarethen-Insel“ bekam dieses Eiland nach dem Tode der Tochter Béla's IV., Margaretha, welche in dem von ihrem Vater nach dem Mongolen-Einfall gestifteten Kloster starb. In einem Dickicht gegenüber dem linksseitigen Donau-Ufer sieht man noch jetzt die schönen Ueberreste dieser Kirche und des Klosters zur heiligen Jungfrau; beide wurden 1251 erbaut, die Nonnen standen unter Oberaufsicht der Dominicaner. Margaretha trat 1262 in dieses Kloster und starb 1271. Ihr wurde ein schönes Grabmal aus weißem und rothem Marmor errichtet, welches das Werk zweier lombardischer Bildhauer war. Im Jahre 1641 wurde Margaretha selig gesprochen. Nach einer aus dem 16. Jahrhundert stammenden Abbildung hatte die Kirche vier Thürme, war innen 184 Fuß lang und 37·5 Fuß breit. Bei den in den Klosterruinen vorgenommenen Ausgrabungen wurde das Grab Stefan's V. entdeckt, dessen Inhalt in's Nationalmuseum überführt wurde.

Im 13. Jahrhundert gab es auf der Insel auch ein Prämonstratenser-Kloster zum Erzengel Michael, dessen Ruinen man ungefähr in der Mitte der Insel, anstoßend an das alte Landhaus des Palatin Josef, sieht. Vom Jahre 1790 an war die Insel Eigenthum des Erzherzogs Alexander, seit 1795 des Palatins Erzherzog Josef, seit 1847 des Erzherzogs Stefan und gehört jetzt dem Honvéd-Obercommandanten Erzherzog Josef. Erst der jetzige Besitzer machte die Insel zu dem, was sie uns heute zeigt. Der neu angelegte Park hat 120 Katastraljoch, ist von einem Wasserleitungsröhren-Netz durchzogen, um jederzeit bewässert werden zu können.

Aus den Alcsuther Gärten wurden Hunderttausende von Pflanzen und Bäumen hierher übersetzt. Elegante Localdampfer verkehren stündlich zwischen der Insel und den verschiedenen Theilen der Schwesterstädte; unweit vom untern Landungsplatz führt eine schmalspurige Pferde-Eisenbahn mit netten Waggons bis an das obere Ende der Insel; hier am untern Landungsplatz steht das neugebaute elegante Gasthaus mit Saal auf den Fundamenten eines ehemaligen Johanniterklosters. Die Fahrt mit der Pferde-Eisenbahn gestaltet sich sehr interessant, sie geht durch schattige Waldpartien und bietet

einen Ausblick auf das Kaiserbad, Altofen und die dahinter liegenden Berge. Am oberen Ende dieser Tramway steht das Brunnenhaus über dem artesischen Brunnen, der gegen die Donau hin einen dampfenden, schwefelig riechenden Wasserfall bildet, als Abfluß des überschüssigen unbenutzten Wassers. — Der artesische Brunnen, unter Leitung des Montan-Ingenieurs Zsigmondy gebohrt, ist 62 Klafter 3 Fuß tief, der Rohrdurchmesser 10 Zoll; — die warme Quelle steigt 5 Klafter über das Inselniveau empor und hat eine constante Temperatur von 35° Réaumur und eine Ergiebigkeit von 250.000 Eimern in 24 Stunden.

Eine unterirdische Rohrleitung führt den Brunnen in das nahe Margarethenbad — dessen Abbildung wir auf Seite 505 gaben. — Dieses prachtvolle Gebäude ist in schöner Renaissance ausgeführt, hat drei 14 Klafter lange, 9 Klafter breite, 5 Klafter 3 Fuß hohe Flügel und einen herrlichen Mittelbau mit 12 Klafter hoher Kuppel und einem stylgerechten Säulenportale. In den drei Flügeln befinden sich die auf das eleganteste ausgestatteten Bäder. Vor dem Badehause befinden sich Villen, welche an Curgäste und Sommerparteien vermiethet werden, ein kleines und ein großes Hôtel, ein Gasthaus mit Terrassen, auf denen gespeist werden kann, Waschhaus, Administrationsgebäude &c. Jetzt wird an einem zweiten artesischen Brunnen gegraben — über dem sich ein Dampf- und Vollbad erheben und den eine zweite Villengruppe umgeben wird. Die Pläne aller Baulichkeiten auf der Insel rühren vom Pester Architekten Nikolaus Ybl her.

Die an der südöstlichen Spitze der Insel vorbeiziehende Margarethenbrücke hat so hohe Bogen, daß die Dampfer unter derselben anstandslos hindurchgleiten; sie ist ein Werk der „Societé des constructions de Batignolles“ in Paris und kostet mit den Steinpfeilern, Auffahrtsrampen und Böschungspflasterungen 5,300.000 Gulden. Wenn wir Budapest mit dem Dampfer verlassen, um die Fahrt stromabwärts fortzusetzen, sehen wir links, ganz am Ende der Stadt, das Communal-Schlachthaus, einen Prachtbau, der in diesem Genre in Europa kaum zwei bis drei seinesgleichen findet. Das große Gitterhauptthor desselben hat zwei Pfeiler, welche mit 8 Fuß hohen Thiergruppen vom Bildhauer Professor Reinhold Begas geschmückt sind. Jede der zwei Gruppen ist aus je einem 500 Centner schweren

Block Sósknter Sandstein gehauen. Das Schlachthaus wurde während der Jahre 1870—1872 nach dem preisgekrönten Entwurfe des königlich preußischen Architekten Julius von Hennicke von dessen Stellvertreter Otto Rathey mit einem Kostenaufwande von 1,703.670 Gulden aufgeführt, von diesen Kosten entfallen auf den mit dem Schlachthaus in Verbindung stehenden Viehmarkt 300.000 Gulden; beide nehmen ein Areale von 25 Joch ein. Das Schlachthaus steht durch ein Geleise mit der Budapester Verbindungsbahn im Zusammenhang. In den Stallungen des Schlachthauses ist Raum für 600 Stück Groß- und 2000 Stück Kleinvieh, in denen des Viehmarktes für 300 Stück Großvieh, in den offenen Hürden des letzteren für 5000 Stück Rinder und 10.000 Stück Kleinvieh. Wasserleitung, Schlachtkammern, Eiskühler, Alles macht den Eindruck größter Zweckmäßigkeit und Reinlichkeit.

IX. Von Budapest bis Orsova.

Indem wir von Ungarns Hauptstadt Abschied nehmen, setzen wir unsere Reise stromabwärts fort. Sobald die letzten Ausläufer der Ofener Berge verschwunden sind, kommen wir in jene Gegenden, die dem westeuropäischen Reisenden ganz neue Bilder bieten; hier erst beginnt es für ihn fremdartig zu werden. Bevor wir aber die Donaufahrt von Budapest abwärts beginnen, führen wir den Leser noch einmal in die Richtung stromaufwärts auf ein sehenswerthes interessantes Stückchen Erde, welches die meisten Touristen links liegen lassen, woran sie aber unrecht thun.

Kein Fremder, welcher Ungarns Hauptstadt besucht, sollte verabsäumen, den Ausflug nach Fóth zu machen, denn er trifft damit, wie man zu sagen pflegt, „drei Fliegen mit einem Schlage“ — er lernt die Colonie Neupest, dann in Fóth echt ungarisches Landleben kennen, und sieht in letzterem einen herrlichen Bau der Neuzeit, den wir in der Illustration auf Seite 560 wiedergeben.

Am besten macht man diese Excursion, indem man bis Palota die Pferdebahn benützt, welcher Ort zugleich die erste Station der Eisenbahnlinie Budapest-Wien bildet; — diese letztere zu benützen, ist aber zu diesem Ausfluge unbequem. Mit der Pferdebahn (Tramway) berührt man Neupest, welche blühende Colonie vor beiläufig einem Vierteljahrhundert auf einer dem Grafen Károlyi gehörigen, zur Puszta Káposztás megyer gehörigen Sandsteppe gegründet wurde.

Der Ort hat einen unerwartet schnellen Aufschwung genommen, und der Grundbesitzer machte einen Gewinn, ähnlich jenem der Weidebesitzer der Vororte Londons. Der Ort ist im steten Anwachsen begriffen, seine Häuserreihen erstrecken sich beinahe bis zu dem eine halbe Stunde entfernten Palota, und sehen wir Neupest auch vom Dampfschiff aus, wenn wir von Wien kommen oder dahin fahren. Neupest zählt viele Industrie-Etablissements,

eine Schiffsbau-Anstalt, einen Winterhafen von 75 Joch Ausdehnung, und haben sich an der Donau viele Gewerbetreibende, in besonders großer Zahl Gerber, niedergelassen.

Wenn wir mit der Pferdebahn Palota erreichen, so schlagen wir von der Tramwaystation aus den links führenden Fahrweg ein, der, zwischen prachtvollen Papelalleen, in einer Stunde nach Fóth führt. Es ist dies ein echt ungarisches, gut gehaltenes Dorf, dessen Besuch, wie schon oben gesagt, jedem Fremden zu empfehlen ist, der ungarisches Dorf- und Landleben kennen lernen will, ohne erst eine Reise in's Innere des Landes machen zu müssen. Am Sonntag ist die Jugend und auch das behäbigere Alter im Hofe des Gasthauses versammelt, und da kann man bei Musik und Tanz, in welch' letzteren sich auch mancher hauptstädtische Ausflügler mischt, ungarische Bauerntracht kennen lernen, und ist die hier übliche eine sehr nette. Das Gasthaus vor dem Eingang zum gräflichen Parke ist zu solchen Studien sehr empfehlenswerth, und wird dort auch recht guter „Stoff" geschenkt.

Die Hauptsehenswürdigkeit von Fóth ist die schöne Kirche, welche der Besitzer der ausgedehnten Herrschaft, der vor wenigen Jahren verstorbene Graf Stefan Károlyi, während der Jahre 1845—1856 durch den Architekten Nikolaus Ybl ganz aus eigenen Mitteln mit einem Kostenaufwande von 2 Millionen Gulden erbauen ließ.

Die Kirche ist der „Immaculata conceptio" geweiht und wurde auch an dem Feiertage „Mariä Empfängniß" dem Gottesdienste übergeben.

Die Kirche steht auf einer eigens angelegten, 14 Fuß hohen schönen Terrasse, und schließt sich daran links das Pfarrhaus, rechts das Schulgebäude.

Die Kirche und die letzteren Bauten sind im romanischen Style ausgeführt, der bis in die kleinsten Details consequent durchgeführt ist. Die Façade der Kirche ist 70 Fuß breit und hat zwei imposante viereckige Thürme von 143 Fuß Höhe, zwei andere ähnliche Thürme stehen hinter dem Sanctuarium, sind aber nur 90 Fuß hoch. Zwischen den vorderen Hauptthürmen steht die 9 Fuß hohe Bronzefigur der „Unbefleckten Muttergottes", modellirt und gegossen von Meister Fernkorn.

Dieser Bau zerfällt in eine Oberkirche und eine Unterkirche. Erstere ist 147 Fuß lang, die Tribuna sammt Apsis 24 Fuß lang und 30 Fuß

breit. Das Mittelschiff hat eine Höhe von 54 Fuß und ist 90 Fuß lang, 24 Fuß breit; von den Seitenschiffen ist es durch fünf Pfeilerpaare mit schönen Capitälen getrennt; es hat eine flache Cassettendecke, schöne Kanzel und eine herrliche starke Orgel von Moser in Salzburg. An den Pfeilerwänden sieht man zwölf Medaillons mit den Frescobildern der Apostel. Rechts vom Haupteingange ist die Kapelle des Märtyrers St. Lucentius, dessen vom Papste dem Grafen Károlyi geschenkter Leichnam im Altare hinter Glas liegt. Die Kirche hat drei Altarbilder, im rechten Seitenschiffe „Sta. Francisca Romana", im linken „St. Georg, den Drachen bekämpfend", auf dem Hauptaltar „Maria Immaculata". In der Apsis gute Fresken, und zwar: oben der Heiland mit den vier Evangelisten, darunter fünf andere Bilder: der gute Hirt, der englische Gruß, Mariä Krönung, Christi Geburt, die Bekehrung Saulus — alle Bilder von Karl Blaas. Der Boden des Sanctuariums ist mit schönem Mosaïk aus rothem, weißem und schwarzem Marmor ausgelegt. Links davon ist der Eingang zur Krypta, einer vollständigen Unterkirche.

Eine schöne bequeme Treppe führt zur Gruftpforte hinab, über welcher das gräfliche Wappen und folgende Worte stehen: „Non habemus hic manentem civitatem, sed futuram inquirimus".

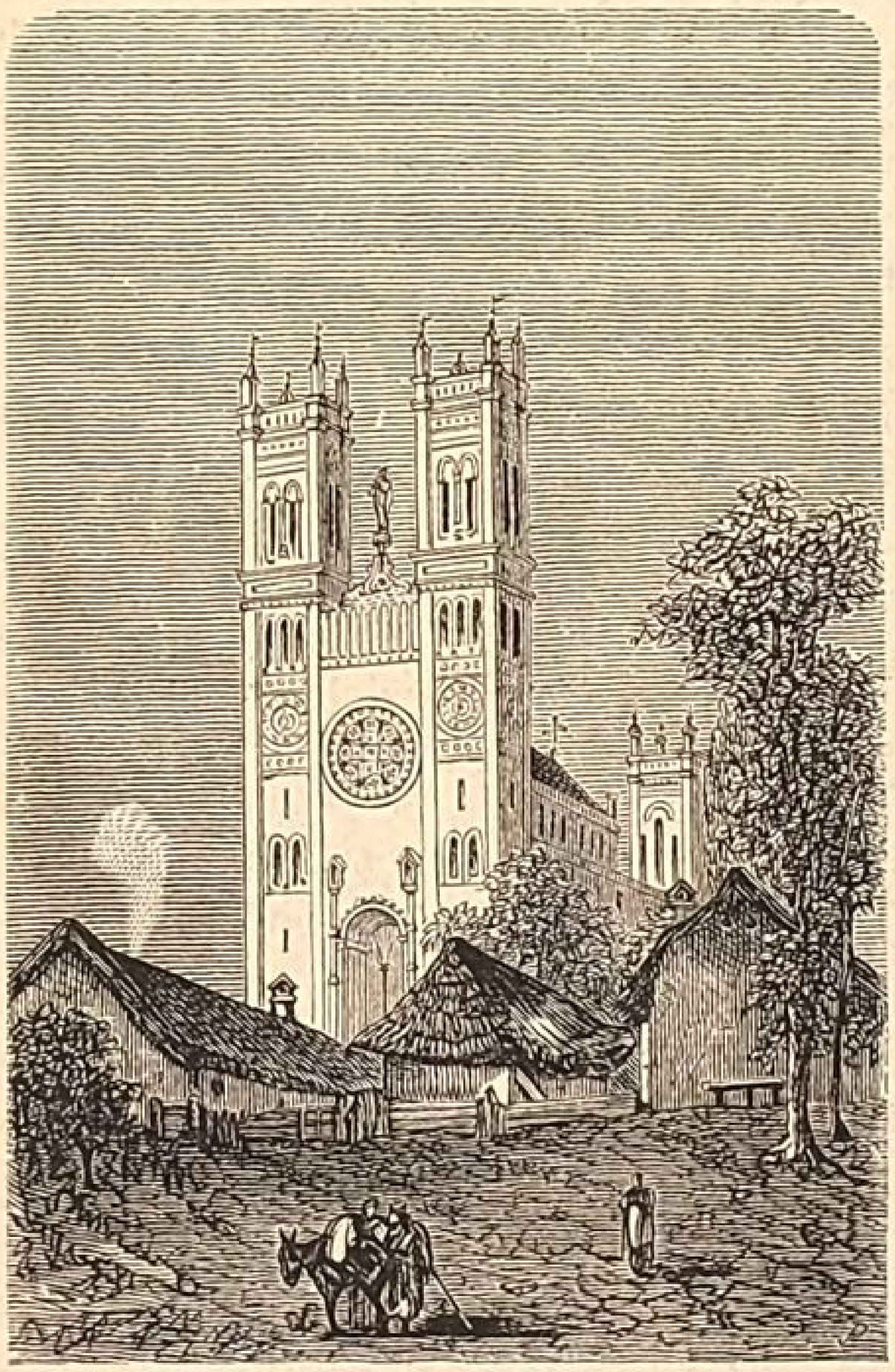
Die 24 Fuß hohe Krypta wird von zwei mächtigen, achteckigen, schön ornamentirten Pfeilern gestützt, und es befinden sich darin drei bildhauerische Meisterwerke Tenerani's, und zwar auf dem Altare „Christus in Throno", Statue aus weißem Carrara-Marmor; die vordere Platte dieses Altars bildet ein herrliches Florentiner Mosaïk aus pietra dura, welches 16.000 Gulden kostete. Gegenüber dem Altar ist die colossale sitzende Marmorstatue des Erzengels Gabriel mit der Auferstehungsposaune, darunter auf dem Postamente die Worte aus dem „Dies irae"

„Tuba mirum spargens sonum
Per sepulchra regionum
Coget omnes ante thronum."

Rechts sehen wir die knieende anmuthige Marmorfigur der im 18. Lebensjahre 1840 zu Rom verstorbenen Gräfin Elisabeth Károlyi. Der

Preis dieser drei Statuen war zusammen 36.000 Scudi. Der innere Theil der Gruft ist durch schöne schmiedeiserne Gitterthüren abgeschlossen.

Eine weitere Sehenswürdigkeit Fóths ist der ungeheuere Park, der dem Publikum geöffnet ist, und den man ungestört durchwandeln kann. Er hat sehr malerische Partien und enthält alle einheimischen Laub- und Nadelhölzer — welche Landessammlung, möchten wir sagen, auch dem Botaniker viel des Interessanten bietet — dann herrliche Blumenpartien, Warmhäuser u. s. w. Auch ein größerer Teich, Bach, Wasserfall, mehrere Brücken und Wehre sind da und machen den Spaziergang sehr abwechslungsreich.


Die neue Kirche in Fóth. (Seite 557.)

Das Schloß des Grafen ist sehr einfach und bietet von außen kaum etwas Sehenswerthes, dagegen ist das Innere, welches man besichtigen darf, von Interesse, besonders die Bibliothek und die Marmorsammlung, aus mehreren hundert schön geschliffenen Stücken bestehend.

Fóth hat auch schöne Weingärten, und hier dichtete Michael Vörösmarty,*) Ungarns ausgezeichneter Poet, das zum nationalen Volkslied gewordene „Fóti dal", dessen Musik Marcus Rózsavölgyi schuf. — Dieses „Fóther Lied" lautet in seinem in den Volksmund übergegangenen ersten Theil nach Greguß' Uebersetzung wie folgt:

*) Michael Vörösmarty, dessen Wirken in die Epoche des Wiedererwachens der ungarischen Literatur fiel, starb zu Budapest am 19. November 1855. Franz Deák übernahm die Vormundschaft der drei Waisen des großen Dichters und leitete für dieselben eine Landessammlung ein, welche in kürzester Frist 100.000 Gulden Conventions-Münze ergab. Deák leitete auch die Erziehung der Kinder Vörösmarty's, die als Waisen des Landes betrachtet wurden.

„Aufwärts steigt im Wein die Perle für und für,
Dieses hohe Recht verweigert Niemand ihr.
Steig' auch stets zum Himmel, was des Himmels werth!
Mag die Schlacke liegen auf der trägen Erd'!

Nährend wirkt das Mahl auf unsern Körper ein,
Doch was Geist dem Mahl verleihet, das ist Wein!
Eng verschwistert sind einander Wein und Geist!
Zeigt den Fisch, der großen Werkes Meister heißt!

Süßer ist beim heitern Glas der Liebe Lust;
Was in ihr wohl bitter ist — verschluckt man just!
Ei, mein Täubchen, süße Knospe! lächelst Du?
Liebst Du mich, geb' seinen Segen Gott dazu!

Dieser volle Becher funkelt, glänzt für Dich,
Voll des Feuers, voll der Flammen, so wie ich!
Hätt' er wohl ein Herz wie ich — er schäumte wild,
Wild, wenn's Liebe, — wilder, wenn's Entsagung gilt.

Ei, mein Freund, mein Landesbruder, trinke Wein!
Bist Du lustig, traurig, mürrisch — schenk' nur ein!
Wein — er macht die Lust gesund, die Sorge krank;
Nirgends findest Du auf Erden solchen Trank.

Wie ein Kind entschläft der Kummer in dem Wein —
Ungarn mußte stets ein Sitz des Kummers sein.
Es ist Zeit, daß Ungarn endlich auferblüh' —
Jetzt wird es, jetzt muß es aufblüh'n — oder nie!

Ja, wohl trinkt der Ungar Wein, er hat auch Recht;
Mäßig, langsam kann's nicht schaden, ist's nicht schlecht.
Für des Vaterlandes Wohl trinket er sein Glas —
Thät' er doch für's Vaterland auch irgend was!

Nun, wir wandeln künftig einen bessern Pfad,
Helfen unserm Vaterland mit Wort und That;
Und wenn's Gott so ernstlich wünscht, wie wir allein,
Wird es bald von Schand' und Schmach erlöset sein."

Eine halbe Stunde in östlicher Richtung von Fóth entfernt liegt das Dorf Mogyoród, von Ungarn bewohnt; es ist dies der Ort, wo die Herzoge Gejza (als König II.) und Ladislaus im Jahre 1076 ihren Vetter Salamon, den Kronprätendenten, besiegten. Die bezügliche Legende haben wir bei der Gründung des Waitzener Bisthums erzählt.

Wir schließen hier die Besichtigung der Umgebung von Ungarns Hauptstadt ab, denn ein Ausflug nach dem königlichen Lustschloß Gödöllö gehört

schon zu der Partie mit der ungarischen Nordbahn — die wir vielleicht ein andermal und in einem andern Buche machen werden, wo wir dann die Leser bis in die hohe Tátra führen.

Wir kehren nun an den untern Landungsplatz nach Budapest zurück, besteigen den Dampfer — dieser schwenkt in schönem Bogen ab; nochmals sehen wir die Abhänge des alten Blocksberges, werfen einen Blick auf das Panorama der Schwesterstädte zurück und gleiten unter der Eisenbahn-Verbindungsbrücke durch. *)

Der Dampfer hält sich mehr an's rechte Ufer des Hauptarmes. Gleich unterhalb Budapest theilt sich nämlich der Strom und bildet die Insel Csepel.

Wenn wir von Ofen auf der nach Stuhlweißenburg führenden Straße fahren, so kommen wir in einer guten halben Stunde nach Sachsenfeld, welches Dorf von dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen gegründet wurde, weshalb es auch Albertfalva (Albertsdorf) heißt. Es zählt nur gegen 200 deutsche Einwohner, die größtentheils Handwerker sind. Eine kleine halbe Stunde südlich liegt das ansehnliche Dorf Promontor, wo schon zur Zeit der Römer eine Ortschaft gestanden haben soll. Besonders scheint der Hügel Lerchenfeld schon von den Römern bewohnt gewesen zu sein, denn hier werden noch Gebäudefundamente, Urnen und Inschriften vorgefunden. Das über 3000 Einwohner (die fast ausschließlich deutsch und katholisch sind) zählende

*) Hier, beim Eintritt in die ungarische Tiefebene, wollen wir die Seehöhen des Normalwasserspiegels der Donau von ihrem Eintritt nach Ungarn bis an's Draueck nach den neuesten Messungen mittheilen:

	Seehöhe von der Adria:		Kilometer Entfernung von Theben:
Preßburg	131·64	Meter	11
Wieselburger Arm .	128·00	„	30
Gönyö	106·65	„	99
Komorn	104·24	„	121
Gran	101·28	„	171
Waitzen	98·50	„	210
Budapest . . .	96·35	„	242
Baja	83·90	„	468
Mohács	82·08	„	500
Draueck	77·35	„	591

(Seehöhen von Donau-Eschingen bis Theben siehe Seite 401.)

Dorf Promontor liegt zwischen der Donau und den westlichen Hügelreihen, die mit Reben bedeckt sind. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hatten Pester und Ofener Besitzer diese Hügel mit Weinreben bepflanzt, und es bildete sich nach und nach ein ganzes Dörfchen von Ansiedlern. Der Prinz Eugen von Savoyen that als Besitzer der Insel Csepel und der benachbarten Ländereien alles Mögliche zur Beförderung der neuen Ansiedlungen. In Promontor ließ er ein Herrschaftshaus und eine Kirche erbauen, und 1714 berief er deutsche Ansiedler aus dem Breisgau. So hob sich Promontor, dessen zahlreiche Häuser theils in der Ebene, theils auf den Hügeln erbaut sind. Viele Wohnungen befinden sich am Abhange des Berges, und zwar in unterirdischen Höhlen, so daß über den mit Weingärten bedeckten Berg nur die Schornsteine hervorragen. Außer diesen in Stein gehauenen Wohnungen giebt es hier auch große unterirdische Weinkeller; mehrere Pester Bürger haben hier Keller und Weingärten mit schönen Landhäusern. Im Gebiete Promontors werden jährlich 50- bis 55.000 Eimer Wein erzeugt, der dem Ofener an Güte gleichkommt. In Promontor giebt es auch große Steinbrüche. Der große herrschaftliche Steinbruch liegt südlich vom Orte. Es sind hier großartige Steinhallen und Gänge. Der tiefste Gang ist über 1600 Fuß lang; an ihn schließen sich weit verzweigte Seitengänge an. Die Felsen sind von Grob- und Muschelkalk gebildet.

Ungefähr eine Meile südlich von Promontor liegt das von 2500 katholischen Deutschen und gegen 400 Juden bewohnte Dorf Tétény, welches ebenfalls von schönen ausgedehnten Weinbergen umringt ist. Die merkwürdigsten Gebäude des Dorfes sind: die Kirche und das herrschaftliche Castell nebst Garten, doch die westlich in einem weiten Bogen amphitheatralisch ansteigenden Hügelreihen mit ihren Weingärten und Landhäusern bieten mehr Interesse dar, als das Dorf selbst. Auch mehrere schöne und große Weinkeller findet man daselbst (besonders im sogenannten großen Nußgraben), im Muschelkalkfelsen eingehauen. Zwischen Tétény und der Weißenburger Straße liegt Kutyavár, d. h. Hundsburg, einst Eigenthum des Königs Matthias Corvinus; jetzt gehört es dem Fürsten Batthyányi und wird nur von einem Förster bewohnt.

Alle die hier geschilderten Orte sieht man auch vom Schiffe aus.

Gleich unterhalb Tétény ist die Grenze des Pest-Pilischer Comitats, und es beginnt das Stuhlweißenburger Comitat. Die Fahrstraße spaltet sich daselbst; der eine Weg führt südwestlich nach Stuhlweißenburg, der andere zieht sich längs der Donau südlich nach Duna-Földvár im Tolnaer Comitat und weiter bis Essek. Wenn wir den letzteren Weg einschlagen, so gelangen wir nach Érd oder Hamsabég im Stuhlweißenburger Comitat. Dieser über 3000 größtentheils deutsche katholische Einwohner zählende Marktflecken hat seinen türkischen Namen von Hamsa, dem ehemaligen türkischen Befehlshaber des Sandschaks von Stuhlweißenburg. Sein Nachkomme war jener Hamsabég, der kurz vor der Befreiung Ofens den in türkische Gefangenschaft gerathenen Peter Szapáry vor den Pflug spannte und auch sonst mißhandelte, der aber dann bei der Belagerung Ofens in die Gewalt des inzwischen befreiten Szapáry gerieth und eine Wiedervergeltung befürchten mußte. Szapáry's Edelmuth konnte ihn von dem Tode nicht mehr retten, weil Hamsabég aus Furcht vor der Rache bereits Gift genommen hatte, doch bewog ihn Szapáry noch zur Annahme des Christenthums. — In Érd brachte Ludwig II. die erste Nacht zu, als er mit bangem Herzen den Türken entgegenzog, um bei Mohács Reich und Leben zu verlieren. Herzog Karl von Lothringen erfocht hier am 23. Juli 1684 einen glänzenden Sieg über das von Suleiman Pascha befehligte türkische Heer. Die noch ziemlich gut erhaltenen Reste eines aus Quadersteinen erbauten Minarets neben den Salpetergruben erinnern an die türkische Herrschaft. Auch sieht man hier die Spuren einer alten römischen Straße. Von den Höhen an der Donau ziehen sich bis gegen Batta die sogenannten hundert Hügel dahin, an deren Stelle, den Chroniken zufolge, eine große Hunnenschlacht stattgefunden haben soll. Diese angeblichen Grabhügel sind aber noch nicht gehörig durchforscht.

Érd liegt am Fuße eines gegen die Donau sich hinziehenden Hügelrückens und bietet einen recht anmuthigen Anblick dar. Es ist der Hauptort eines Dominiums, das einst dem Grafen Stefan Illésházy, dann dem Fürsten Philipp Batthyányi gehörte, jetzt aber Eigenthum des Baron Sina ist.

Die deutschen Einwohner Érds betreiben recht schwunghaft Küchengärtnerei und andere Oekonomiezweige, die zur Approvisionirung der nahen

Hauptstadt dienen; den Namen Hamsabég sprechen aber diese biederen Schwaben als „Hanselbeck" aus, und so wurde aus dem grimmen Osmanli ein deutscher Gewerbsmann.

Érd ist aber nicht nur aus der Türkenzeit bekannt, sondern es beginnt hier ein Stück Landes, welches mit der Attila-Sage und der mit der Gründung des magyarischen Reiches verbundenen Legende eng verknüpft ist.

Die magyarische Sage knüpft nämlich direct an Attila an. Die Sage führt uns zunächst nach Dentumoger (Döntő magyar), dem Lande der Alles niederwerfenden, also besiegenden Magyaren, wo nahe bei ihnen die Hunnen wohnten, mit denen sie sich wie Kinder desselben Stammes vermischten. In dem Heimatlande aber vermehrten sich die Magyaren in der sechsten Generation derart, daß sie einen Schwarm nach außen senden mußten gleich den Bienen. Sie vereinigten ihre hundertacht Stämme, deren jeder 10.000 Krieger stellte, und aus diesen wurde die Auswanderungs-Armee gebildet; diese wählte ihre sechs Kriegshauptleute, und zwar Béla, Keve, Kadicha und Attila, Buda, Rua. Diese sechs Kriegshauptleute ernannten unter sich einen Großrichter, dessen Autorität und Machtbefugniß so weit ging, sogar einen der Häuptlinge zu entheben. Zu dieser obersten Würde erhoben sie Kadar aus dem Stamme Torda. Attila hat nach der magyarischen Sage Bendeguz und nicht Mundzuk zum Vater, und König Rua (Rewa) ist in dieser Sage nicht der Onkel, sondern ein Bruder Attila's.

Wir sehen da Attila nicht als König, sondern als Häuptling, und die Hunnen als Militär-Republik organisirt, wie es die Magyaren factisch bei ihrer Einwanderung waren. So organisirt, reisten also die Hunnen ab, gingen die Küsten des Schwarzen Meeres entlang und machten erst an den Ufern der Donau Halt. Am andern Ufer des Stromes herrschte der Longobarde Macrinus, Tetrarch von Pannonien, Dalmatien, Macedonien, Pamphylien und Phrygien; dieses weite Reich gehörte aber nicht ihm, sondern er hatte es von Theodorich von Verona (Ditrich von Bern in den altdeutschen Volksgesängen) zu Lehen. Hier begegnen sich also magyarische und deutsche Sage. Beim Erblicken der hunnischen Schaaren, die sich am linken Donau-Ufer ausbreiteten, erschrak Macrinus und rief Theodorich herbei, der mit

einer aus allen Nationen des Abendlandes zusammengesetzten Armee zu Hilfe eilte. Unter den Mauern von Potentiana kamen die Heere Macrinus' und Theodorich's zusammen; während nun die Beiden beriethen, wie sich der Hunnen zu erwehren sei, übersetzten diese während der Nacht auf Schläuchen schwimmend den Strom und zerstreuten die Nachhut der Römer. Theodorich zog sich hierauf in die Ebene zurück, da wo heute Stuhlweißenburg steht, die Hunnen zogen ihm nach, er aber besiegte sie bei Tarnok. Dieses Tarnok liegt eben von Érd (Hamsabég) landeinwärts. — 125.000 Hunnen deckten die Wahlstatt, aber auch der Sieger hatte empfindliche Verluste. Einer der Feldhauptleute der Hunnen, Keve, war gefallen; als dies die Flüchtenden merkten, kehrten sie zurück, suchten den Leichnam und begruben ihn unter einer Pyramide aus Feldsteinen nach Art der Hunnen. Der Ort aber behielt den Namen Keve-háza*) (das Haus Keve's). Unter dieser Grabpyramide wurde dann der Sage nach auch Attila bestattet. Mit diesem Tumulus aber beginnt die Einweihung eines Landstriches, der nach Maßgabe der Entwicklung der Ereignisse das geheiligte Feld Ungarns werden und nach und nach in seinen Grenzen die heidnische Hauptstadt der Hunnen, Sicambria, die christliche Hauptstadt der Magyaren, Stuhlweißenburg, und die drei Grabstätten von Attila, Árpád und Stefan dem Heiligen umschließen sollte. Trotz eifriger Forschung gelang es noch nicht, das wahre Ereigniß zu erkunden, auf welchem diese Sage basirt. Der Tetrarch Macrinus ist eine erfundene Persönlichkeit, ebenso wie seine Stadt Potentiana nie existirte. Die Longobarden waren bekanntlich nur in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts in Pannonien ansässig; bei alledem ist es aber schwer, nicht vorauszusetzen, daß da um Tarnok doch eine große Schlacht stattgehabt habe. Der Sage nach nahmen die Hunnen glorreiche Rache, sie drängten den Feind bis drei Meilen ober Wien und griffen denselben bei Zeiselmauer an, denn das ist doch zweifelsohne das „Cesunmaur" der Chronisten; und nun haben wir die Hunnen in der magyarischen Sage ebenso wie im Nibelungen-Liede im Tullner-Feld. Die römisch-germanische Armee wurde vernichtet, Macrinus getödtet,

*) Irgend ein wahres factisches Ereigniß muß der Sage doch zu Grunde liegen, da der Name Keve auch in der nahen Insel Csepel verewigt erscheint, denn der Ort Ráczkevi hieß vor der Einwanderung der Serben (Rascier) einfach Keve.

Theodorich verwundet, indem ihm ein Pfeil im Stirnknochen stecken blieb — mit dieser Eisenspitze in der Stirne eilte er nach Rom, der „halhatatlan Detreő“, wie er im magyarischen Gesange als „unsterblich“ geschildert wird.

Von Tarnok nicht weit entfernt, kommen wir auf die erzherzogliche Domäne Alcsuth.

Südlich von Bicske gegen die Abhänge des Vértesgebirges liegt Alcsuth, Eigenthum des Erzherzogs Josef, Oberbefehlshaber der königlich ungarischen Landwehr. Das gesammte Gebiet dieses erzherzoglichen Dominiums zeichnet sich durch wohlgepflegte, mit Alleen bepflanzte Straßen und Wege aus, die Wirthschaftsgebäude, Meiereien, die Aecker und Wiesen geben das Bild einer Musterwirthschaft. Zur Herrschaft gehören noch mehrere Pusżten. Auf dem Wege von Ofen über Bia und Ettyek erreicht man zuerst die Puszta Göbölyjárás, auf der sich eine bedeutende Rinderzucht und ein schönes Gestüt befinden, dann folgen Puszta Günza und Puszta Hatvan mit Schafstallungen und Merino-Züchtereien. Im Vérter Thale liegt die Schafschur und eine Mühle. Zur Herrschaft gehört das überaus reizende Marienthal mit parkähnlicher Schweizerei, von der eine Pappel- und Platanen-Allee nach dem Schlosse führt. Auf der Anhöhe ober dem Dorfe Alcsuth steht eine niedliche Gloriette, von welcher aus man eine herrliche Aussicht genießt.

Das sehr elegant und geschmackvoll eingerichtete Schloß enthält einen großen Saal mit Fresken nach herkulanischen Mustern und kleinere Salons mit guten Landschaftsgemälden berühmter Meister. Aus den Fenstern genießt man die Aussicht auf die mannigfaltigen Anlagen, welche alle von weiland dem Palatin Josef stammen. Als dieser im Jahre 1819 das Dominium Alcsuth in Besitz nahm, war es eine recht vernachlässigte Wüstenei, er wandelte es allmälich in eine Musterwirthschaft und einen herrlichen Landaufenthalt um. Der Schloßgarten ist einer der schönsten in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie und beherbergt Bäume und Sträucher aus fast allen Theilen der Erde. Die Rosenflora ist da in tausend Abarten vertreten, Fußpfade und ein guter aufwärts serpentirter Fahrweg führen zu den Parkanlagen auf dem Csaplaberg.

An der Spitze des genannten Berges bilden sechs Durchschnitte einen Stern in dem Parke, durch welche man die sechs Ortschaften: Alcsuth, Doboz, Tabajd, Felcsuth, Boglár und Csákvár sieht. Alcsuth und die dazu gehörigen Pusztten zählen bei 1600 Einwohner, fast durchwegs Ungarn helvetischer Confession. Auf dem Alcsuther Territorium fand man zahlreiche römische Alterthümer, Votivsteine, Münzen u. s. w., die im erzherzoglichen Schlosse aufgestellt sind. Die „Palatinalfamilie", wie die Kinder des Erzherzogs Josef noch jetzt genannt werden, weilte stets gerne in Alcsuth. Die zeitlich verstorbene geistreiche Erzherzogin Hermine, der unglückliche Palatin Stefan, die jetzige Königin der Belgier (Erzherzogin Marie Henriette) brachten ihre Jugendzeit in Alcsuth zu, an welchen Ort sie die schönsten Erinnerungen knüpfen. Als Schreiber dieses im Jahre 1871 in Brüssel weilte, hörte er im Garten zu Laëken plötzlich ungarisch sprechen; es war die Königin, die mit einem Gärtner sprach, und diesen Gärtner hatte sie aus Alcsuth mitgenommen. Die Tochter der Königin ist an den Obersten in der königlich ungarischen Honvéd-Armee Herzog Philipp zu Sachsen-Coburg-Gotha verheiratet und weilt den Sommer über oft bei ihrem Onkel, dem Erzherzog Josef, in Alcsuth; dieser Letztere ist auch ein großer Protector der nationalen Zigeunermusik, wie sich denn die Mitglieder dieser Familie ganz als Ungarn fühlen.

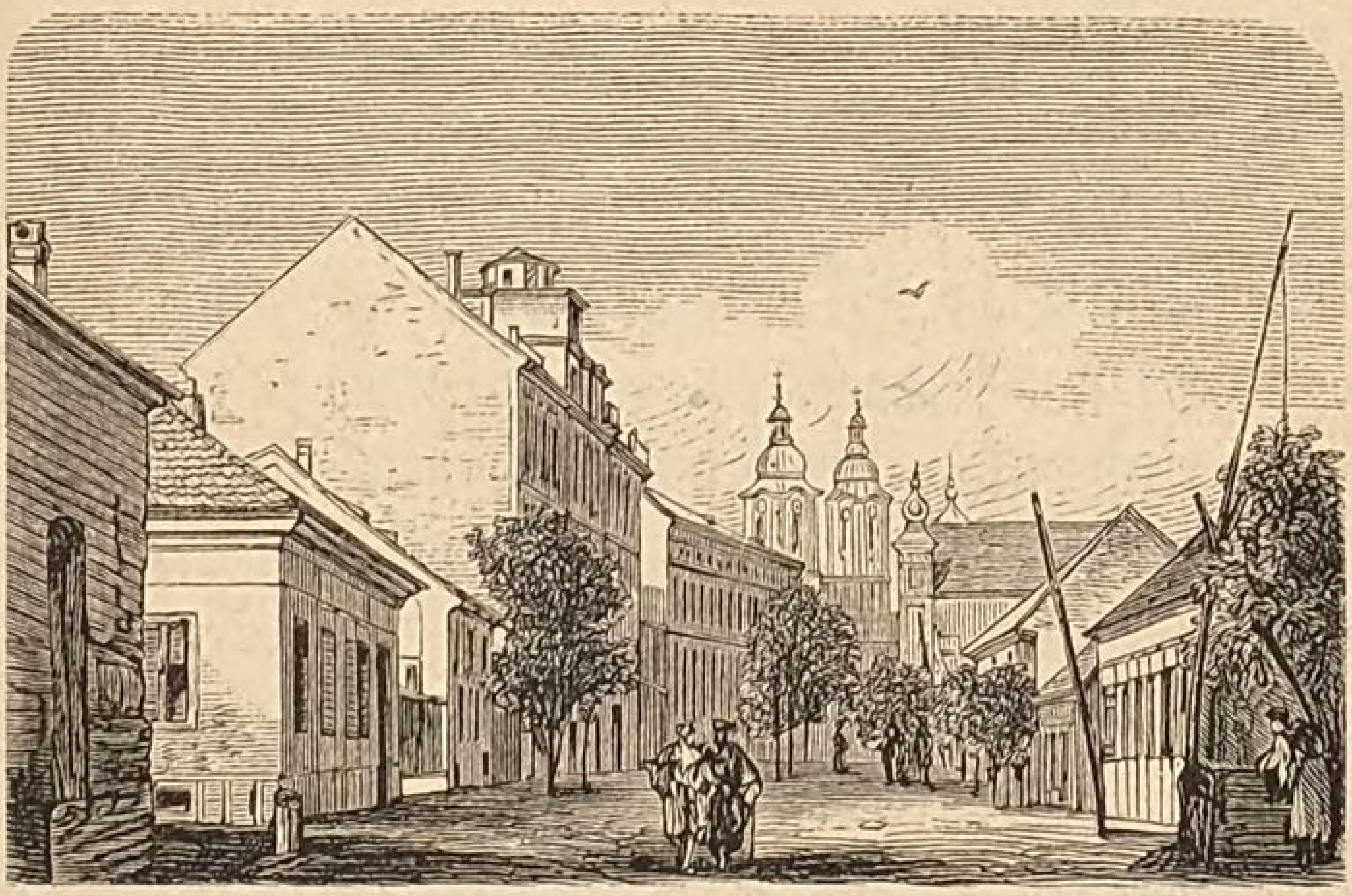


Gulyás (Rinderhirt). (Seite 567.)

Bevor wir die Fahrt im rechtsseitigen Stromarme fortsetzen — die uns bald aus dem Gebiete der zu unserer Linken liegenden langgestreckten Insel Csepel bringt — wollen wir dieses Eiland besichtigen.

Gleich wie wir mit dem nach abwärts eilenden Dampfer Budapest verließen, links am Schlachthaus und sogenannten Lagerspital, rechts am

Blocksberg und dessen Abhängen vorbeikamen, theilt sich, wie bereits erwähnt, der Strom und bildet die langgestreckte Insel Csepel (sprich Tschepel), auch Ráczkevier Insel genannt. Rechts geht der Hauptarm ab, links die kleine Dömsöder Donau, welche seit der Donau-Regulirung bei Budapest durch eine Schleuse abgesperrt ist. Schon Árpád soll sich auf der Insel aufgehalten haben, und dieselbe ihren Namen von dessen Stallmeister erhalten haben. Das Eine ist erwiesen, daß die Privatgüter des Hauses Árpád in dieser Gegend zu beiden Seiten der Donau lagen, darauf weisen die noch jetzt existirenden Ortsnamen hin, welche den Namen von



Kalocsa. (Seite 572.)

Arpád's Söhnen und Enkeln entlehnt sind: Sólt, Taksony, Tevel, Tass, Vál.

Später war die Insel die Morgengabe der Königinen, und wurden daselbst oft Hofjagden abgehalten; zu jener Zeit war die Insel sehr blühend und auch in baulicher Hinsicht reichlich ausgestattet.

Es gab damals außer den zahlreichen Dörfern noch vier bedeutende Marktflecken auf dem Eiland, und zwar: Tököl, Csepel, Szent Márton, Kevi; diese Ortschaften gingen während der Kämpfe unter den Königen aus verschiedenen Häusern und zur Zeit der Kriege mit den Osmanen gänzlich zu Grunde. — Gegenwärtig zählt man auf der Insel nur einen Marktflecken und neun Dörfer.

Csepel ist heute nur mehr ein unbedeutendes Dorf an der kahlen Nordspitze der Insel.

Die Bewohner der Insel sind Deutsche, Magyaren und Dalmatiner (Bunyevci, wie sich die katholischen Serben in den Comitaten Pest-Sólt und Bács-Bodrogh nennen).

Hauptort der Insel ist der Marktflecken Ráczkevi auf der südlichen Hälfte der Insel am Dömsöder Donau-Arm. Die Einwohner, 4500 Seelen, sind zumeist Ungarn, von denen 2800 Katholiken, 1500 helvetischer Confession sind, der Rest sind Serben und Israeliten. Ráczkevi hat auf der Insel ein bedeutendes Extravillan und besitzt außerdem am linken Donau-Ufer die Puszta Bálványos und drei kleine Inseln im linken Donau-Arm.

Zur Zeit des Königs Sigismund wanderten viele Serben ein und ließen sich auf den beiden großen Inseln zunächst der Landeshauptstadt nieder, nämlich auf Csepel und Sanct Andrae; der genannte König erhob 1404 Ráczkevi zum privilegirten Marktflecken und verlieh demselben die damaligen Dörfer Izra und Bálványos, sowie das Stapelrecht der von und nach Serbien geführten Waaren. Drei alte Kirchen bezeugen die einstige Bedeutung der Stadt. Die Abrahamskirche ist darunter die älteste und gehörte den katholischen Ungarn, die der Muttergottes geweihte Kirche wurde im Jahre 1510 von den Ungarn begonnen, von den griechisch nichtunirten Serben vollendet, gehört jetzt den letzteren; die dritte, die heilige Kreuzkirche, ist 1536 erbaut worden aus der Stiftung eines Kaufmanns Namens Barabás.

Mit den Türken-Einfällen begann die Verödung der Insel, welche ganz besonders während der wiederholten Belagerungen von Ofen sowohl durch die Osmanen als auch deutschen Truppen viel zu leiden hatte. So sank Ráczkevi zum elenden Dorf herab, welches der König nach Abzug der Türken dem Stefan Eszterházy schenkte, dieser überließ dasselbe dem kaiserlichen General Häusler im Jahre 1695; drei Jahre später kam Ráczkevi sammt der ganzen Insel in den Besitz des Prinzen Eugen von Savoyen. Dieser that dann viel für die Hebung des Aussehens der Ortschaften und des Wohlstandes der Bewohner. Später kam die Insel sammt den benach-

barten Ortschaften an den Schwiegersohn der Königin*) Maria Theresia, den Herzog von Sachsen-Teschen, dessen Gemalin Christine in der Augustiner Kirche zu Wien von Canova das herrliche Monument errichtet wurde; nach dem am 10. Februar 1821 erfolgten Ableben des genannten Herzogs wurde die Insel königliche Familienherrschaft. Zu beiden Seiten der Hauptinsel bilden die Donau-Arme noch mehrere kleine Eilande, deren einige sehenswerthe Ruinen enthalten; so steht beispielsweise auf der Insel Ujfalu im rechten Donau-Arm, unterhalb Érd eine große Kirche, deren Chor noch ziemlich gut erhalten ist.

Am linken Ufer, gegenüber der sich lang hinstreckenden Insel, liegen die Ortschaften Szalk-Szent-Márton, Duna-Vecse, Sólt, Pataj; der erstgenannte Ort ist ein Marktflecken von etwas über 3000 Einwohnern, durchaus calvinische Magyaren, also von der echtesten Race. Duna-Vecse, ebenfalls Marktflecken, zählt nahe an 5000 Einwohner, ebenfalls reformirte Ungarn, die Acker-, Weinbau und bedeutende Viehzucht treiben.

Sólt; dieser Marktflecken war in alten Zeiten Hauptort eines selbstständigen Comitats und hatte ein berühmtes Schloß, von welchem kaum Spuren übrig blieben; die 4200 Einwohner sind Ungarn, ebenfalls zumeist reformirt; der größte der genannten Orte ist der Marktflecken Duna-Pataj mit 5800 Seelen, ebenfalls calvinische Magyaren;**) alle diese Orte gehören zum Pest-Sólt-Kumanier Comitat. Die Ortschaften des ehemaligen selbstständigen Kumanier Districts liegen alle mehr landeinwärts, so Kun-Szent-Miklós,***) Szabadszállás, Halas.

*) In dem von Ungarn handelnden Theile dieses Werkes gebrauchen wir immer zur Bezeichnung des Monarchen den Titel „König" oder „Königin"; denn staatsrechtlich existirt für Ungarn kein Kaiser — der letztere Titel wird nur aus Höflichkeit und Ehrerbietung in der directen Ansprache gebraucht.

**) Die calvinischen Magyaren haben wegen ihres unbeugsamen puritanischen Charakters den Beinamen „Vastag nyaku Kálvinista" bekommen, zu Deutsch „dicknackiger Calviner", als Analogon der „Iron headed" Presbyterianer Schottlands, mit denen sie viele gleiche Charakterzüge haben.

***) Die „Bach-Hußaren", wie die absolutistischen Beamten, welche von 1849 bis 1860 hierzulande hausten, genannt wurden, bestanden darauf, jeder Ort müsse auch einen deutschen Namen haben, und bekamen so den tollen Einfall, diesen urmagyarischen Ort in „Kumanisch Sanct Nikolaus" umzutaufen, so geschah es noch mit mehreren Ortschaften; Taufpathen waren der Statthalterei-Präses Gehringer und ein

Nach Érd bietet uns auch das rechte Donau-Ufer nichts Bemerkenswerthes; die Gegend verflacht sich immer mehr und hat keinen malerischen Reiz. Ercsi, Adony, Dunapentele passirend, ist der nächstgroße Ort, an den wir gelangen, Dunaföldvár, welcher schon zum Tolnaer Comitat gehört. Dieser Marktflecken zählt 12.400 Einwohner, die Schifffahrt, Fischerei und Getreidehandel treiben; — sehenswerthe Baulichkeiten hat der Ort gar keine.

Am linken Ufer war der letzte Ort, den wir erwähnten, Pataj; bei Ordas, Lak, Szent Benedek vorbei, kommen wir nach Foktü, es ist dies die Dampfschiff-Station für

Kalocsa.

Der Dampfschiff-Haltepunkt liegt am Territorium der gleichnamigen Stadt — diese selbst ist aber landeinwärts etwa eine Meile vom Strome gelegen und ist der Hauptort des Sólter Kreises, des Pest-Pilis-Sólt und Klein-Kumanier Comitats.

Kalocsa, welches schon in den Uranfängen der ungarischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielte und dessen Erzbischof den ersten Rang nach jenem von Gran einnimmt, zählt 16.300 Einwohner, von denen beiläufig 9000 auf die Stadt selbst entfallen, die übrigen bewohnen die zum Stadt-Territorium gehörigen, oft ein bis zwei Stunden entfernt auseinanderliegenden Puszten-Niederlassungen (Prädien), deren es vierundzwanzig giebt.

Kalocsa trägt schon durch sein meilenweites Extravillan den Charakter einer echt ungarischen Stadt, von dem sich der Bewohner des Westens keinen

---

noch vor Kurzem in Wien wirkender Hofrath. Der wirklich tolle Einfall erregte selbst in dem damals so traurig gestimmten Lande die hellste Heiterkeit, und unser Romancier Jókai, dem es an gesundem Humor nie mangelte, gab den Herren den Rath, noch andere Orte, auf die sie vergaßen, umzutaufen, so: Thurócz-Szent-Márton — in „Topfen-Heiliger-Martin“, dann Hajdu-Böszörmény in „Heiducken-Wüthender-Armenier“. Dieser Spott bewirkte es dann, daß man die Ortstaufe weiter unterließ. Auch der Absolutismus hat sein Komikum, dazu gehört, nebst oben erzählter Benamsungspassion, die Verurtheilung eines Staarmatzes zum Tode des Erdrosselns durch das Ofener Militärgericht. Dieses arme „Staarl“ gehörte einem Schuster und war auf den „Gott-sei-bei-uns“-Ruf „Éljen Kossuth“ einstudirt, darum mußte es sein unschuldiges Leben „kriegsrechtlich“ einbüßen. Auch das ist ein Factum, nicht etwa nur „ben trovato“. Der Verfasser.

rechten Begriff machen kann, und darum tauchen in ihm Ideen auf, als gäbe es in Ungarn noch Landstrecken, welche noch des Trappers harrten, wie etwa in Amerika, dem ist aber durchaus nicht so. — Auf den Latifundien der unterungarischen Städte tummeln sich zahlreiche Gestüte mit ihren lustig umspringenden Fohlen herum und wechseln ab mit den großen Rinderheerden, welche die Städte Mitteleuropa's mit dem nöthigen Fleisch versehen; — dann folgen Getreidefelder, Tabakpflanzungen, Maisfelder, in denen sich ein Cavallerist verstecken kann, wie es denn auch in der sogenannten „guten alten Zeit“ die reitenden Banditen der verschiedenen Sorten factisch thaten, als da waren „Lókötö, Szegény legény, Lovas betyár“; heute ist's auch mit der Räuber-Romantik schon aus — und als Reminiscenz wollen wir hier die drei genannten Sorten schildern. Der „Lókötö“, der Roßdieb, der noch sporadisch in der alten Form vorzukommen pflegt, ist der „Ritter“ unter den Herren Spitzbuben gewesen. Er stiehlt nur Pferde, treibt Heerden fort, bricht aber nie in Ortschaften oder Wohnungen ein, wegelagert auch nie. Es ist ein kühner Reiter, fängt sich das schönste Fohlen mit dem „Karikás“, dem ungarischen Lasso, auf offenem Felde aus dem fremden Gestüte; treibt eine Heerde schöner breitgehörnter Ochsen auf Umwegen über die Theiß — und pactirt mit einem „ehrlichen Israeliten“ oder auch biederen Christen, der in falschen Viehpässen macht. Manchmal macht auch der getreue Hüter der Heerde ein Geschäft „à moitié“, und bis der Eigenthümer auf den Weiler hinauskommt, mag er sich den Schaden besehen.

Die zweite Gattung, der „Szegény legény“, in der Uebersetzung „armer Bursche“, ist schon gefährlicher — derselbe hielt, gleich den mittelalterlichen [illegible] Raubrittern der deutschen Gaue, vor Verbreitung der Eisenbahnen die Marktfahrer an und erleichterte deren Börse und Vorräthe. Als noch die große Debrecziner Messe blühte, thaten sich die Pester Kaufleute zu Carawanen zusammen, um so sicherer reisen zu können. Selbst bis zum Anhalten von Eisenbahntrains brachte es diese Sorte, und besteht die Force des „Szegény legény“ darin, sein Opfer einer Tortur zu unterziehen, um dasselbe zum Ausfolgen oder Bekanntgeben verborgener Werthsachen zu bringen. Seitdem aber Graf Ráday und der wackere Vice-Stadthauptmann von Szegedin tüchtig aufräumten, der „Räuberkönig“ Rózsa Sándor auf der Frohnveste

starb, blieben nur mehr vereinzelte Strolche übrig; wohldisciplinirte geordnete Banden giebt es aber schon lange nicht mehr.

Die dritte Gattung, der „Landstreicher zu Pferd", hatte eine eigenthümliche Entstehungsgeschichte; mit der Ursache hörte auch die Folge auf — somit die genannte Sorte ebenfalls, welche nie raubte, nie einbrach, nie mordete, jedoch die ganze Gegend in regelrechtem Tribut hielt. Nach Niederwerfung des 1848—1849er Unabhängigkeitskampfes in Ungarn wurden die „Honvéds" strafweise in kaiserliche Regimenter eingereiht, und zwar alle als Gemeine, wo sie eine ziemlich schlechte und unwürdige Behandlung erfuhren. Diesem Schicksale zu entgehen, schlugen sich viele ehemalige Soldaten des ungarischen Heeres in die Büsche, und wurden auch vom Volke geschützt und vor den Gendarmen verborgen. Man versah die Leute mit Speise, Trank, Vorräthen und auch etwas Geld. Diese Gelegenheit benutzte aber auch so mancher arbeitsscheue Bursche, der sich unter dem Titel eines flüchtigen Honvéd — obgleich er nie Pulver roch — recht unbequem machte.

Nun kehren wir zu unserem Gegenstand zurück, und können wir den Leser versichern, daß er sich nicht nur hier im Buche, sondern auch höchstpersönlich mit größtem Sicherheitsgefühle auf die 24 Pusztenwirthschaften des Kalocsaer Gebietes begeben kann, wo er viel Neues und Sehenswerthes finden wird.

Die Zahl der Häuser von Kalocsa beträgt 2321; davon entfallen auf die Stadt selbst 1251, die übrigen auf die Weiler. Vorstädte hat Kalocsa keine, dagegen aber haben zwei der erwähnten Prädien: „Szakmár" und „Homokmégy", ihre eigenen Pfarren unter dem Patronate des Erzbischofes von Kalocsa. Da diese Stadt und ihr Bischofssitz schon in den Uranfängen des Christenthums in Ungarn eine Rolle spielte, so wird man es naheliegend finden, daß deren Bewohnerschaft fast durchwegs katholisch ist, und nur 124 Reformirte (helvetischer Confession) und 537 Israeliten darunter vorkommen.

Das Volksschulwesen dieser Stadt ist wohlgeordnet und gut entwickelt — besonders dem Mädchen-Unterrichte ist große Aufmerksamkeit gewidmet. Wir zählen ferner eine städtische Knaben-Elementarschule, eine Volksschule in Eperföld und 17 Pusztenschulen auf den Prädien. An kirchlichen Gebäuden

zählt die Stadt folgende: die erzbischöfliche Kathedrale, die Jesuitenkirche, die „Notredame-Kirche" der Schulschwestern und eine Synagoge; neben diesen bestand bis zum vorigen Jahre die 1710 erbaute Pfarrkirche, welche jedoch schon so baufällig gewesen, daß sie gesperrt und der Parochialdienst in die Kathedrale verlegt werden mußte.

Die erzbischöfliche Kathedrale ist, wie die im Jahre 1869 zu wissenschaftlichen Zwecken vorgenommenen Nachgrabungen, welche der Archäolog Professor Dr. Henßlmann leitete, erwiesen, nur der im kleinen Maßstabe auf beschränktem Terrain ausgeführte Nachbau jenes großen Bauwerkes, welches seinerzeit König Stefan der Heilige aufführen ließ. Diese alte Kathedrale blieb trotz der Mongolen-Einfälle und anderer Kriegsereignisse durch sechs Jahrhunderte unbeschädigt, bis sie im Jahre 1602 während des Bürgerkrieges von den Heiducken zerstört wurde, und zwar indem sie durch diese in Asche gelegt worden, wobei auch der größte Theil der Stadt zu Grunde ging.

Die anläßlich der Ausgrabungen zu Tage getretenen Fundamentmauern zeugen davon, daß im Laufe der Zeiten da drei verschiedene Kirchen gestanden. Die erste, vom König Stefan begonnene und im 11. und 12. Jahrhundert ausgebaute, hatte vier Thürme und ist der ganzen Anlage nach ein altungarischer Bau — was gleichbedeutend mit byzantinisch ist, da in der ersten Zeit des ungarischen Christenthums nach orientalischen Vorbildern gebaut wurde. Die zweite, welche viel räumlicher und ausgedehnter war, zeigt die Anlage des gallischen Mönchbaustyls, und war jene, welche 1602 zerstört worden — die dritte Kathedrale — nämlich die jetzige — wurde nach der endlichen Vertreibung der Türken im sogenannten Jesuitenstyle, wie solcher im 17. Jahrhundert im Schwunge gewesen, erbaut, und zwar während der Amtsführung der Erzbischöfe Emerich Csáky, Gabriel Patachich, Nikolaus Csáky und Franz Klobusitzky; der durch den Erzbischof Kunszt erbaute Hauptaltar, sowie die aus dem Vermächtnisse des Erzbischofs Graf Franz Nádasdy für die Kirche bestellten zwei Marmorstatuen — Sanct Stefan und Sanct Ladislaus — sind im Schiffe der Kathedrale aufgestellt und wahre Meisterwerke der Bildhauerei.

Das Jesuiten-Collegium und dessen Kirche — in Uebergangsgothik, sowie das Nonnenkloster sammt dazu gehöriger Kirche wurden im Jahre 1860

aus den angesammelten Stiftungsgeldern früherer Erzbischöfe und anderer Erblasser durch den schon erwähnten Erzbischof Kunszt erbaut.

An höheren Unterrichtsanstalten zählt die Stadt: das erzbischöfliche Seminarium mit jährlich 40—50 Zöglingen, das Obergymnasium mit nahezu 400 Schülern, das „Stephaneum“=Erziehungshaus mit 70—80 Zöglingen. Die Lehrer=Präparandie zählt 60—70 Hörer — diese letzteren beziehen aus der erzbischöflichen Casse jährliche Unterstützungsbeiträge von 150, 100, 50, 25 Gulden, je nach den Vermögensverhältnissen des Präparandisten. Die Lehrerinen=Präparandie unter Leitung der Schulschwestern genießt die gleiche Begünstigung. — In diesem Institute ist die Zahl der sich dem Lehrfache widmenden Mädchen jährlich 70—80.



Auf der Puszta im Sommer. (Seite 574.)

Der jetzige Erzbischof von Kalocsa, Ludwig Haynald — der auch im politischen Leben seines Vaterlandes eine bedeutende Rolle spielt, seinerzeit als Bischof von Siebenbürgen wegen seiner Schmerling gemachten Opposition abdanken mußte — gründete ein Waisenhaus für 40 Kinder (Knaben und Mädchen).

Ungarn besitzt keine Sternwarte, die aus Staatsmitteln erhalten würde, sondern nur Privatanstalten dieser Art — so die Sternwarte von Konkoly-Thege in Ó=Gyalla, welche zu den best ausgestatteten des Continents gehört; nun hat v. Haynald auch hier im Jahre 1878 eine Sternwarte errichtet, welche im Jesuiten=Collegium untergebracht ist.

Kalocsa wird schon in den ersten Jahrhunderten ungarischer Geschichtsperiode als volkreiche Stadt genannt, und der König Sanct Stefan erhob im Jahre 1000 Astrik zum Bischof von Kalocsa, indem er gleichzeitig den

Bau der großen Kathedrale anordnete. Damals war diese Stadt der Mittelpunkt des Culturlebens Ungarns und nächst Gran das zweite Centrum zur Verbreitung des Christenthums, was zu jener Zeit gleichbedeutend mit ernstlicher Gesittung war.

In den späteren heimischen Wirren und während der Türkenkriege litt die Stadt viel, und mancher der Bischöfe fand auf dem Schlachtfelde den ehrenhaften Tod für's Vaterland, so Ugrin, Tomory (in der Schlacht bei Mohács) — berühmt unter den Kalocsaer Kirchenfürsten waren noch in erster Reihe: Johann Országh, Franz Frangepán und Szelepcsényi.


Auf der Puszta im Winter. (Seite 579.)

Neuerer Zeit litt die Stadt durch Epidemien und Elementar-Ereignisse — so drangen im Jahre 1862 die Fluthen der austretenden Donau bis in die innere Stadt — im Jahre 1864 machte eine Ueberschwemmung im Sommer, 1871 und 1876 eine solche während des Eisganges großen Schaden — doch drang im letzteren Jahre das Wasser nicht bis in's Innere der Stadt. Im Jahre 1873 raffte die Cholera 1200 Seelen weg; 1875 endlich brannten vier dichtbevölkerte Straßen nieder.

In einem Umkreise von zwei Stunden ist die Stadt mit einer Hügelkette umgeben, welche Wachhügel (es sind dies künstliche Erhebungen) von den Avaren herstammen dürften.

Wir sprachen oben von den Pusztenwirthschaften — Prädien — als Oekonomien größter Ausdehnung.

Die Puszta hat aber auch im Winter ihren eigenen Reiz und ihre Eigenthümlichkeiten; diese veranschaulicht unser Bild, noch mehr aber die Schilderung des echtesten nationalen Dichters Ungarns, des Sohnes der Puszta.

Petöfi, dieser ureigenste magyarische Dichter, schildert in folgenden Versen die Puszta des Winters:

„Nun ward zur Wüste erst der Puszta weites Reich,
Denn sinnlos trieb's der Herbst, dem schlechten Wirthe gleich.
Was ihm der Lenz gebracht,
Der Sommer reif gemacht,
In großem Leichtsinn hat er Alles schon verthan,
Der Winter trifft nichts mehr von all den Schätzen an.

Nun tönt nicht draußen mehr der Schafe Schellenklang,
Vom Mund des Hirten nicht des Flötleins trüber Sang;
Nun sind mit Liederhauch
Verstummt die Vöglein auch;
Der Wachtelkönig, sonst im Grase schmetternd, schweigt,
Das kleinste Grillchen selbst nun nicht mehr zirpend geigt.

Gleich eingefrornem Meer die öde Fläche liegt,
Tief zieht die Sonne, wie ein müder Vogel fliegt,
Ei, oder fühlt ihr Blick
Des Alters schwer Geschick?
Muß sie, kurzsichtig, sich schon bücken, was zu seh'n?
Nun, viel wird sie jetzt nicht auf dieser Flur erspäh'n!

Leer ist die Fischerhütt', im Wachthaus nichts mehr laut,
Die Weiler still, worin das Rind am Heue kaut.
Treibt man zum Wassertrog,
Eh' Dämmerung niederflog,
Den zott'gen jungen Stier, so brüllt er mürrisch auf,
Zum Trinken aus dem See nähm' lieber er den Lauf.

Den Blättertabak nimmt herab der Ochsenhirt
Vom Sparren, legt ihn auf die Schwelle, und er wird
Zerschnitten klein, — erschlafft
Zieht er vom Stiefelschaft
Die Pfeife, stopfet sie und lässig rauchet er,
Sieht manchmal schläfrig nur, ob nicht die Krippe leer.

Sogar die Tschárden schweigen wirklich alle still,
Denn Wirth und Wirthin schläft, und nichts sich regen will,
Hätt' weggeworfen man
Die Kellerschlüssel, d'ran
Wär' nichts gelegen, kommt doch Niemand winkend her,
Verschüttet hat der Schnee die Wege ringsumher.

Es herrschen Wind und Sturm jetzt nur mit lautem Groll,
Just wirbelt in der Luft hoch oben einer toll,
Der zweite unten braust
Und reitet, daß es saust,
Daß Funken sprüht der Schnee, gleich wie ein Feuerstein,
Bis sich ein Dritter läßt in Kampf mit ihnen ein.

Wenn sie beim Spätroth dann sich setzen müd' zur Ruh',
So quillen blasse Nebel über's Feld im Nu,
Halb zeigend ohne Halt
Des Betyár'n Fluggestalt;
Das Rößlein, das ihn trägt zum Nachtpfühl, dampfend schnaubt,
Den Wolf im Rücken und den Raben über'm Haupt.

Gleich wie ein König fliehet aus ererbtem Land,
So blickt die Sonne jetzt zurück vom Erdenrand,
Nochmal sie blickt zurück,
Voll Wuth den irren Blick,
Und wie zur fernsten Fern' ihr Aug' hinüber droht,
Sinkt plötzlich ihr vom Haupt die Krone blutigroth."

Die Donau serpentinirt unterhalb Kalocsa zwischen ihren flachen Ufern in zahlreichen Windungen, Inseln und Halbinseln bildend; links passiren wir den Ort Fajsz, es ist dies ein großes Pfarrdorf mit 3050 Einwohnern, dann Bogyiszló, ein Dorf von 2183 Seelen. Die unterungarischen Dörfer und Marktflecken zeichnen sich überhaupt durch große Einwohnerzahl aus. Am rechten Ufer sehen wir an den Gestaden des Tolnaer Comitats: Fadd, Dorf mit 5050 Einwohnern, berühmt von dem ganz vorzüglichen Tabak, der da gebaut wird, dann Tolna, Marktflecken mit 7309 Einwohnern, einem königlichen Tabak-Einlösungs-Magazine und herrschaftlichem Schloß. Die Bewohner betreiben Schifferei, Hausenfang und andere Fischerei, Potaschensiederei, Safflor-, Tabak-, Wein- und Getreidebau. Der größte Ort dieser Gespanschaft ist Szegzárd, 9786 Seelen, berühmt von dem daselbst gebauten Rothwein, welcher einen bedeutenden Exportartikel bildet. Bei Bátta, ebenfalls am rechten Ufer (3364 Einwohner), mündet der Sárvizcanal in die Donau; dieser Canal, der die aus dem Plattensee abfließende Sió aufnimmt, ist auch der Sammler für die aus dem Weißenburger Comitate kommende Sárviz. Am linken Ufer kommen wir nach Baja, der bedeutendsten

Handelsstadt des Bács-Bodrogher Comitats; diese Stadt hat 18.110 Einwohner und vier stark besuchte Jahrmärkte, weit bedeutender aber ist der Getreidehandel und die Getreideverschiffung auf den gedeckten Schleppkähnen. Baja hat eine katholische, eine griechisch nichtunirte Kirche, eine Synagoge, Gymnasium und ein ehemals fürstlich Grassalkovics'sches Schloß; die Stadt ist sehr reich, auch deren einzelne Bürger sind es; trotzdem weist sie aber in baulicher Hinsicht keinerlei Sehenswürdigkeit auf. Da wir in Baja zuerst das Gebiet des Bács-Bodrogher Comitats betreten, dieser größten Gespanschaft Ungarns, so wollen wir da ein wenig verweilen. Hier zwischen Donau und Theiß beginnt jenes Stück Land, welches das größte Völkergemisch aufweist, aber außerdem noch eine Rarität in sich birgt, nämlich den Stammort einer nur in Ungarn vorkommenden Religionssecte.

Es sind dies die Nazarener, über welche ich den Lesern etwas aus meinen eigenen Erlebnissen erzählen will. Es wird dies den größten Theil der Leser dieses Buches um so mehr interessiren, als über diese Secte im Westen Europa's nur Weniges oder Unrichtiges bekannt ist. — Im Jahre 1854, nach der ersten kaiserlichen Amnestie, öffneten sich die Thore von Kufstein, Olmütz, Theresienstadt, und viele Begnadigte kehrten wieder auf den heimischen Boden zurück. Im Frühling des gedachten Jahres wurde in dem Bureau, in welchem ich arbeitete, ein zweiter Kanzleidiener aufgenommen. Es war ein kleines, schmächtiges Männchen, mit einem blatternarbigen Gesichte und einem Schnurrbarte, auf den wir jungen Leute die Bemerkung machten, „es hätten ihn die Motten ausgefressen". Sonst war nichts Auffallendes an dem Manne, als seine Schweigsamkeit — wenigstens merkten wir anfänglich nichts weiter. Der Mann verrichtete alle seine Obliegenheiten, Gänge und Commissionen mit einer Accuratesse, die einem Chronometer zum Lobe gereicht hätte. Ganz zu dieser Accuratesse passend, ja dieselbe ergänzend, war die Fertigkeit, die ich später an dem Manne entdeckte. Er schnitt sich nämlich Rabenkiele zu feinen Schreibfedern und schrieb damit in fast mikroskopischer Kleinheit, aber doch sauber leserlich — Bibelsprüche. Wir hatten einen älteren Kanzleidiener, einen ausgedienten Hußaren-Wachtmeister, dessen Aufgabe es unter Anderem war, auf die verschiedenen Pulte reine Unterlagsbogen zu

legen. Diese wechselte oder wendete er stets um, wenn er sah, daß das obere Blatt nicht mehr sauber war.

Der alte Peter, so hieß nämlich der alte Hußar, kam eines Morgens zu mir und sagte: „Seitdem der István in unserer Kanzlei ist, kann ich nichts als Bogen umwechseln, Alles schmiert er voll" — und legte mir ein corpus delicti vor. Richtig war dasselbe mit den kleinen, dicht geschriebenen Bibelsprüchen und anderen Moralsentenzen voll. Ich klärte den alten Peter auf, daß István ein frommer Mann sei, und es ihm wahrscheinlich große Freude mache, diese erbaulichen Verse niederzuschreiben, er möge die Bogen nur unausgewechselt lassen, mich wenigstens genire es nicht, wenn ich auf biblischer Unterlage schreibe. Wieder an einem Morgen kommt der alte Hußar zu mir und sagt:

„Tekintetes úr, az István kötni való bolond!"

(Herr! Der Stefan ist ein Narr zum Binden.)

„Ja warum denn?"

„Stellen Sie sich vor, hat der Kerl immer eine kleine Bibel in der Tasche, in der Früh beim Kanzlei-Auskehren fängt er zum Predigen an; wenn wir eben nichts zu thun haben und ich im Vorzimmer meinen Schemnitzer Kopf anzünde, um ruhig daraus zu rauchen — fängt er wieder an und will mich bekehren. Neulich sind wir mit Schriften nach Ofen gegangen, da hat er mir über die Kettenbrücke entlang etwas vom nahen Weltende gepredigt. — Nun sagen Sie: Nem kötni való bolond?"

Das geheimnißvolle Wesen des István, wie wir ihn nannten — mit seinem vollen Namen S t e f a n K a l m á r — und die Mittheilungen des großen Skeptikers Peter machten mich stutzig, und ich nahm mir vor, den „Bibelmann" zu sondiren.

Bald sollte sich von selbst eine Gelegenheit ergeben. Der „neue Marktplatz" in Pest — die große Wüste, auf welche sich die jetzige Jugend nicht mehr erinnert — wurde eben damals umgegraben, mit Furchen und Gräben durchzogen; es wurden Löcher gebohrt, junge Stecklinge und Bäumchen gesetzt, man begann, die jetzige „Elisabeth-Promenade" anzulegen. Ich hatte einen bedeutenden Geldbetrag zu befördern und nahm mir der größeren Sicherheit

wegen unsern Stefan mit. Als wir den werdenden Anlagen entlang schritten, begann auf einmal der „Bibelmann“:

„Sehen Sie, junger Herr! Das ist eitles Menschenbemühen, wer weiß, ob die Welt noch so lange besteht, bis diese Bäumchen Wurzel fassen und stattliche Kronen tragen.“

Ich sah meinen Begleiter verwundert an, und die Berichte Peter's fielen mir ein.

„Sehen Sie,“ so fuhr er fort, „die Menschen thun so, als würde die Welt ewig bestehen und jeder Einzelne fortwährend leben — danach richten sie ihre Werke ein und vergessen darob das Weltende, jüngste Gericht und das eigene Seelenheil. Wahrlich, es wäre besser, Jeder dächte daran, wie er vor seinen Herrn und Richter treten wird.“

Allgemach erfuhr ich, daß Stefan Kalmár Jurist war — sich an den Ereignissen von 1848 betheiligte, und daß in der Gefangenschaft die Bibel sein einziger Trost gewesen sei, in welcher er aber auch Aufklärung über den wahren Zweck des Daseins gefunden habe.

Auf die Frage, warum er denn als Jurist und im Besitze einer so schönen Handschrift nicht lieber in einer Advocaturskanzlei lohnende Beschäftigung suche? antwortete er, seine Religion erlaube ihm nur eine harmlose Beschäftigung, die Advocatie, das Proceßführen aber errege Aergerniß. Seine Religion befiehlt: sich selbst um den Preis eines materiellen Verlustes stets auszugleichen, nicht aber zu processiren.

Wie wir weiter sehen werden, ist dieser Ausspruch ein Dogma der Nazarener geworden.

Ich war stets mein Lebelang ein ausgezeichneter Zuhörer, das heißt ein mit der gehörigen Dosis Geduld ausgestatteter benevolus auditor. Diese meine Eigenschaft brachte den guten István dahin, mir sein ganzes Religionssystem vorzutragen und mich endlich zu einer Samstag-Abend-Versammlung seiner Jünger einzuladen; auch bezeichnete er mir das Local in der Josefstadt (zu Budapest), wohin ich mich zu begeben hätte.

Mein guter Stern wollte es, daß mich meine Neugierde nicht verlockte, in die Versammlung der neuen Heiligen zu gehen — denn gerade an jenem Samstag, im Mai 1854, wurde die ganze Gesellschaft ausgehoben und die

fremden Mitglieder derselben in ihre Heimat abgeschoben. Stefan Kalmár, der Prophet, kam per Schub in seine Heimat nach Pacsér im Bács-Bodrogher Comitat und gründete dort die Secte der „Nazarener".

Später hörte ich, Kalmár sei von Pacsér in's Wiener Irrenhaus transportirt worden und dort gestorben. Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Nachricht vermochte ich nicht zu constatiren, doch sei sie hier erwähnt. Es vergingen mehrere Jahre.

Ich war in Wien und hatte längst auf den „Bibelmann" vergessen, — daheim in Pest war im Fasching der erste Versuch gemacht worden, auf dem Juristen- und Medicinerball im Attila zu erscheinen; das fand ein Echo bei der in Wien lebenden ungarischen Jugend; wir begannen in der Alserstraße im Gasthause zu den „Drei Laufern" zu conventikeln, und es sollte ein ungarischer Ball zu Gunsten des Klausenburger ersten Siebenbürgischen Museums stattfinden. Da draußen bei den „Drei Laufern" lernte ich wieder einen neuen „Heiligen" kennen, und zwar Stefan Rab, mit seinem Dichternamen Zajzoni, unter welchem Pseudonym er Mehreres erscheinen ließ; derselbe war Beamter in der Bibliothek des k. k. Ministeriums des Innern. Der Mann entpuppte sich allmälich als Apostel „des Glaubens vom jüngsten Tage", war aber noch nicht bis zur Ruhe und Harmlosigkeit des Propheten Kalmár abgeklärt, sondern brauste noch oft auf. Besonders ärgerte es ihn, daß seine Amtscollegen seinen Dichternamen nicht auszusprechen vermochten, und ihn immer statt mit dem leichter auszusprechenden Rab, mit dem Namen „Herr von Zzeitzoni" ansprachen.

Der arme Teufel wurde ganz nervös durch diese Namensverunstaltung — überdies war er kränklich — und so nahm er denn eines schönen Morgens einen Gehaltsvorschuß und einen Urlaub, verließ die staubigen Regale der Ministerial-Bibliothek und fuhr in seine Heimat. — Dort verlegte er sich, nicht ganz getreu den „Nazarener"-Principien, neben dem Predigen auch auf's Politisiren, was ihn mit der Ofener Staatspolizei in Conflict brachte. Nach Wien in sein Bureau kehrte er niemals wieder. — Als er über die Urlaubszeit ausblieb, wurde sein Pult von Amtswegen geöffnet, ein College sollte das Schriften-Inventar u. s. w. übernehmen — es war dies der jetzige Adjunct der Wiener Reichsrathskanzlei, Herr von Sopkovič — er fand aber

nichts als eine große Anzahl leerer Sardinenbüchsen. Rab, der eine schwache Brust hatte, scheint diese ölige Speise als Heilmittel benützt zu haben.

Roß und Reiter sah man niemals wieder; die Einen sagten, Zajzoni sei in Ofen im Arrest gestorben, Andere wieder erzählten, eine reiche siebenbürgische Gutsbesitzers-Witwe hätte ihn geheiratet. — Wenn letzteres der Fall war, so hatte die Frau einen bizarren Geschmack, denn Rab erfreute sich einer mustergiltigen Häßlichkeit. So viel über den Propheten und die Vorgeschichte dieser Secte.

Pacsér im Bács-Bodrogher Comitat ist der Stammsitz der Nazarenersecte, und das erste mit Sicherheit constatirbare Jahr der Existenz der letzteren ist 1854. Vor dem Jahre 1848 war in jener ganzen Gegend nicht die mindeste Spur von Sectirerei bemerkbar, ebensowenig während der ersten drei Fünfziger-Jahre.

Die Nazarener haben nur ein heiliges Buch, welches ausschließlich als Grundlage ihres Bekenntnisses dient: das neue Testament. Dem alten Testamente sprechen sie zwar den göttlichen Ursprung nicht ab, betrachten es aber durch das Erscheinen des Messias als vollständig superirt und höchstens als erbauliche Lectüre. Ihr Glaubensbekenntniß ist folgendes: Gott ist eins in der Wahrheit, aber drei in der Person: Vater, Sohn und heiliger Geist. Der Vater hat Alles aus nichts erschaffen, er hält und regiert die Welt; der Sohn hat die durch die Sünde der Verdammniß anheimgefallenen Menschen am Kreuze erlöst und zu einem heiligen Leben bekehrt; der heilige Geist erleuchtet und heiligt die Gläubigen Jesu. Jesus starb für die Menschen. Diese aber nehmen nur dann Antheil am Verdienste des Opfers Jesu, wenn sie dem Leben und der Lehre des Erlösers getreu nachfolgen; jene dagegen, welche das heilige Wort hören und es nicht aufnehmen, sind zur ewigen Strafe verdammt. Der Erlöser ist Prophet, der in lebendiger Rede die Gesetze Gottes gelehrt hat und diese durch seine Apostel in Wort und Schrift verkünden ließ; er ist hoher Priester, der sich selbst für die Bekehrten aufopferte und fortwährend bei seinem Vater den Vermittler macht, und dessen Opfer jedes anderweitige Opfer als überflüssig ausschließt; er ist König, dessen Reich kein anderes ist, als die Kirche seiner heilig lebenden Nachfolger, welche Gemeinde in dem seligen Reiche des Himmels ihre ewige

Fortsetzung findet. Der Erlöser ist dem Leibe nach gestorben, aber auferstanden zum Unterpfande dessen, daß auch seine Nachfolger theilnehmen werden am ewigen Leben, wenn sie sich erneuern durch ein sittliches Leben und glauben, daß sie einzig durch die Verdienste Jesu Nachlassung ihrer Sünden und die Seligkeit erlangen, also nicht ausschließlich durch gute Handlungen, sondern durch die Verdienste und die Gnade Jesu selig werden können. Nach der Schrift giebt es nur zwei Sacramente: die Taufe und das Abendmahl. — Kinder können nicht getauft werden; denn es steht geschrieben: „Gehet hin



Schokazen vom Franzenscanal. (Seite 588.)

und lehret alle Völker, und taufet sie!" Ein Kind kann aber die Glaubenslehren noch nicht begreifen, kann also kein Schüler im Glauben sein. Zudem sind ja Kinder nach den Worten Jesu unschuldig, ohne abzuwaschende Sünde. Die Taufe kann deshalb nur dann erfolgen, wenn der Katechumene im Stande ist, sich vom Glauben selbst zu überzeugen, und wenn er das Gelöbniß machen kann, daß er die Lehren Jesu treu befolgen werde; dazu ist aber ein vorausgegangenes unbescholtenes, heiliges Leben und Frömmigkeit erforderlich. Darum wird vor der Taufe die Lebensweise des Täuflings und seine Unerschütterlichkeit im Glauben erforscht, und wenn die Bedingungen erfüllt sind, führen ihn die vornehmeren Mitglieder der Gemeinde an einen bestimmten entfernten Ort, wo er in's Wasser getaucht und unter Gebeten eingesegnet wird.

Taufen kann jedes rechtgläubige männliche Glied der Kirche, Frauen jedoch vermögen es nicht, weil der Apostel Paulus erklärt: „Mulier taceat in ecclesiam“. Wie die übrigen Ceremonien, so wird auch die Taufe nicht immer von denselben Personen ausgeübt; die Nazarener haben eben keine Priester, sondern nur sogenannte Aelteste. Hinsichtlich der Austheilung des Abendmahles stimmen die Nazarener mit den Calvinisten überein.

Bezüglich des Endes aller Dinge, der Auferstehung des Fleisches und des jüngsten Gerichtes, berufen sich die Nazarener auf die heilige Schrift. Das Ende der Welt kann man nicht wissen. Aber nach den Zeichen der Zeiten, welche gemäß der heiligen Schrift dem Weltende vorangehen, ist das jüngste Gericht nahe; dann haben die Frommen die ewige Seligkeit zu erwarten, indeß die Verstockten und Bösen in die ewige Pein verstoßen werden. Die Ehe halten sie für eine bürgerliche Institution. Erhebt man bei der Gemeinde gegen die sittliche Qualification der Verlobten keine Einwendung, so legen diese vor der Gemeinde das Gelöbniß der lebenslänglichen Treue in Glück und Unglück ab, worauf eines der angeseheneren Mitglieder der Gemeinde nach dem Gebete der Gläubigen Gottes Segen auf die Neuvermälten herabfleht. Damit sind die Trauungsfeierlichkeiten beendigt; Gastmähler zu geben bei dieser Gelegenheit, ist nicht Sitte.

Die Gebetorte der Nazarener sind einfache Säle, in deren Mitte ein freier Platz, wo ein gewöhnlicher Tisch steht. An dieser Stelle befinden sich Jene, die beim Gottesdienste mitwirken, die übrigen Gläubigen sitzen auf einfach gezimmerten Bänken, Männer und Weiber abgesondert. Im Anfange benutzten die Nazarener das Gesangbuch der Calviner; gegenwärtig ist das in Zürich erschienene Buch „Die Harfe Zions“ im Gebrauche. Diese Secte betrachtet sich als ausschließliche Besitzerin des Wortes Gottes und der Wahrheit, für die vollkommenen Ausleger der Schrift, für die Mitglieder des Reiches Christi, indessen die Uebrigen, auf Irrwegen wandelnd, keine wahren Nachfolger Chrisii sind, sondern nach den vergänglichen Gütern der Welt haschen, sich an Eitelkeiten erfreuen und deshalb auch die ewige Seligkeit nicht erlangen können. Die Wahrheit gilt ihnen als das Heiligste. Darum verlangen sie auch, daß man ihren einfachen bejahenden oder verneinenden Aussagen vollen Glauben schenke, und verweigern den gerichtlichen Eid. Das

Kriegswesen halten sie für eine große Sünde und entziehen sich wo möglich der Assentirung — ein dennoch zum Militär abgestellter Nazarener dürfte jedoch im Kriegsfalle von der Waffe keinen Gebrauch machen. Die Nazarener petitionirten schon wiederholt um die Anerkennung als gesetzlich geduldete Religionsgenossenschaft. Das Hinderniß der gesetzlichen Immatrikulirung bildet aber eben ihr anti-kriegerisches Dogma, denn dann hätten die Nazarener einen legalen Grund, sich dem allgemeinen Heeresdienste zu entziehen.

Nachdem im Sinne der bestehenden bisherigen Cultus- und Glaubensbekenntniß-Gesetze Ungarns, besonders nach dem Gesetze vom Jahre 1868: LIII, der Uebertritt von einer Confession in eine andere nur bezüglich der gesetzlich anerkannten Bekenntnisse geregelt und bewilligt wird, unter diesen gesetzlich anerkannten Glaubensbekenntnissen aber jenes der Nazarener nicht erscheint, so wird der Uebertritt zur Secte der Nazarener nicht als gesetzlich betrachtet und deren Volksbewegung von den Jurisdictionen den Seelsorgern jener Confession zur Immatrikulirung mitgetheilt, zu welcher die betreffenden Nazarener früher gehört haben. Die aus Nazarener-Ehen entstandenen Kinder werden nicht als ehelich anerkannt. Dieser Anwendung des Gesetzes auszuweichen, ohne die Nazarener als solche zu legitimiren — ist das Problem, welches man sich vorgenommen hat, zu lösen, da die Nazarener nicht dazu zu bewegen sind, eine kirchliche Trauung vorzunehmen.

Der numerische Stand der Nazarener ist nach den Aufzeichnungen des ungarischen statistischen Bureau's folgender: Comitat Abauj 5, Bács-Bodrogh (das Stammgebiet der Nazarener) 984, Baranya 173, Bars 2, Békés 2, Borsod 2, Csanád 129, Csongrád (inclusive Szegedin) 386, Weißenburg 21, Heves 34, Hont 2, Krassó 2, Pest 220 (Hauptstadt: Budapest 26), Preßburg 12, Zips 10, Temes 74, Torontál 62, Zala 37, Jászkun 1, Kolos 17, Fiume 42, Croatien 2, Militärgrenze 25, zusammen 2244.

Den Nazarenern muß zum Lobe nachgesagt werden, daß sie durchwegs mäßige, nüchterne, arbeitsame Leute sind und wirklich einen musterhaften Lebenswandel führen. Was von communistischen Tendenzen und sogar Gemeinschaft der Weiber erzählt wurde, gehört in's Reich der Fabel.

Der Nationalität nach sind die Nazarener in überwiegender Majorität Magyaren, doch giebt es auch viele Deutsche und Bunyevci (Schokazen —

sogenannte katholische Serben, richtiger aber Croaten der Bácska) unter ihnen. Mit diesen statistischen Angaben schließen wir die Mittheilung über eine jedenfalls interessante Erscheinung auf dem Gebiete unseres Völkerlebens.

Wir erwähnten oben des Völker-Conglomerats zwischen Donau und Theiß und bis an die Siebenbürger Berge. In der Bácska und dem Banat wohnen Magyaren, Deutsche, Serben, Rumänen, Bulgaren, Schokazen, Franzosen, macedonische Juden und so fort ohne Grazie. Wir werden Gelegenheit finden, über diese Völkerschaften zu sprechen, besonders über die Walachen des Banats, hier wollen wir uns aber in erster Reihe mit dem hervorragendsten Stamme der Südslaven befassen.

Ungleich höher auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft, aber auch an Charakter-Eigenschaften einen Chimborasso über dem Walachen steht der Serbe, ja der letztere hat etwas, was selbst der nobelste und gebildetste Walache nicht hat, einen Zug von Ritterlichkeit. Der Serbe ist ein Raufbold, hitzig, greift leicht zur Waffe, aber das geschieht face en face bei hellichtem Tage — nicht aber meuchlings, einschleichend. Die Serben im Banat, auch Raizen genannt, von Rascier, sind zu verschiedenen Zeiten aus den türkischen Nordprovinzen eingewandert, die meisten unter dem Ipeker Patriarchen Arsen Ćernojević aus Alt-Serbien, und unterstehen in kirchlicher Beziehung dem Patriarchen von Karlovicz (Karlovce), dem Oberhaupt der Banater und Syrmier nicht-unirten Kirche.

Daß sich die Serben gegen die Ungarn mißbrauchen ließen, ist denselben ebenso zu verzeihen wie den Croaten, wurde doch beiden der „Großillyrische Schwindel“ von Jellačič, Gaj und Consorten vorgemacht, bis der Patriarch Rajašič die nationale Maske abwarf und sich als Werkzeug der Reaction entpuppte. Ein zweites Mal gehen die ungarländischen Serben nicht mehr auf die Leimruthe, das bewiesen sie von 1876—1878 — aber nicht etwa aus überschwänglicher Liebe für die Ungarn, sondern aus ganz gesundem Egoismus, Niemandem mehr als Werkzeug dienen zu wollen zum eigenen Schaden.

Der Serbe ist weit rühriger, arbeitsamer und reinlicher als sein rumänischer Nachbar, dann hat er Sinn für's Erwerben und für's Behalten des Erworbenen — darum begnügt er sich auch nicht damit, wenn „ihm

die Sonne in den Magen scheint“, wie der Serbe spottend vom Walachen bemerkt; auch in Speise und Trank macht er höhere Ansprüche und hat sogar einige sehr schmackhafte Nationalgerichte; bei serbischen Bürgersfrauen speist man sogar sehr gut, während das noch von keiner Rumänin behauptet worden ist.

Die militärische Tapferkeit und der Soldatengeist der Serben wurde jederzeit anerkannt. Der Volkslieder-Schatz der Serben ist ein sehr reicher, wie denn dieses Volk eine hohe dichterische Begabung hat; schon Goethe lauschte in seinem „westöstlichen Divan“ gerne den Gesängen der Serben.

Während die Walachen in unzähligen Varianten Den besingen, der sie besiegte, nämlich Trajan, haben die Serben gar viele Heldenlieder, in denen sie activ auftreten; auch wo vom „Amselfeld“, dem unglücklichen Kossowopolje, die Rede ist, trauert die Nation und hofft bessere Tage zu erleben.

Der Serbe unterscheidet sich auch von seinen slavischen Brüdern, Russen, Ruthenen und nordungarischen Slovaken, durch charakteristische Eigenschaften und die ihm eigene Lebhaftigkeit.

Die Gesichtszüge der Serben sind schön und regelmäßig, die Nasen länglich, mit einem leichten Adlerrücken; der typische slavische breite Backenknochen und die platte Nase kommen bei den Rasciern nicht vor, zu welchem Stamme wir Serben, Montenegriner und Dalmatiner rechnen; die eigentlichen Croaten sind ebenfalls Mitglieder dieser Familie und unterscheiden sich nur durch das Glaubensbekenntniß, da sie Katholiken sind — das ist aber eine gewaltige Scheidewand.

Die Serben des Banats tragen nach magyarischer Art einen gewichsten Schnurrbart. Die Volkstracht beider Geschlechter ähnelt jener der Rumänen; die Weiber tragen aus Silbermünzen angefertigte Colliers und Ohrgehänge aus Silberfiligran; das schöne reiche Haar wird in dichten Zöpfen kranzartig um den Kopf gelegt und im Sommer mit Blumen geziert. Die Serbinen verwenden viel Sorgfalt auf die Stickerei ihrer Hemden, die aus gutem Linnen bestehen und sehr weiß gewaschen sind — schwarzseidene Schürzen und solche Kopftücher sind sehr beliebt, ebenso, wenn möglich, ein ganzer Seidenrock, recht faltenreich. Nur die ärmsten Serbinen tragen den Bundschuh („Bocskor, Obojke“), die anderen zierliche Schuhe mit Maschen und

Bandrosetten, in denen sich ein aristokratisch kleiner Fuß präsentirt, um den sie manche hoffähige Lady oder norddeutsche Hofdame beneiden würde, welche bekanntlich nicht nur auf großem, sondern leider auch auf plumpem Fuß leben. Der zierliche Gang einer Raizin verhält sich zum entenmäßigen Watscheln von Albions Töchtern wie der Trab einer Steiererin zum pas mince einer Dame des Faubourg St. Germain.

Merkwürdig ist es, daß sich der südungarische Serbe für etwas Besseres hält als den Stammesbruder aus dem Fürstenthum, den er zur Unterscheidung „Servianer" heißt, dieser zahlt es ihm damit heim, daß er den Banater Serben „Schwab" nennt: beide aber verdanken ihr Mehr oder Weniger an Wissen factisch dem „Schwab"; — noch eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß der Serbe den Magyaren, mit dem er doch schon bis auf's Messer kämpfte, als ebenbürtigen Gegner haßt, aber achtet, den um- und eingesprengt mit ihm wohnenden deutschen Colonisten als „geizigen Schwaben" verachtet.

Nach diesem ethnographischen Abstecher in die Bácska und das Banat kehren wir auf's rechte Ufer zurück, um die Fahrt da fortzusetzen, wo wir dieselbe unterbrochen hatten. Am rechten Ufer gelangen wir zuerst nach Duna Szekcső, einem Dorfe von 4662 Seelen, zwischen dem See Kapos und der Donau, welche da, sich in einem sumpfigen Inundationsterrain fortwälzend, mit einem Nebenarme, die Nagymargitsziget, die sogenannte Mohácser Insel bildet; wir kommen nun an den Marktflecken Mohács (12.140 Einwohner), ebenfalls in jener sumpfigen Niederung gelegen, welche zum Grabe von Ungarns Selbstständigkeit wurde; in diesen Sümpfen versank Ludwig II. und die Besten des Vaterlandes in der verhängnißvollen Schlacht vom 29. August 1526.

An der Hand zeitgenössischer Schilderungen wollen wir diese traurige Katastrophe beschreiben.

Die Schlachtordnung der Ungarn war folgende: Im ersten Treffen war der Bischof Tomory und der ihm zugetheilte Georg Szapolyay, Bruder des Johann (späteren König); das zweite stand hinter dem ersten Treffen auf Schußweite entfernt, es bestand zumeist aus Reitern, nur an den Flanken waren einige Fußtruppen. Die Bannerherren, Reichsbarone,

königlichen Hofbeamten mit ihren Truppen bildeten im zweiten Treffen drei Reihen, Tharczay war deren Befehlshaber.

In dritter Reihe standen die beiden Hofmeister Peter Korláthkövy und Andreas Trepka, ein Pole, dann Stefan Schlick mit den Böhmen und Mährern, unmittelbar vor dem König.

König Ludwig II. selbst stand in der Mitte der vierten Reihe, umgeben von den Prälaten, dem Stuhlweißenburger Propst, den königlichen Secretären und Kämmerern, dann den drei Leibgardisten: Naskay, Török, Kállay; zur Linken standen der Palatin, die Bischöfe von Waitzen und Raab und einige der Reichsbarone; unmittelbar hinter dem König die Stallmeister: Cetritz, Majláth und Horváth, jeder mit einer kleinen Division; den Schluß des letzten Treffens bildeten tausend Panzerreiter, in deren Mitte der Judex curiae Johann Drágfy die königliche Fahne hielt.

Nachdem die Truppen auf diese Weise in einer — um nicht vom viel zahlreicheren Feind umgangen zu werden — sehr lang gestreckten Schlachtlinie noch vor Tagesanbruch aufgestellt waren, führte der an der Gicht leidende Palatin Andreas Báthory den König von einer Abtheilung zur andern; denn es gab Viele, die seine Anwesenheit bezweifelten. Der Palatin und zuweilen auch der König richteten einige begeisternde Worte an die Truppen und kehrten nach beendetem Rundritt wieder in ihre Stellungen zurück.

Die ungarischen Truppen brachten den größern Theil des Tages in ungeduldiger Erwartung zu; denn der Feind zögerte noch hinter jenen Anhöhen, welche sich in südwestlicher Richtung erstrecken, und an deren Fuße damals das Dorf Földvár lag. Die ungarischen Feldherren hatten nicht nur diese Anhöhen zu besetzen versäumt, sondern stellten nicht einmal Vorposten aus. Endlich gegen 3 Uhr Nachmittags zeigten sich die feindlichen Schaaren sowohl auf den Anhöhen, als auch in einem Thale, welches in die Mohácser Ebene mündet. Suleiman entschloß sich sogleich, die Schlacht anzunehmen. Nach kurzer Berathung entwarf er den Schlachtplan, dann hob er seine Hände gen Himmel und sprach vor seinen Truppen mit lauter Stimme folgendes Gebet: „Gott, bei dir ist die Kraft und die Macht, bei dir ist der Hort und die Hilfe! Mein Gott, hilf dem treuen Volke Mohammed's!" Thränen rollten von seinen Wangen herab. Die türkischen Reiter sprangen nun

vom Pferde, warfen sich zur Erde, berührten mit der Stirn den Boden, schwangen sich mit erneuter Kraft in den Sattel und zogen in den Kampf. Der Sultan blieb am Fuße der Hügelreihe, umgeben von den Janitscharen und Leibgarden; die Kanonen waren, mit Ketten an einander gebunden, vor dem Corps der Janitscharen aufgestellt. Balibeg, Pascha von Semendria, brach mit etwa 50.000 Reitern auf, um, einem Thal entlang, die ungarischen Truppen zu umgehen und ihnen in den Rücken zu fallen. Als Tomory dies bemerkte, ritt er zu der Reihe, in welcher der König stand, und sandte, um nicht die Schlachtlinie zu stören, den zum Schutze des Königs aufgestellten Raskay nebst seinen Gefährten dem Balibeg entgegen. Hierauf beginnt das Schmettern der Kriegstrompeten, der König läßt sich den Helm aufsetzen und Todesbläße bedeckt sein Gesicht. Peter Perényi mit dem linken Flügel und Tomory mit dem Centrum stürzen sich wie ein Donnerwetter auf die unter Ibrahim's Befehl herannahenden feindlichen Heersäulen, nach heftigem Kampfe drängen sie dieselben zurück auf die von Behram Pascha commandirten anatolischen Truppen. Der Palatin Andreas Báthory sprengt zum König: „Der Feind flieht, uns gehört der Sieg!" ruft er voll Begeisterung und bittet den König, er möge mit dem zweiten Treffen sich ebenfalls in Bewegung setzen. Der unglückliche König Ludwig folgt der Aufforderung und stürzt sich auf die anatolischen Truppen: da öffnen sich plötzlich die Reihen derselben, 400 Kanonen und die Flinten von vielen tausend Janitscharen speien Tod und Verderben auf die kaum 10—20 Schritte entfernten Ungarn. Die Kanonen donnern unaufhörlich, zu Tausenden fallen die ungarischen Helden, dennoch setzen sie eine Zeit lang den ungleichen Kampf unerschrocken fort. Eine Abtheilung, dreiunddreißig Helden, durchbrechen die Reihen der Janitscharen und stürmen direct auf den Sultan los; unter ihren Streichen fallen auch Mehrere der Leibgarden, endlich werden sie überwältigt und niedergemetzelt. Unterdessen war eine andere Abtheilung bis zum Lager der Kameele, d. h. bis zum Gepäck vorgedrungen, wo sie umringt und vernichtet wurde. Balibeg gelang es inzwischen, seinen Plan auszuführen, und er fiel nun in die Flanke des rechten Flügels. So kamen die Ungarn zwischen zwei Feuer, und von der Uebermacht erdrückt, mußten sie bald in wilder Flucht ihr Heil suchen. Eine anderthalbstündige Schlacht hatte das Schicksal des Landes entschieden.

Gegen 500 Herren und 20.000 gemeine Krieger bedeckten das Schlachtfeld, die Anderen geriethen in Gefangenschaft oder retteten sich durch die Flucht. Den König hatte man schon damals vermißt, als der Kanonendonner begann. Einige behaupteten, daß er an der Spitze seiner Leute eine Zeitlang muthig kämpfte, dann verwundet wurde und mit seinen Hofdienern die Flucht ergriff. Als er über den Bach Csele, welcher von dem seit Kurzem in Strömen herabfallenden Regen angeschwollen war, setzen wollte, glitt sein ermüdetes Pferd aus, stürzte rücklings in den Bach und begrub so den König in den Fluthen. Suleiman erbeutete am andern Tag das ganze Lager und verweilte einige Tage daselbst, während seine Schaaren die Umgegend ausplünderten. Am 3. September wurden die Kriegsgefangenen getödtet, im Ganzen 4000 Mann. Dann setzte Suleiman seinen Weg nach Ofen fort.


Magyaren aus Nieder-Ungarn.

Im Jahre 1687 erfocht Eugen von Savoyen auf dem Mohácser Schlachtfelde einen Sieg über die Türken und rächte auf diese Weise die Niederlage der Ungarn. Diese zweite Mohácser Schlacht hatte jedoch keine so weitreichenden Folgen wie die erste, auch vermochte keines der späteren Ereignisse mehr den Verlust zu ersetzen, den Ungarn 160 Jahre früher erlitt, nämlich den seiner Selbstständigkeit.

Noch mehr wie oberhalb Mohács verflachen sich die Ufer unterhalb dieses Ortes; von Monostorszeg bis an die Drau-Mündung macht die Donau zahlreiche Windungen und theilt sich in viele Arme, welche flache Inseln und Auen bilden; diese sind voll Wasservögel und anderem Wild und geben nicht nur dem passionirten Jäger, sondern auch dem Naturforscher, besonders dem Ornithologen, viel Anregung. In diesen Auen war es, wo Erzherzog Rudolf, unser Kronprinz, in Begleitung des Naturforschers

Brehm jagte und sammelte, über welchen Jagd- und Forschungsausflug der Kronprinz sodann das Buch „Fünfzehn Tage auf der Donau“ schrieb.

Von Mohács führt eine Eisenbahn nach Fünfkirchen, welche mit den Linien nach Triest und Fiume in Verbindung steht — diese Bahn hat die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft im Betriebe, und liegt deren Wichtigkeit in den Kohlenrevieren, welche durch diesen Schienenweg mit der Donau und mit der Adria in Verbindung gesetzt sind. An dieser Bahn liegt nahe der Donau auch der Ort Villány, auch außerhalb Ungarn gekannt durch den exquisiten Wein, der hier wächst.

Zum Betriebe dieser Bahn und der Kohlenwerke, sowie der damit verbundenen Industrie-Etablissements hat die Dampfschifffahrts-Gesellschaft eigene Colonien angelegt, von denen wir in Nachstehendem sprechen wollen.

Auf der Mohács-Fünfkirchener Eisenbahn wurden 1877 befördert: 147.802 Personen, 89.369 Tonnen Waaren, 327.142 Stück Thiere und 346.396 Tonnen Brennstoffe (Kohlen, Coaks, Briquettes).

Und nun gehen wir auf die Werke und Colonien über. Im nördlichen Theile des Baranyaer Comitats erhebt sich ein bedeutender Gebirgszug, welcher fast gleichmäßig abfallende Joche in der Gestalt eines Fächers aussendet. Zwischen Szabólcs (sprech Szaboltsch) und Mánfa liegt eine mächtige Einsattelung, welche das Gebirge scheidet. Die westliche Gruppe breitet sich im Norden der Stadt Fünfkirchen aus, deren höchste Kuppen sind der Mecsek und der Sanct Jakob. Die östliche Gruppe hat ebenfalls mehrere bedeutende Gipfel, so den Zengö*) und den Háromhegy (Dreiberg).

Die westliche Gruppe besteht aus rothem Sandstein und dunklem Triaskalk, die östliche aus Kalk und Sandstein der Liasformation, zwischen den Kuppen der beiden Gebirgszüge liegen reiche Kohlenflötze, welche östlich bis zum

*) Zur richtigen Aussprache ungarischer Orts- und Geschlechtsnamen geben wir folgende Anhaltspunkte: sz lautet als: scharfes ß, s als: sch, cs als: tsch, z als: sanftestes s, gy als: dj, ly als: lj, aber verschwimmend wie im Französischen beispielsweise im Worte Medaillon; ny als: nj, ebenfalls verschwimmend wie das spanische Doña, oder im Französischen bei Cigogne.

Dorfe Vasas gehen. Diese Steinkohlenlager wurden zu Anfang dieses Jahrhunderts eröffnet, aber der Abbau war nur ein sehr geringer. Erst als die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft von der Stadt Fünfkirchen ein Areale von 300 Joch pachtete, kam der Kohlenbergbau in Schwung. Im Jahre 1858 kaufte diese Gesellschaft von der Stadt das Kohlenlager, welches sich unter einem 500 Joch großen Waldterrain hinzieht, um eine Million Gulden für ewige Zeiten; die Oberfläche und der Wald blieben Eigenthum der Stadt Fünfkirchen. Die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft verführt die Kohlen auf der durch sie betriebenen Eisenbahn über Villány nach Mohács, wo die Verschiffung stattfindet. Um diese Gruben herum entstand unter der Aegide der Gesellschafts-Direction eine Ortschaft, welche gemeinhin „Colonie“ genannt wird.

Die geschilderten Kohlenwerke, welche die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft abbaut, haben ein Gesammt-Areale von 17,222.719.$_{923}$ Quadratmetern, und liegen in den Gemeinden Fünfkirchen, Szabolcs, Somogy und Vasas; erzeugt werden in denselben pro Jahr 3,600.000 bis 3,800.000 metrische Centner à 100 Kilogramm. Als Nebenbetriebszweig werden 20.000 bis 30.000 metrische Centner Coaks gebrannt und 200.000 metrische Centner Briquettes erzeugt. Beschäftigt sind bei diesen Werken: Bergleute 1704 Mann, Werkstättendienst 102 Mann, Bauarbeiter 68, Coaksbrennerei 4, Briquettes-Fabrikation 16, Verladung 122, Laboratorium 2, Magazinsdienst 3, Consumverein 3, Direction, Kirche, Schule 8 Mann, zusammen 2032 Mann. Damit sind noch verbunden eine Eisengießerei, Metallgießerei, chemisches Laboratorium, endlich eine meteorologische Anstalt. Diese Colonie ist ebenso wie jene zum Werft in Altofen gehörige eine Musterniederlassung, und erhält die Gesellschaft da eine Colonie-Pfarre und sechsclassige Schulen, welche von 280 Knaben und 247 Mädchen besucht werden; die Simultanschule der Colonie Szabolcs besuchten 65 Knaben, 60 Mädchen, die Vasaser 24 Knaben, 19 Mädchen, somit genossen 695 Kinder vollkommenen Unterricht. Die Colonie-Bibliothek zählt 1600 Bände und entlehnen circa 120 Leser bei 900 Bände im Jahre.

Wenn wir die Thalfahrt von Mohács weiter fortsetzen, kommen wir links an dem Dorfe Dantova vorbei, es ist dies eine Getreide-Verschiffungs-

Station, und gelangen dann nach Apatin mit 11.047 Einwohnern, welche Hanf, Krapp, Waid, Seide bauen und bedeutende Schifffahrt treiben; — der hier gebaute Hanf ist durch seine lange, gleichmäßige Faser berühmt und wird zumeist für die Marine verwendet, die Tauseilereien selbst der französischen und englischen Marine versehen sich von da aus mit ihrem Materiale. Apatin hat auch einen bedeutenden Besitz an Donauschiffen.

Rechts fahren wir neben der Mohácser Insel hinab, an deren Ende der Ort Batina liegt (1550 Einwohner); gegenüber diesem Dorfe mündet der Franzenscanal in die Donau; dieser Canal geht querüber durch's Bács-Bodrogher Comitat bis Tisza-Földvár und verbindet so die Donau mit der Theiß.

Hier an dieser Stelle, wo sich das Donau- und Theißgebiet berühren, wollen wir von der großen ungarischen Ebene, dem „Alföld", sprechen und den westeuropäischen Leser, ja auch unsern österreichischen Nachbar mit dessen Eigenthümlichkeiten bekannt machen. Da wo sich die Donau-Ebene zum ersten Male ausweitet, in der Höhe der Schütt-Insel, schilderten wir das oberungarische Becken. Die viel größere Ebene, das eigentliche Tiefland Ungarns, welches wir in der folgenden Darstellung vorzüglich berücksichtigen, dehnt sich an der linken Seite der Donau aus, im Süden und Westen der karpathischen Vorberge, und wird von der Theiß in zwei Theile getrennt. Diese ungeheure Ebene, deren Flächeninhalt beiweitem mehr als 1000 Quadratmeilen beträgt, hat eine durchschnittliche Höhe von 300 Fuß über dem Meere und senkt sich im Ganzen genommen von Nord nach Süd, jedoch mit sehr geringem, kaum bemerkbarem Gefälle. Von den Grenzpunkten derselben liegen: die Donau bei Pest 305, Erlau 570, Tokai 411, Munkács 501, Großwardein 324, Arad 400 Fuß über dem Meere; der Theißspiegel hat bei Szegedin im Durchschnitt eine Höhe von 288 Fuß, während der Donauspiegel bei Baja nur $83._{90}$ Meter über dem Adriatischen Meere liegt. Diese große Niederung erstreckt sich in der Richtung vom Mátra-Gebirge nach Semlin 46, von Waitzen bis Neu-Palanka 52, von den Groß-Szöllöser Bergen im Ugocsaer Comitat bis Sziszek 80 Meilen weit. Der ebenste Theil derselben dehnt sich am linken Ufer der Theiß aus bis zu den östlichen Bergen und südlich bis zur Donau. Der Flächeninhalt dieses Theiles wird auf 800 Quadratmeilen berechnet.

Dieser Theil des Tieflandes ist im Ganzen sehr feucht; viele größere und kleinere Flüsse schlängeln sich träge durch den ebenen Boden, der beinahe kein bemerkbares Gefälle hat, und überschwemmen oft weite Strecken des fettesten Marschlandes. Sumpfstrecken begleiten die Flüsse; kleinere und größere Seen wechseln mit von Schilf und Rohr bedeckten Moorgründen, Lachen und Sumpfwiesenwassern.

Derjenige Theil des Tieflandes, welcher zwischen der Donau und der Theiß liegt, ist trockener, sandiger und hat manche Anschwellungen, größere und kleinere Sanddünen und Hügel aus Flugsand, welche der Wind zusammenweht. Oft werden solche Sandhügel, bevor sie durch die auf denselben entstehende Vegetation eine größere Festigkeit erlangt haben, vom Sturm wieder zerstört, fortgefegt oder an eine andere Stelle versetzt. Südlich von Szabadka oder Theresiopel, in der Bácska, erheben sich die Telecskaner Hügel, ausgedehnte Sandbänke, welche das Wasser aufgeschwemmt hat. Sie bilden mehrere trockene Bachthäler, welche ähnlich sind den arabischen Wadis. An beiden Ufern der Karas dehnen sich die banatischen Sandhügel aus, die vom Donauthale bei Palanka bis oberhalb Karldorf in fast paralleler Richtung von Südost nach Nordwest streichen, wo sie sich an den Alibunárer Feldern in die Ebene abdachen.

Zwischen den Comitaten Temes, Torontál und dem Bezirke des ehemaligen deutsch-banater Regiments dehnen sich die Alibunárer und Illancser Sümpfe aus; zwischen den Comitaten Bihar, Békés und Szabolcs liegt der Sárrét genannte große Sumpf; auf der Bodrogh-Insel befindet sich der Sumpf Hosszurét.

Kleinere Seen und Lachen giebt es an den beiden Ufern der Donau, der Theiß und ihrer Nebenflüsse, namentlich an der dreifachen Körös, an der Maros, Bega, Temes u. s. w.

Theils zur Ableitung und Trockenlegung dieser Lachen und Sümpfe, theils zur Beförderung der Schifffahrt wurde die Ebene mit mehreren Canälen durchschnitten. Die wichtigsten dieser Canäle sind: der Bácser oder Franzenscanal, welcher, die Bácska durchschneidend, die Donau oberhalb Monostorszeg mit der Theiß bei Földvár verbindet. Seine Länge beträgt 14½ Meilen; an der Oberfläche hat er eine Breite von 10 Klaftern,

während der Wasserspiegel desselben 48 Fuß breit, und 4, bei höchstem Wasserstande aber 8 Fuß tief ist. Das Gefälle von der Donau bis zur Theiß ist auf 5 Schleusen vertheilt. Der Canal kann mit Schiffen, die eine Ladung von 4000 bis 8000 metrischen Centnern haben, befahren werden. Er wurde im Jahre 1793 begonnen und 1801 vollendet; die sämmtlichen Baukosten beliefen sich auf 3,200.000 Gulden, welche von fünfzig Haupt-Actionären herbeigeschafft wurden. Er kürzt den Weg aus der Theiß in die Donau um 47 Meilen ab, ist aber etwas zu seicht, um bei niedrigem Wasserstande für größere Schiffe fahrbar zu sein. In neuester Zeit hat den Canal eine neugebildete Actiengesellschaft übernommen, die denselben austiefen und mit Dampfschleppern befahren läßt. Der zweitwichtigste, der Bega-Canal, hat eine Gesammtlänge von 27½ Meilen und durchschneidet die Comitate Krassó, Temes, Torontál und den Bezirk des ehemaligen deutsch-banater Grenzregiments. Von der Stadt Temesvár bis zur Theiß kann er mit Schiffen befahren werden. Die wichtigsten Ableitungs- und Regulirungscanäle am rechten Ufer der Donau sind: der obenerwähnte Sárviz oder Palatins-Canal in den Comitaten Veszprim, Weißenburg und Tolna, zum Theile kann er beschifft werden; der Kaposer oder Zichy-Canal, ebenfalls jenseits der Donau, in den Comitaten Somogy, Baranya und Tolna; die Canäle des Hanság, endlich an der linken Stromseite die Werschetzer, Berzavaer, Jarcsinaer und Bobottaer Canäle.

Die Regulirung der verschiedenen Flüsse ist schon im Jahre 1771 begonnen worden, und es giebt kaum einen Fluß, an welchem seit jener Zeit nicht einige Verbesserungen und Durchstiche ausgeführt wurden. Im Jahre 1846 wurde die Theiß-Regulirung mit Ernst in Angriff genommen. Die außerordentlichen Ueberschwemmungen der Jahre 1853 und 1855 spornten zur verdoppelten Thätigkeit an. Es wurden nun alle Kräfte in Bewegung gesetzt, um das großartige Unternehmen je eher zu vollenden. Die im Jahre 1867 aufgeführten Dämme haben eine Länge von 48.500 Currentklaftern oder 12 Meilen. Durch die bisher ausgeführten sämmtlichen Durchstiche ist der Lauf der Theiß um 42½ Meilen abgekürzt worden. Außerdem wird auch an der Regulirung der Nebenflüsse, besonders der Körös und Berettyó, emsig gearbeitet. Die gesammten Regulirungskosten werden leicht noch über

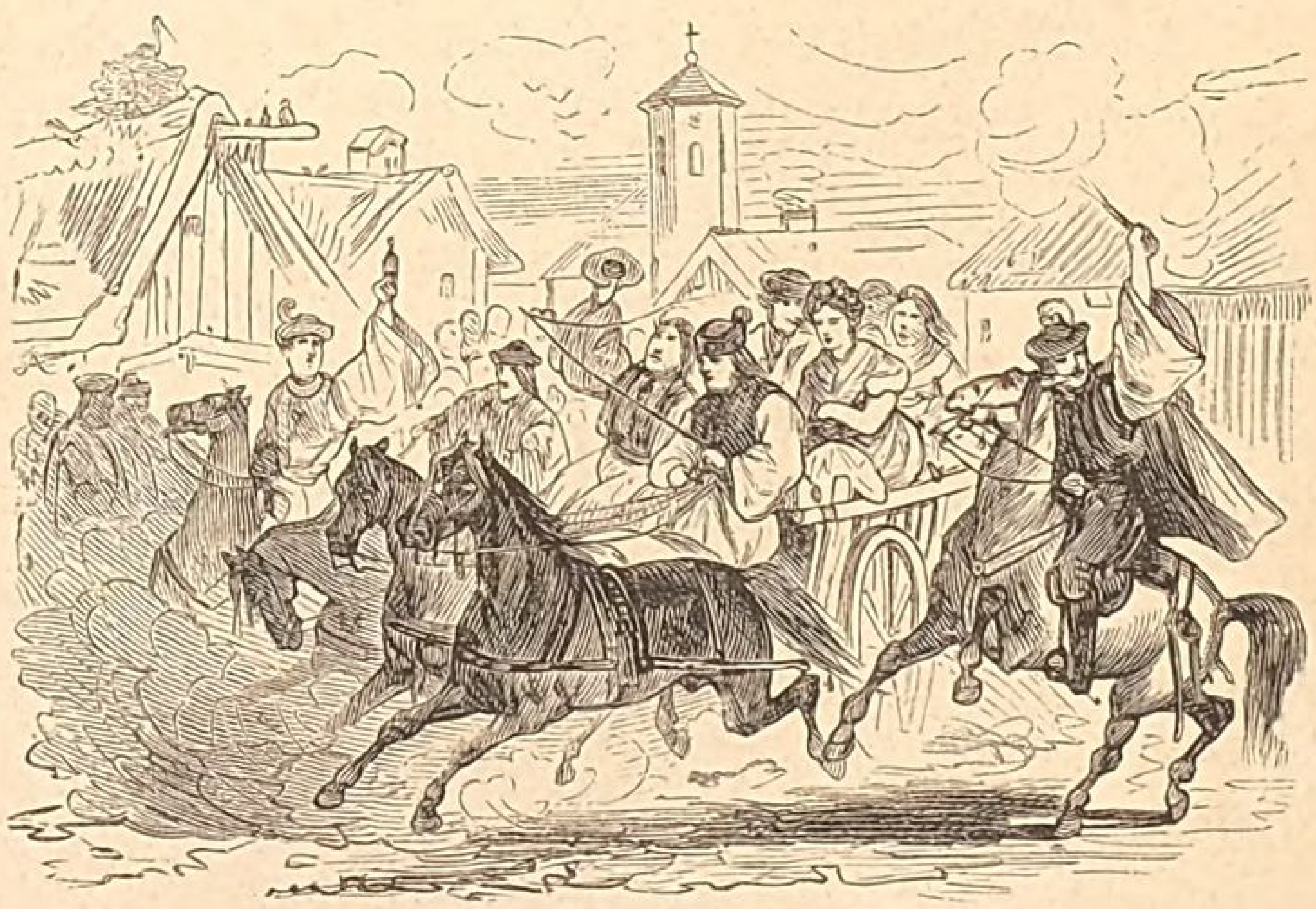
30 Millionen Gulden österr. Währung betragen. Gewiß, die Theiß-Regulirung gehört zu den großartigsten Unternehmungen der Neuzeit, sie muß aber rationeller und einheitlicher durchgeführt werden, als dies bisher der Fall gewesen, dies bewies uns die Vernichtung Szegedins, welche nur zufolge der stückweise und wenig verständnißvollen Regulirung erfolgte. Man machte eben Durchstiche und Dämme, um mehr Ackergrund zu gewinnen, und bedachte nicht, daß der Strom, der das ganze Schmelzwasser der Mármaroser und Siebenbürger Alpen und den Zufluß der aus beiden Richtungen kommenden Flüsse aufnehmen muß, dazu des unbedingt nothwendigen Inundationsterrains bedarf. Jede der Theiß-Regulirungs-Gesellschaften arbeitete in ihrem Interesse, und das Resultat dieser Summa von Sonderinteressen war die Vernichtung von Szegedin.

Außer den oben erwähnten Hügeln und Sanddünen finden wir auf den Ebenen auch viele Spuren von Lagerschanzen, welche ihren Ursprung den Römern und vielleicht auch den Avaren verdanken. Auf beiden Ebenen findet man solche Schanzen; die größten aber durchschneiden das Tiefland an der Donau und Theiß. In dem nördlichen Theil desselben erstrecken sich von der mittleren Donau bis zur Theiß die doppelten Schanzen, welche Tschörß- (Csörsz) oder Teufels- oder auch Avarengraben genannt werden. Der südlichere und längere Tschörßgraben hatte seinen Anfang wahrscheinlich an der Donau in der Gegend von Pest; jetzt ziehen sich seine Spuren, von Gödöllö angefangen, über Jász-Fényszaru, dann zwischen Pél und Tarnaszentmiklós hindurch bis an die Ufer der Theiß. Die Spuren des nördlicheren Tschörßgrabens kann man, vom Tarnafluß angefangen, über Dormánd bis an die Theiß verfolgen.

In dem südlichen Theile des Tieflandes erstrecken sich die sogenannten Römerschanzen, und zwar von Neusatz hinauf bis Földvár; ein anderer Graben beginnt oberhalb Alt-Becse am Csikbache und läuft zuerst in südlicher, dann in westlicher Richtung durch die Bácska bis an die Donau oberhalb Apatin. Diese Schanzen haben sich in der jüngsten Zeit eine neue Berühmtheit erworben, indem sie 1848 bis 1849 von den Serben theilweise wieder hergestellt und benutzt wurden.

An den Tschörßgraben knüpft sich folgende Volkssage: „Vor Alters, ehe hierzulande die Magyaren seßhaft gewesen, herrschte Rád als König

der Longobarden über Pannoniens Fluren und hatte seinen Sitz an der Donau. Rád war riesenhaft vom Wuchse und ein harter Held; Krieg war sein ganzes Leben. Auf einem Kriegszuge begleitete ihn Csörsz, der als König der Avaren die Theißgegend beherrschte. Nach dem Siege wurde die gewonnene Beute getheilt, doch Csörsz fand keinen Gefallen an der Beute, „denn seines Herzens Sinnen zog ihn gar süß allein zur Délibáb, der schönen, Rád's holdem Töchterlein. Und von der wilden Rose der Puszta träumte er, sein Heldenherz entflammten des Mädchens Reize sehr. Er schwur, wenn unter ihm



Fahrt zur Trauung. (Seite 607.)

auch die Erde sänke ein, auf ihn der Himmel stürzte, sie müsse werde sein!" Er wendete sich also an Rád und begehrte als Kampfpreis die schöne Délibáb. „Und Délibáb's klein Herzchen, es pochte rasch und bang; so süßes Weh empfand sie bei dieses Wortes Klang, schmerzlich hold's Erbeben, es war geheime Lieb', zu Csörsz, dem schönen, zog sie ihr Herz mit glühendem Trieb." Rád aber dachte nicht daran, seine Tochter dem Avarenkönig zu geben, er sann vielmehr darauf, wie er ihn aus dem Lande vertreiben könnte. Nun denn, antwortete er, du sollst meine Tochter als Braut heimführen, wenn du sie zu Wasser geleiten kannst auf dem kürzesten Wege von der Donau zur Theiß. Hierauf entfernte sich Csörsz eiligst mit seinem Kriegsvolke und ließ viele tausend Hände Tag und Nacht am Graben arbeiten, der vom

Theiß-Ufer bis zur Donau über die Ebene und über den Bergrücken laufen sollte. Délibáb verlebte indessen ihre Tage unter Zweifel und Hoffnung; oft blickte sie seufzend und sehnsuchtsvoll gegen Osten. Süße Träume umgaukelten sie im Schlafe. Einmal träumte ihr, sie befinde sich in einem feenhaften Lande, in welchem die schönsten Zaubergebilde wechselnd kamen und schwanden. Da erblickte sie die Wellen in dem Graben, welchen ihr Geliebter mitten in den Grasfluren gezogen hatte, und auf den Wellen kam König Csörsz zu Schiff, um sie heimzuführen. Da erwachte sie, mit heißer Sehnsucht harrte sie des Geliebten;



Rückkehr von der Trauung. (Seite 607.)

doch vergebens harrte sie seiner, der Blitz des Himmels hatte ihn getroffen und vom Rosse geschleudert in stürmischer Mitternacht, als er die Arbeiter zum rastlosen Graben aneiferte. Das Volk stellte sogleich die Arbeit ein und baute am Anfang des Grabens Ároktő, am Ende desselben Árokszálás. Délibáb aber starb aus Liebesgram, wie der Zephyr erstirbt zur Dämmerzeit. Doch erscheint sie noch immer, wenn hell die Sonne glänzt, und schwebt bebend und feenhaft über die Ebene dahin: sie sucht das Grab ihres Geliebten, doch findet sie es nirgends; den Geliebten beweinend, vergießt sie ihre Thränen ringsum im weiten Kreis und träumt den Traum auf's Neue, der ihr es einst angethan; als Spiegelbild mit Wasser füllt sie den Graben an."

Diese Sage ist eigentlich nichts Anderes als die Personification der ungarischen „Fata Morgana“, der „Délibáb“, welche eine diesem Landestheile eigenthümliche Erscheinung ist. Die Délibáb ist Morgens sichtbar, und wir können dieselbe wohl nicht besser schildern, als mit den Worten Hunfalvy's:

„Höher und höher klimmt die Sonne, die Morgenkühle ist verschwunden, die Luft wird wärmer und wärmer. Plötzlich scheinen wir in ein anderes Land gekommen zu sein. Vor unseren Augen breitet sich ein ganzes Meer aus. In nicht gar weiter Entfernung fluthet und wogt es in perlgrauer Farbe dahin. Neckend rückt es uns näher, dann flieht es wieder vor unserm Nahen. Auf einmal schließt es sich auch hinter uns, wo wir doch erst vor einer Stunde auf trockenem dürren Boden wandelten; von allen Seiten umringt uns eine feenhafte See. Aus den blauen Gewässern derselben erheben sich Gebüsche, Dörfer, Schlösser, Städte und bilden die herrlichsten Gruppen. Wunderbar wechseln die Bilder. Bald tauchen schöne Alleen von hohen Bäumen, welche sich durchkreuzen, vor unserm erstaunten Blicke auf, bald erheben sich schöne Waldstrecken und mit Luftschlössern gekrönte Berge. Prächtige Kirchen und Thürme, herrliche Städte und Dörfer wechseln mit einander. Kommt man näher, da verschwindet plötzlich die ganze Herrlichkeit, armselige Gebüsche, eine dornige Distel, ein träumender Storch, ein Brunnenbalken, ein halb verfallenes Haus, eine Csarda oder ein Weiler, das ist Alles, was von dem bewunderten Zauberbilde übrig geblieben. — Doch jetzt nähert sich ein Heer von unbekannten Riesen, furchtbare Gestalten sind es, vor denen uns bange wird, wie Ungeheuer erheben sie sich, baumlange Hörner sitzen auf ihren Häuptern, die sie stolz hoch in die Lüfte emporstrecken. Dumpfes Tosen und Stampfen vermehrt unsere Schrecken. Die gehörnten Ungeheuer werden von menschlichen Riesen begleitet . . . Nach kurzer Weile zertheilt sich der Schleier, vor unseren Blicken weidet eine Ochsenheerde, in Reih' und Glied geordnet, wie eine Truppe. Das ist die Délibáb (Luftspiegelung) mit ihren Zaubergebilden.“

Nicht minder mannigfaltig sind die Steppenbilder in den verschiedenen Jahreszeiten. Im Frühling verwandeln sich die weiten Ebenen zum Theile in Seen und Moräste, dann verlieren sich die Gewässer, frisches Gras schießt

empor, bunte Blumen schmücken die Wiesen, schnell reifende Saaten die Felder, über den Blumen summen Bienen, schaukeln sich Schmetterlinge, in den Lüften tanzen Mückenschwärme, jagen Schwalben. Da erscheint der Juni. Wir wandern an der Theiß, welch' nie gesehenes Schauspiel breitet sich vor unseren Augen aus! Den ganzen Fluß bedeckt ein Blüthenteppich, kaum hie und da erblicken wir einen Flecken des graulich-gelblichen Wassers. Selbst die Nachen können sich nur mit Mühe Bahn brechen durch die seltsame Flußbedeckung. Siehe da! Vögel und Fische und Frösche zehren gierig an der Decke, die aus lebendigen und todten Wesen gewebt ist. Die Theiß blüht von lebendigen Blumen, von Millionen der ephemeren Libellen, der Tagthierchen (Ephemera vulgata). Am Boden und an den Ufern des Flusses lagen Millionen kleiner Larven, ein, zwei Jahre lang im Schlamme vergraben, plötzlich zum Beginne oder gegen die Mitte des Juni entwickelten sich daraus Millionen kleiner Thierchen, mit weichem Körper, breiten Flügelchen und Roßhaar ähnlichem Schweife. Nur ein paar Stunden dauert ihr Tummeln, dann sterben sie ab, nachdem sie für ihre Fortpflanzung gesorgt, und dienen den Vögeln, Fischen, ja auch den Katzen, Hunden und Schweinen zur willkommenen Beute. Das ganze Phänomen der Theißblüthe dauert jährlich nur vier Tage lang. Die Eintagsfliegen kommen auch an der Maros, Bega und untern Donau vor.

Dann kommt der Sommer. Die glühenden Strahlen der Sonne versengen die Triften und Wiesen. Die Fluren aber sind von emsigen Schnittern bevölkert. Das Getreide wird heimgeführt, in mächtigen Triften aufgespeichert und ausgetreten. Dann werden die Felder zur künftigen Ernte bestellt; auch die Melonen, das Gemüse, der Mais, der Tabak, die Trauben und alle Früchte, die der Sommer gezeitigt, sind eingeheimset.

Es folgt der Herbst mit seinen Regengüssen und kalten Winden; die Heerden ziehen nach Hause, oder drängen sich hinter den Hürden zusammen; die Störche, Reiher und Trappen wandern nach Süden, bald folgen ihnen die Schwalben, Drosseln und wilden Enten. Endlich kommt der Winter, Stürme sausen durch die Steppe, wilde Schneegestöber füllen die Luft und breiten über die ganze Ebene ein weißes Leichentuch aus.

Eine Eigenthümlichkeit des ungarischen Tieflandes bildet die „Szikesföld“, die natronhaltige Erde.

Ueberall finden wir auf der Ebene auch verschiedene Salztheile verbreitet, namentlich Glaubersalz, Kochsalz, Bittersalz, besonders aber Natron und Salpeter. An vielen Stellen ist der ganze Boden mit den schneeweißen länglichen Streifen von Natronstaub bedeckt. Das Natron effloreſcirt im Frühling aus dem Boden, sobald er trocken wird, und dauert den ganzen Sommer hindurch bis zum Eintritt der Herbstregen. Solche Natrongegenden findet man in den Comitaten Pest, Csongrád, Torontál, Csanád, Békés, Szabolcs, Szatmár und Heves, dann in den ehemaligen jazygischen und kumanischen Districten, endlich auch jenseits der Donau in einigen Theilen der Comitate Stuhlweißenburg, Komorn, Wieselburg und Oedenburg. Doch das Hauptgebiet des Natrons erstreckt sich als breiter Gürtel mitten durch das sandige Terrain der Pester und Bácser Comitate; in dieser Richtung giebt es viele kleine Seen und Wassertümpel, welche weder in die Donau noch in die Theiß einen Abfluß haben. In einigen dieser Sümpfe scheint eine bedeutende Torfbildung stattzufinden. Manche Sümpfe haben süßes, andere ein salziges oder brackiges Wasser. Das Natron efflorescirt besonders in der Nähe der salzigen Seen und Sümpfe. Wenn im Sommer das Wasser derselben in Folge der Verdunstung abnimmt, so entsteht am Rande des ausgetrockneten Beckens ein weißer Natronstreifen, der desto breiter wird, je mehr das Wasser sich zurückzieht. Doch findet man das Natron nicht blos am Rande oder in der unmittelbaren Nähe solcher Wasserbecken, sondern auch in größeren Entfernungen von denselben und an trockeneren Stellen.

Das efflorescirte Natron wird von Zeit zu Zeit abgekehrt. In diesem unreinen, mit erdigen und vegetabilischen Theilen stark vermischten Zustande wird es von den Bauern entweder auf den Markt gebracht, wo es die Seifensieder kaufen, oder in die Fabriken geliefert, wo es von den unreinen Bestandtheilen gereinigt wird. Solche Fabriken giebt es in Debreczin, Kistelek, Félegyháza, Majsa u. s. w. In der Gegend von Debreczin und Pocsaj werden jährlich gegen 12.000 Centner Natron zusammengekehrt, welches größtentheils von den Debrecziner Seifensiedern verbraucht wird. Das Gleiche ist in Szegedin und Umgegend der Fall. Die gesammte Natronproduction Ungarns beträgt jährlich gegen 40.000 Centner.

Auch an thierischem Leben hat die Ebene keinen Mangel. Von den in Ungarn beobachteten 35 Gattungen und 64 Arten Säugethieren kommen die meisten auch in dem Tieflande vor. Ja selbst den Biber findet man noch vereinzelt und sehr selten auf den Donau-Inseln. Viel häufiger kommt der noch wenig bekannte Blindmoll vor, namentlich im Gebiete von Pest, so auch die europäische Seltenheit, der Gartenschläfer. Unter den vielen Arten der Mäuse und Ratten und anderen Plagegeistern ist auf den dürren Ebenen besonders das Erdeichhorn oder Ziesel sehr häufig; in den Rohrsümpfen aber wurde die Rohrmaus entdeckt. Von den Raubthieren zeigt sich der Wolf nur selten in der Ebene, aber der Fuchs, Dachs, der Hausmarder und Iltis sind eben nicht seltene Erscheinungen. Der Hermelin jedoch wird nur höchst selten auf einigen Donau-Inseln gefunden.

Wir können nicht vom „Alföld", dem Lande zwischen Donau, Theiß und den Karpathen, sprechen, ohne jenes Geschöpfes zu gedenken, welches da am besten gedeiht, ja da seine ureigenste Heimat hat — und dies ist der echte Ungar.

Wir wollen hier in einer kurzen Skizze den Magyaren schildern.

Die Tracht der Ungarn ist sehr verschieden, je nach den einzelnen Gegenden und den verschiedenen Volksclassen. Die Bauern tragen gewöhnlich kurze Hemden mit sehr weiten, gefransten Aermeln, weite, faltenreiche Hosen, beides aus Leinen, dazu eine kurze, zumeist dunkelkornblaue Weste mit vielen kleinen Knöpfen. Um den Hals wird ein schwarzes Seidentuch geschlungen, dessen Enden vorne herabhängen. Den Kopf bedeckt ein breitkrämpiger Filzhut, im Winter in den meisten Gegenden eine Lammfellmütze. Die Fußbekleidung bilden schwarze Stiefel mit hohen Röhren und spitzen Schnäbeln, die sogenannten „Csizma" — als Obergewand dient die Bunda, der Schafpelz, welchen wir an anderer Stelle zu beschreiben Gelegenheit fanden; dann ein farbig ausgenähter Mantel aus sehr dickem weißen Tuch, der „Szür", oder ein zottiger Wollenmantel, die „Guba"; diese beiden Stücke sind sehr praktisch gegen Regen und alle Unbilden des Wetters und sehr dauerhaft. An Sonn- und Feiertagen, bei festlichen Gelegenheiten oder Amtsgängen nach dem Comitatshauptorte haben die Dorfbewohner eine Jacke und eng anliegende Beinkleider, über welche die Röhrenstiefel gezogen werden; dieses Gewand ist

entweder aus ganz dunkelblauem oder schwarzem Tuche angefertigt und sehr kleidsam. Die Hosen sind an der Seitennaht und vorne am Oberschenkel schwarz verschnürt, in einer herkömmlichen Arabeske, dem „Vitézkötés“, welche sich auch auf alle Hußaren-Uniformen der europäischen Heere verpflanzte. Im Winter wird eine mit Lammfell gefütterte Tuchjacke getragen, oft dazu lederne, warm gefütterte Beinkleider.

Dorfhonoratioren, als: Pfarrer, Notare, Lehrer, Rector, tragen den schwarzen Attila, einen bis unter die Kniee reichenden Schnürrock oder den deutschen schwarzen Rock mit Schößen. Das nationale Prachtcostume der höheren Stände ist zu bekannt, als daß wir es hier beschreiben sollten. Es giebt derartige Gewänder, welche, in Familienschatzkammern aufbewahrt, eine Art von Fideicommiß für den Familien-Repräsentanten bilden.

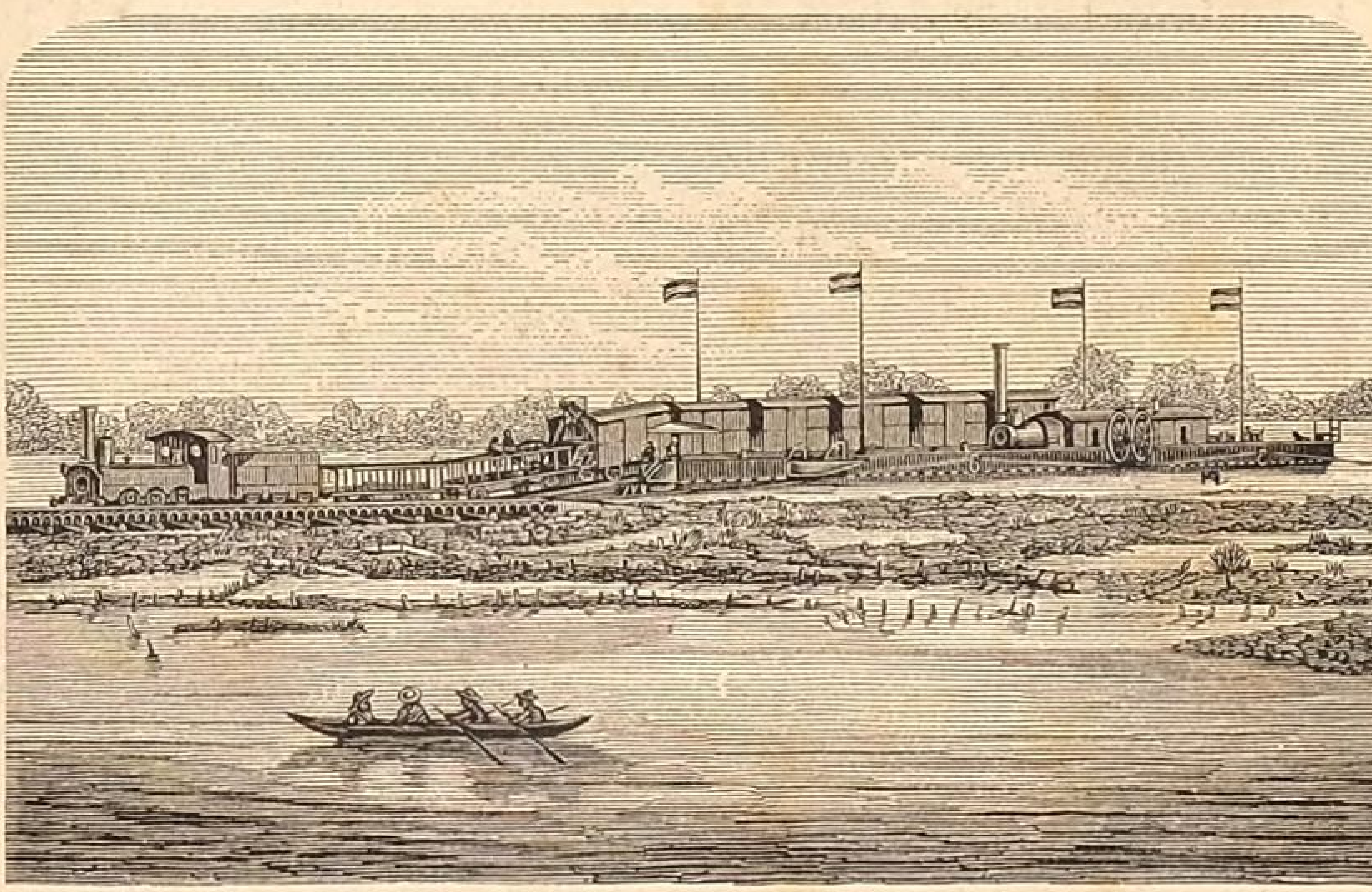
Die Tracht der Frauen und Mädchen ist ebenso mannigfaltig, und unterscheidet sich der Anzug der Frauen erkennbar von jenem der unverheirateten Mädchen. Die Frauen der unteren Classen tragen einen kurzen, faltenreichen, rothen, dunkelblauen, schwarzen Rock je nach der Gegend — bei Wohlhabenderen ist der schwarze Rock auch aus Seide; über dem Rocke wird eine Schürze getragen, entweder aus Seide, oder einem mit Bordure bedruckten Wollstoffe, öfter auch aus sogenannter Schweizer Stickerei. Ein eng anschließendes Leibchen, ein weißes Brusttuch, über's Kreuz gebunden, und eine zierliche Haube, klein und nett, vervollständigen den Anzug. Die Fußbekleidung bilden schwarze wichslederne Stiefel. Im Winter tragen auch die Frauen dunkelfarbige Tuchjacken mit Lammfell gefüttert, nach Art der Männer. Während die Frauen ihre Haarzöpfe kranzartig um den Kopf winden und mit der Haube oder dem Kopftuch bedecken, tragen die Mädchen das Haar in einem mit Bändern durchflochtenen Zopf, der in einer Bandschleife endet, frei herabhängend. Zwei Zöpfe tragen Rutheninen, Rumäninen, dann die Mädchen einiger slavischer Gegenden. Bei Magyarinen sind die Haare stets in einen Zopf geflochten. In den Städten gehen Frauen und Mädchen nach der europäischen Mode gekleidet. Von den nationalen Prachttoiletten der Frauen und dem ungarischen Hofcostume der Damen gilt dasselbe, was wir oben von jenem der Männer sagten.

Wir wollen nun auf die Hochzeitsgebräuche der magyarischen Bevölkerung übergehen; dieselben wechseln je nach der Gegend und nach dem

Glaubensbekenntniß; — die landläufigsten Gebräuche sind aber folgende: Der heiratslustige Bursche holt sich vorerst die Einwilligung seines Mädchens; stimmt dieses zu, seine Frau werden zu wollen, so sucht er sich einen Brautwerber; dies ist stets ein verheirateter älterer Mann, aber nicht immer ein Verwandter des präsumtiven Bräutigams. Der Brautwerber begiebt sich in Begleitung seiner eigenen Frau oder einer Verwandten des heiratslustigen jungen Mannes zu den Eltern des Mädchens und trägt denselben die Werbung vor, wobei er seinen Klienten in's beste Licht stellt und das Glück lebhaft ausmalt, das dem Mädchen bevorstehe. Wird der Antrag des Werbers nicht zurückgewiesen, so wiederholt er seinen Besuch in Begleitung des Ehelustigen und dessen Eltern. Bei diesem feierlichen Anlasse wird der Tag des Ringwechsels (jegyváltás) festgestellt. Dann machen die Eltern des Mädchens einen feierlichen Gegenbesuch. Am Tage des Ringwechsels beschenken sich die Verlobten gegenseitig mit Tüchern, dann folgt ein Schmaus in engerem Familien- und Freundeskreise. Nach der Verlobung begiebt sich das Brautpaar zum Seelsorger und bittet um die dreimalige Verkündigung von der Kanzel herab. Während die Verkündigungsfrist abläuft, werden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen. Die Braut wählt aus der Reihe ihrer Jugendfreundinen zwei Brautjungfern, der Bräutigam bestellt die zwei Brautführer, von denen gewöhnlich der eine verheiratet ist, endlich wird der Hochzeitsvorstand (násznagy) auserwählt, der während der Hochzeit den Zug führt und die Ordnung aufrecht erhält, dem auch die Gäste zu gehorchen verpflichtet sind.

Einige Tage vor der Trauung machen die Brautführer die Runde bei den zu ladenden Gästen. An dem zur Trauung festgesetzten Tage sammeln sich Gäste und Verwandte in den beiden Häusern; die beiden Brautzüge begegnen sich an der Kirchenthüre. Alles ist im Sonntagsstaat; die Braut trägt entweder einen Blumenkranz oder die „Párta", das ist ein Diadem aus Glasperlen, Goldspitzen, Stickerei, welches rückwärts durch eine über den Nacken herabwallende Bandschleife zusammengehalten wird; auch die Brautjungfern tragen die Párta, welche bei den Ungarn zugleich das Symbol der Jungfräulichkeit ist. Bräutigam und Brautführer sind mit bunten Tüchern und Blumensträußen geschmückt.


Nach der Trauung begiebt sich der Zug in das Haus jenes Theiles, wo mehr Raum ist. Die älteren und vornehmen Männer mit dem Notar, Richter und Schulmeister an der Spitze, oft erscheint auch der Geistliche, nehmen sogleich an dem Ehrentische Platz; inzwischen wird in einem Nebengemach die Braut als junge Frau umgekleidet und mit der Haube angethan, worauf sie sich mit ihrem Mann ebenfalls an den Ehrentisch begiebt. Der Notar, Schulmeister oder Rector erhebt sich nun mit dem Weinglase in der Hand und begrüßt die junge Frau in einem längeren Toaste, der in



Donau-Traject zwischen Gombos-Bogojeva und Erdöd. (Seite 611.

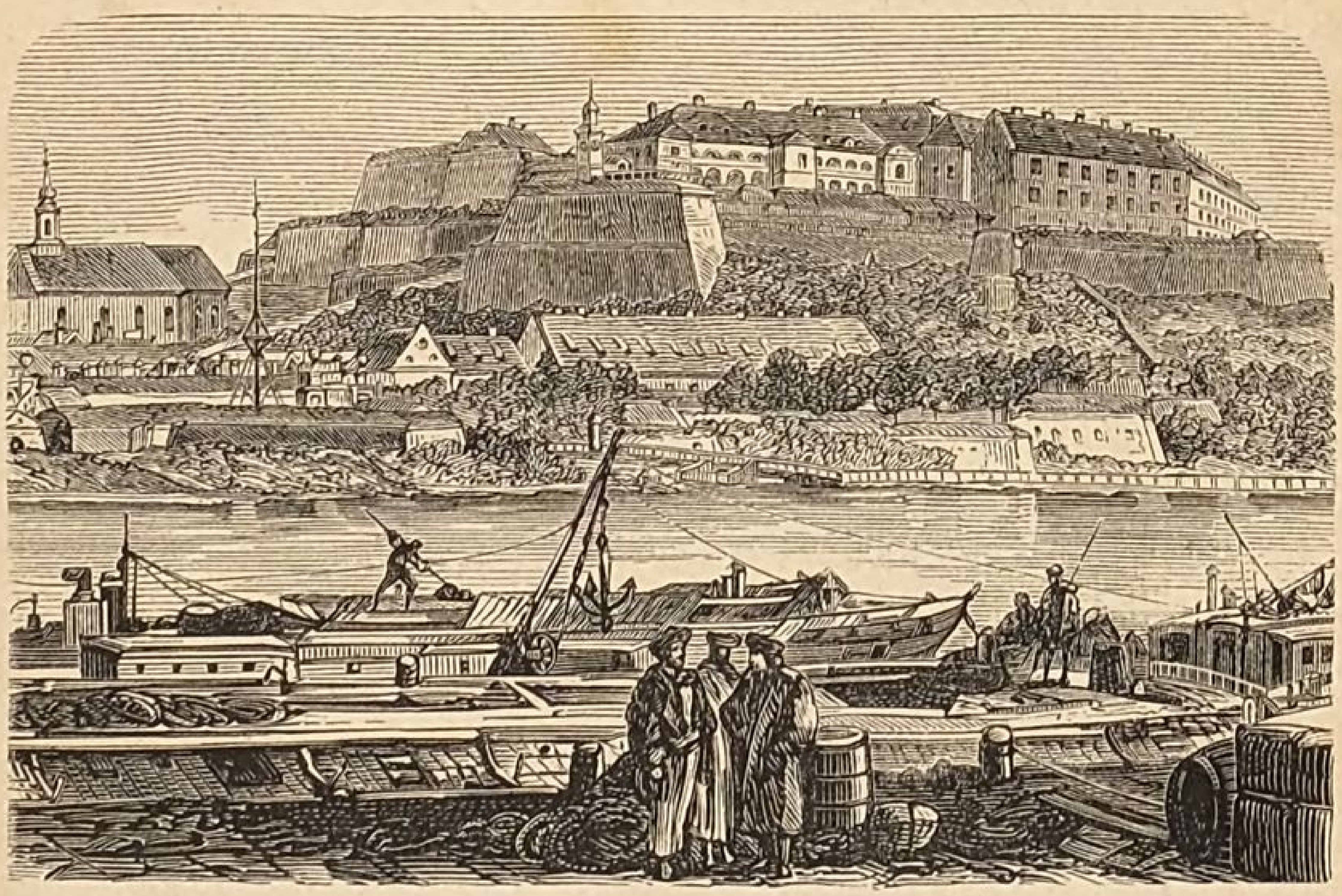
gereimten Versen verfaßt ist; hierauf beginnt der Schmaus, wobei die Brautführer die Speisen auftragen und jedes Gericht mit einem bezüglichen Reimverse einführen. Nach dem Mahle wird getanzt, jedoch nur bis Mitternacht; dagegen hat die Hochzeit oft einen zweiten, ja sogar manchmal einen dritten Fortsetzungstag.

Wir glauben nun, den Leser mit Land und Leuten, Pflanzen und Thieren des Alföld genügend bekannt gemacht zu haben, und nehmen die Thalfahrt wieder auf. Von Batina abwärts hat die Donau eine Menge Arme, die kleine, die alte Donau und den Hauptstrom, zwischen diesen allen schilfige Niederungen, dann das Kopacser Ried bis an's Draueck.



A. Hartleben's Verlag.　Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag in Wien.　Druck v. Jos. Eberle & Comp. Wien.

Von der Drau-Mündung aufwärts eine kurze Strecke liegt Essek, die Hauptstadt Slavoniens und des Verőczéer Comitats, mit 17.247 Einwohnern. Essek war ehemals eine starke Festung, ist aber noch immer ein bedeutender Waffenplatz. Durch die weiten Glacis geschieden, zerfällt die Stadt in folgende Theile: Festung, Oberstadt, Unterstadt, Neustadt — die aber sehr entfernt von einander liegen; die Alföld-Fiumaner Eisenbahn hat im Gebiete Esseks zwei Stationen, Unterstadt und Oberstadt; vor der letzteren ist die Donaustation und die über die Drau führende Straßen- und Eisenbahnbrücke.



Peterwardein. (Seite 620.)

Essek hat eine gemischte Bevölkerung von Slavoniern, Serben, Deutschen, Magyaren — doch ist die Unterstadt rein serbisch, die Neustadt rein deutsch, der Vorort Rétfalu rein magyarisch. Als Sitz der Behörden und des Landesgerichtes und durch seine Jahrmärkte ist Essek für diesen Landestheil höchst wichtig.

Vom Draueck abwärts sehen wir gleich rechts auf einem Promontorium der slavonischen Berge, welche die Wasserscheide der Drau bilden, Erdöd und links Bogojéva. Zwischen diesen beiden Punkten verkehrt ein technisch merkwürdiges Communicationsmittel der Alföld-Fiumaner Eisenbahn. Da schon weiter oben von dieser Linie die Rede war, so wollen wir die Leser mit derselben eingehender bekannt machen.

„Alföld-Fiumaner Eisenbahn“ wird jene Schienenstrecke genannt, die im Anschlusse an die nach Siebenbürgen führenden Eisenbahnen von Großwardein ausgeht und, Ungarns östliche Ebenen durchziehend, über Szegedin, Theresiopel und Zombor, die Donau übersetzend, nach Essek, der Hauptstadt Slavoniens, führt; von da geht dieselbe durch's Savethal nach Sissek und über Karlstadt und Ogulin an das ungarische Littorale, wo dieselbe am Hafen von Fiume endet.

Diese 821 Kilometer lange Querbahn hätte den Zweck, Siebenbürgen mit den Getreide producirenden Theilen Ungarns, mit dem sogenannten „Alföld“, mit Slavonien und der Adria in Verbindung zu setzen.

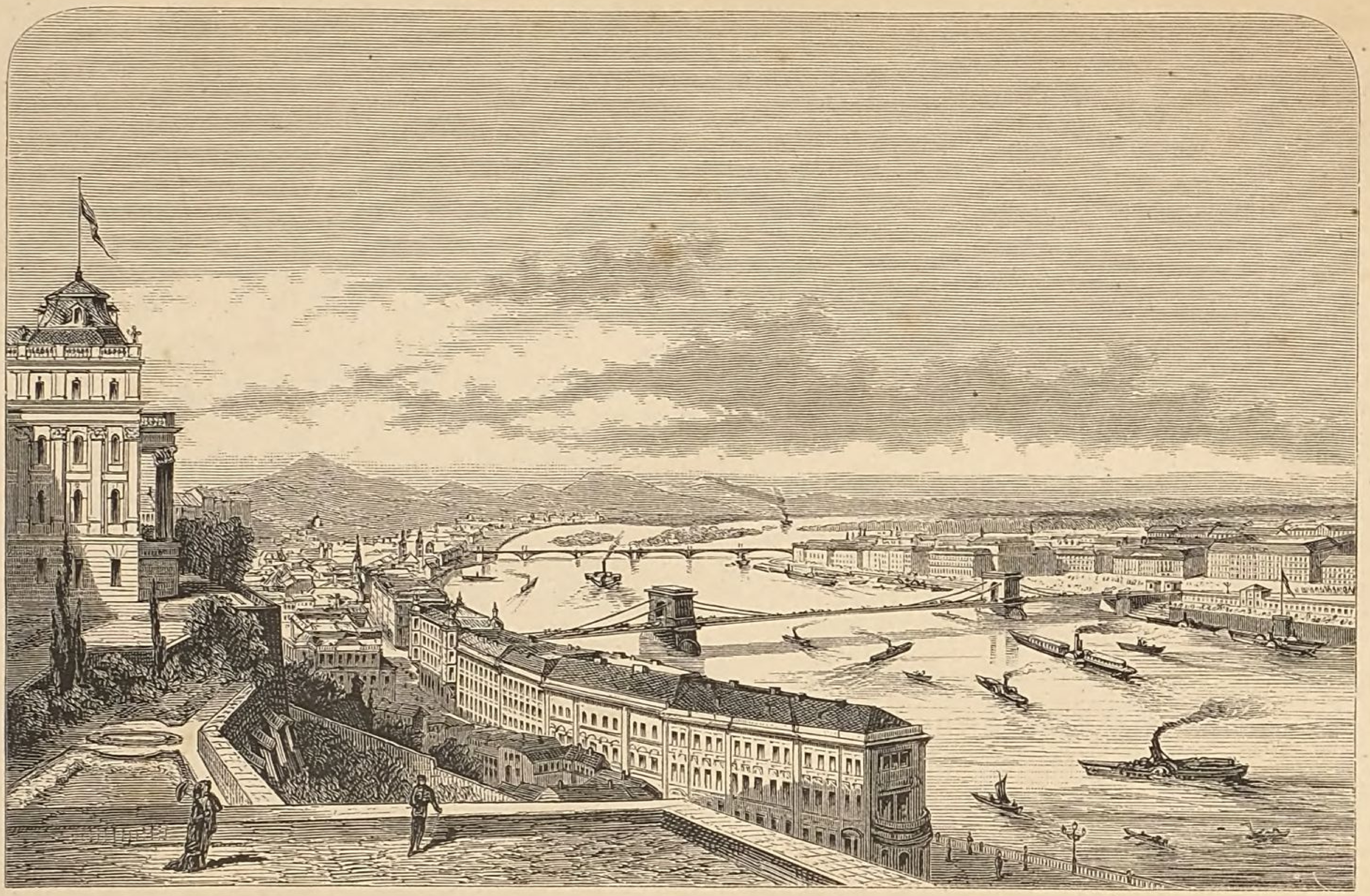
Vollständig ausgebaut ist aber die Bahn noch heute nicht, vollendet sind folgende Theilstrecken:

Großwardein-Szegedin-Essek — die sogenannte Alföld-Linie — 345 Kilometer; Karlstadt-Fiume 176 Kilometer, die directe Verbindungslinie 300 Kilometer; Essek-Karlstadt soll demnächst in Angriff genommen werden.

Eben weil die vollständige Ausführung der Bahn bisher nicht möglich war, und weil die Linie eigentlich unter drei Verwaltungen steht, war die feste Ueberbrückung der hier sehr breiten Donau nicht möglich — denn die Besitzerin der Theilstrecke, die Alföld-Gesellschaft, konnte diese sich auf Millionen belaufenden Kosten einer Brücke zwischen Gombos-Bogojéva und Erdöd nicht auf sich nehmen. Diesem Umstande verdankt ihr Entstehen die im Nachfolgenden zu beschreibende, höchst sehenswerthe provisorische Verbindung mittelst eines Trajectschiffes.

Die Alföldbahn übersetzt den Donaustrom etwa 8 Kilometer unterhalb der Mündung der Drau in die Donau, am östlichen Ende jenes niederen Bergrückens, welcher zwischen dem Gebiete der Drau und Save als Wasserscheide dient.

Das Traject ist nach dem System des preußischen Oberbaurathes Hartwich erbaut und hat zwei selbstständige Trajectbahnen, deren jede von der andern unabhängig, vollkommen ausgerüstet und mit einer separaten Dampffähre versehen ist. Die Strombreite an der Trajectstelle wechselt zwischen 500 Meter und 1300 Meter bei niederstem und höchstem Wasser-



17.

Budapest
(vom königl. Schloßgarten aus gesehen).

stand, der Höhenunterschied dieser extremsten Wasserstände beträgt 7·1 Meter; das Gefälle von der rechtsseitigen Uferstation zur Donau ist 1:50, jenes der linksseitigen 1:60, auf welchen schiefen Ebenen die Geleise an's Traject geleitet sind. Der Schutzdamm ist am linken Ufer in das Hochufer eingebaut und widersteht somit sowohl den Hochwassern, als auch dem Eisgange; der Ufer-Einschnitt, der den Dampffähren als Anlaufhafen dient, ist mit Schutzwällen gegen die Ueberfluthung bewahrt. Am rechten Ufer hat hier die Donau kein hohes Gestade. Beim Bau mußte ungemeine Sorgfalt verwendet werden auf den Oberbau der schiefen Ebenen zwischen den Punkten, wohin der höchste Wasserstand reicht, und den Enden derselben.

Der Boden besteht da aus feinem Sande, und ist der Oberbau hier theils zeitweise, theils aber ununterbrochen der Strömung des Flusses ausgesetzt. Der sehr variable Wasserstand der Donau während der Bau-Ausführung des Trajects bot ungemeine Schwierigkeiten. Bei dem schwankenden Flußbette mußten tiefe Pilotirungen vorgenommen werden, die Verbindung der Gurten wurde von Tauchern bewerkstelligt. Als Taucherapparat wurde jener von Siebe und Gormann in Anwendung gebracht, und bewährten sich diese Taucherzüge vollständig. Die Bestandtheile der Trajectschiffe wurden in Duisburg in Preußen erzeugt und einzeln auf der Eisenbahn nach Regensburg gebracht; da wurden die Schiffe bis auf die innere Einrichtung fertig gestellt und schwammen selbstständig bis an ihren Bestimmungsort. Die Erdarbeiten zum Traject wurden im Spätherbst 1869 begonnen, die auf den Piloten ruhenden Geleise Ende Juli 1870 gelegt. Der Verkehr auf der einen Trajectlinie wurde im Mai 1871 begonnen, auf der zweiten am 12. November desselben Jahres. Das Geleise auf jedem der Trajectschiffe hat eine Länge von 62·7 Metern, was genügt, um einen Zug von 8 Personen- oder 10 Güterwaggons auf einmal zu übersetzen. Die Dampffähren (Trajectschiffe) tauchen in unbelastetem Zustande 0·59 Meter, belastet 0·79 Meter in's Wasser. Unsere auf Seite 608 gebrachte Illustration zeigt die anlegende Dampffähre, aus welcher eben der Zug auf das schiefe Stationsgeleise gefahren wird, es dürfte dies auch dem Laien die Sache veranschaulichen.

An der Ausführung dieses technisch merkwürdigen Werkes betheiligten sich: Oberinspector Rudolf Paulus, Oberingenieur Friedrich Ritter,

Sections-Ingenieur Friedrich Seeberg; Bauunternehmer waren: bezüglich der Dampffähren Peter Kriens, Schiffbauer in Duisburg, bezüglich des auf Piloten ruhenden Oberbaues Franz Vandeson.

Das Traject ist jetzt das achte Jahr im Betriebe und bewährte sich vollkommen; außer den laufenden Erhaltungsarbeiten waren keinerlei namhafte Reparaturen nothwendig. Das Traject arbeitet bei niederem und hohem Wasserstande, bei Wind und Wellengang gleichmäßig und tritt eine Betriebseinstellung nur während des Eisganges oder des feststehenden Eisstoßes ein. Ein Unfall kam während der ganzen Zeit seit 1871 nicht vor. Auf den Reisenden macht es einen eigenthümlichen Eindruck, wenn er, im Waggon sitzend, auf die Dampffähre geschoben wird und diese dann in kaum fühlbarem ruhigen Gang über den breiten Strom gleitet. Die Herstellungskosten des ganzen Trajectwerkes inclusive der Fähren betrugen 540.000 Gulden; eine feste Eisenbahnbrücke an dieser Stelle aber hätte in Anbetracht des bedeutenden Inundations-Terrains 3,500.000 Gulden gekostet. Die Fähre beförderte bisher im Durchschnitte jährlich 890.000 Tonnen gemischte oder gleich 275.000 Tonnen factische Last, das heißt befördertes Gut. Dies vertheilte sich auf 4560 Trajectfahrten mit 16.130 überführten Waggons; die Kosten einer Trajectfahrt beziffern sich auf 4·50 Gulden; es ist diese Anlage also nicht nur technisch, sondern auch ökonomisch vollkommen entsprechend.

Von Erdöd abwärts am slavonischen Ufer folgt nach mehreren unbedeutenden Orten die Stadt Vukovár, an der Vuka-Mündung, mit dem dazu gehörigen Prädium Kissér, 6590 Einwohner zählend; die Stadt hat ein herrschaftliches Schloß, ein Franciscanerkloster, zwei griechische Kirchen. Die Bewohner treiben Fischerei und verdingen sich als Schiffleute; namhaft ist der Weinbau, und auch die Seidenzucht wird mit Erfolg betrieben, so daß eine Seidenspinnerei, die sich hier befindet, vollauf zu thun hat.

Am Bácskaer — daher dem linken Ufer, passiren wir Novoselo, dann die Orte Alt- und Deutsch-Palanka, ersteres mit 4416, letzteres mit 4024 Einwohnern. Diesen Orten gegenüber, am Syrmier Ufer, liegen Sarengrad und Illok (Ujlak). An den schönen Gestaden Slavoniens bildet jedenfalls einen der interessantesten Punkte das romantisch gelegene

Illok mit seinem Bergschlosse, an das sich tausendfache Erinnerungen aus der Vorzeit des ungarischen Reiches knüpfen.

Der Marktflecken zählt 3127 Einwohner, darunter nur wenig Katholiken; die überwiegende Mehrzahl sind griechisch-nichtunirter Confession. Außer dem erwähnten Schloß hat Illok ein Kloster und Kirche der Franciscaner, eine griechische Kirche; die Einwohner befassen sich in erster Reihe mit dem Weinbau, der Fischerei und dem Fuhrwerk.

Heute ist Illok von keiner großen Bedeutung mehr, ganz anders war dies aber in früheren Zeiten. Zur Zeit Matthias Corvinus' werden die Einwohner als sehr reich geschildert; die Zwistigkeiten während der Periode der Könige aus verschiedenen Häusern und die Einfälle der Osmanen vernichteten auch hier einstige Größe. In den ältesten Urkunden finden wir den Ort unter dem Namen Cuccium angeführt, und geht daraus hervor, daß die Römer diesen Punkt ebenfalls befestigt hatten, wie sie denn die ganze Provinz besaßen und organisirten.

Syrmium (nach dem diese Gespanschaft auch jetzt benannt wird), das heutige Mittrovic, war einer der bekanntesten römischen Waffenplätze, und von da aus breitete sich die römische Macht bis Oberpannonien aus. Die Römer weilten in diesen Gegenden durch viele Jahrhunderte, das beweisen die zahlreichen Funde, die da gemacht wurden. Um Illok wurden und werden noch zahlreiche Münzen, Votivtafeln, Aschenkrüge, römische Waffen und Hausgeräthe gefunden. Dieser Zeit der Blüthe und langen Friedens folgte dann jene der Völkerwanderung, welche auch über diese Gegenden verwüstend hinwegfegte. Aus den Ruinen der alten Römercolonie erhob sich dann viel später, zur Zeit des Ungarkönigs Béla III., der Marktflecken Ujlak, woraus die Slaven Illok formten; dieser Ort wurde berühmt durch die Familie der Ujlaky, die in dem Schlosse daselbst ihren Sitz hatten, deren Macht und Ansehen unter drei Königen in stetem Wachsen begriffen war, unter Matthias Corvinus und seinen Nachfolgern aber den Höhepunkt erreichte. Mit dem Aussterben der berühmten Familie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verliert sich auch die Geschichte ihres alten Stammschlosses Ujlak, welches 1526 in die Hände der Türken fiel und in deren Besitz über hundertsechzig Jahre lang blieb.

Schon unter König Matthias Corvinus war das Ansehen des Hauses Ujlak gefährdet worden; denn vor seiner Wahl haben Gara und Nikolaus Ujlaky, der Erstere auf seine Verwandtschaft mit den früheren Königen, der Andere auf seinen Reichthum und seine Macht gestützt, nach der Krone gestrebt. Matthias hat aber den stolzen Vasallen Ujlaky dadurch für sich gewonnen, daß er ihn zum König von Bosnien und dessen Sohn Lorenz zum Herzog von Ujlak erhob. Nach Matthias' Tode wurden die Ansprüche des Herzogs wieder anmaßender, er widersetzte sich offen den Befehlen des nachfolgenden Königs, und der Bruch war unvermeidlich. Wladislaw II. zog gegen den halsstarrigen Vasallen zu Felde und eroberte seine Burgen. Bartholomäus Drághfy wurde nach Illok gesendet, um das wohlbefestigte Schloß, in welchem Herzog Lorenz mit seiner Mutter, der verwitweten Königin von Bosnien, weilte, zu stürmen. Aber Lorenz ließ es, von den Umständen hart bedrängt, nicht auf's Aeußerste ankommen; er ergab sich auf Gnade, und die einziehenden Belagerer fanden in dem Schlosse eine große Menge baares Geld, über 300 kostbare Kleider, mit Zobel und Marder gefüttert, außerdem eine große Anzahl goldener und silberner Gefäße und 3000 Fässer des besten syrmischen Weines. Der Herzog wurde aller Aemter und Güter beraubt, seine Mutter mit all' ihren Habseligkeiten nach Ofen abgeführt, wo ihr von dem König drei Dörfer zu ihrem Unterhalte angewiesen wurden. Der Proceß des Herzogs wurde sehr in die Länge gezogen, bis König Wladislaw durch den Adel des Reiches gezwungen wurde, den Herzog in seine alten Rechte und Besitzungen wieder einzusetzen.

Mit diesem Herzog Lorenz starb das hochberühmte Geschlecht der Ujlaky aus. Durch eine königliche Verfügung fielen ihre Güter und Schlösser der Familie Szapolyay zu. Den Leichnam des letzten Ujlak deckt ein aus rothem Marmor verfertigter Grabstein in der Kirche der Franciscaner zu Illok, worauf folgende Inschrift zu lesen ist: „Hic est sepultus illustris dominus Laurentius dux de Ujlak filius olim serenissimi domini Nicolai regis Bosniae una cum consorte sua Catharina qui obiit MCCCCC—.

Die folgenden Zahlen von 1500 dürften verwischt worden sein, da man weiß, daß der Herzog im Jahre 1500 noch lebte, denn er wurde noch

im Jahre 1520 bei Zwornik von den Türken besiegt. In derselben Kirche steht diesem Monumente ein ganz ähnliches gegenüber, und man vermuthet nicht ganz ohne Grund, daß es das Grabmal seines Vaters Niklas von Ujlak ist, da es dieselben Embleme, einen Reiter und Löwen und dazu eine Krone im Schilde hat.

Bald darauf wurden die Türken Herren des Landes. Soliman II. eroberte die Burg im Jahre 1526, und erst 1687 gelang es dem General Dünewald, die Veste sammt dem benachbarten Essek den Türken wieder abzunehmen. Kaiser Leopold I. verlieh endlich das Schloß mit dem Marktflecken der Familie Odescalchi, die seit dieser Zeit das Gut unter ihre Besitzungen zählt und das Wappen, sowie den Titel der alten Herzoge von Ujlak mit der Abänderung in Herzoge von Syrmien führt.

Zu den denkwürdigsten Gebäuden des alten Felsschlosses gehört die Franciscaner-Kirche sammt dem Kloster, das zum Theile aus den Resten der Burg besteht. So manche theure Erinnerung bewahrt das stille Heiligthum des Klosters, und die frommen Brüder erzählen es mit Stolz, daß der berühmte Paul Tomory, ein ausgezeichneter Held aus dem Türkenkriege, überdrüssig der Welt, die ihn in seinen Erwartungen und gerechten Ansprüchen getäuscht hatte, in dem Kloster zu Ujlak im Jahre 1520 das Ordenskleid angezogen. Aber der wohlerworbene Ruf seines Namens gönnte ihm nicht, die erwünschte Ruhe in der Zurückgezogenheit zu genießen. Die wachsende Gefahr des Reiches rief ihn auf den Kampfplatz zurück, wo auf blutbeflecktem Boden das Schicksal Ungarns ausgefochten werden sollte. Mit Gewalt ernannte man ihn zum Erzbischof von Kalocsa, der Papst mußte ihn zwingen, die Würde anzunehmen, und König Ludwig II. erwählte ihn zugleich zum Generalfeldherrn der unteren Gegenden. Bald darauf bewährte der alte Held seinen wohlbekannten Ruhm. Er führte kampfgerüstet seine Schaaren in die heiße Schlacht von Mohács, wo er der Erste als ein Opfer seiner Tapferkeit fiel und mit ihm der Kern des ungarischen Adels.

Noch einen Mann von ausgezeichnetem Rufe nennt die Geschichte, der seine Tage in demselben Kloster beschlossen hat. Es ist der heilige Johann von Kapistran. Es wird noch die Zelle gezeigt, wo der fromme Mann und Held krank und sterbend darniederlag. Ueber dem Eingange dieser Zelle

ist eine Inschrift angebracht, welche die Jahreszahl 1729 führt. Sie lautet: „sVb VeXILLo sanCtae CrVCIS gLorIoso Ioanne CapIstrano In sVrMII et pannonIae regIonIbVs atqVe fortIter eXagItato perICVLa non terrebVnt“.

Unter dieser Inschrift befindet sich eine gedrängte Geschichte seines Lebens und seiner letzten Tage. Er starb in der Zelle am 23. October 1456 und wurde in der Kirche beigesetzt. Als dann die Türken 1526 Illok einnahmen, verkauften sie den Leichnam an die griechischen Mönche, welche die Reliquie zuerst nach Baja brachten, dann aber nach Nagy-Szöllös im Ugocsaer Comitate. Franz Perényi ließ die Reliquien in einen tiefen Brunnen werfen, die Mönche wurden verjagt, die Kirche ihrer Kostbarkeiten beraubt. Später wurden in dem Nagy-Szöllöser Brunnen Nachgrabungen veranstaltet, jedoch erfolglos — der Leichnam wurde nicht mehr gefunden — darum ist auch die Angabe in manchen Reisehandbüchern, der Leichnam des Johannes von Kapistran ruhe bei den Franciscanern zu Illok, grundfalsch.



Schweinehirten bei der Eichelmast in den Waldungen Syrmiens.

Von der Höhe des Illoker Schlosses genießt man einen herrlichen Ausblick auf das umliegende Weingebirge und den majestätischen Strom, dessen Fluthen das Auge bis über Peterwardein hinaus verfolgt.

Von Illok bis Peterwardein bildet das rechte Gestade ein rauhes Gebirge, welches höchst malerische Partien bietet; wir sehen in dieser Strecke die Orte Nestin, Rakovacz, Cserevics und Kamenitz. Das erstgenannte ist ein unbedeutendes Dorf, dagegen bietet Rakovacz mehr Merkwürdigkeiten dar; hier liegt in einer sehr romantischen Gegend das griechische nichtunirte Kloster

gleichen Namens, eines jener 12 griechischen Kalugjer oder Mönchsklöster, welche in Syrmien in einem Umfange von etwa 12 deutschen Meilen in prächtigen Gebirgsthälern oder auf Bergrücken liegen und trotz ihres langen Bestandes doch zu den best erhaltenen Gebäuden des Landes gehören. Die Klöster der orientalischen Kirche sind gleichfalls nach dem Geschmacke der abendländischen Monasterien erbaut, wo die Kirche durch das im Vierecke gebaute Kloster eingeschlossen ist — nur mit dem Unterschiede, daß gewöhnlich das Kloster eine Flanke bildet und rückwärts sich an den Rücken eines Berges anlehnt. Das Kloster Rakovacz liegt in dem Gebirge, welches von der Donau begrenzt wird, in einem dichten Walde. Dort ist es, so wie in den meisten übrigen griechischen Klöstern Syrmiens, so einsam, daß man seinen Gedanken ohne Störung nachhängen kann. Zwischen den Wildnissen wechseln Wein- und Obstgärten in wohlgeordneter Anlage mit einander ab und bieten dem müden Wanderer die schmackhaftesten Früchte in großer Menge zur Erquickung dar, es findet aber auch ein starker Obsthandel aus dieser Gegend statt. Die Kalugjer (ein griechisches Wort aus καλός γέρων, guter Greis), oder nach ihrem eigentlichen Namen Basilianer, verdanken ihre Entstehung dem heiligen Basilius, der den Orden im 4. Jahrhundert nach Christi stiftete.


Ruthenischer Bauer und jüdischer Milchhändler, von der oberen Theiß.

Die Fasten der Kalugjer sind im vollsten Sinne des Wortes strenge, denn tritt eine Fastenzeit ein, die sich im orthodoxen Kalender gar oft wiederholt, so ist Milch, Fisch, Butter, Oel, Käse und Eier, kurz Alles zum Genusse verboten, was nur die entfernteste Vermuthung einiger fetten, öligen Bestandtheile veranlassen kann. Die einzigen und beinahe unveränderlichen Speisen

in diesen strengen Tagen sind Bohnen (serbisch: pasule) und Linsen, mit Zwiebel oder Knoblauch in Wasser und Essig gekocht, die durch Brot, Wein und etwas Obst dem Magen erträglicher gemacht werden. Die Kleidung der Basilianer besteht aus einem langen Rocke von schwarzem Tuche mit einer Binde um den Leib und einer schwarzen Kappe als Kopfbedeckung. Die Vermögensverhältnisse dieser Klöster sind sehr bescheiden, außer einem gebirgigen, wenig nutzbaren Wald sind der Wein- und Pflaumen-Zehent, den sie von den cultivirten Anhöhen ihres Besitzthums erhalten, die ausgiebigsten Quellen ihrer Einnahmen. Sie haben zwar auch eigenen Weinbau, doch der Mangel an Arbeitskräften — die Mönche greifen bei dieser schweren Arbeit selbst zu — hindert sie, diesen einzig möglichen und dann auch einträglichen Oekonomiezweig zu erweitern.

Die ökonomische Verwaltung ihrer häuslichen und auswärtigen Angelegenheiten ist unter die Mitglieder der Klostergemeinschaft getheilt, so zwar, daß jeder Kalugjer sein eigenes Geschäft zu besorgen hat. So besorgt Einer das Waldwesen, der Andere die Pachtzehent-Uebernahme, ein Dritter das Kirchengeschäft, wieder ein Anderer hat auf die Küche und die nothwendigen Mundvorräthe zu achten, endlich einer der Aelteren führt das Rechnungsgeschäft und die allgemeine Controle.

Jedes dieser Klöster hat entweder einen Iguman (aus dem griechischen ἡγεμων, der Anführer) oder Prior, oder nach Maßgabe des Vermögens einen Archimandriten (Klosterabt) zum Vorsteher. Die Gastfreundschaft in diesen Klöstern ist zu bewundern und bei den beschränkten Vermögensverhältnissen um so lobenswerther, als Jedermann, ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, bei Tag und Nacht freundlichst aufgenommen wird und Speise und Trank ohne Rücksicht auf eine mögliche Vergütung erhält.

Am meisten kann man diese Freigebigkeit an Wallfahrtstagen zur Gedächtnißfeier der Klosterpatrone bewundern, wo oft Tausende der Wallfahrer aus den niederen Ständen von den Klöstern mit Brot und Wein beschenkt und viele hundert Honoratioren sehr gut bewirthet werden.

Diese Klöster sind nebstbei der Zufluchtsort verwitweter Dorfpfarrer, die, da sie nach ihren Kirchengesetzen zum zweiten Male sich nicht verehelichen dürfen, zum Klosterleben übertreten. Die Anzahl der Mönche wird von dem

Einkommen des betreffenden Klosters bedingt. In den syrmischen Klöstern findet man die besten Rothweine und den ältesten Sliwowica (Pflaumengeist). Der Rakovaczer Rothwein ist von gleicher Qualität wie der Karlowitzer. Bei diesem Kloster findet man, so wie bei dem Kloster Gergeteg, sehr schönen, dem amerikanischen Labradorstein ähnlichen Schillerspath.

Indem wir unsern Weg fortsetzen, kommen wir nach Cserevics und eine halbe Stunde von der Festung Peterwardein nach dem Marktflecken Kamenitz mit einem gut besuchten Bade. Je mehr man sich dieser Festung nähert, um so pittoresker wird die Gegend.

Am linken, fortwährend flachen Ufer sehen wir bis Peterwardein nur den Ort Altfuttak von 5044 Einwohnern — alle anderen liegen, des Inundations-Terrains wegen, mehr landeinwärts. Wir erreichen nun die Städte Neusatz am linken und Peterwardein am rechten Ufer.

Eine der stärksten Festungen der österreichisch-ungarischen Monarchie ist unbedingt Peterwardein, welche schon als Grenzveste gegen die Osmanen eine bedeutende Rolle spielte. Die Festung erhebt sich am rechten Donau-Ufer auf einem steilen Berge. Im Ganzen hat Peterwardein nach der letzten amtlichen Zählung 4222 Einwohner vom Civil. — Die Festung, welche so oftmalige Belagerungen auszuhalten hatte, hinderte die commercielle Entwicklung der Stadt, trotz deren überaus günstiger Lage an der Donau.

Ganz anders ist es mit Neusatz der Fall, welches, in raschem Aufblühen, eine bedeutende Handelsstadt zu werden verspricht. Noch vor hundert Jahren war Neusatz (ungarisch: Ujvidék — serbisch: Novasát) ein unbedeutender Marktflecken. Im Jahre 1751 zur königlichen Stadt erhoben, wuchs die Bevölkerungszahl alsbald auf 4000 Seelen, war 1805 schon auf 13.000 gestiegen und zählt jetzt über 20.000.

Die Stadt ist wohl sehr unregelmäßig angelegt, sozusagen planlos durcheinander gewürfelt, trotzdem findet man aber schöne Gebäude; die Donaugasse hat zumeist zweistockhohe Häuser mit eleganten Kaufläden.

Merkwürdig ist Neusatz auch dadurch, daß alle in Ungarn existirenden Religionsgenossenschaften hier ihre Priester und Gotteshäuser haben, ja auch die neueste Secte, die Nazarener, von denen wir an anderer Stelle ein-

gehend gesprochen haben, sind hier vertreten, ist doch das Bácser Comitat die Wiege dieses Glaubensbekenntnisses.

Es giebt hier vier Kirchen der griechisch Nichtunirten (orthodox-orientalisch) nebst einer Kapelle; eine katholische Pfarrkirche, eine armenische und eine reformirte Kirche, endlich eine Synagoge. Die Einwohnerschaft von Neusatz besteht zumeist aus Serben, zahlreichen Deutschen, nur wenigen Ungarn, das Uebrige sind Rumänen, Armenier, Israeliten 2c.



Nach der Heumahd an der Theiß-Mündung.

Das Extravillan von Neusatz beträgt 25.000 Joch ausgezeichnet fruchtbarer Felder. — Weingärten besitzen die hiesigen Bürger in den am anderen Ufer gelegenen Syrmier Gebirgen, auf welche sich vom Neusatzer Donau-Ufer aus eine herrliche Aussicht bietet. Mit dem hier gepflanzten Wein, Wermuth und mit Pflaumengeist (Sliwowica) wird ein bedeutender Handel getrieben.

Peterwardein, das ungarische Gibraltar genannt, ist nächst Komorn unstreitig die stärkste Festung der Monarchie und liegt auf einem schroff abfallenden Serpentin-Felsen; an den nördlichen Abhang desselben schließt sich die Civilstadt an. — Den Ursprung und die ersten Erbauer Peterwardeins zu erforschen, war nicht möglich; doch weist Vieles auf einen vorrömischen Ursprung hin; unter den Römern hieß der Ort und das Castell Acumincum. Die Türken erschienen in Slavonien zuerst im Jahre 1471; kurz vor der unglücklichen Schlacht bei Mohács 1526 fiel auch diese Veste in deren Hände und blieb 160 Jahre hindurch in ihrem Besitz.

Eine weitere Merkwürdigkeit dieser Gegend bildet der kleine, kaum eine halbe Stunde von der Festung entfernte Wallfahrtsort Maria Schnee,

an dessen Entstehen und Andenken sich schauerliche Ereignisse knüpfen. Die Kapelle entstand aus einer Moschee und wird wegen dem Gnadenbilde, das im Schnee gefunden worden sein soll und den Ungarn den Sieg gegen die Türken sicherte, von den Katholiken Slavoniens und Südungarns stark besucht.

In der Nähe der Wallfahrtskapelle steht der Baum, an den gefesselt General Breuner sein Leben endete. Bei einer Recognoscirung kurz vor der mörderischen Schlacht bei Zalánkemέnd (Slankamen) im Jahre 1716 hatte dieser tapfere Heerführer das Unglück, in die Hände der Türken zu fallen. Als dann am 5. September Prinz Eugen die Armee des Großveziers vernichtete, ließ dieser aus Rache den General mit Ketten an den bezeichneten Baum fesseln und nach langen Martern endlich erschießen. Der Vezier starb Tags darauf in Karlowitz an den Wunden, die er bei Slankamen erhalten. Die eiserne Kette, sowie den Helm und Panzer des unglücklichen Generals bewahrt das Zeughaus zu Peterwardein. Dieses Ereigniß verewigte der Dichter J. N. Vogl in seinem Gedichte:

„Die Breuner-Eiche."

„Wen schleppen dort die Reiter bewältigt aus dem Kampf?
Nicht kann ich ihn erkennen, umhüllt von Pulverdampf."
So spricht der Ali-Bassa und spornt sein bäumend Roß
Und fliegt mit glüh'nden Blicken hin zu dem fernen Troß.

„Ei, sieh' doch, sieh, Graf Breuner!" jauchzt er nun freudig auf,
„Du selbst in unsern Händen, fürwahr ein guter Kauf,
Hinweg mit ihm vom Kampfe, zum Hügel dort hinan!"
So ruft er d'rauf und sprenget voraus die wüste Bahn.

Nach schleppen sie den Grafen in blinder Siegeswuth,
Mit Hohn in ihren Mienen, das Aug' voll wilder Glut,
Und wo nächst der Kapelle eine Eiche, groß und alt,
Den langen Schatten breitet, da ruft der Führer: „Halt!"

„Nun, Breuner, magst Du wählen, noch hast Du freie Wahl;
Soll Dir die Freiheit werden für Tod und bitt're Qual,
So lass' von Deinem Kaiser, befolge Freundesrath,
Erkenne Mahoms Lehre und werde: Renegat."

Doch voll Verachtung wendet der Graf sich weg und spricht:
„Ich bin ein Oesterreicher, der läßt den Kaiser nicht."
„Wohlan," so brüllt der Bassa, — „lass' uns doch einmal seh'n,
Ob nicht Dein Trotz zu beugen, wie lang er wird besteh'n." —

„Schleppt ihn zu jenem Baume, dort schmiedet mir ihn an,
Von dort aus überschaue sein Aug' den weiten Plan,
Dort schüttle er die Ketten, wenn er voll Ingrimm sieht,
Wie vor dem halben Monde der stolze Adler flieht.

„Da wind' er sich in Ohnmacht, dem Niedrigsten ein Spott,
Da rufe er nach Hilfe umsonst zu seinem Gott.
So soll er dort am Baum verzweifeln, rettungslos,
Bis ihm das Herz zerschmettert ein türkisches Geschoß."

Und hin zum moos'gen Stamme reißt ihn die Schaar sogleich,
Schon tönt der schwere Hammer im raschgeführten Streich,
Die Eisenketten klirren, bald ist das Werk vollbracht.
Und ringsum in der Ferne erbraust und tobt die Schlacht.

Jetzt steht er angefesselt und regungslos am Baum,
Vor sich in weiter Ferne den morderfüllten Raum,
Das Koller abgerissen, des Waffenschmuckes bar,
Doch kühn dem Tod nun trotzend, wie früher der Gefahr.

Und sieben Bogenschützen stellt noch der Bassa hin,
Die haben auf den Grafen allein nur Aug' und Sinn,
Daß, wenn die Schlacht sich wende nicht zu der Pforte Heil,
Sogleich sein Herz durchbohre der sich're Todespfeil.

Und in's Getümmel sprenget der Bassa jetzt hinein,
Der Dampf der Feuerschlünde hüllt Kampf und Kämpfer ein,
Der Rosse Hufschlag donnert das weite Feld entlang,
Und wildes Schreien mischet sich mit der Waffen Klang.

Bald in die Eb'ne wälzet sich hin das Schlachtgebraus,
Bald nah, bald ferner wüthet des Streites Glut und Graus,
Doch wie und wo er tobet, ob nahe oder fern,
Noch ist für Türk' und Christen verhüllt der Siegesstern.

Doch horch! — mit einemmale erschallt durch Glut und Dampf
Ein tausendstimmig Heulen inmitten aus dem Kampf;
Schon klirret um den Grafen der Schützen Mordgeräth,
Indeß er selbst am Baume inbrünstig betend steht.

„O Du mein Gott im Himmel, erhöre jetzt mein Fleh'n,
Lass' nicht in Tod und Schande die Meinen untergeh'n,
Gieb ihnen Kraft im Kampfe, Du, der sie oft geführt,
Daß nicht ob unser'm Falle der Heide triumphirt.

„Gieb Eugen den Lorbeer — gieb" — horch, da sprengt im Flug
Ein Reiterschwarm vorüber im regellosen Zug,
Und einer von den Letzten, der dort die Schützen sieht,
Ruft im Vorüberfliegen: „Verloren — fliehet — flieht!" —

Und kaum als dies der Flücht'ge zu Breuner's Wächtern ruft,
Da schnellt die Bogensehne, da zischt es durch die Luft,
Von seinen Lenden niederströmt roth ein warmer Quell,
Doch flammt's aus seinen Augen wie Siegesfeuer hell.

Und wieder jagen And're am Blutigen vorbei,
Im sausenden Galoppe, mit wildem Wehgeschrei:
„Der Bassa liegt erschossen! — Verloren ist die Schlacht!
Fort! flieht! Ihr habt am längsten den Christenhund bewacht!"

Jetzt saust's von allen Bogen, jetzt gilt's das wärmste Blut,
Des Baumes Wurzeln baden sich in der rothen Fluth;
Doch dringt kein Laut des Jammers, obgleich schon todeswund,
Dem deutschen Heldengrafen vom bleichgeword'nen Mund.

Jetzt bricht ein Pfeil inmitten sich Bahn durch seine Brust,
Da flirrt's ihm vor den Sinnen — nur halb sich mehr bewußt,
Ruft er mit schwacher Stimme: „Heil Dir — Held Eugen!"
D'rauf schloß er seine Augen und mocht' nichts weiter seh'n.

Noch jetzt steht jene Eiche nah' an dem Kirchenrain,
Ein ärmliches Geländer aus Holz nur schließt sie ein;
Noch steht sie, wenngleich nimmer von seinem Blute roth,
Und heißt die Breuner-Eiche, durch Breuner's Heldentod."

Indem wir die Fahrt fortsetzen, kommen wir am linken Ufer an die Theiß-Mündung, von dieser nach innen liegt Titel mit 2700 Einwohnern, ehemaliger Bataillonshauptort der Tschaikisten, welche mittelst Manifest vom 9. Juni 1872 in die Civilverwaltung übergingen, gleich den übrigen Banater Grenzern.

Der ehemalige Tschaikisten-District umfaßte ein Bataillon mit sechs Compagnie-Bezirken, zusammen 16 Quadratmeilen, jetzt ist er in die benachbarten Comitate einverleibt. Titel wird schon unter Karl dem Großen genannt bei seinen Zügen gegen die Avaren. Nach den ungarischen Geschichtsschreibern hatte der Bulgarenfürst Zalán hier seinen Sitz, und nahm Árpád im Jahre 895 von diesem Landstriche Besitz. Im Jahre 1056 hatten die Augustiner-Mönche hier einen Convent; Béla II. ernannte 1138 seinen Hofkaplan Lorenz zum Titler Propst. Béla IV., der Wiederhersteller Ungarns nach dem Mongolen-Einfalle, ernennt seinen treuen Caplan 1238: „Johannes, Presbyter Canonicus Tituliensis". Ludwig der Große erhob die Titler Propstei zum locus credibilis; wie so vielen anderen, machte die Mohácser

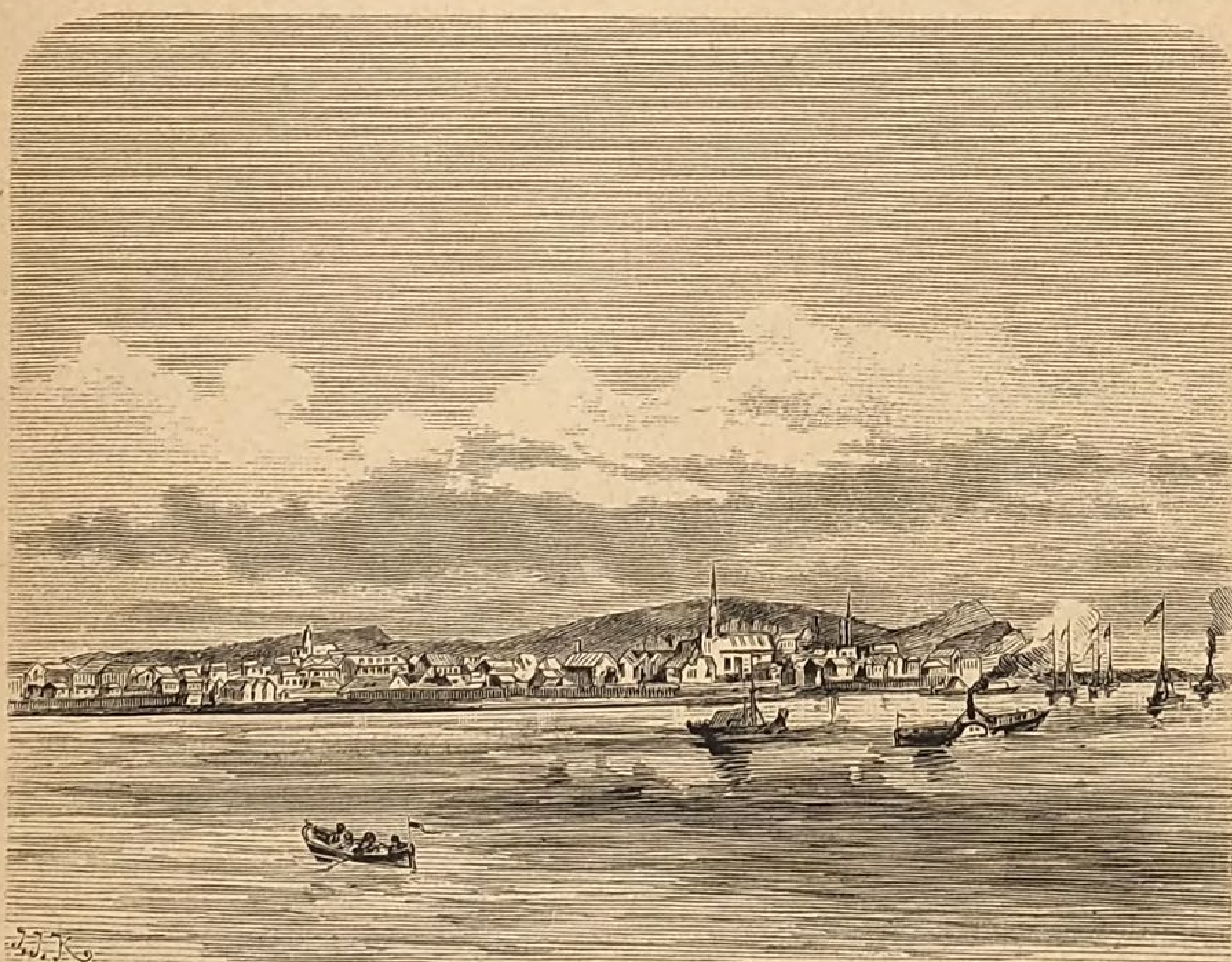
Katastrophe auch dieser Propstei und der blühenden Stadt ein Ende. Titel war immer ein strategisch wichtiger Punkt und wurde im 16. Jahrhundert auch befestigt. Der III. Absatz des 1699er Karlowitzer Friedens bestimmte, daß Titel nicht mehr befestigt werden solle. Das hiesige Schiffswerft und die für den Schiffsdienst geschulten Tschaikisten leisteten hervorragende Dienste; da aber eine Gefahr von dieser Seite nicht mehr drohte, so verlor die ganze Institution der Grenze ihre Bedeutung und wurde nur ein Refugium des verknöchertsten Militarismus. Titel liegt auf einer Anhöhe an der Theiß, ist Dampfschiffstation und betreibt ziemlich bedeutenden Getreidehandel.



Attila's Brautnacht. (Seite 625.)

Ehe wir von dem Theißgebiete Abschied nehmen, wollen wir uns eines Ereignisses, nicht einer Sage, erinnern, welches sich an dasselbe knüpft; es ist der Tod Attila's. — Der Bretterpalast, die königliche Hofburg der Hunnen, stand nach den Beschreibungen des Maximin und Priscus in dem Dreieck, welches Theiß und Donau bilden; nach seinen Siegeszügen war Attila wieder dahin zurückgekehrt. „Ein großes Fest ward vorbereitet," so erzählt uns Thierry auf Grundlage damaliger Chroniken, „und in dem Prunksaale sah man geschäftiger als je die Mundschenken und die Trinkschalen hin und her gehen. Die hunnischen Dichter und gothischen Skalden boten wieder ihre Kunst auf; die Stimmen der jungen Mädchen ließen unter den weißen Schleiern hervor die Luft abermals vom Gesang der Hymnen ertönen; aber diesesmal waren es Liebeshymnen, denn Attila vermälte sich. Die neue Frau, die er seinem Haufen von Gemalinen zugesellte, war nicht etwa die Tochter der Cäsaren, seine Verlobte Honoria, die er in Italien zu lassen Sorge getragen; die neue Gemalin hieß, wie die Geschichte meldet, Ildico und war überaus jung und bewunderungswürdig schön. Dieser Name, den Jornandes aus den Erzählungen des Priscus entnommen, zeigt uns trotz

der Aenderung, die er durch die griechische Orthographie erlitten, sein unbestreitbar germanisches Gepräge, und die nordische Sage hat ihn uns in einer reinern Form als Hilt=gund oder Hildegonde erhalten. Wer war diese Ildico? Die germanische Sage macht aus ihr eine Königstochter, bald die Tochter eines Königs der überrheinischen Franken, bald eines Königs der Burgunder; die ungarische Sage, welche sie Mikólt nennt, giebt ihr einen



Semlin. (Seite 629.)

Fürsten der Baktrier zum Vater; was aber die Angaben der Sagenpoesie zu beglaubigen scheint, das ist die Feierlichkeit dieser Hochzeit selbst, die mit so großem Pompe begangen wurde und so verschieden von der fast heimlichen Vermälung ist, welche Attila im Jahre 449 mit der Tochter des Eslam vollzog. Die germanische Sage setzt hinzu, daß Attila früher die Eltern dieses Mädchens, das er jetzt in sein Bett berief, getödtet habe, um sich ihrer Schätze zu bemächtigen. Diese Art Ehebündnisse, bei denen sich die Politik mit der Zügellosigkeit der Sitten mischte, war bei den Hunnen nicht selten,

ebensowenig wie bei ihren Brüdern, den Mongolen. Neben dem grausamen Rechte des Krieges, welches das Leben ihrer Feinde in ihre Gewalt gab, bestand die Nothwendigkeit, die Besiegten für sich zu gewinnen, und der Sieger eines Tribus heiratete häufig die Tochter oder Witwe des Häuptlings, den er ermordet hatte. Es war dies eine der Ursachen von der Vervielfältigung der Ehen bei den asiatischen Eroberern. Dschingis-Khan und seine Nachfolger zählten unter ihren zahlreichen Gemalinen mehrere dieser doppelten Opfer der Politik und des Krieges, und diese fügten sich ganz willig in ihr Schicksal; allein so wilde Sitten — die der germanischen Race, bei welcher die Frauen ein großes moralisches, aus altem religiösen Glauben herstammendes Uebergewicht genossen, fremd waren — konnten auch blos bei den asiatischen Frauen, die fast bis zur Sclaverei herabgekommen waren, willigen Eingang finden. Wie dem auch sei, diese zweite Angabe der Sage darf nicht unbeachtet bleiben; sie wirft einen Lichtstrahl auf die Mysterien jener blutigen Hochzeit.

Die seltene Schönheit Ildico's versetzte Attila in die heiterste Stimmung, und während der Hochzeitsfestlichkeiten, erzählt uns Jornandes, überließ sich der Hunnenkönig der höchsten Freude. Die hölzerne Trinkschale, die der königliche Mundschenk vollzugießen hatte, füllte und leerte sich häufiger als gewöhnlich, und als Attila sich aus dem Festsaal in das Hochzeitsgemach begab, war, nach dem Ausdrucke des genannten Geschichtschreibers, sein Kopf voll Wein und Schlaf. Am nächsten Morgen sah man ihn nicht zum Vorschein kommen, und ein großer Theil des Tages verlief ohne irgend ein Geräusch; man vernahm keine Bewegung in dem Gemach, dessen Thüren von innen verschlossen waren. Die Palastbeamten fingen an, unruhig zu werden: sie riefen; keine Antwort erfolgte. Als sie hierauf die Thüre erbrachen, sahen sie Attila auf seinem Lager hingestreckt, in einer Blutlache schwimmend, und neben ihm seine junge Gattin, mit gesenktem Haupte und unter einem langen Schleier in Thränen gebadet. Ein furchtbarer Schrei, der von allen Anwesenden zugleich ausgestoßen wurde, hallte augenblicklich durch den Palast; von einem wüthenden Schmerze ergriffen und den Rasenden gleich, schnitten sich die Einen zum Zeichen der Trauer ihr Haupthaar ab, während sich die Anderen in ihr Gesicht mit der Spitze ihrer Dolche Einschnitte machten;

„denn," so sagt der schon angeführte Schriftsteller, „es waren keine Weiberthränen, sondern Männerblut, mit welchem ein solcher Tod beweint werden mußte". Von dem Palast aus verbreitete sich die Nachricht mit Blitzesschnelle durch den ganzen königlichen Flecken, dann durch's ganze Hunnenreich, und die gesammte Nation von den Ufern der Donau bis zu den Gebirgen des Urals ward von dem heftigsten Schmerze ergriffen.

Was war wohl in dieser verhängnißvollen Nacht vorgefallen? Die Gerüchte, die hierüber außerhalb des Palastes umliefen, waren verschiedenartig und einander widersprechend; allein die Mühe, welche sich die hunnischen Häuptlinge gaben, um zu beweisen, daß der Tod ihres Königs auf natürlichem Wege erfolgt sei, giebt einer düsteren Auslegung Raum. Man sagte, Ildico habe ihren eingeschlafenen Gemal mit einem Messerstich getödtet. Einige setzen hinzu, ein Stallmeister des Königs habe ihr bei Verübung des Verbrechens beigestanden, und das Attentat sei auf Anstiften des Aëtius begangen worden. Die lateinischen Urkunden, welche uns diese letztere Nachweisung geben, lassen die Vermuthung zu, daß ein Complot unter der höhern Hausdienerschaft stattgefunden hat, wie es vier Jahre früher von dem ersten Minister des Theodosius, aber kühner und besser angesponnen, versucht worden war. Die germanische Sage legt der jungen Frau als einzigen Beweggrund das Gefühl der Rache und einen tiefen Haß gegen den Mann bei, der, nachdem er ihre Familie getödtet und beraubt, ihre Schönheit mißbrauchen wollte. Die von den Hunnen angenommene Version, die ohne Zweifel den Zweck hatte, Anklagen zuvorzukommen, für den Frieden gefahrvolle Untersuchungen zu vermeiden und vielleicht einer unmittelbaren Auflösung des Reichs vorzubeugen, war, daß der König an Schlagfluß gestorben sei; denn häufigem Nasenbluten ausgesetzt, habe ihn, auf dem Rücken liegend, eine Art Blutsturz überfallen, und da das Blut nicht seinen gewöhnlichen Ausweg nach außen gefunden, habe es sich in der Kehle aufgehäuft und ihn erstickt. So lautete die Erzählung, die seine Kinder, die Häuptlinge und die Großen des Hofes aller Orten aus Klugheit, Politik und Stolz verbreiteten, die allgemein angenommene und officielle Darstellung seines Endes. Die Leichenfeierlichkeiten dieses Gewaltherrschers der barbarischen Welt wurden mit einem wilden, seines Lebens würdigen Pompe begangen. Ein auf einer großen Ebene, vor den

Thoren der Königsburg aufgeschlagenes Zelt nahm seine auf ein prachtvolles Bett ausgelegte Leiche auf, und auserlesene Reiter, die sorgfältig aus der ganzen Nation gewählt wurden, ritten ringsherum oder führten Spiele auf, die den Scheingefechten in dem römischen Circus nachgebildet waren.

Gleichzeitig stimmten die Dichter und Krieger in hunnischer Sprache einen Trauergesang an, welchen die gothische Sage noch zu Jornandes' Lebzeiten aufbewahrt hatte, und den wir hier so, wie ihn dieser Geschichtsschreiber uns hinterlassen, mittheilen: „Der größte Hunnenkönig — so hieß es darin — Attila, Sohn des Mundzuch, der Herrscher über die tapfersten Völker, besaß allein, in Folge einer früher unerhörten Macht, die Königreiche Scythien und Germanien. Er erschreckte durch die Einnahme zahlreicher Städte das eine oder andere Reich von Rom; man fürchtete, er möchte den Rest als seine Beute hinnehmen; aber er ließ sich durch Bitten besänftigen und empfing einen jährlichen Tribut. Und nachdem er durch eine seltene Gunst des Glückes alle diese Thaten vollbracht, starb er weder unter den Streichen des Feindes, noch durch den Verrath der Seinen, sondern in der Freude der Festlichkeiten, im Schoße seiner unversehrten Nation, ohne den geringsten Schmerz zu empfinden. Wer wird nun diesen Tod erzählen, für welchen Niemand Rache findet?“ Die Armee, die im Kreise um das Zelt herumstand, wiederholte den Chor mit wehklagendem Geheul. Auf diese Zeichen des Schmerzes folgte, was die Hunnen eine „Strava“ nannten, nämlich ein Leichenschmaus, wo man übermäßig aß und trank; denn es war Sitte dieses Volkes, Schwelgereien mit der Trauer der Leichenfeierlichkeiten zu vermischen. Hierauf beschäftigte man sich mit der Beerdigung des Königs. Sein Leichnam ward in drei Särgen nacheinander eingeschlossen, in den ersten von Gold, den zweiten von Silber, den dritten von Eisen, um anzuzeigen, daß dieser mächtige Monarch Alles besessen habe: Eisen, mit welchem er die übrigen Nationen bezähmte, Silber und Gold, mit denen er die Seinen bereicherte. Man wählte die Dunkelheit der Nacht, um ihn der Erde zu übergeben, und gab ihm zur Seite die einem getödteten Feinde abgenommenen Waffen, Köcher voll Juwelen und kostbare, eines solchen Königs würdige Geräthschaften; um jedoch so reiche Schätze der Habsucht, oder der menschlichen Neugier zu entziehen, erwürgten die Hunnen die Arbeiter, die sie zur Aushöhlung des

Grabes und zur Verschüttung desselben gebraucht hatten. Die prophetischen Anzeichen und Wunder fehlten einem so großen Ereignisse nicht, wie es der Tod Attila's war. Man erzählte, in der Nacht jener Katastrophe habe der Kaiser Marcian im Traume einen zerbrochenen Bogen gesehen; dieser Bogen war die Macht der Hunnen.

Gerade gegenüber der Theiß-Mündung, am rechten Ufer, liegt Alt- und Neu-Slankamen, berühmt durch den Sieg Eugen's von Savoyen über die Türken, dann folgt an derselben Stromseite Szurdok, Alt- und Neu-Banovce, ersteres mit 2200, letzteres mit 900 Einwohnern, endlich an der Save-Mündung, gegenüber von Belgrad, Semlin, welches 10.046 Einwohner zählt. Dieser wichtige Grenzort spielte schon zur Zeit der Kreuzzüge eine hervorragende Rolle. Das Kreuzheer zog 1096 in ziemlicher Ordnung durch Ungarn; König Koloman nahm dasselbe gastfreundlich auf und bot demselben allen Vorschub; in Semlin ließen sich jedoch die Kreuzfahrer Ausschreitungen zu Schulden kommen, die Bewohner griffen zu den Waffen und überwältigten die Tumultuanten. Als dann kurz darauf Peter von Amiens mit 40.000 Mann unter den Mauern Semlins anlangte, übte er Rache, erstürmte und plünderte die Stadt. Der byzantinische Kaiser Emanuel Komnenos nahm 1152 Semlin ein, während Géza II. in Rußland lagerte, und verwüstete den Landstrich jenseits der Donau. Während der Türkenkriege litt Semlin selbstverständlich ungemein. Johann Hunyady beschloß hier sein thatenreiches Leben und wurde sein Leichnam von da nach Stuhlweißenburg überführt. Semlin war auch während der Militärgrenzverwaltung eine freie Communität und ist eine sehr wichtige Handelsstadt. Die Franciscaner besitzen hier ein Kloster mit Kirche, außerdem giebt es noch katholische und griechische Kirchen und, was in der ehemaligen Grenze eine große Seltenheit ist, auch eine Synagoge. Eine Unterreal-, Elementar- und Bürgerschule dienen dem Unterrichte. Zwischen Semlin-Belgrad und Pancsova verkehrt täglich ein Localdampfer.

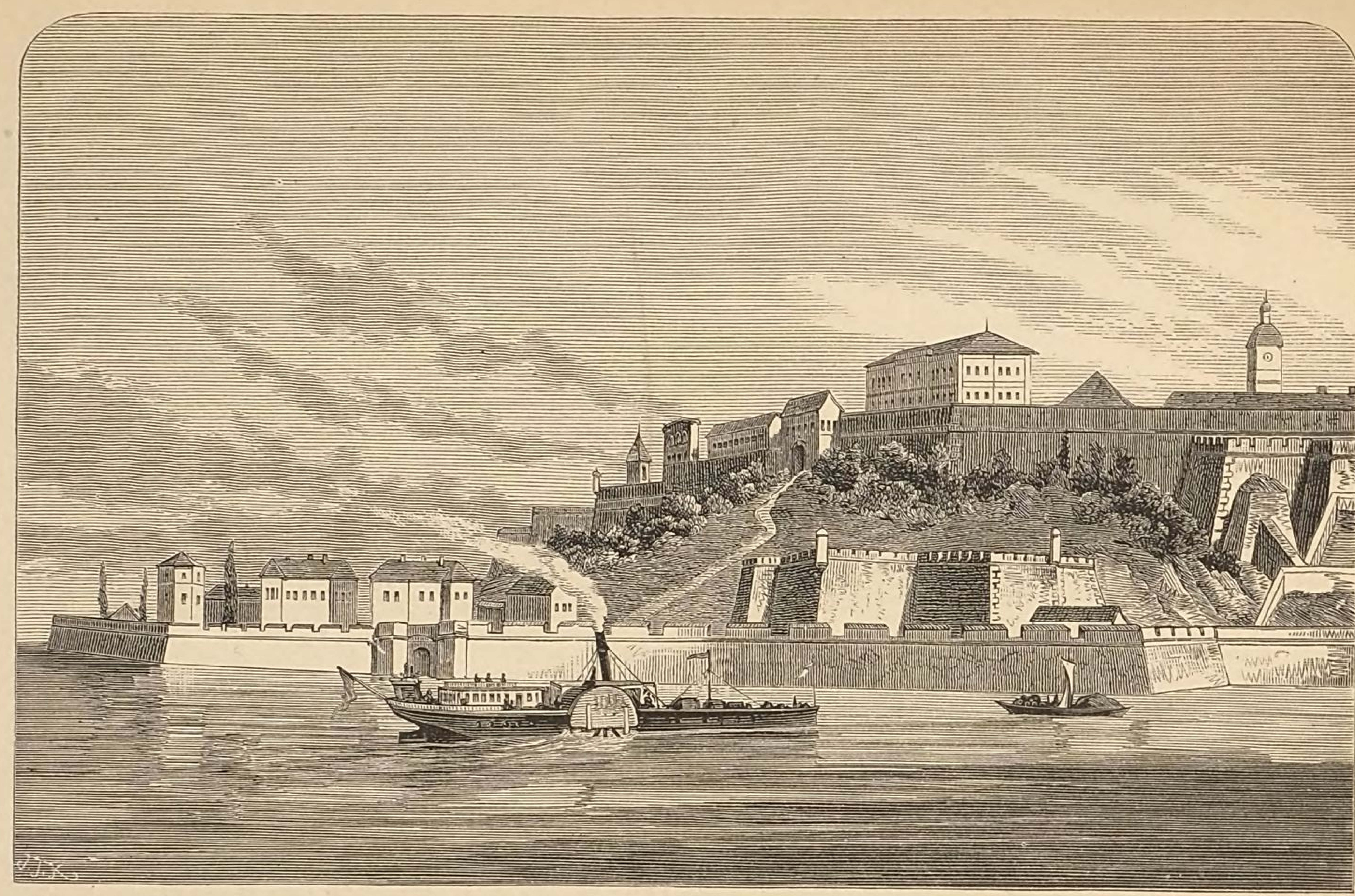
In Semlin ist auch der Sitz eines griechisch-nichtunirten Bisthums; an Sehenswürdigkeiten giebt es nur die Ruinen des ehemaligen Hunyady-Schlosses.

Bevor wir nach Serbien übertreten, wollen wir noch auf's linke Ufer der Donau hinüberblicken; da finden wir in einer Art sumpfigem Delta die

Mündung des Temes-Flusses bei der Grenzstadt Pancsova, welche 13.408 Einwohner zählt und bis in die Neuzeit Stabsort der Banater Grenze war. Pancsova ist der Sitz eines Protopopen und hat mehrere Schulen. Während der Kriege mit den Türken litt das damals noch befestigte Pancsova ungemein und wurde noch 1788 fast gänzlich zerstört, doch erholte es sich bald wieder.

Während am rechten Ufer die Save die Grenze bildet und jenseits dieses Flusses bereits serbisches Gebiet liegt, geht am linken Ufer das ungarische Gebiet noch bis unter Orsova, jenseits welchem Orte die rumänische Grenze liegt.

Wir nehmen daher für einige Zeit vom linken ungarischen Ufer Abschied, übersetzen die Save und betreten die Hauptstadt Serbiens:



18.

Belgrad.

Belgrad.

Hier tritt der Hauptsammler, die Donau, mit dem Savegebiete in Berührung, welches wir in handelspolitischer Beziehung gleich den anderen Nebenflußbecken schildern wollen.

Unter den Städten des Savegebietes nennen wir Karlstadt an der dort schiffbar werdenden Kulpa. An jenem Punkte endet oder beginnt aller Savehandel aus Ost und West; hier, in der Nähe von Fiume und Triest, ist der Hauptübergangspunkt aus dem Savegebiete zum Adriatischen Golf. Da, wo die Save aus dem Gebirge hervortritt, liegt Agram (19.860 Einwohner), die Hauptstadt und der Hauptmarkt von Croatien. Am Zusammenfluß der Kulpa und Save steht die Stadt Sissek (das römische Siscia), bis zu welchem Orte die Donauschifffahrt und der Dampferverkehr auf der Save reicht. Novi- und Banja-Luka sind die Centralstädte der Thäler und Flußsysteme der Unna und des Verbas. Bosna-Serai ist die Hauptstadt (angeblich über 60.000 Einwohner) im Bosna-Gebiete, sowie Zwornik an der Drina. Von allen diesen Städten geht der Verkehr nach Norden zur Save, nach Süden zu den kleinen Hafenplätzen des Adriatischen Meeres hinab. An der Mündung der Save in die Donau treffen wir auf Semlin-Belgrad. In diese Doppelstadt (zusammen 35.000 Einwohner) laufen die Linien der Save, Theiß, Drau, der serbischen Morawa, der obern und untern Donau zusammen. Wäre der Punkt mit seiner Umgebung nicht so lange in den Händen der Türken und der durch die Unterdrückung indolent gewordenen Serben geblieben, so würde er als Marktplatz mit Budapest und Wien rivalisiren. Aber auch so ist er von jeher wichtig gewesen und nimmt in der Neuzeit rapid zu. Zur Römerzeit lagen in der Nähe die wichtigen Kriegs-

und Handelsstationen Syrmium, Taurunum, Singidunum. Semlin-Belgrad ist auch der Schlüssel zu Serbien und dem mittleren Donaukessel, sowie die Einbruchsstation in die türkisch-griechische Halbinsel. Da durch die Clissura und das Eiserne Thor, sowie durch den zwischentretenden Gebirgsriegel die Straße längs der Donau nach unten gehindert wird, so wurden hier alle Armee- und Handelszüge aus der Donaubahn heraus und in die Morawastraße hineingetrieben. Daher ist auch dieser Punkt ein ebenso berühmtes Schlachtfeld als das Marchfeld bei Wien. Römer, Deutsche, Ungarn, Slaven und Türken vergossen hier unzählige Male ihrer Feinde Blut. Die Oesterreicher waren im vorigen Jahrhundert eine Zeitlang im Besitze dieser ausgezeichneten Position; doch überließen sie dieselbe abermals den Türken.



Serben aus dem Kreise Milanovac des Fürstenthums Serbien.

Dadurch und durch andere spätere politische Fehler wurde dieser wichtige Punkt, ja ganz Serbien unserer Machtsphäre und unserem commerciellen Einfluß entrückt. Ja, während wir diese Zeilen schreiben (Frühjahr 1879), haben alle Völker und Flaggen ihre Handels- und Verkehrsverträge mit dem unabhängig gewordenen Serbien, nur Oesterreich-Ungarn nicht!

Den Lesern wird es angenehm sein, über das Fürstenthum Serbien, so wie es sich nach dem Berliner Tractate gestaltet, authentische Mittheilungen auf Grundlage amtlicher Daten und Ziffern zu erhalten. Der Umfang des Fürstenthums ist nach dem genannten internationalen Staatsvertrag 57.000 Quadrat-Kilometer, auf welchen 1,660.000 Seelen wohnen, davon sind 127.000 Rumänen, 25.000 Zigeuner, 25.000 Ar-

nauten (Skipetaren), 3000 wirkliche Türken, 2000 Israeliten, verschiedene fremde Nationen 4000 und 1,474.000 Serben.

Die Rumänen Serbiens sprechen zum großen Theile auch serbisch und haben viele auch manche specifisch serbische Sitten angenommen (z. B. die Feier des Hauspatrons, das sogenannte Szvecsarsztvo).

Viele der Zigeuner sind gänzlich ansässig; es giebt schon einige reine Zigeunerdörfer, namentlich in der Gegend an der Save; sonst giebt es häufige Zigeunerquartiere in den Städten (sogenannte cziganszka mahala). — Nomadisirende Zigeuner mögen an 12.000 Seelen ausmachen. — Die Zigeuner serbisiren sich rapid, und binnen einer Generation wird sie nur die dunklere Hautfarbe von den Serben unterscheiden.



Bauern aus der Umgebung von Belgrad.

Arnauten giebt es im Westen und Süden der neu acquirirten Gebiete. Ihre Anzahl wird gewöhnlich sehr überschätzt. Da die Christen in der Türkei ihre Dörfer wegen der Türkenfurcht möglichst entfernt von den Heerstraßen anlegten, hat ein europäischer Reisender kaum vollkommene Gelegenheit, sich über deren Anzahl zu orientiren. Hingegen wird er um so häufiger Mohammedaner auf den Heerstraßen treffen; da auch seine Begleitung während der Türkenherrschaft ausschließlich türkische Kawaz oder Zaptiéh (Panduren), größtentheils Arnauten, waren, so ist es ganz natürlich, daß auch die europäischen Reisenden auf Grund dieser Umstände lauter Mohammedaner und im Westen der europäischen Türkei Arnauten

sahen. Nun aber fanden die serbischen Occupationstruppen im ganzen von ihnen occupirten Gebiete, welches südlich bis Kumanovo reichte, nicht mehr als 4719 leere mohammedanische Hausstellen, da die Türken, Arnauten und Tscherkessen alle weggezogen waren. Eine Familie mit fünf Seelen gerechnet, hätten wir nicht mehr als höchstens 25.000 mohammedanische Auswanderer. Indem die Tscherkessen gänzlich verschwunden, die Osmanen zum größten Theile nicht zurückgekehrt sind, so kann man die Anzahl der zurückgebliebenen oder unterdessen zurückgekehrten Arnauten auf höchstens 25.000 Seelen veranschlagen, wobei auch in dieser Zahl ein paar Tausende eher mehr als weniger angesetzt sind.

Es kann nicht genug gewarnt werden vor der Ueberschätzung des arnautischen Elements. Es war in Nordalbanien und ist auch jetzt noch, trotz der Auswanderung der Serben von dort nach Ungarn und Croatien und nach Apulien, das arnautische Element immer sehr stark mit den Serben vermischt. Als 1690 aus Altserbien der Ipeker serbische Patriarch Arsenius III. über Aufforderung des Kaisers Leopold I. gegen 5- bis 600.000 Serben nach Croatien und Ungarn führte, nahm er größtentheils die Bevölkerung von Südraszien (Sandschak Novi-Bazar) und vom Sandschak Prizrend mit. Der serbische Patriarch Arsenius IV. führte 1737 wieder mehrere Tausende Serben aus der Umgegend von Nisch und abermals Novi-Bazar und Ipek auf österreichisches, respective ungarisches Gebiet. In den von den Serben verlassenen Gegenden siedelten sich die Arnauten an. Aber der serbische Stock der Bevölkerung blieb in der alten Heimat, und bei der bekannten schwachen Vermehrungskraft der keltisch-illyrischen Stämme blieben die Arnauten an Zahl immer zurück.

Die Arnauten, ein Stamm, an dem alle Jahrtausende der europäischen Cultur spurlos vorübergegangen, sind auch zu einer selbstständigen Cultur unfähig. Darum werden sie in kürzester Zeit sich mit dem herrschenden Stamme verschmelzen, was wir z. B. auch in Griechenland bemerken, um so eher, als es unter ihnen nicht wenige Kryptochristen giebt und auch die mohammedanischen Arnauten viele Sitten und Gebräuche von ihren christlichen Vorfahrern beibehalten haben. Die Administration, die Armee, der Handel, die Schule werden das Ihrige beitragen, um binnen wenigen Decennien aus den Arnauten vollkommene Serben zu machen.

Türken waren früher (vor 1862) auch in den Donau- und Save-Festungen Serbiens ansässig. Aber nach der Uebergabe der Festungen an die Serben gab es keine Osmanen mehr in Serbien. Jetzt sind einige Hundert Familien Türken in den Städten der neuen Gebiete vorgefunden worden. Anfangs sind die meisten weggezogen, aber jetzt wünschen sie wieder zurückzukehren. So sind z. B. in Nisch nur 79 mohammedanische Familien zurückgeblieben, ebenso einige in Wranja, Pirot und Leskowatz; jetzt kehren sie zurück; aber die oben ausgesetzte Ziffer ist noch immer um ein Drittel höher angegeben. Die Türken sind alle der serbischen Sprache mächtig; richtiger gesagt, sind es eigentlich, wie auch in Bosnien, mohammedanische Slaven.

Juden giebt es in Belgrad und in einigen Städten an der Save und Donau. In Nisch und Pirot mag ihre Anzahl 5- bis 600 Seelen betragen, so daß sie mit den 11- bis 1200 Juden des alten serbischen Territoriums nahe an 2000 Seelen betragen. Es sind dies sogenannte spanische Juden, gleich jenen in Südungarn, wo sie „Spaniolen" genannt werden.

Von anderen Nationalitäten leben in Serbien Deutsche, Magyaren, Böhmen und andere Einwanderer.

Bulgaren giebt es in Serbien keine. Um nicht mißverstanden zu werden, da viele Leute angeblich zahlreiche Bulgaren in Serbien vorfanden, mögen hier einige erklärende Bemerkungen folgen.

Die Bulgaren, ein uralischer Stamm, gelangten auf die Balkan-Halbinsel zu Ende des 7. Jahrhunderts. Sie breiteten ihre Herrschaft über das alte Unter- und Obermösien, einen großen Theil Thraciens und Dardaniens aus. Da sie an Zahl schwach waren, so wurden sie von den sich ihnen unterwerfenden Slaven slavisirt, denen sie dafür ihren Namen gaben. Schon im 9. Jahrhundert waren die Bulgaren beinahe ganz slavisirt; ihr Staat fiel schon gegen Ende des 10. Jahrhunderts, und erst am Schlusse des 12. Jahrhunderts gelang es Donau-Bulgarien, sich von den Byzantinern loszumachen. *)

*) Ende des 10. und Anfangs des 11. Jahrhunderts entstand in Macedonien ein Kaiserthum unter Samuel, welches mit Unrecht ein bulgarisches genannt wird. Die Bulgaren hatten dabei keinen Antheil, im Gegentheil, die Hauptstädte der Bulgaren (Silistria, Philippopel ɪc.) blieben außerhalb des Samuel'schen Staates unter byzantinischer Herrschaft. Das Samuel'sche Reich war ein slavisches Reich mit dem Centrum in Macedonien (Ochrida). Es hatte eine ganz ephemere Existenz von 976 bis 1019.

Bald danach, im 12. Jahrhundert, hob sich der slavische Stamm der Serben, welcher im 14. Jahrhundert unter Duschan den größten Theil der Balkan-Halbinsel sich errang. Seitdem zu Ende des 14. Jahrhunderts die Bulgaren unter die Herrschaft der Türken kamen, machten sie nur schwache Versuche, sich zu befreien, hingegen Griechen und Serben kaum je vollkommen unterworfen waren, und wirklich gelang es ihnen, sich schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts theilweise zu befreien. Es ist begreiflich, daß den Türken der geduldige gehorsame Bulgare lieber war als der unbotmäßige Serbe (und Grieche). Seitdem das Fürstenthum Serbien sich frei machte, betrachteten die Türken jeden Serben, der sich als solchen bekannte, als einen Ungehorsamen, als einen Conspirator gegen die türkische Herrschaft. Diesen Umstand benützten die Bulgaren, um unter den Serben außerhalb des Fürstenthums bulgarische Propaganda zu machen. Wer nicht Bulgare werden wollte, sondern sich Serbe nannte, wurde den Türken als Conspirator mit Serbien denuncirt und hatte harte Strafen zu gewärtigen. Man maltraitirte serbische Priester, erlaubte keine serbische Schule zu errichten, sperrte die bestehenden serbischen Schulen, zerstörte die serbischen Klöster. Um nicht mißhandelt zu werden, verleugnete man seine Nationalität und nannte sich Bulgare. Die Bulgaren aber benützten diesen Umstand, um ihre Schulen zu errichten und gewaltsam bulgarische Propaganda zu machen, wobei ihnen die Türken gerne an die Hand gingen, da, wie gesagt, den Türken der Begriff eines Bulgaren und eines gehorsamen Rajah identisch war. Diese Propaganda blühte namentlich in den letzten 30 bis 40 Jahren, wobei die Bulgaren die türkischen Angeber abgaben gegen Serben und Griechen. Daher kam es denn auch, daß man überall in Macedonien, Thracien und Dardanien die dortigen Slaven als Bulgaren betrachtet, was sehr unrichtig ist. Im Gegentheil, sind die Slaven Macedoniens nicht im Stande, sich mit einem Bulgaren von der Jantra zu verständigen. Will man diese Slaven richtig bezeichnen, so muß man sie zu den Serben rechnen, wie ja auch bei ihnen der serbische Name so geliebt ist, daß man z. B. in Macedonien bei den Slaven sehr oft bei männlichen Individuen den Taufnamen Serbin antrifft. Der Held der serbischen epischen Nationallieder, Marko Kraljevics, war selbstständiger serbischer Herrscher in Macedonien.

In sprachlicher Beziehung stehen sich Bulgaren und Serben allerdings sehr nahe und sind die Idiome dieser beiden Nationen unter allen slavischen Sprachen diejenigen, welche einander am verwandtesten sind. Der Unterschied zwischen beiden wird erst auf weiteren Distanzen bemerkbar. Ungefähr wie zwischen dem Deutschen und Holländischen eine bestimmte Grenzscheide nicht gezogen werden kann, ebenso ist es bei dem Bulgarischen und Serbischen, wo ein ziemlich breites Terrain zwischen beiden Sprachgebieten auf ewig strittig bleiben wird, weil die Merkmale der einen und der anderen Sprache sich dort vorfinden. Aber man kann ganz bestimmt aussprechen, daß, wenn man eine Volksabstimmung vornähme, die slavische Bevölkerung der Sandschaks von Widdin, Sophia und Philippopel, ebenso die von Macedonien ganz bestimmt sich in der Majorität als Serben und nicht als Bulgaren bekennen würde.

So steht es damit f a c t i s c h. Man kann es aus gewissen Tendenzen anders behaupten, aber immer wird man durch die Thatsachen eines Anderen belehrt werden. Die Bulgaren und die Russen haben z. B. im Sommer des Jahres 1878 mit allen Mitteln einen „bulgarischen" Aufstand in M a c e- d o n i e n hervorrufen wollen; aber alle ihre Bemühungen waren vergebens, e b e n w e i l e s d o r t k e i n e B u l g a r e n g i e b t.

In Pirot giebt es einige Familien bulgarischen Tschorbadzjis, aber es sind das Einwanderer aus den letzten Jahren. Eigentliche Bulgaren giebt es in Serbien absolut nicht.

B e l g r a d, die Landeshauptstadt, die wir noch eingehend behandeln, hat eine Einwohnerzahl von 26.000 Seelen. Mit den Fremden und der Garnison beträgt die Bevölkerung an 35.000 Seelen.

Serbien zerfällt in 21 Kreise: Alexinatz, Belgrad, Waljewo, Knjazsewatz, Kragujewatz, Krajina, Kruschewatz, Podrinje, Pozsarewatz, Rudnik, Semendria, Uzsitze, Czerna Reka, Csacsak, Schabatz, Tjupria, Jagodina, Nisch, Pirot, Prokuplje, Wranja.

Die absolute Mehrzahl der Bevölkerung gehört zur orthodox-orientalischen Religion; die Andersgläubigen betragen im alten Gebiete keine 10.000 Seelen, darunter Katholiken 3400, Protestanten 360 (sammt den mohammedanischen Drinaer-Slaven Klein-Zwornik und Sakan); in den neu acquirirten Theilen

mögen die Andersgläubigen 25- bis 30.000 betragen (hiervon 5- bis 600 mosaischer Religion, die übrigen Mohammedaner).

Im Jahre 1833 fand in Serbien die erste Volkszählung statt und erwies 678.000 Seelen; die Zählung von 1839 ergab 812.000; die von 1845 ergab 897.000; die von 1851 hatte 969.000; die von 1857 hatte 1,061,000; die von 1863 ergab 1,136.500; die von 1868 hatte 1,255.000 Seelen.

Als Serbien 1815 sich unter Milosch Obrenowitsch befreite, hatte es 401.350 Seelen.

Die vorzüglichsten Städte Serbiens sind: Waljewo 3500 Einwohner; Zajetschar 4000 Einwohner; Knjazsewatz 3500 Einwohner; Kragujewatz 7000 Einwohner; Kruschewatz 3500 Einwohner; Loznitza 2500 Einwohner; Negotin 5000 Einwohner; Pozsarewatz 7500 Einwohner; Semendria 5500 Einwohner; Uzsitze 3500 Einwohner; Csacsak 2000 Einwohner; Schabatz 7000 Einwohner; Tjupria 2500 Einwohner; Jagodina 4500 Einwohner; Paratjin 4500 Einwohner.

Von den Städten im neuen Gebiete hatte Nisch (Nissa) unter den Türken an 20.000 Einwohner; Leszkowatz an 14.000 Einwohner; Wranja gegen 16.000 Einwohner; Prokuplje gegen 6000 Einwohner. Jetzt hat Nisch an 13.000 Einwohner (ohne die Garnison); Leszkowatz an 8500 Einwohner; Wranja an 12.000 Einwohner; Prokuplje gegen 4500 Einwohner, weil die Mohammedaner mit der türkischen Armee weggezogen waren. Da aber die meisten der Auswanderer sich zur Rückkehr angemeldet haben (z. B. nur nach Nisch über 6000 Seelen), so dürften die Städte des neuen Gebietes bald ihre alte Einwohnerzahl wieder erreichen.

Die Bevölkerung verdoppelt sich in den Kreisen Alexinatz und Knjazsewatz in 30 Jahren. Am langsamsten wächst die Bevölkerungszahl in den Kreisen Waljewo und Schabatz, wo zu deren Verdopplung 80 Jahre erforderlich werden.

Auf eine Million Seelen kommen in den Städten Serbiens 58.400 Pferde, 144.710 Stück Hornvieh, 277.350 Schweine, 575.350 Schafe, 113.630 Ziegen, 28.360 Bienenstöcke.

Auf eine Million Seelen der Landbevölkerung kommen 105.560 Pferde, 658.185 Stück Hornvieh, 1,144.050 Schweine, 2,372.120 Schafe, 397.900 Ziegen, 93.750 Bienenstöcke.

Büffel, Esel und Maulthiere giebt es sehr wenig.

Der Werth des Viehes insgesammt wird an 40 Millionen Gulden österr. Währung geschätzt. (Das gilt für das Serbien mit den früheren Grenzen; durch den Zuwachs an Territorium um 25% ist jedenfalls auch der Gesammtwerth des Viehes mindestens um 25% gestiegen, so daß er sich jetzt auf 50 Millionen Gulden österr. Währung stellen würde.)

Noch in den Dreißiger-Jahren unseres Jahrhunderts war beinahe das ganze Land mit Wald bedeckt, der nur an einzelnen Stellen gelichtet erschien, wo freundliche Dörfer, von einem Kranze riesenhafter Eichen umgeben, aus dem Dunkel des grünen Laubdaches hervorsahen. Hier haben sich, geschützt durch unwegsame Gebirge und undurchdringliches Dickicht, die Reste eines großen Volkes erhalten, welches einst von der Donau bis zum Archipel, vom Schwarzen bis zum Adriatischen Meere herrschte und, bei weiserer Leitung, es in seiner Macht hatte, den Osten Europa's umzugestalten. Im Gefolge der großen Völkerströmungen, die im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung den Untergang des römischen Reiches herbeiführten, scheinen die Serben, ein slavischer Stamm, zuerst in die Landschaften an der Donau eingewandert zu sein. Unter ihrem jetzigen Namen werden sie seit dem 6. Jahrhundert genannt. Bald den Byzantinern zinsbar und mit ihnen verbündet, bald unabhängig von denselben und mit ihnen in Fehde, benutzten sie den Verfall des oströmischen Kaiserthums, um sich auf dessen Trümmern zu selbstständiger Macht emporzuheben. Im 14. Jahrhundert, zu derselben Zeit, während welcher der türkische Stamm der Osmanen in Kleinasien festen Fuß faßte, Grund und Boden gewann und in schneller Entwicklung ein gewaltiges Reich begründete, erreichte im Süden der Donau die Macht der Serben ihren Höhepunkt. Unter Stefan Duschan breitete das Serbenreich sich über Bulgarien, Macedonien, Thessalien, Epirus und das ganze alte Illyrien aus; aber schon sein Sohn Urosch vermochte nicht festzuhalten, was der Vater gewonnen hatte. Die Statthalter der

einzelnen Provinzen machten sich unabhängig, und als die schwachen Byzantiner die Osmanen aus Kleinasien gegen die immer weiter um sich greifenden Serben zu Hilfe riefen, ermangelten diese, durch innere Zwistigkeiten getrennt, der Kraft, den mit orientalischem Ungestüm heranstürmenden Feinden zu widerstehen. Auf der Hochebene von Pristina, Kossowopolje oder das Amselfeld genannt, wurde am 15. Januar 1389 die Entscheidungsschlacht geschlagen, die der Selbstständigkeit des serbischen Volkes ein Ende machte. Anfangs behielt dasselbe seinen einheimischen Fürstenstamm, der sich nur verpflichtete, den Türken Tribut zu zahlen und die Heerfolge zu leisten. So wie die Herrschaft der Osmanen in Europa sich befestigte, zogen sie aber die Zügel immer straffer an und übten immer schwereren und grausameren Druck. Im 16. Jahrhundert waren die Serben, gleich den Griechen, bereits zu der beklagenswerthesten Sclaverei herabgesunken; mehrfache Aufstände, von der Verzweiflung ohne Hoffnung des Erfolges unternommen, vermehrten nur das Maß der Leiden. So tief das Gefühl der Vaterlandsliebe bei allen slavischen Stämmen eingewurzelt ist, wußten doch viele Tausende in ihrer Noth keine andere Rettung, als daß sie, nachdem Ungarn von dem türkischen Joche befreit war, Hab und Gut verließen und nach dem christlichen Nachbarlande hinüber flohen. In den verlassenen Sitzen der Serben haben sodann zum Theil Arnauten sich angesiedelt. Ein sehr bedeutender Theil des serbischen Volksstammes hat, um sich den unerträglichen Bedrückungen der Türken zu entziehen, die christliche Religion verleugnet und den Islam angenommen. Besonders war dies in jenen Gegenden der Fall, die den Grenzen gegen Oesterreich und gegen das einst venetianische Dalmatien zunächst lagen, weil diese durch die zahlreichen türkischen Besatzungen das härteste Ungemach erfuhren. Auf diese Weise ist beinahe ganz Bosnien mit der Herzegowina mohammedanisch geworden, obwohl auch hier, unter dem Drucke ihrer zu dem fremden Glauben übergetretenen Landsleute lebend, viele christliche Gemeinden zerstreut sind. Treu dem Christenthum und seiner Nationalität unter allen Leiden und Bedrückungen ist aber jener Theil des Serbenstammes geblieben, der in dem Gebirgslande lebt, welches im Norden durch

die Save und die Donau von der ehemaligen Militärgrenze, im Westen durch die Drina von Bosnien, im Osten durch den Timok von Bulgarien, im Süden durch die westliche Fortsetzung des Hämusgebirges von Macedonien, Albanien und der Herzegowina getrennt wird, und das gegenwärtig, dieser Treue wegen, ausschließend den Namen Serbien führt.

Hier haben sich mit dem alten Glauben auch die alten Sitten und Gewohnheiten am reinsten erhalten; selbst die uralten Erinnerungen des slavischen Heidenthums sind durch die Zeit noch nicht verwischt worden und blicken in sprechenden Zügen aus dem dünnen Schleier christlicher Ceremonien hervor. Städte und von Mauern umschlossene Orte giebt es nur wenige; die Serben wohnen in Dörfern, die meist über einen weiten Flächenraum zerstreut sind, weil die Höfe einzeln entfernt von einander stehen. Das Haus des Serben ist ein von Lehmwänden eingefaßter, mit Lindenbast und Gras oder Moos bedeckter viereckiger Raum, in dessen Mitte sich der Herd befindet, und aus dem der Rauch durch die Thüre oder durch eine Oeffnung im Dache abzieht. An das ursprüngliche Gebäude sind auf allen Seiten Kammern angebaut, deren jede von einer besonderen Familie bewohnt wird, denn wenn die Söhne sich verheiraten, so verlassen sie das väterliche Haus nicht, sondern beziehen in demselben eine dieser Kammern, und so bleiben auch nach dem Tode der Eltern die Brüder bei einander, bis zu große Vermehrung der Familie Trennung gebietet. Die Bewohner jedes Hauses wählen aus ihrer Mitte den Hausherrn, meist den Aeltesten, aber auch wohl den Geschicktesten und Verständigsten. Dieser verwaltet das gemeinschaftliche Vermögen und ver-



Ziegenhirt aus der Gegend von Alexinatz.

tritt die Gemeinschaft vor dem Volke und in allen Beziehungen des bürgerlichen Lebens. Diese „Haus-Communen" beginnen erst in allerneuester Zeit sich zu theilen, die meisten aber bleiben beisammen. Die Männer bauen das Haus und die Gemächer, in denen die Familie ihr Obdach findet, verfertigen alle Geräthe des Haushaltes und des Landbaues und bestellen das Feld. Die Frauen führen abwechselnd in bestimmter Reihenfolge den Haushalt, spinnen und weben, verfertigen Kleidungsstücke für beide Geschlechter und übernehmen alle leichteren Arbeiten. Da die Familie so eng in sich abgeschlossen ist, so sind auch alle Glieder derselben durch die innigste Zuneigung verbunden und betrachten sich nicht als Einzelheiten, sondern als Theile eines Ganzen. Durch ihre Abgeschlossenheit wird die Außenwelt ihnen fremd, aber auch das Aufkommen jeder Regung der Selbstsucht verhindert. Die Gefühle der Zuneigung, die durch keine feindlichen Reibungen getrübt sind, gehen auf die Nachbarn und selbst auf Fremde über, mit denen der Zufall sie in Berührung bringt. Der Fremde, der dem Serben auf der Straße begegnet, wird von ihm als Bruder begrüßt; nähert er sich auf seiner Wanderung einem Hause, so tritt der Hausherr ihm an der Schwelle entgegen und bittet, es sich bei ihm gefallen zu lassen. Die Frauen und Kinder küssen dem Eintretenden die Hand; ein großer Tisch wird mit dem Besten beschwert, was das Haus zu bieten vermag; aber nur die Männer lassen sich zum fröhlichen Mahle nieder, die Frauen stehen umher und bedienen die Schmausenden. Vor dem Schlafengehen kniet die Hausfrau vor dem Fremden nieder; ein Knecht bringt einen Eimer mit Wasser und die Frau wäscht dem ermüdeten Gaste die Füße. Am anderen Morgen wird er nicht eher entlassen, als bis er nochmals durch Speise und Trank sich gestärkt hat. Wenn ein serbischer Jüngling an dem andern, eine serbische Jungfrau an der andern besonders Gefallen findet, so gehen sie einen Bund ein, der ihnen gegenseitig die Rechte leiblicher Brüder und Schwestern giebt. Die äußere Form, welche dabei beobachtet wird, hat etwas sehr Liebliches. Die jungen Leute kommen am zweiten Ostertage im Freien zusammen und flechten grüne Kränze, die sie gegenseitig austauschen und durch die sie einander küssen. Die so geschlossene Brüderschaft oder Schwesterschaft dauert vorläufig ein Jahr, kann aber nach Ablauf dieser Frist wieder erneuert

werden, und wird dieses oft für das ganze Leben. Eigenthümlich sind auch manche der Gebräuche, die bei dem Eingehen ehelicher Verbindungen üblich sind. Eben so roh und derb, aber auch eben so tief und innig wie die Gefühle gegenseitiger Zuneigung, sind bei dem unverdorbenen Naturvolke der Serben die religiösen Gefühle ausgeprägt. Das griechische Christenthum besteht unter ihnen wie unter den meisten Anhängern dieses Glaubensbekenntnisses freilich in wenig mehr als den äußeren Förmlichkeiten: in Fasten, Gebeten, Bekreuzungen und Heiligenverehrung. Dabei herrscht aber eine wahre religiöse Sinnesart, die von einem eigenthümlichen, mit dem ganzen Leben des Volkes verwachsenen Naturgefühle durchdrungen ist.

Die Serben sind, wie alle Slaven, ein sangreiches Volk; in ihren Liedern lebt ihre ganze Geschichte, und noch heute wird jedes Ereigniß im Familienleben wie im Volksleben, welches einiges Aufsehen erregt, auf der Stelle besungen. Die Lieder, die sich bald durch das ganze Land verbreiten, bilden sich von selbst, Niemand weiß, wer sie gemacht hat. Mehr als irgend etwas Anderes haben diese Lieder dazu beigetragen, mitten in der tiefsten Unterdrückung unter den Serben den Sinn für volksthümliche Unabhängigkeit lebendig zu erhalten.

Nachdem wir so den Leser mit Land und Leuten bekannt gemacht haben, kehren wir nach der Hauptstadt zurück, welche wir an der Hand des Orientreisenden Schweiger-Lerchenfeld besuchen wollen; seine Schilderung giebt uns ein treues Bild des heutigen Belgrad.

„Auf der einsamen Stromfahrt von Budapest abwärts erreichen wir mit Belgrad den ersten Markstein des Ostens. Die heutige Serbencapitale macht, trotz der enormen Anstrengungen der Regierung, sie zu einem annehmbaren Fürstensitze emporzuheben, noch immer einen ganz eigenthümlich düstern Eindruck, der vielleicht weit weniger ihrer Lage oder den fremdartigen Detailbildern zuzuschreiben kömmt, als vielmehr den düsteren Reminiscenzen, die sich uns hier auf Schritt und Tritt aufdrängen. Schon von der Donau herauf gewahrt man die eigenthümlich, in Etagen hinanziehenden alten türkischen Befestigungswerke, die sich heute, da keine Feuerschlünde mehr aus den verwahrlosten Scharten herabgähnen, gewiß harmloser ausnehmen, als seinerzeit, wo am jenseitigen Ufer sich die Tranchéen des Loudon'schen Angriffscorps

gleich Maulwurfsgängen ausbreiteten, um den Türkenhorst zu Fall zu bringen. Die hohen Escarpen starren jetzt am Donaugestade gleichsam als Ruinen empor, und die buschigen, äußerst einladenden Parkpartien, die sich südwärts über das Glacis bis zu den ersten Häusern der Stadt breiten, nehmen dem Bilde noch mehr das frühere kriegerische Air. Man wandelt da zwischen traulichen Bosquets, oder über wohlerhaltene Kieswege, über welche tändelnde Kinder in harmlosen Auslassungen sich tummeln. Frauen und plaudernde Gruppen halten die zahlreichen Ruhebänke occupirt, und an Sommerabenden, wenn kühlende Brisen vom Donaustrom herauf durch die dunklen Kronen streichen, erklingen vor dem „Roi de Serbie“ oder der „Krone“ die Melodien eines Musikchors, zu dem sich in der Regel die Belgrader Gesellschaft einfindet.

Von der Höhe des Kali-Majdan laufen indeß auch die Hauptadern durch die ganze ungemein ausgedehnte Serbencapitale. Man gelangt vom Kali-Majdan alsbald zum neuen Schulgebäude, zum Theater und von da über eine Art Boulevard zum Fürstenhause und Minister-Konak. Im Großen und Ganzen scheint man bei der Inangriffnahme der Neubauten darauf bedacht zu sein, möglichst die gerade Gassenlinie einzuhalten, was bei Bergstädten wie Belgrad eben seine Schwierigkeiten haben mag. Allenthalben erblickt man auch neuartige, comfortable Gebäude, und zwar sporadisch in den Straßen vertheilt. Da sie nur annähernd das zukünftige Straßenbild zu protegiren vermögen, muthen diese architektonischen Oasen in der baulichen Wüste der vortürkischen Architektur mitunter ganz seltsam an. Wie es einst in Belgrad ausgesehen haben mag, als noch die Kef-liebenden Moslims, die notorischen Fanatiker der Ruhe und des Schmutzes, auf dem „weißen Fels“ des Donau-Save-Dreieckes herrschten, darüber kann man sich einigermaßen einen Begriff machen, wenn man weder Mühe noch Stiefel schont und dem unteren Stadttheile, der sich an der Donau hinzieht, einen Besuch abstattet.

Von der Höhe des „Parkes“ geht's auf gewundener, lehmiger Fahrstraße nach den Trümmercomplexen der Tiefe. Einzelne Hütten, in zwar malerischem, aber nichts weniger als anheimelndem Arrangement, zeichnen sich vortheilhaft vor den übrigen Schutthaufen aus, und wo sie sich zu einer Gasse vereinigen, stechen aus ihrer Reihe namentlich die Trödelbuden hervor,

die mit ihrem bunten Detail so ganz an den Constantinopler Bit-Bazar (Läuse-Bazar) erinnern . . . Die immensen Anstrengungen der Regierung, aus dem übernommenen Gerümpel nach Möglichkeit eine moderne Stadt zu gestalten, haben für den Augenblick gewiß des Guten genug geleistet, und man kann bei den immerwährend in Anspruch genommenen Geldmitteln nicht allerorts Hand anlegen. Aus den ausgebreiteten Schutt- und Steinhaufen dieses Stadttheiles ragen hin und wieder auch türkische Gebethäuser (Djamis), vollkommen zerfallene Baulichkeiten hervor, mit unverwahrten Thür- und Fensteröffnungen und architektonischen Schäden, welche den einstmaligen Tempel kaum mehr ahnen lassen. Einzelne Minarets starren noch, gleich glitzernden Nadeln, in die Mittagsbläue empor, aber die flimmernde Blechhaube ist entweder längst verschwunden, oder sie rostet mitsammt dem metallenen Glaubenssymbole in der feuchten Luft. Die Gebetrufer-Galerien stehen allenthalben, aber von ihrer Höhe vernimmt man nicht mehr die grellen Laute des Müezzin. Innen ist der Raum der einzelnen Djamis (Moscheen) vollends verwahrlost. Die Kleebogen überhängen geborsten und Koransprüche sind mit dem Stucke in den Schutt des Parterre's gekollert, wo sich hungrige Sperlingsschaaren nach Thunlichkeit gütlich machen.

Neben der alten Festung, die einen bedeutenden Complex umfaßt und den höchsten Punkt des Donau-Save-Dreiecks krönt, nimmt der übrige, in Terrassen am Save-Ufer sich hinziehende Stadttheil eine Ausdehnung, die mit der niederen Bevölkerungsziffer in gar keinem Verhältnisse steht. Parallelstraßen in den Niveau-Curven der Abhänge entwickeln sich in ganz respectabler Länge, und wenn nun auch die Architektur zumeist beispiellos elend ist, so lassen doch die neuester Zeit gemachten Anläufe das Beste erwarten. In dem ausgebreiteten Gassennetze herrscht ungemein viel reges Leben, Alles rührt sich und eilt seinen Alltagsbeschäftigungen nach, oder bethätigt sonstwie den nimmer ruhenden Proceß der Existenz. Belgrad ist eben nur für den Fremden todt, der sich schwer in dem typisch-nationalen Leben orientirt und nicht sogleich die Fühlungs- und Anhaltspunkte zu seinen Beobachtungen und etwaigen Zerstreuungen findet. Aber auch im Gegenfalle vermag man nicht gleichgiltig zu verbleiben. Im Augenblicke, wo etwa hinter den westlichen Bergeshäuptern die Sonne sinkt und die purpurnen Dämmergluthen auf-

leuchtend noch einmal über das Stahlband der Save gleiten, tönen die Vesperglocken herüber, und eine friedliche Stimmung bemächtigt sich unseres Gemüthes. Es ist keine Illusion dabei, und doch pulst in dem herrlichen Bilde, das Belgrad umklammert, mehr ursprünglicher Reiz, als in den verschwommenen Erinnerungen, die hie und da in jene Zeiten hinabtauchen, da noch der Halbmond auf den Kuppeln der Djamis blinkte. . . Es ist die Morgendämmerung des Auferstehungstages, die über die Berge herüberflimmert. —

Belgrad hat neuester Zeit erst eine gewisse Popularität durch ein politisches Drama erhalten, dessen Held bekanntlich Fürst Michael Obrenović III. war. Die That muß streng genommen noch als eine Consequenz jener langjährigen politischen Verwirrungen betrachtet werden, die in Folge der türkischen Bedrückung platzgegriffen haben und auch in's nationale Leben tief einschnitten.

Zum Parke von Topschider, wo sich das Drama des Fürstenmordes abspielte, führt ein anmuthiger Fahrweg unter Pappeln und Linden, und zwar von der hochgelegenen Stadt aus durch die Save-Niederung in die seitwärts gelegene Gebirgsmuschel. Der Fußweg dahin setzt kurzweg über einen mäßig hohen, quer vorliegenden Gebirgsriegel, von dessen Höhe man ein doppeltes, gleich anziehendes Panorama genießt. Rückwärts gewendet, erblickt man nahezu die ganze Stadt Belgrad mit all' ihren Häuserterrassen, dem sporadischen Grün, das hie und da zwischen den blinkenden Häuserfronten emporwuchert, und dem hastigen Leben, das sich zunächst des Save-Ufers kundgiebt. Darüber hinaus leuchten purpurdunkle Wolken, und über das Stahlband des Flusses gleiten traumstill die verschiedenartigen Fahrzeuge der Schiffer. Wendet man sich sodann wieder nach der Richtung des eingeschlagenen Weges, so gelangt man nach wenigen Schritten auf die jenseitige Lehne des genannten Rückens, und das Gebiet von Topschider liegt vor unseren Blicken. Es ist eine romantische, von dichter Baumvegetation überwucherte Gebirgsmuschel. Laubdächer wogen über Lehnen und Vertiefungen, und hie und da tauchen einzelne Häusergiebel aus den Kronenmassen und ein goldenes Thurmkreuz blickt herüber. Zu unseren Füßen selbst, am Rande eines im modernen Style angelegten Ziergartens, liegt das „Herrenhaus“,

ein einstöckiges bescheidenes Gebäude, das wohl jeden Besucher enttäuschen wird. Fünf Minuten Weges und wir sind unten. Schattige Laubgänge zu beiden Seiten, umzäuntes Buschwerk, dann Glasballons, die neben hellen Statuetten aus dem Dickicht leuchten, das ist so das erste Bild. Der breite Fahrweg bringt uns zum „Herrenhause", das, auf quadratischem Basement aufgeführt, mit einem kleinen Etagen-Erker nach der Gartenseite ausspringt. Unter diesem ist der Eingang, und über fünf oder sechs Stufen gelangen wir in den Parterre-Raum, der durch eine einfache hölzerne Treppe mit dem ersten Stockwerke communicirt. Man kann sich kein bescheideneres, anspruchsloseres Fürstenasyl vorstellen, als Milosch's Tusculum im Parke von Topschider. Den Erker-Raum nimmt zum Theile ein einfacher Wand-Divan in Anspruch. Dann betritt man der Reihe nach das Schlaf-, Arbeits- und das Rauchzimmer, und wir haben die Appartements der einzigen und ersten Etage erschöpft. Das ganze Interieur hat durchaus nichts Fürstliches an sich; man fühlt sich wie in einem einfachen Landhause unseres Styls und wird nirgends an den üblichen souveränen Prunk, wie er derlei Asylen eigen zu sein pflegt, gemahnt.

Um auf jene Stelle des Parkes zu gelangen, wo Michael Obrenović III. von Meuchlerhänden fiel, schreitet man den Fahrweg hinan, übersetzt nach einiger Zeit eine baumlose Fläche, um schließlich unter ein schattiges Laubdach zu gelangen, wo der verhängnißvolle Act sich zugetragen. Phantasie-Menschen, die mit den nackten Thatsachen niemals einverstanden sind, da sie ihnen zu wenig Aufregendes, Romantisches bieten, wollen noch die Zeichen in den umstehenden Baumstämmen erblicken, welche einst die Verschworenen nach abgelegtem Eide, Michael zu tödten, mit ihren Messern einschnitten.

Belgrad war immer ein Bollwerk des Ostens, einst als Stützpunkt, von dem aus die Osmanen ihre historischen Eroberungszüge nach dem Abendlande in Scene setzten, später unter Prinz Eugen und Loudon ein Zankapfel, dessen Besitz gewissermaßen die Herrschaft an der unteren Donau garantirte. Wenn einmal der Schienenweg von diesem Gestade durch die centrale Türkei bis zum Bosporus eine Thatsache sein wird, dann dürfte Belgrad nicht mehr an seinen historischen Reminiscenzen hängen, sondern neu gekräftigt in

den Kreis jener west-östlichen Grenzstädte treten, denen die ehrende Aufgabe zufällt, über die Balkan-Halbinsel die moderne Cultur zu tragen.

Der Umstand, daß das „Herrenhaus" im Parke von Topschider zumeist unbewohnt ist, gestaltet den Totaleindruck zu einem äußerst melancholischen, und man wird schwerlich mit heiteren Gedanken dieses Asyl verlassen. Und phantomhaft zerflattern auch die Contouren von der Höhe des Fußweges. Bald liegt eine dunkle Masse zu unseren Füßen, schattige Lehnen tauchen in die Tiefe, in der hie und da ein Lichtfunke irrt, dann erglimmen die Sterne in lothrechter Ferne und die Mondessichel zieht ihre fahlen Lichtbänder über die regungslosen Baumwipfel. Einige Wegbiegungen, und wir haben wieder Belgrad vor uns, das nunmehr im fahlen Lichtmeere schwimmt und durch leuchtende Punkte seine Contouren vom dunklen Hintergrunde zeichnet. Man muß Belgrad von dieser Seite sehen, um es schön zu finden; der Anblick von der Donau, mehr noch aber vom Landungsplatze aus ist nichts weniger als einladend, schon des vertrödelten Festungsgemäuers halber, das Einem daselbst überall entgegentritt."

Serbien trachtet, das seit Jahrhunderten durch die Ungunst der Verhältnisse Versäumte, soweit es seine bescheidenen Mittel erlauben, nachzuholen; ganz besonders wird da auf dem Gebiete des Unterrichtswesens Bedeutendes geleistet.

In Belgrad besteht eine Hochschule mit einer philosophischen, technischen, juridischen Facultät mit 19 Professoren; die Hörer dieser Hochschule belaufen sich auf 235 bis 250. Die philosophische und technische Facultät nahmen während der letzten Zeit an Hörern zu, die juridische ab. Diese Hochschule hat ihre eigenen Sammlungen, eine Bibliothek und ein chemisches Laboratorium. Die Kosten derselben betragen jährlich im Mittel 90.000 Francs.

Staats-Stipendisten gab es 32 im Auslande, wo sie den medicinischen, pädagogischen, theologischen, montanistischen, forstwissenschaftlichen, landwirthschaftlichen, technischen Studien oblagen; theils wieder die Lithographie, Malerei, Musik, Geschichte und Geographie, orientalische Sprachen lernten; zwei derselben lernten die Post-Administration. Alle diese Stipendisten bezogen an Staatsunterstützungen 60.000 Francs.

Unterstützungen wurden im Jahre 1874 vom Staate den Hörern der Hochschule in der Höhe von 5500 Francs verabreicht.

In Belgrad besteht auch eine theologische Anstalt mit 13 Lehrern und 180 bis 190 Schülern in vier Classen. Außerdem besteht eine Abtheilung für Priestercandidaten für die Länder serbischer Zunge unter türkischer Herrschaft. Diese Abtheilung hat 60 bis 80 Schüler in drei Classen mit 9 Lehrern. Auch die Theologie hat ihre Bibliothek, sowie ihre physikalischen Apparate. Die Kosten der Theologie belaufen sich auf 42.000 Francs.



„Národna vojska."
Serbischer Infanterist, Cavallerist und Pionnier. (Seite 651.)

Im Jahre 1874*) hatte Serbien 2 vollständige und 7 Progymnasien mit 72 Professoren und 1323 (absolvirten) Schülern. An Unterstützungen bezogen die Gymnasiasten über 8000 Francs vom Staate. Die Gymnasien haben ihre Bibliotheken und Sammlungen. Die Kosten der Gymnasien betrugen an 173.000 Francs.

Im Jahre 1873—1874 gab es eine Oberrealschule (in Belgrad) und 8 Realgymnasien mit 41 Professoren und 435 (absolvirten) Schülern. Auch an die Realschüler verabfolgte der Staat Unterstützungen. Die Realschulen haben gleichfalls ihre Bibliothek und sonstigen Lehrbehelfe. Die Kosten der Realschulen stellen sich auf 70.000 Francs.

In Belgrad besteht eine höhere Töchterschule mit 22 Lehrerinen und Lehrern, 261 (das Jahr absolvirten) Schülerinen in 4 Classen, von denen

*) Ueber die Schulstatistik Serbiens im Jahre 1873—1874 ist von Bogoljub Jovanović Ende 1878 ein sehr fleißig gearbeitetes Werk erschienen, dem wir die obigen Daten entlehnen.

mehrere eine Staatsunterstützung genossen. Neben der Anstalt ist eine Bibliothek und sonstige Lehrmittel. Die jährlichen Kosten belaufen sich auf 26.000 Francs. Soeben hat die National-Skupschtina eine Reorganisation dieser Anstalt beschlossen.

In Belgrad besteht eine Lehrer-Präparandie mit 12 Lehrern und 62 (das Jahr 1873—1874 absolvirten) Schülern in 3 Classen, einer Bibliothek und den nöthigen Lehrmitteln. Die Kosten der Anstalt betragen jährlich über 61.000 Francs.

In Pozsarewatz besteht eine dreiclassige land- und forstwirthschaftliche Schule mit 8 Lehrern und 52 Schülern. Die meisten Schüler genossen eine Staatsunterstützung. Auch diese Anstalt hat ihre Bibliothek und sonstige Lehrmittel, die Kosten betragen jährlich 46.300 Francs.

Elementarschulen gab es im Jahre 1873—1874 517, davon 97 in Städten, 420 in Dörfern. Einclassige Elementarschulen gab es 13, zweiclassige 28, dreiclassige 387, vierclassige 89. Von diesen waren 470 Knaben- und 47 Mädchenschulen. Gegenüber dem Jahre 1868—1869 hat sich die Anzahl der Elementarschulen um 23·68% vermehrt. Eine Elementarschule kommt auf 84·2 Quadrat-Kilometer und 2616 Einwohner. Am günstigsten steht der Bezirk Wratschan des Belgrader Kreises, wo auf 1010 Einwohner eine Schule kommt; am ungünstigsten stellt sich der Bezirk Podgorje des Kreises Waljewo, wo eine Schule erst auf 14.769 Einwohner entfällt.

Lehrer in den Elementarschulen gab es 644, und zwar 218 in den Städten, 426 in den Dörfern; in den Knabenschulen wirkten 565 und in den Mädchenschulen 79 Lehrer. Lehrerinen gab es 40, davon 16 in Städten und 24 in Dörfern.

Ende des Schuljahres 1873—1874 gab es in den Elementarschulen 23.278 Schüler, davon 20.215 Knaben, 3063 Mädchen; in den Knabenschulen 20.438 Knaben und in den Mädchenschulen 2840 Schülerinen.

500 Elementarschulen hatten ihre eigenen Bibliotheken.

Die protestantische Gemeinde in Belgrad hat ihre eigene Schule in zwei Classen mit 1 Lehrer und 40 Knaben und 28 Mädchen (hiervon 54 deutscher, 12 serbischer, 2 magyarischer Nationalität).

Seit 1841 hat Serbien eine Gelehrten-Gesellschaft mit dem Sitze in Belgrad. 1869 wurde eine landwirthschaftliche Gesellschaft errichtet, welche

ein Organ herausgiebt, 1873 ein ärztlicher Verein, endlich eine National-Bibliothek und ein National-Museum; alle diese wissenschaftlichen Körperschaften und Institute haben ihren Sitz in Belgrad.

Belgrad hat 5 Druckereien und 3 Lithographien; in Kragujewatz und Semendria besteht je eine Druckerei. 1869 wurde in Belgrad das schöne National-Theater-Gebäude durch eine serbische National-Theater-Gesellschaft eröffnet.

Die serbische Wehrkraft (Národna vojska) ist jetzt in einer neuen Formation begriffen, wobei die in zwei Kriegen 1876—1878 gemachten Erfahrungen verwerthet werden. Die stehende Armee wird demgemäß 10 Infanterie-Bataillone haben nebst den entsprechenden übrigen Truppentheilen und technischen Branchen. Die stehende Armee dient mehr als Cadre für die National-Armee (Národna vojska), welche nach schweizerischem Muster organisirt ist und jetzt an 150.000 Combattanten zählen kann.

Für die Armeebedürfnisse besteht in Belgrad eine Näherei, eine Hufbeschlagsschule; in Kragujewatz sind die militärischen Haupt-Etablissements: Kanonengießerei, Gewehr- und Patronenfabrik, Pulverfabrik, welche ausgezeichnete Producte liefern.

Die kirchliche Verwaltung des Fürstenthums ist folgende: Serbien hat einen Metropolitan in Belgrad, Bischöfe in Schabatz, Negotin, Karanowatz, Nisch, Pirot und Wranja. Die Katholiken stehen unter dem croatischen Bischof von Diakovár.

Eine Militär-Akademie in Belgrad bildet tüchtige Officiere heran.

All' die geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an Belgrad knüpfen — seit Johannes Hunyady bis in die Neuzeit — hier zu berühren, dazu genügt wohl der Raum, der uns in diesem Werke gegönnt ist, nicht, aber eines wollen wir doch hier einfügen: das Lied vom edlen Ritter nach der Original-Aufzeichnung aus dem Jahre 1710.

Prinz Eugenius.

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wied'rum liefern
Stadt und Festung Bellegrad;
Er ließ schlagen eine Brucken,
Daß man kunnt hinüber rucken
Mit der Armee wohl für die Stadt.

Am einundzwanzigsten August so eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an:
Daß die Türken futraschiren,
So viel als man kunnt verspüren,
An die dreimalhunderttausend Mann.

Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zusammen kommen
Sein' General und Feldmarschall,
Er thät sie recht intrugiren,
Wie man sollt' die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerte,
Ganz still ruckt' man aus der Schanz,
Die Musketir, wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer streiten,
Es war fürwahr ein schöner Tanz.

Ihr Konstabler auf der Schanze
Spielet auf zum Kriegestanze
Mit Karthaunen groß und klein!
Mit den großen, mit den kleinen
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen alle davon.

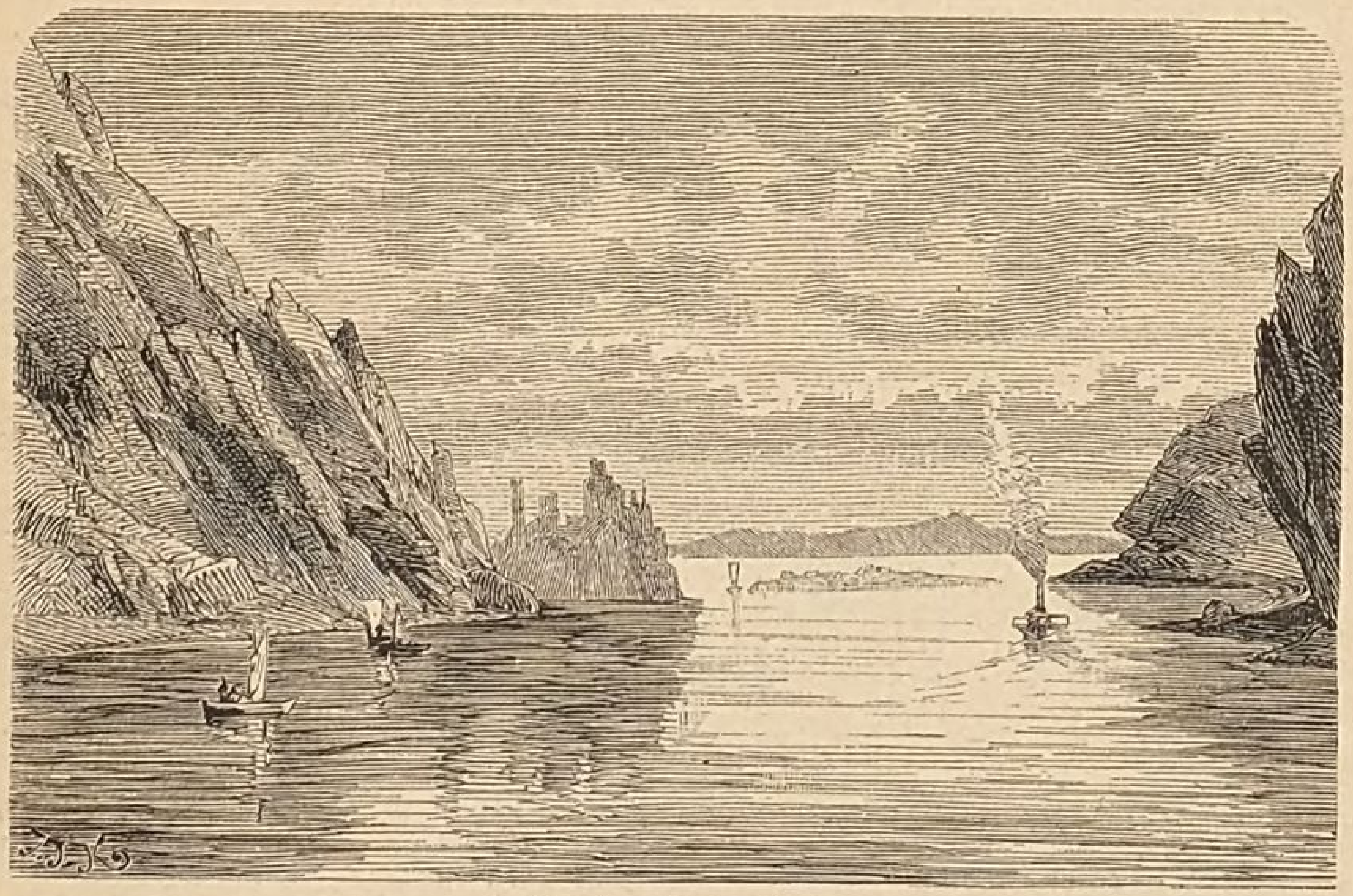
Prinz Eugenius auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten
Als General und Feldmarschall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
„Halt' Euch brav, Ihr deutschen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an!"

Prinz Ludewig, der mußt' aufgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugen war sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

Setzen wir unsere Fahrt am serbischen Ufer fort, so kommen wir nach Semendria, unweit der Mündung der serbischen Morawa; diese Stadt zählt 5122 Einwohner, ist Sitz der Kreisbehörden, hat zwei Kirchen, Elementar- und Unterrealschule, treibt sehr schwunghaften Getreidehandel und bedeutenden Schweine-Export. Die Festung, welche bis 1867 türkische Besatzung hatte, ist

römischen Ursprungs. Es folgt sodann in der Thalfahrt Dubrawitza mit 1187 Seelen, Zollamt, Friedensgericht, Schule, und der größere Ort Gradište an der Pek-Mündung, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft mit 2519 Einwohnern. Hier sieht man noch die Ruinen des römischen Castells „Punicum"; in Gradište legt der mit den Zügen der südöstlichen Staatsbahn in Verbindung stehende, von Báziás abgehende Dampfer an.

Am linken Ufer sind von Pancsova abwärts die Sümpfe des Veliko Jezero, dann gerade gegenüber Semendria der Grenzort Kubin mit



Golubatz (Galambócz).

4130 Einwohnern, und davor liegend die Insel Ostrov, dann folgt das obenerwähnte Báziás, wichtig als Endpunkt der von der Nord- und Ostsee an die südliche Donau führenden Eisenbahnlinien.

Während wir entweder auf den Eisenbahnzug warten, oder, mit diesem angelangt, bis zur Abfahrtsstunde des Schiffes weilen, bleibt uns Zeit genug, um von der Bergesspitze herabblickend, darüber nachzusinnen, daß Herodot 463 Jahre vor Christi Geburt, um diese Gegend zu besichtigen, auf der damals Ister genannten Donau hier vorbeigefahren sei. In dieser Gegend hatten zwischen den mächtigen Dakern, oder wie sie die Griechen nannten, den Geten, die Siggener, weiter oben an der Maris (Maros) die aus Scythia

stammenden Agathyrser gewohnt. Hier mochte Ovid umhergeirrt sein in seiner Verbannung, obwohl ihm Tomi (in Bulgarien) zum Aufenthalt bestimmt war. In dieser Gegend wird der dakische Fürst Boerevistas (Burvista 60—45 v. Chr.) sein Schwert gegen die Römer geschwungen haben; unter Boerevistas hatte Dakien den Höhepunkt seiner Macht und Ausdehnung erreicht. Hier mochten dem unter dem Namen Zamolxis angebeteten allgemeinen ewigen Gotte Opfer dargebracht worden sein.

Hier verlor Lentulus Schlacht und Leben, während der Consul Quintus Fabius 10 Jahre v. Chr. mit seinen siegreichen Setegeten in das heutige Banat überschritt. Pompejus Agrippa stellte ständige Wachplätze auf, bis der dakische Fürst Decebal die Römer zurückschlug; zu seiner Zeit erreichte Dakien sein goldenes Zeitalter, doch unter ihm ging es auch unter.

Trajan begann im Jahre 101 nach Chr. seinen Heereszug und ließ, wie noch heute zu sehen ist, in der Umgebung der unteren Donau starke Spuren zurück.

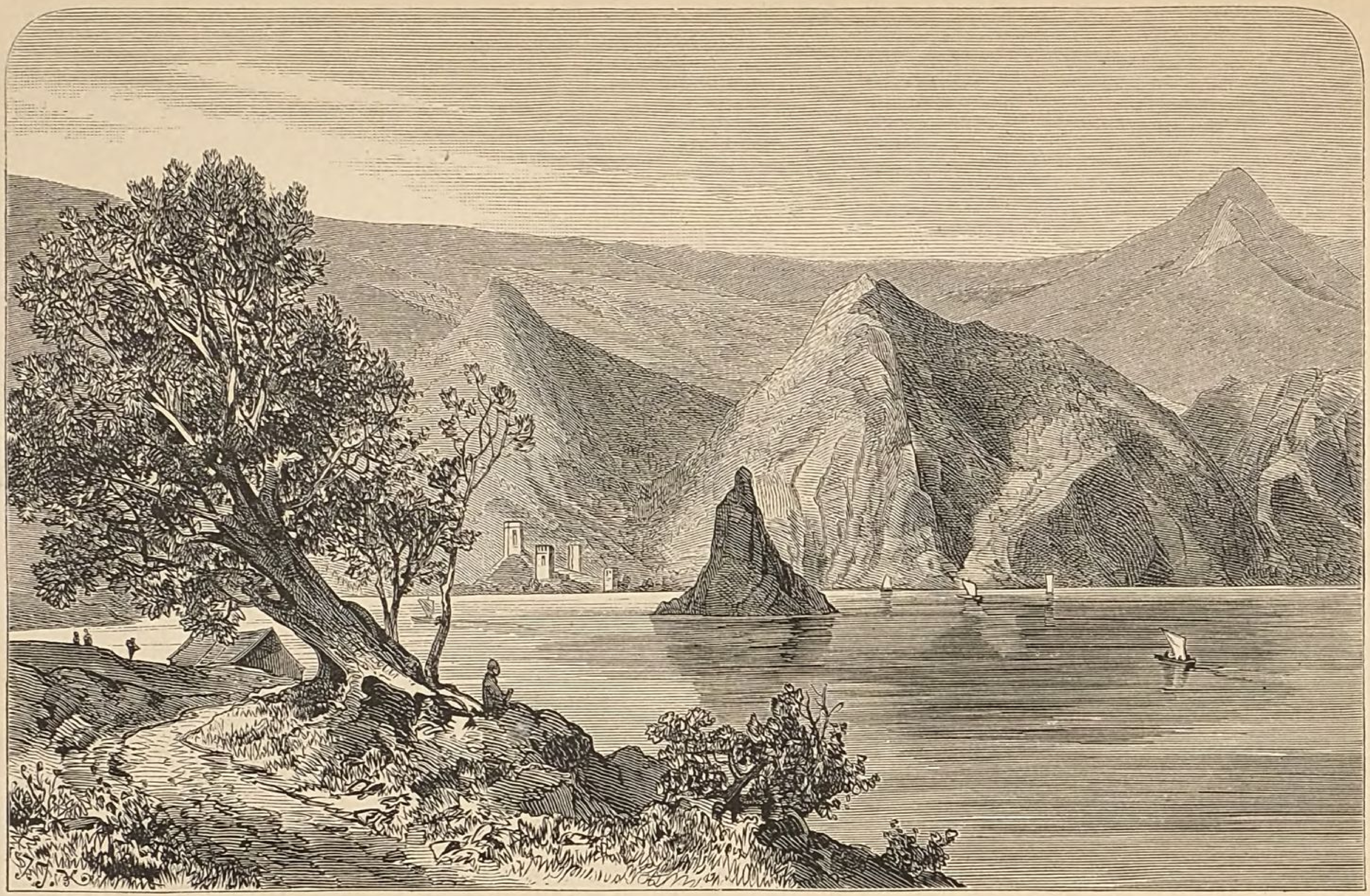
Báziás hieß zu Zeiten der Römer Aixis.

Im Jahre 274 nahmen die Gothen diese Gegend in Besitz, und im Jahre 370 begann der christliche Glaube sich hier zu verbreiten. Die Gothen wurden durch die Hunnen unter deren Führer Rua vertrieben.

Nicht weit von dort fand an dem Ufer der Nera jene große Schlacht statt, in welcher dreißigtausend Hunnen fielen, unter ihnen auch Ellák, der Sohn des großen Attila.

Dann bewohnten die Gepiden diese Gegend, bis der Longobarden-König Alboin, verbündet mit dem Hunnen Chan Baján, im Jahre 567 den Gepiden-König Kunimund besiegte und dessen in Gefangenschaft gerathene Tochter, die reizende Rosamunde, zur Gattin nahm; doch diese ließ, nachdem ihr Gatte sie zwang, die Hirnschale ihres Vaters als Trinkgefäß zu benützen, denselben aus Rache ob dieser Verletzung ihrer kindlichen Gefühle ermorden.

Unter der Herrschaft der hunnischen Avaren finden sich in dieser Gegend schon Spuren der Serben und Bulgaren, ja die Bulgaren ließen sich sogar nach dem bis Titel erfolgten Vordringen des Franken-Königs Pipin und nach 241jähriger Herrschaft der Avaren, das ist im Jahre 666



19.

Babakai-Felsen
(und die Ruinen von Galambócz).

dauernd nieder und besetzten unter ihrem Fürsten im Jahre 815 die beiden Ufer der Theiß.

Zur Zeit Árpád's regierte da der Bulgarenfürst Glad, gegen welchen Ersterer seine beiden Verwandten Zuárd, Kadocsa und den Kumanen Bojta sandte, deren erster Zusammenstoß bei Panuka (Pancsova) stattfand, nach welchem sich der Bulgarenfürst ergab.

Unter König Stefan widersetzte sich Achtum, ein Nachkömmling Glad's, demselben, wurde jedoch durch den Heerführer Csanád besiegt.

Es kamen sodann noch einige Kämpfe in dieser Gegend vor, von welchen jener des Palatins Belus gegen den griechischen Kaiser Emanuel im Jahre 1152 der bedeutendste war.

Der Tataren-Einfall ließ auch hier verheerende, haarsträubende Spuren zurück.

Ladislaus der Kumanier hielt im Jahre 1289 den Fényer Landtag in dieser Gegend ab, und der Serbenkönig Milutin nahm hier die jüngste Tochter Stefan's V., die Nonne Elisabeth, zur Gemalin.

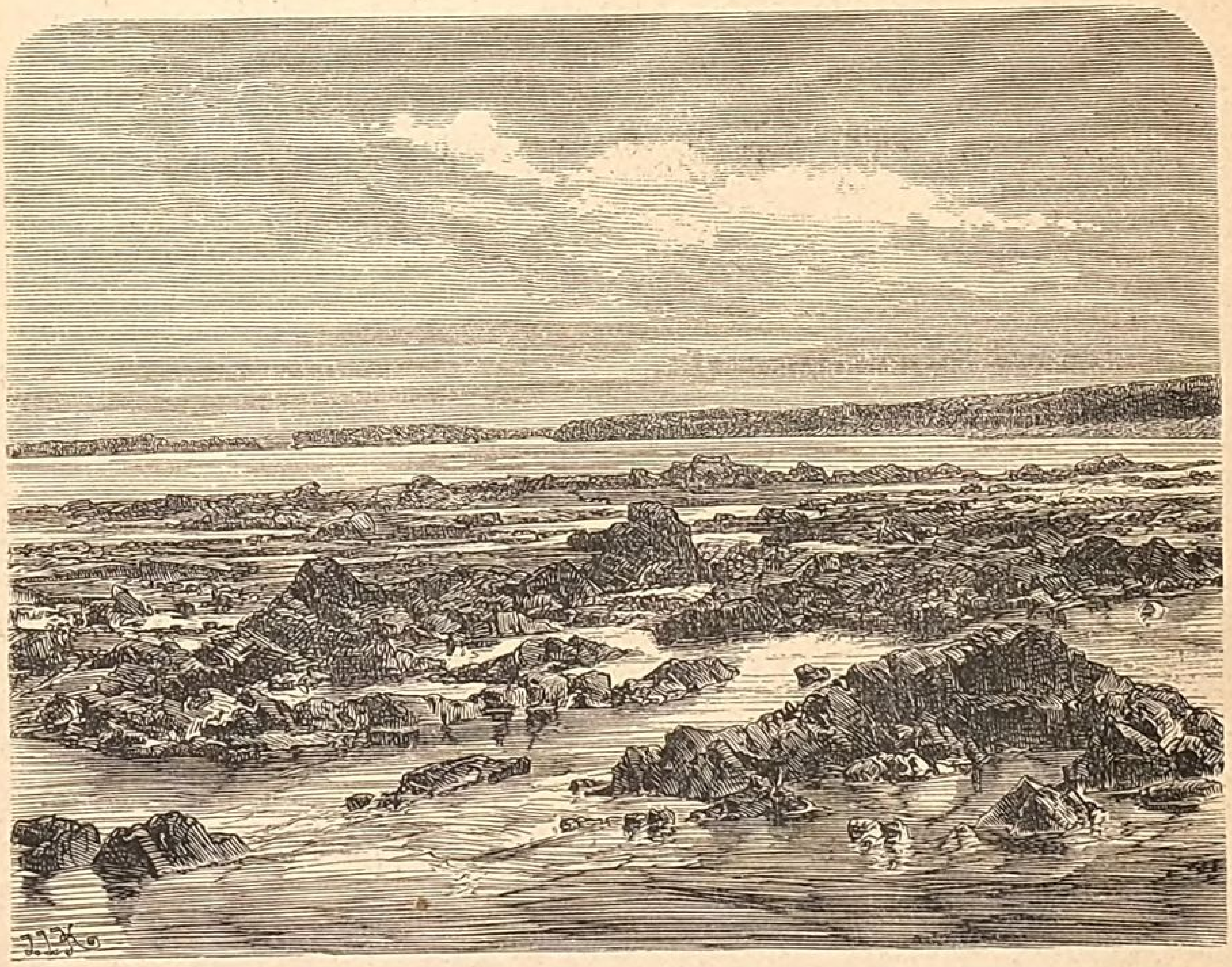
Karl Robert weilte oft in dieser Gegend, wohnte sogar in den Jahren 1316—1317 in Temesvár, wo auch dessen zweite Gemalin Maria, Tochter des Herzogs Kasimir von Teschen, starb.

Im Jahre 1338 verheerte eine ungeheuere Heuschreckenschaar diese Gegend.

Die Donau-Katarakte.

Bei Báziás beginnt jene 16 Meilen lange Strecke, welche durch die darin liegenden Strombarrièren der Schifffahrt so große Hindernisse bereitet, daß man schon im grauen Alterthum alle möglichen Anstrengungen machte, diese Strecke in irgend einer Weise zu überwinden oder zu umgehen. Wir werden jede dieser Stellen schildern, indem wir die Stromfahrt fortsetzen. Von Báziás führt die Eisenbahn in den sogenannten Banater Montandistrict Weißkirchen, Jassenova, Oravicza, Anina, Steierdorf, welcher weit mehr noch als wegen seiner merkwürdigen Industrie-Niederlassungen, um seiner Naturschönheiten willen von jedem Reisenden besucht werden sollte. Dieser Montandistrict ist eine wahre Perle in der Krone Ungarns. Sobald wir Báziás

verlassen haben, fährt der Dampfer an der Insel Nova=Gaja vorbei und legt beiläufig nach einer Stunde vor Gradište an, wo der Güterumschlag und auch der Reisenden=Verkehr von und nach Serbien stattfindet. Gradište, an der Pek=Mündung, liegt an jener Stelle, wo die Römer ein Fort angelegt hatten, dessen Ruinen bis an die Donau reichen, und an welcher Stelle man noch heute Ziegel mit dem Brandzeichen der „VII. Legio Claudia" findet.

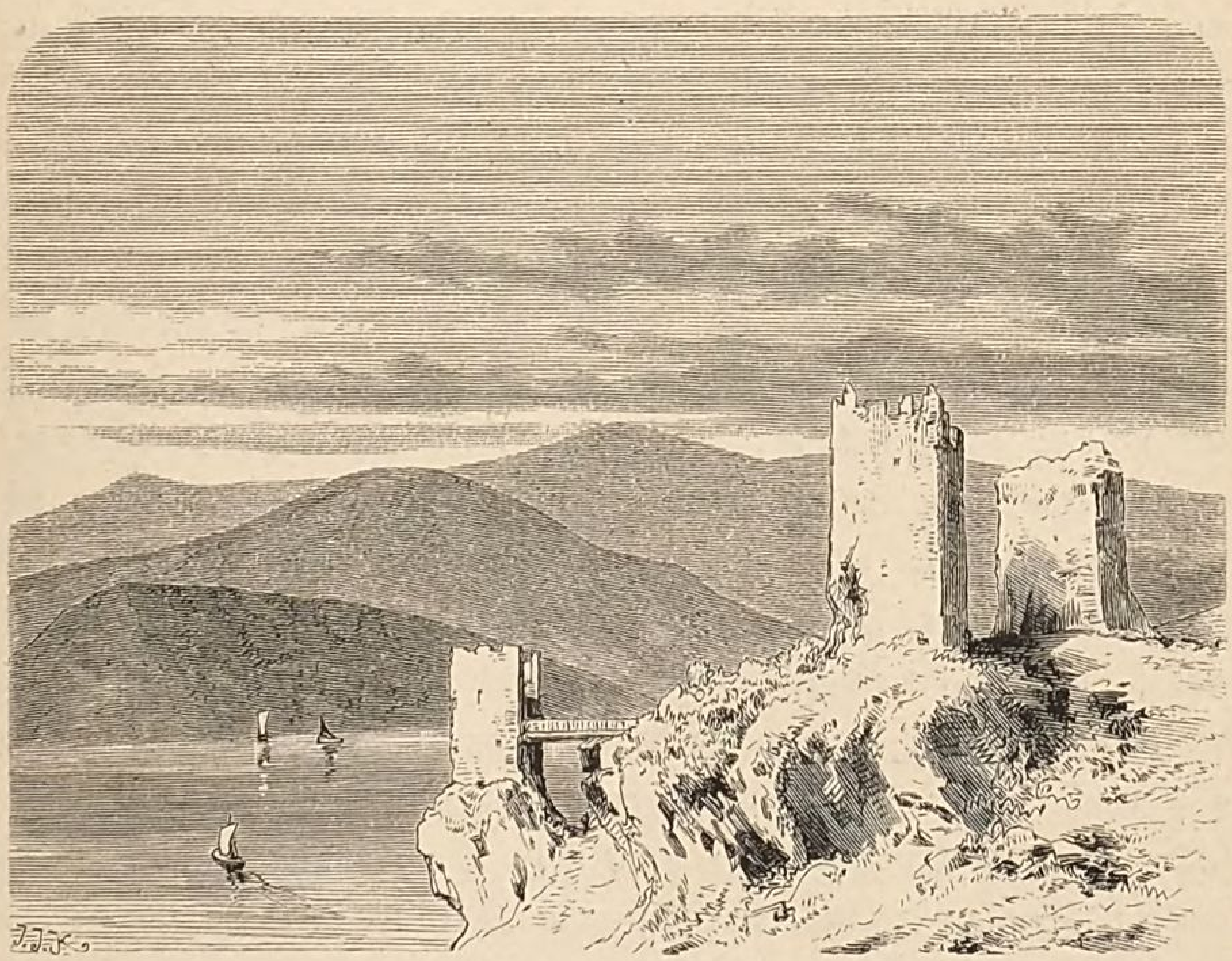


Das Eiserne Thor.

Am linken Ufer kommen wir an Alt=Moldowa vorbei, welches zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unter dem Gouverneur Mercy befestigt wurde, welche Bastionen dann aber zufolge des Friedens von Belgrad wieder abgetragen werden mußten. Eine halbe Stunde von da im Gebirge liegt der Bergwerksort Neu=Moldowa, dessen Kupferwerke schon von den Römern abgebaut wurden. Der Südbanater Gebirgszug, welcher nun die Donau fortwährend begleitet, bietet eine überaus malerischen Anblick. Bei Moldowa beginnt die gleichnamige Insel und da endet

auch das constante Fahrwasser, denn oft muß die Umladung schon hier vorgenommen werden.

Am unteren Ende dieser Insel erhebt sich aus dem Strome die 20 Fuß hohe Säule des Babakay-Felsens, an den sich so vielerlei Sagen knüpfen; auf uns macht er den Eindruck, als sei er als Wächter hingestellt, die Schiffer zu warnen, daß nun die Gefahren beginnen. Den Namen



Tri-Kule. (Seite 663.)

des Babakay-Felsens leiten Einige von dem slavischen Worte Babe (ein altes Weib) ab, Andere jedoch von der türkischen Bedeutung, welche „Bereue" heißen soll, und erzählen Folgendes davon: Ein türkischer Aga, der an der Grenze befehligte, kehrte einst unerwartet nach Hause zurück und erfuhr, daß die schönste seiner Frauen mit einem edlen Ungarn entflohen sei. Wuthentbrannt rief er seinen vertrauten Janitscharen und versprach demselben zehn Beutel Goldes, wenn er ihm die Ungetreue wieder schaffe und ihm das Haupt des Entführers mitbringe. Dieser machte sich sogleich auf den Weg,

folgte den Spuren der Flüchtlinge und erreichte sie, als sie eben die Grenze überschritten und, auf ihre Sicherheit bauend, sich in ein kleines christliches Fort zurückgezogen hatten. Der Janitschar verkleidete sich und seine Begleiter als serbische Bauern und flehte am Thore, ihm Gehör zu gönnen, da er sich über räuberische Einfälle der Türken zu beklagen habe. Augenblicklich wurde ihm geöffnet; er drang nun mit seinen Leuten ein, hieb den ihm Entgegentretenden nieder und raubte die schöne Schuldige, welche in Ohnmacht gefallen war. Er schwang sich nun mit derselben auf sein Pferd und band ihr, um ihre Qualen zu vermehren, das Haupt ihres vermeintlichen Geliebten, das er vom Rumpfe getrennt hatte, um den Hals. So ward sie zu ihrem Rache dürstenden Gatten zurück gebracht, der sie nun auf jenen Felsen aussetzen ließ, um dort eines elenden Todes zu sterben. Babakay (Bereue!) waren die letzten Worte desselben, als er sich von ihr entfernte, und von ihm erhielt der Felsen auf immer seinen Namen. — Das mitgebrachte Haupt war aber nicht das des Entführers; dieser war zufällig abwesend, und der Janitschar hatte in seinem blinden Eifer einen von dessen Leuten getödtet und ihm den Kopf vom Rumpfe getrennt. Als der Ungar nach seiner Rückkehr das Geschehene vernahm, bot er die Seinigen auf, schlich den Türken nach und war so glücklich, die Geliebte wieder zu befreien. Am folgenden Tage sandte der Aga den Henker hin, um die Ungetreue zu tödten, der Janitschar fand aber nichts als die Stricke, mit denen man sie festgebunden hatte. Er war schlau genug, seinem Herrn die schmerzliche Entdeckung nicht mitzutheilen, sondern diesem zu erzählen, die Gefangene habe sich in einem Anfalle von Verzweiflung losgerissen und in die Donau gestürzt, denn man sähe noch an einer vorstehenden Spitze der Klippe mehrere Fetzen ihrer Kleidung flattern.

Bald darauf kam es von Neuem zum Kampfe und die Schlacht von Karlowitz erfolgte. Der Aga wurde in derselben tödtlich verwundet und durch ein seltsames Spiel des Zufalls als Gefangener in das Zelt seines Nebenbuhlers gebracht; hier erfuhr er den wirklichen Hergang der Sache, und der Verdruß darüber beschleunigte sein Ende.

Von Babakay an werden die Ufer der Donau zu beiden Seiten wilder und steiler; gewaltige Klippen thürmen sich auf, von waldigen Gründen durchbrochen, und der Fluß strömt in reißenden Wirbeln durch den Engpaß dahin.

Wenn wir den Babakay verlassen, kommen wir rechts an den Ruinen einer Felsenburg vorbei, welche in der Geschichte Ungarns und Serbiens eine große Rolle spielte; es ist dies „Galambócz“, bei den Türken „Göngerdzsinlik“, serbisch Golubac, was in allen drei Sprachen eigentlich einen Taubenschlag bedeutet. (Siehe Illustration auf Seite 653.) Im Mittelalter bildete die Veste den Schlüssel der Donau-Position und wurde darum auch unzählige Male umstritten. Im Jahre 1391 prangte zum ersten Male der Halbmond auf den Zinnen von Golubac, aber Peter Perényi nahm die Veste wieder zurück. Dies war der erste Einfall der Osmanen auf ungarisches Gebiet unter Bajazid. Nach der Niederlage Sigismund's bei Nicopolis 1396 drangen die Türken zum ersten Male auch über die Donau. Zur Abwehr der Osmanli ließ nun König Sigismund (nachmals auch deutscher Kaiser) gegenüber von Galambócz die Donau-Redouten vor Lászlóvár aufführen und übergab deren Befehlshaberschaft dem Stefan Rozgonyi. Golubac blieb aber trotz wiederholter Stürme durch 260 Jahre in den Händen der Türken. Die gleichnamige Ortschaft liegt etwa eine halbe Stunde entfernt von den Ruinen, welche, den Unbilden der Witterung trotzend, dem Reisenden Kunde geben von einstigem Ruhm und Heldenthaten. In dem Felsgebirge oberhalb der Trümmer befindet sich die berüchtigte Golubacer Höhle, der Brutort der so gefährlichen Fliegen, welche schon den Römern bekannt waren, und welche bereits Virgil (Georgicorum libr. III.) unter dem Namen Oestron erwähnt. Die Golubacer Fliegen sind eine wahre Landplage, welche sich oft auf 30—40 Meilen im Gevierte erstreckt. Sie bilden beim Ausfluge wahre Wolken und tödten mit ihrem Stiche das Vieh. Bei warmer Witterung erscheinen sie schon Ende April, verkriechen sich, sobald es kühl, und kommen wieder zum Vorschein, wenn es wärmer wird. Wenn die Ausflugzeit der Fliegen herannaht, bestreichen die Landleute jener Gegend die empfindlichen Körpertheile ihres Viehes mit Theer, als einziges Schutzmittel gegen den Stich dieses Insects. Golubac liegt im Kreise Pozsarevác, in dessen Hauptorte 1718 am 21. Juli der Passarovitzer Friede geschlossen wurde.

Am rechten Ufer war die Gegend schon von Belgrad an gebirgig; bis Golubac schlängelt sich der Strom durch immer romantischere Partien; nun aber folgen die berühmten Katarakte und Felsklüfte: Sztenka, Kozla,

Dojke, Izlás, Tachtalia, Greben, Jucz, Kazan und unterhalb Orsova die Prigrada, das eigentliche Eiserne Thor „Demir Kapi". In Orsova und Báziás angebrachte Pegel weisen den Wasserstand, nach dem die Schifffahrt geregelt werden muß. In Orsova und Turn-Severin sind ständige Lootsen, deren Aufgabe es ist, die Schiffe über die gefährlichen Stellen zu steuern, welche sie vollkommen kennen. Diese Lootsen kommen in der Thalfahrt bei Drenkova, in der Bergfahrt bei Turn-Severin auf's Schiff. Eine systematische Regulirung dieser Stromstrecke aber hat noch nie stattgefunden.

F. Kanitz, der große Kenner der Balkan-Halbinsel und der unteren Donauländer, sagt über die Frage der Schiffbarmachung der Donau-Katarakte: „Man zeihe uns nicht des Undankes. Wer könnte vergessen, was einzelne weitblickende Männer, wie Széchenyi, Vásárhelyi, Cassian, Wex, Mac Alpine und Andere für die Beseitigung der Eisernen Thor-Barrière versucht und gethan haben! Gewiß füllen die Verdienste der genannten Männer ein glänzendes Blatt in der Entwicklungsgeschichte der Donau-Schifffahrt, allein die Ausführung solch großartiger hydrotechnischer Thaten kann nicht die Aufgabe einzelner, wenn auch noch so begabter Personen sein."

„Unsere Vorwürfe richten ihre Spitze nicht gegen Einzelne, sondern vielmehr gegen die Säumniß der Staaten, in deren Territorialbereich die großen Donau-Katarakte liegen."

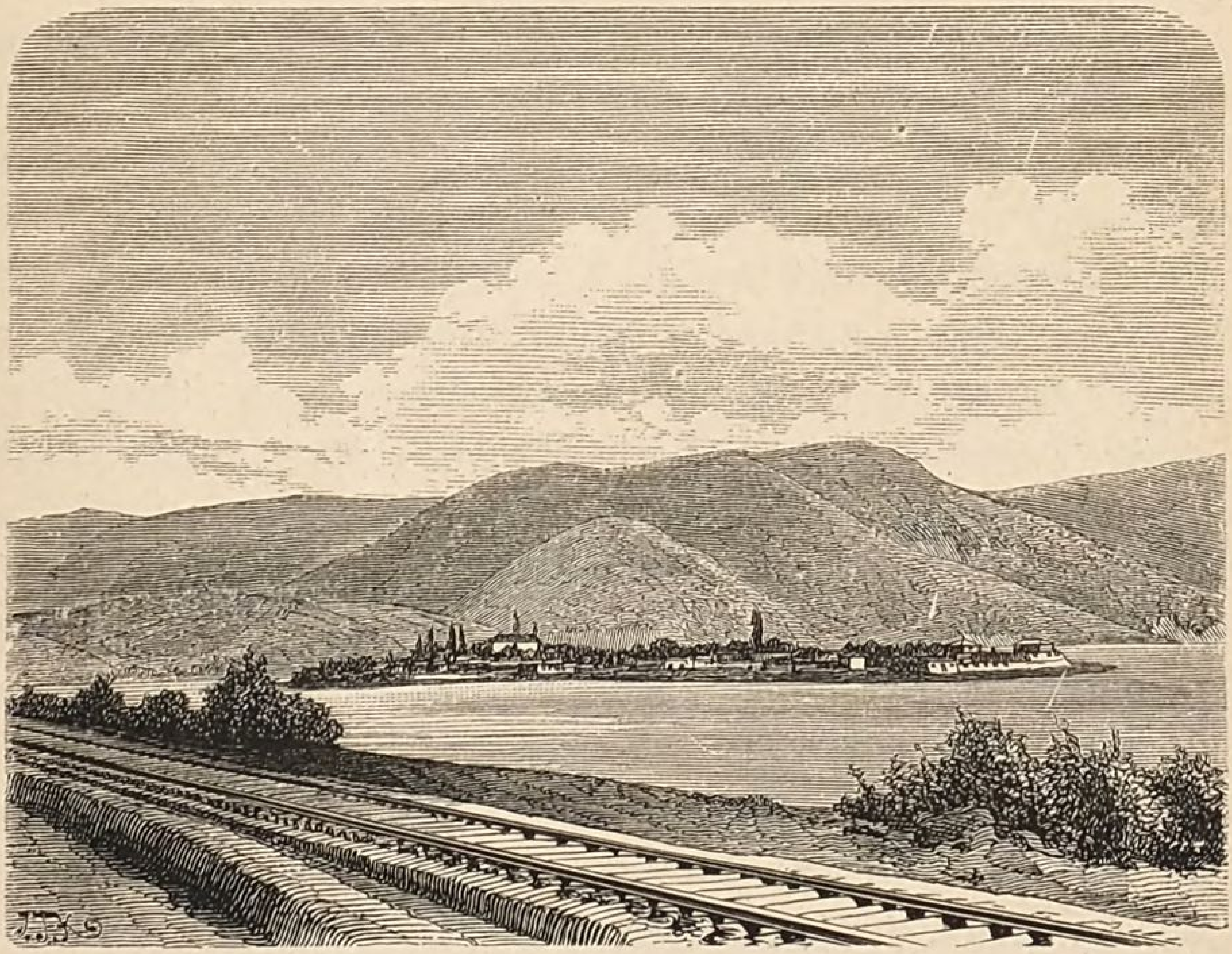
„Auch Lesseps bedurfte eines Napoleon III. und des Vicekönigs von Aegypten zur Verwirklichung des Suez-Canals. Die Durchstechung des Mont Cenis wurde nur durch die vereinten Kräfte Frankreichs und Italiens ermöglicht, und so ist die Gotthard-Bahn nur durch das Zusammenwirken der Schweiz und Deutschlands ausführbar geworden."

„Auch die Beseitigung der drei Donau-Barrièren und des Eisernen Thores erfordert das einträchtige Wirken der betheiligten Staaten, um so mehr da auch ihr Interesse dabei ein gemeinschaftliches ist."

Die jährlichen Rechenschaftsberichte der k. k. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft zeigen seit vielen Jahren eine constante Zunahme des Verkehrs auf der Donau, welche noch durch die Vereinigung des Schiffparkes der ungarischen und baierischen Gesellschaft, wie wir an anderer Stelle erwähnten, sich seitdem bedeutend erhöhte.

Welche riesige Ausdehnung könnte dieser Donau-Verkehr erst dann erlangen, stellten nicht die Donau-Katarakte gerade in den für den Verkehr wichtigsten Monaten ihre unüberwindlichen Hindernisse entgegen!

Das Eiserne Thor erstreckt sich 16 Meilen vom Orte Schip am serbischen Ufer bis Báziás am ungarischen Ufer — das heißt innerhalb dieser Donau-Section liegen die Riffe, Schnellen und Strudel, welche bei ungünstigem Wasserstande die Schifffahrt zur Unmöglichkeit machen.



Ada-Kaleh
vom Bahnhofe zu Vercserova aus gesehen. (Seite 667.)

Nicht nur, daß zu solchen Zeiten ober- und unterhalb des Eisernen Thores zahlreiche Sendungen unverschifft liegen, so bleibt auch ein Theil des Schiffparkes der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft mit der theuern Ausrüstung und Mannschaft zur Unthätigkeit verdammt.

Die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft scheute schon seit Jahren kein Opfer, um so viel als möglich gegen diese elementaren Hindernisse anzukämpfen, und so schuf sie eine kleine Flottenabtheilung für das Eiserne

Thor, bestehend aus einem sehr kräftigen Remorqueur, drei seicht gehenden Passagier-Dampfern und 55 hölzernen Lichterschiffen — diese Escadre nun kostet ziemlich viel Geld und hat doch zwei Uebelstände.

Bei günstigem Wasserstande wird sie überflüssig — bei zu schlechtem Wasserstande aber doch unverwendbar, so daß dann aller Wasserverkehr eingestellt werden muß. Wir sehen daher, wie unerläßlich die Regulirung des Eisernen Thores ist, da selbst Palliativmittel und eigens für die Strecke erbaute Fahrzeuge sich als ungenügend erwiesen.

Die gedachten Strombettschwierigkeiten wollen wir im Nachstehenden auf Grund des Berichtes des Ober-Baurathes Wex und des älteren Werkes von Vásárhelyi schildern. Das oben erwähnte, 16 Meilen lange Eiserne Thor zerfällt in drei Theile, welche durch das Milanovacer und Orsovaer Wasserbecken geschieden sind. Von Báziás über die Stenkabank geht es noch an, da ist der Wasserspiegel 500 Klafter breit, und wenn der Orsovaer Pegel 3 Fuß ober Null zeigt, so können noch größere Schiffe passiren. Ueber die zwei Meilen tiefer liegenden Dojke können die 7 Fuß tauchenden Dampfer noch stromaufwärts fahren, wenn der Orsovaer Pegel 6 Fuß zeigt.

Nun wird das Strombett schon auf 280 Klafter verengt, und es kommen die Klippen Izlás und Tachtalia, über welche das Gefälle 8 Fuß auf 1000 Klafter Länge ist, und ist die Fahrt nur in der Rinne längs des serbischen Ufers gestattet; unter der Tachtalia verengt sich der Strom bis 110 Klafter, um bei Milanovac sich seeartig bis auf 500 Klafter auszuweiten. Dieses Bassin bildet den Abschluß der ersten Partie und ist mit dem kleinen Orsovaer Bassin durch den 3300 Klafter langen Kazanpaß verbunden. Im Kazanpaß ist das Strombett 152 Fuß tief, doch bald kommt der Jukriff, ein 330 Fuß langes Felsenriff, welches größere Schiffe nur mehr passiren läßt, wenn der Orsovaer Pegel über 5 Fuß ober Null zeigt. Das Gefälle ist hier $7\frac{1}{2}$ Fuß auf 500 Klafter und die Strömung 11 Fuß per Secunde. Nun kommt die dritte Partie, das große Eiserne Thor (siehe Illustration auf Seite 656); gleich nach türkisch Orsova (Ada-Kaleh) verengt sich das Flußbett bis auf 320 Klafter, und da liegt eine etwa über 200 Klafter lange Bank, welche das nur 1—5 Fuß über dieselbe hinströmende Wasser staut. Die letzte große Barricade ist das 500 Klafter lange Prigrada-Riff, welches das Wasser nach der linken Fluß-

seite hin drängt. Mit der rasenden Schnelligkeit von 15 Fuß per Secunde stürzt sich da die Wassermasse in den nur 360 Fuß breiten, 158 Fuß tiefen Canal und bildet zahllose Wirbel und Gegenbrandungen. Schon bei 6 Fuß 6 Zoll ober Null am Orsovaer Pegel, das heißt bei einem Wasserstande, wo alle anderen Partien des Eisernen Thores noch befahrbar sind, hört hier jeder Verkehr auf.

Ruderschiffe können dieses Riff fast zu keiner Zeit passiren, und auch für Dampfer schwebt immer Gefahr ob; — unter mehreren Dampfern, die hier zu Grunde gingen, erwähnen wir nur den prächtigen ottomanischen Kriegsdampfer „Silistria"; dies war im Jahre 1862.

Wir haben hier den ganzen Stromzug als zusammenhängendes Ganzes geschildert. Bekanntlich hatten die Römer für die Donau zwei Benennungen: Danubius und Ister; d'Anville ist nun der Ansicht, daß die Strombarrièren des Izlás und Tachtalia jene Stelle bilden, welche Strabo die Scheidewand zwischen Danubius und Ister nennt.

Nach dem Greben-Defilé etwa eine Viertelstunde liegt der ehemalige Banater Grenzort Svinicza und daneben die unter dem Namen Tri-Kule bekannten Ruinen, welche die Reste eines Forts bilden, das hier den Donau-Uebergang vertheidigte. Am rechten Ufer folgt Milanovac, eine nette Ortschaft Serbiens, mit zierlichem Kirchthurm, am oben geschilderten Becken; hier ergießt sich auch das Flüßchen Porečka-Rjeka in die Donau. Zwischen Milanovac und der Insel Poreč sehen wir eine sich den Berg hinanschlängelnde Straße, welche in's Innere Serbiens führt; an dieser Straße liegt, etwa fünf Stunden landeinwärts, das Bergwerk von Majdán-Pek.

Wir erwähnten oben, wie das Milanovacer mit dem Orsovaer Becken durch den Kazanpaß verbunden ist. Nach Svinicza folgt die Ortschaft Plaviševicza, und eine halbe Stunde abwärts beginnt diese merkwürdige Stromenge.

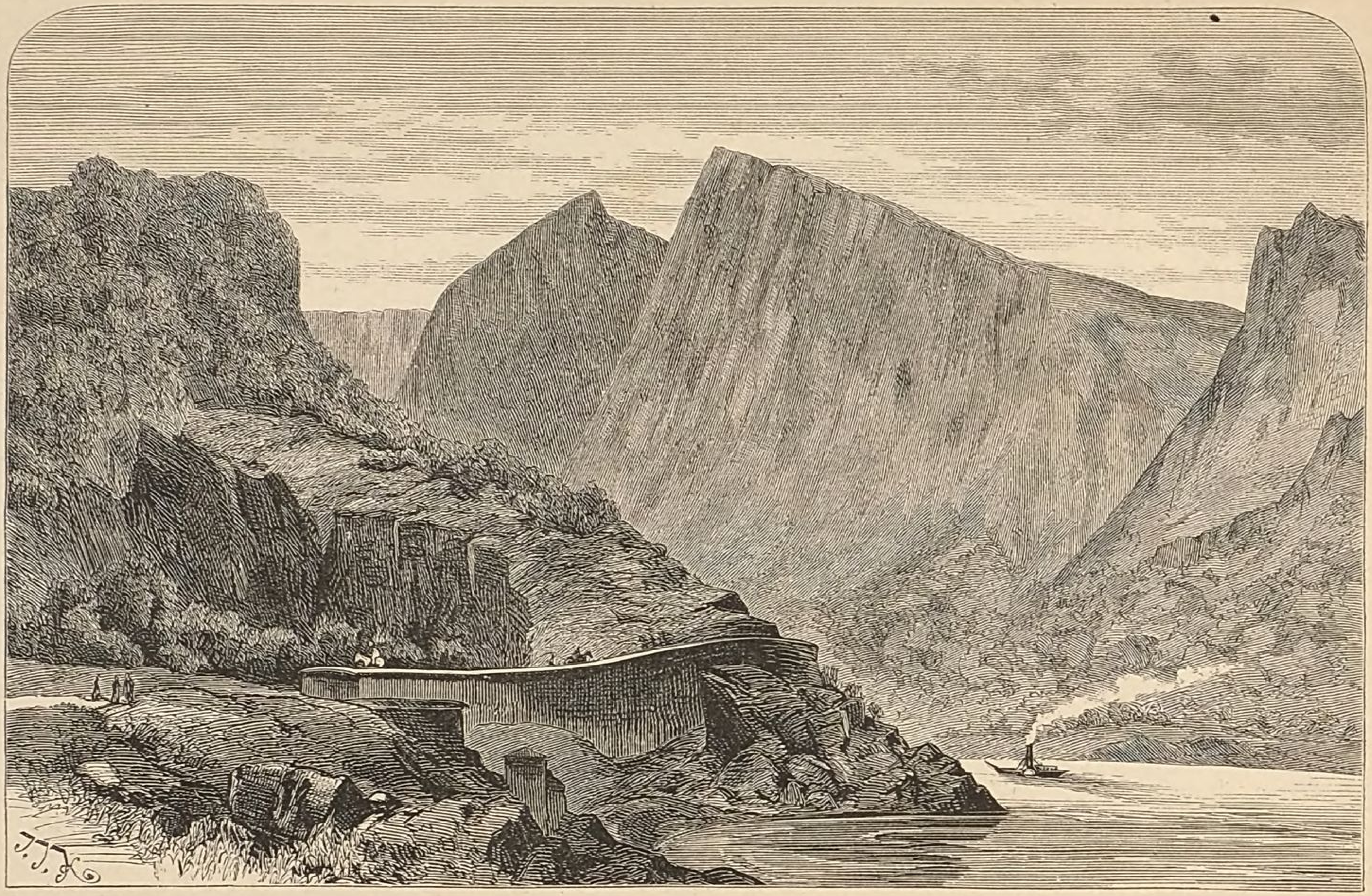
Die Gebirge und Felspartien nahmen schon bisher die volle Aufmerksamkeit des Reisenden in Anspruch, eine prachtvolle Landschaft wechselt mit der andern ab, eine pittoreske Partie folgt der anderen — all' das wird aber übertroffen von dem Eindruck, den der Kazan schon bei der Einfahrt hervorruft. Es giebt keinen so gleichgiltigen, abgestumpften Menschen, auf den dieser Anblick nicht den tiefsten Eindruck machen, der nicht die Größe der Naturerscheinung bewundern würde.

Links bildet eine riesige Felspartie sozusagen eine Thormauer — die durch dieselbe gehauene Felsstraße wird noch nach Jahrhunderten den Namen Széchenyi's verewigen, des Schöpfers dieser Kunststraße. In ihrem gesammten Laufe ist die Donau hier am tiefsten, an beiden Ufern erheben sich bis über 1500, ja nahezu 2000 Fuß hohe senkrechte Felswände, die sich an beiden Seiten so sehr gleichen, als wären sie durch den gewaltigen Hieb einer Titanen-Axt gespalten worden. Der Dampfer durchfährt diesen Engpaß etwas über eine halbe Stunde. Während am linken — ungarischen



Trajans-Tafel. (Seite 665.)

— Ufer die Széchenyi-Straße hinzieht, sehen wir am rechten, also serbischen Ufer, den durch den römischen Kaiser Trajan in den Felsen gehauenen Weg nur wenige Fuß hoch ober dem Wasserspiegel. Dieser Weg wurde während des ersten Dakischen Krieges 101 n. Chr. hergestellt, was auch daraus zu schließen, daß am Ende dieses Weges, gegenüber von Ogradena, einige Stufen vom Wasserspiegel auf den genannten Weg hinanführen, wo die viereckige Trajans-Tafel sichtbar ist, rechts und links sind Delphine gemeißelt, in der Mitte ein römischer Adler mit ausgebreiteten Fittigen. Die Tafel hat im Laufe der Zeit gelitten, wurde auch durch das Feuer der

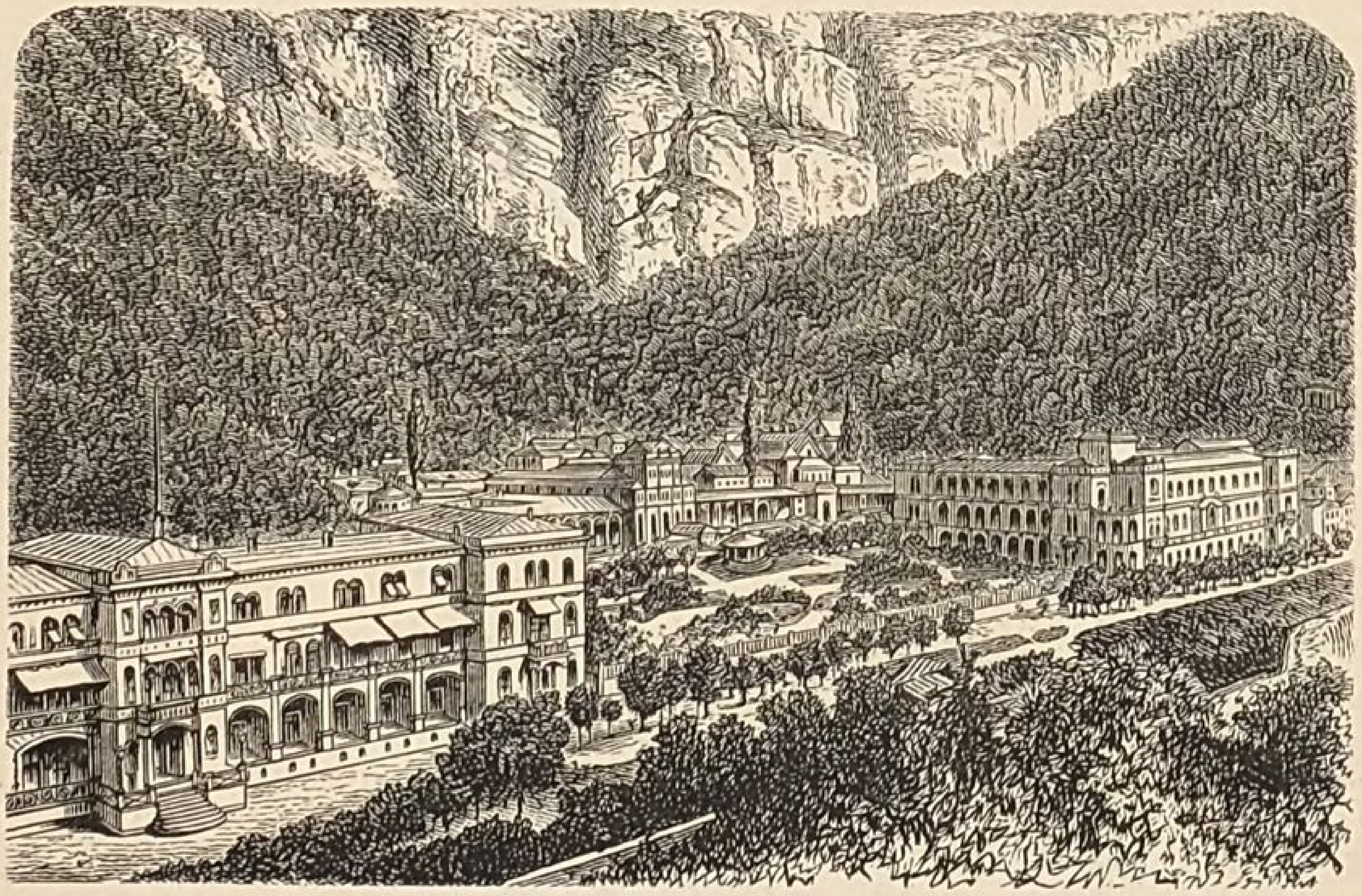


20.

Einfahrt in den Kazanpaß.

hier ihre Mahlzeit kochenden Fischer geschwärzt, aber trotz alledem ist die Inschrift noch gut lesbar:

IMP. CAESAR. DIVI. NERVAE. F.
NERVA TRAIANVS AVG. GERM.
PONTIF. MAXIMVS. TRIB. POT. IIII.
PATER PATRIAE COS IIII.
MONTIS. — — L. — — II AN — — BVS.
SVP. — — AT. — — E. . —



Das Herkulesbad in Mehadia. (Seite 669.)

Zur Zeit des ersten Feldzuges hatte er noch den Namen Germanicus, und erst nach der Besiegung Decebal's nahm er den Namen Dacicus an.

Diesen Sieg, 114 n. Chr., verewigte die noch jetzt in Rom stehende Trajans-Säule mit ihren 2500 Relief-Figuren. Die oben erwähnte Széchenyi-Straße wurde unter Oberleitung des Ingenieurs Vásárhelyi in den Jahren 1830—34 mit einer Arbeiterzahl von 3000 Mann ausgeführt; dieselbe ist, da sie fast durchwegs knapp über dem Wasserspiegel läuft, mit einem Parapet versehen.

An der Széchenyi-Straße im Csukármare-Berg befindet sich die berühmte Veterani-Höhle. Graf Friedrich Veterani, geboren 1650 im Fürstenthum Urbino, trat 1683 als Oberst in die Dienste des Kaisers. Beim Entsatze von Wien und anderen Gelegenheiten zeichnete er sich aus und wurde dann Commandant von Nissa (Nisch). Im Jahre 1694 zum Feldmarschall ernannt, wurde er im darauffolgenden Jahre durch die Türken vom Hauptheere abgedrängt, bei Lugos eingeschlossen, wo er auch den Heldentod fand. Drei Jahre vor seinem Tode sandte er den Hauptmann d'Arnau mit 300 Mann in diese Höhle, um von da aus die Donau abzusperren.

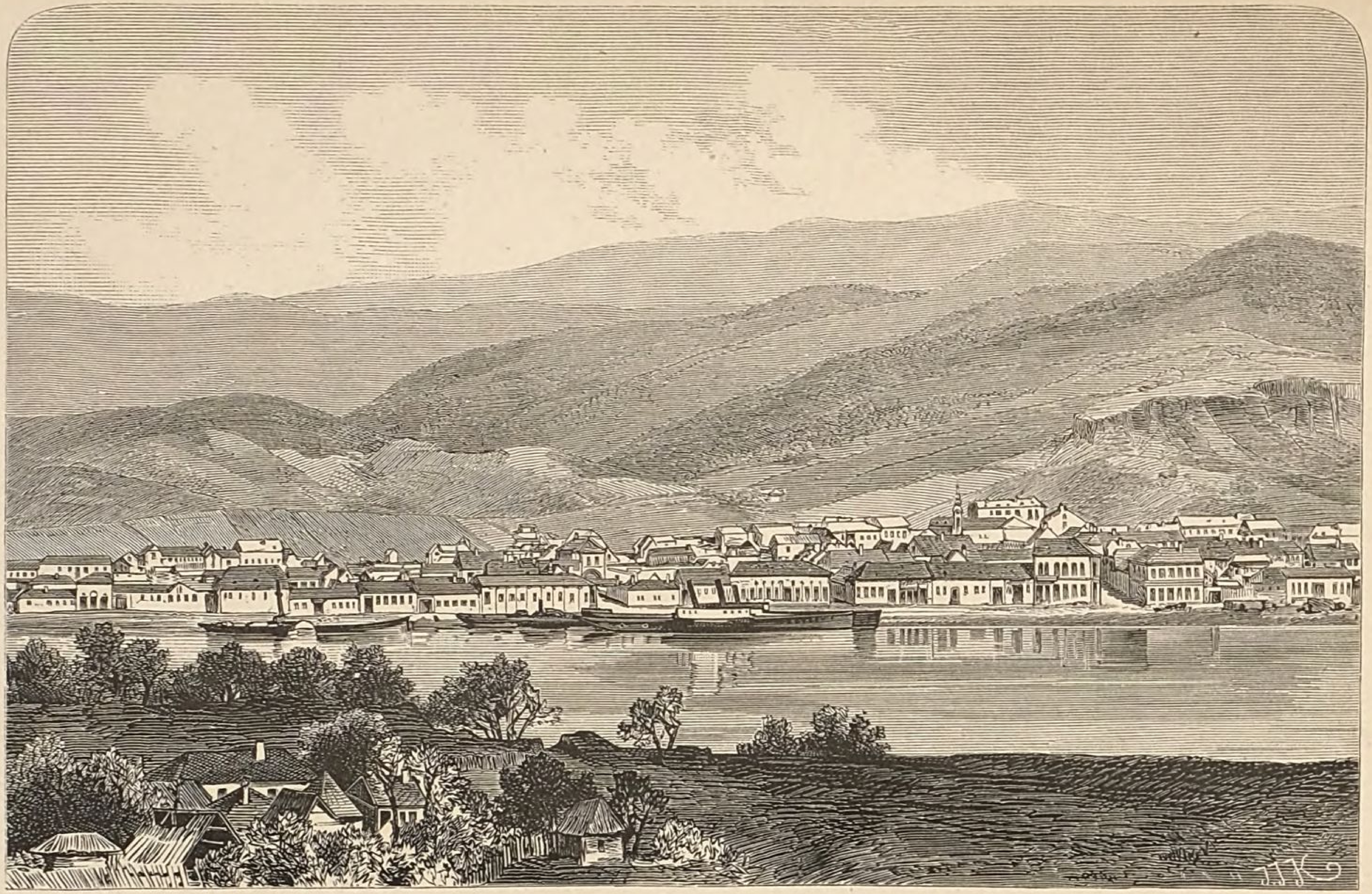
Der Höhleneingang ist in der Felswand etwa 10 Klafter von der Thalsohle erhoben und nur auf einem äußerst schmalen Pfade zugänglich. Die Höhle mißt 100 Wiener Fuß in der Länge, 70 in der Breite, 60 in der Höhe. Ihr Licht erhält sie sowohl vom Eingange her, als auch durch eine oberhalb liegende Oeffnung. Trotz Beschießung vom jenseitigen Ufer und Umgehung durch den Feind, trotz großen Wassermangels hielt die Besatzung aus, bis sie dann auch Munitionsmangel litt. Im Jahre 1787 hielt unter dem Commando des Majors Stein die Höhle abermals eine längere Belagerung aus. Nach einer beinahe zwei Monate währenden Belagerung ging Major Stein eine ehrenhafte Capitulation ein.

In manchen Büchern findet man die irrige Angabe, als hätte während der ersten Belagerung hier Veterani persönlich commandirt, während blos Hauptmann d'Arnau die Höhle nach seinem Oberfeldherrn benannte. Veterani selbst fiel bei Lugos, nach Anderen in Siebenbürgen, in einem den Insurgenten Tököly's gelieferten Gefechte.

Sobald wir aus dem Kazanpaß herauskommen, liegt links von uns Alt-Orsova.

An der Stelle Alt-Orsova's stand zur Zeit der Römer die Stadt Tierna, die später unter ihrem heutigen Namen vorkommt. Zuárd, der Feldherr Árpád's, eroberte dieselbe im Jahre 896 von den Bulgaren mit Sturm.

Im Anfange des 11. Jahrhunderts übersetzte jedoch Othum, ein Abkömmling Glad's, die Donau und gewann das Land seiner Ahnen wieder zurück. Im Jahre 1396 nahm es auch der Ungarkönig Sigismund ein,



21. Orsova.

als er gegen Sultan Bajazid zog. Hier übersetzte auch Ulászló (Wladislaw) mit 20.000 Mann die Donau, als er dieselben gegen Murad führte. Alt-Orsova mußte in jener Zeit schon ein befestigter Platz gewesen sein, weil nicht lange danach die Witwe Johann Hunyady's, als sie auf dem am 13. Juni 1457 in Preßburg eröffneten Landtage die Rückgabe der königlichen Festungen, die bis dahin in ihrem Besitze waren, versprach, unter denselben neben Szörény, Keri u. s. w. auch Orsova erwähnte. Im Jahre 1522 wurde Orsova durch den Feldherrn Soliman's, Bali Beg, eingenommen. Im Jahre 1688 nahm der von den Türken unterstützte Tökölyi nach Gladova auch Orsova von den Serben zurück, ließ die Mauern schleifen, mußte sich jedoch, nachdem er durch Ludwig von Baden geschlagen worden war, zurückziehen. Im Jahre 1694 erhielt General Heißter den Auftrag, Orsova wieder in Vertheidigungszustand zu setzen. Nach dem Passarovitzer Frieden verblieb Alt-Orsova im Besitze der Oesterreicher, sie mußten jedoch die Festung der Erde gleich machen. Im Jahre 1849 wurde Alt-Orsova durch Honvéd-General Bem ohne Schwertstreich eingenommen.

Neu-Orsova (Ada-Kaleh) gegenüber war auf serbischem Gebiete das Fort Elisabeth, welches jedoch im Jahre 1768 laut Vertrag durch die Serben zerstört wurde; — heute ist davon nichts mehr sichtbar als ein von Schlingpflanzen überwucherter Steinhaufen.

Wir können jedem Reisenden, noch mehr aber Demjenigen, der mit dem Reisen auch Studien verbindet, empfehlen, von Orsova aus die Partie nach Mehadia und den berühmten Herkulesbädern zu machen.

Orsova liegt in einer weiten Einbuchtung des unteren Csernathales (spreche Tschernathal), welches hier in das Donauthal mündet. Gegen Süden erhebt sich der Allionberg, der bis an die Donau vorspringt; diesem gegenüber liegt die Insel Ada-Kaleh (Neu-Orsova).

Hinter Orsova, in's Thal hinein, liegen die Orte Neu- und Alt-Suppanek, die Straße führt durch beide Dörfer nach Koramnik über einen Felsenberg, wo die Cserna unten durch den sogenannten Koramniker Schlüssel in das Suppaneker Thal braust.

Dann geht die Straße wieder im Thalgrunde fort und gelangt man am linken Ufer der Cserna nach Topletz; hier sieht man merkwürdig gut

erhalten elf Bogen eines römischen Aquäducts, dessen weitere Reste man sowohl dem Flusse auf- als abwärts verfolgen kann. Vielleicht haben die Römer mittelst dieser Wasserleitung die warmen Wasser des heutigen Mehadia nach ihrer Colonie geleitet, die an der Stelle von Orsova lag. *)

Diese Bogen sind aus großen Feldsteinen und roth gebrannten Ziegeln gebaut, und zwar derart, daß außen und innen eine doppelte Schicht Ziegeln auf eine vierfache Schicht von Feldsteinen folgt. Der Mörtel gleicht jenem, den man in den Herkulesbädern bei den römischen Bauten fand, und besteht derselbe aus grobem Sand und Steinchen. Die hier geschilderten alten Baureste liegen in einer reizend romantischen Gegend; das Gebirge rückt bis dicht an das rechte Ufer der Cserna und sind diese Höhen zum großen Theile mit Wein bepflanzt. Am linken Ufer erhebt sich kahles, mit zutage liegenden Felsen übersäetes Gebirge. Bei Toplet kommt aus einem Seitenthale der Jardestizabach, über welchen eine steinerne Straßenbrücke führt, und vereinigt sich da mit der Cserna.

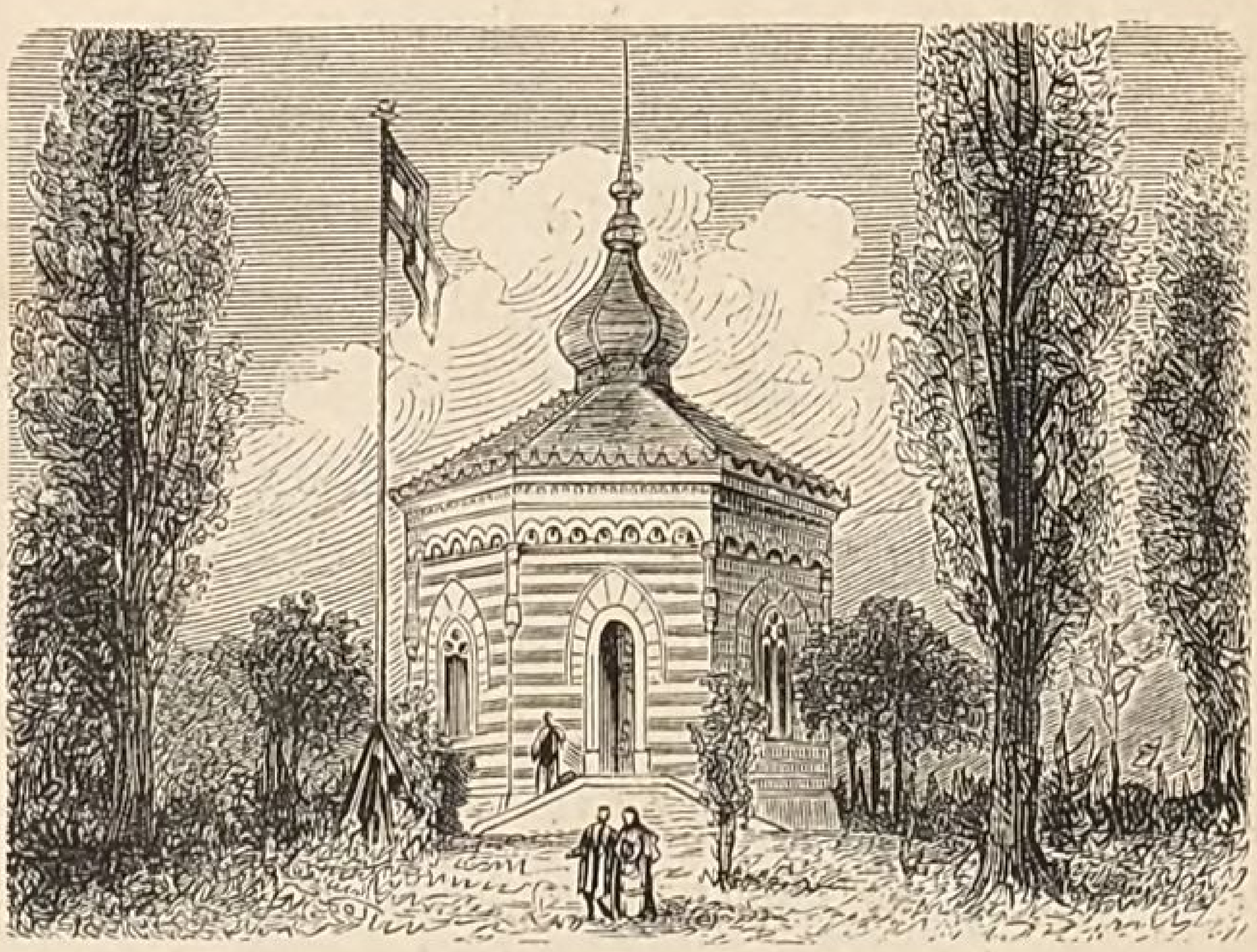
Von Toplet an fährt man noch eine starke halbe Stunde am rechten Ufer der Cserna bis an die Mündung der von Nordwesten kommenden Bjela-Rjeka (Weißbach), die von Mehadia herabkommt.

Der Weg nach dem Badeorte liegt nun von der Straße rechts ab und führt bei dem Dorfe Pecsineska in eine Thalschlucht, die einen überraschenden Anblick gewährt. Rechts zieht sich ein geklüfteter felsiger Gebirgskamm, links erheben sich knapp an der Straße dicht bewaldete Höhen. Von Pecsineska an bildet das Thal eine längliche Mulde, in welcher sich die Cserna hinschlängelt. Bald rücken die zerklüfteten Felsenkanten rechts näher heran, das Thal verengt sich, nun wird auch die linke Seite rauher, felsiger, und wir befinden uns in einer tiefen Schlucht. Wir kommen dann an die schöne eiserne Brücke, welche auf das linke Ufer der Cserna führt, in kurzer Zeit führt eine steinerne Bogenbrücke wieder auf's rechte Ufer zurück, und so gelangen wir auf der serpentinirenden Straße an den offenen Raum im Thale, auf welchem der Badeort liegt, der aus zwei Häuserreihen besteht.

---

*) Neuere Forscher behaupten, der Aquäduct sei türkischen Ursprungs.

Die berühmten Herkulesbäder bei Mehadia liegen in der erwähnten mäßigen Ausweitung des Csernathales; am rechten Ufer des Flusses liegt der größere Theil der Baulichkeiten. Die zwei Häuserreihen fassen einen 330 Schritt langen, 40 Schritt breiten Platz ein, in dessen Mitte sich das in grauem Marmor ausgeführte Brunnenbassin befindet, welches eine bronzene Herkules-Statue ziert. Die nordöstliche Seite dieses Platzes schließt die katholische Kirche ab, das südwestliche Ende ist offen. Die hervorragendsten Gebäude sind das Militär-Curhaus, die große Traiteurie mit Kaffeehaus, das Verwaltungsgebäude — früher, so lange Mehadia zum Grenzgebiete gehörte, die Commandantur, — dann das Hôtel Ferdinands-Hof mit 85 Zimmern und Speisesaal. Das sogenannte Kaiserbad ist in sehr elegantem Style aufgeführt, das Ludwigs-Bad gehört zu den älteren Baulichkeiten, daran schließen sich Theresien- und Franzens-Hof, beide zusammen mit 198 Zimmern, 12 Küchen und Souterrain-Localen. Das Carolinen-Bad schließt die Häuserreihe; von da führt eine steinerne Brücke an's andere Ufer zum südwestlichen Theile des Badeortes.



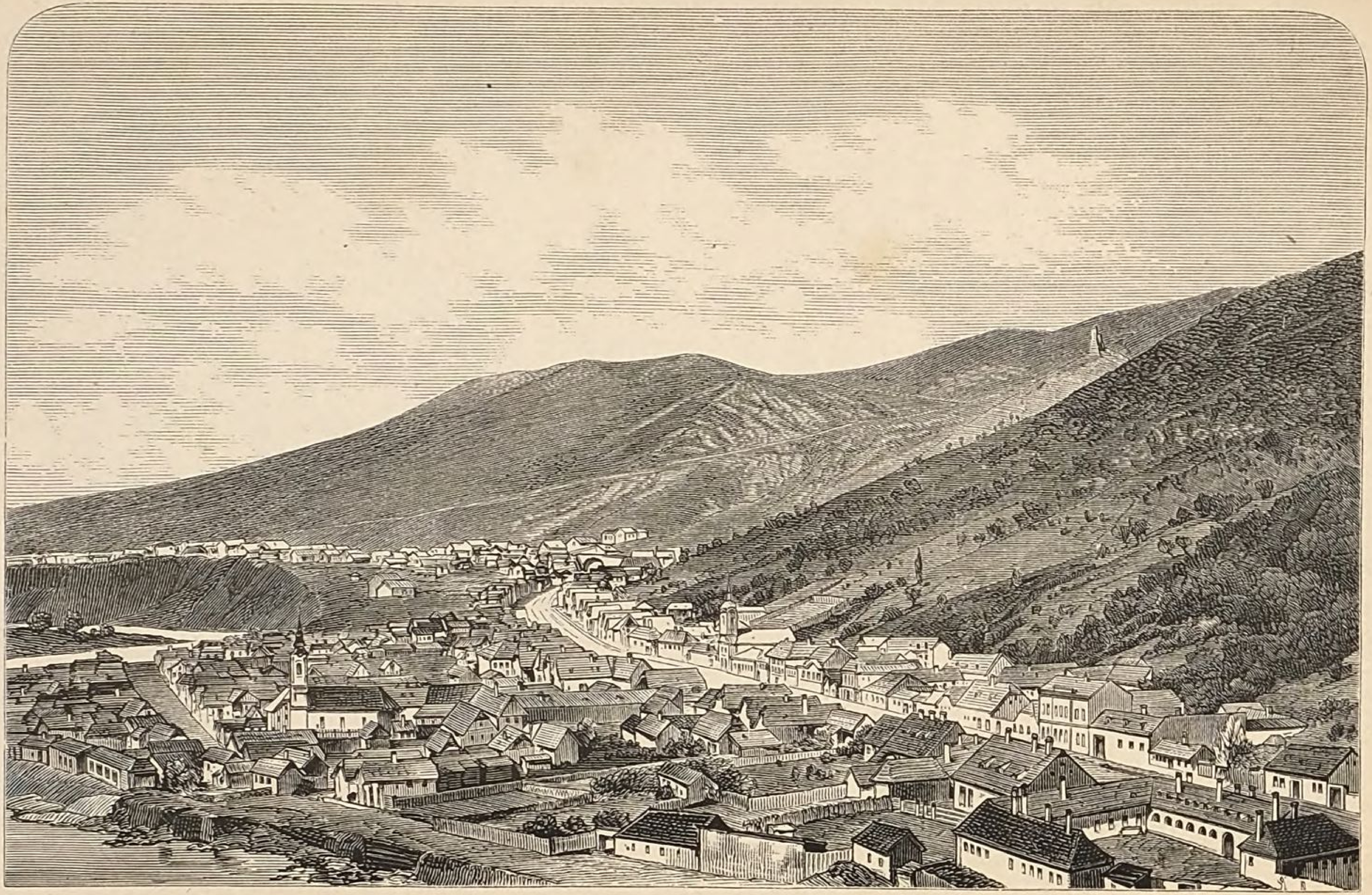
Kronkapelle bei Orsova. (Seite 671.)

Herkulesbad zeichnet sich durch seine romantische Lage aus, da das Csernathal das schönste der Querthäler der Banater Alpen ist. Dieser Hochgebirgskamm scheidet Siebenbürgen von der Walachei. An manchen Stellen des Thales, so hinter dem Herkulesbad, steigt die nackte Felswand aus grauem Kalkstein 1000 Fuß senkrecht empor. Sämmtliche Fahr- und Gehwege im Rayon des Badeortes und seiner Umgebung sind wohl gepflegt; der Weg zum Herkulesbad ist von Bäumen dicht beschattet; dahinter zieht sich links ein

Fußweg bergan zur sogenannten Räuberhöhle, die sich in einer Felswand, 170 Fuß über der Thalsohle, befindet und aus mehreren Abtheilungen besteht.

Von der an der Spitze des Waldgebirges gelegenen Čorič-Höhe hat man eine überraschende Aussicht — nach Osten über den größten Theil des Csernathales, unter sich den Badeort, links davon den aus dem Thale emporragenden Domoclett mit der tiefen Schlucht daneben; weiterhin breitet sich das zwischen Mehadia und der Donau hinziehende bewaldete Gebirge aus. Auch am linken Flußufer finden wir schöne Spaziergänge; in der Nähe der griechischen Kirche befinden sich die Tökölyi'schen Anlagen, in denen ein tempelartiger Pavillon steht; von da aus geht ein schattiger Fußsteig nach dem Friedhofe und der Meierei. Ein interessanter Ausflug ist jener auf den Gipfel des Domoclett; diese Kuppe erhebt sich aus dem von Siebenbürgen kommenden, das Csernathal einschließenden Felskamme. Gegen Nordwesten und Norden fällt der Domoclett beinahe senkrecht ab, gegen Süden und Südwesten verläuft sein kahler Rücken in die bewaldeten Vorberge, welche bei Orsova bis an die Donau vortreten. Die Höhe des Domoclett beträgt 5000 Fuß. Gegen Süden sieht man die Gebirge Serbiens, etwas mehr gegen Westen die Felsenkämme der Klissura, den Ort Mehadia und das Almás-Thal.

Bereits die Römer hatten die Heilkraft dieser Quellen erkannt und sie dem Herkules geweiht, dies beweisen die zahlreichen Ueberreste von Tempeln, Statuen, Münzen, Wasserleitungen und ähnlichen Baulichkeiten, welche da ausgegraben wurden. Auch die Türken benutzten diese Bäder. Die jetzigen Bauten und überhaupt das Wiedererstehen des Curorts datiren aus der Neuzeit und nahmen ihren Anfang 1792. Seit Auflösung der Militärgrenze ist Herkulesbad eine ungarische Staatsdomäne, und seit zwei Jahren steht der Curort durch directen Schienenstrang sowohl mit dem ganzen Lande, als auch mit der Donau bei Orsova und seit der Eröffnung der Verciorova-Bahn mit Rumänien direct in Verbindung. Hier rückt das Donauthal den siebenbürgischen Abhängen am nächsten, der Hátszeger Winkel Transsylvaniens springt da vor, und wir sind nicht mehr ferne von Decebal's Hauptstadt, dem großen Sarmizegethusa der Daker, dessen imposante Ueberreste beim heutigen Várhely sichtbar sind.



22.

Mehadia.

So ragt da ein Stück merkwürdiger Geschichte herein.

Auf unserer Reise besuchen wir auch die Kapelle, welche der König von Ungarn an jener Stelle erbauen ließ, wo die Krone und Insignien des heil. Stefan aufgefunden wurden. Zwischen Alt-Orsova und der Landesgrenze gegen die Donau hin führt eine herrliche Allee schlanker Pappeln zu dieser runden Kapelle, in deren Mitte eine brunnenähnliche Säule steht, in deren Höhlung sich ein aus buntem Marmor gemeißelter, kistenförmiger Block befindet (als Nachahmung jenes Behälters, in welchem die Insignien gefunden wurden), auf welchem die Krone und die Reichs-Insignien in Relief dargestellt sind. Dasselbe trägt folgende Inschrift:

„Franciscus Josephus I. Austriae Imperator locum, in quo corona cum caeteris insignibus Snti Stephani inter seditionis turbas rapta per IV. annos obscondita die natali Stae Mariae Patronae Hungariae 1853 detecta fuerat, sacrum esse volens sacellum hoc exstruxit et Stae Mariae dedicavit 1855."

Diese Stelle befindet sich am Fuße des Berges Allion, eine Viertelstunde von der Cserna-Brücke entfernt, der Schrein mit den Reichskleinodien war 3 Fuß tief vergraben. Am 8. September 1853, Morgens 9 Uhr, berührte die Schaufel des rumänischen Arbeiters Juon Morosina zuerst die eiserne Truhe; Leiter der Nachgrabungen war Hauptmann Titus Karger, der dafür in den Freiherrenstand erhoben, Major Martin Imbrisevics aber mit dem Orden der eisernen Krone decorirt wurde.

Der zu Orsova im „Skella"-Hofe abgehaltene Wochenmarkt ist für den Fremden insofern interessant, daß zwischen den fremden und einheimischen Käufern und Verkäufern ein Klafter breiter Corridor besteht, in welchem die Finanz-Aufseher auf- und abgehen, die darauf achten, damit nicht etwa irgend ein mauthbarer Gegenstand geschmuggelt werde. Der Kauf und Verkauf kann nur unter der Aufsicht der Finanzwächter vorgenommen werden.

Kaiser und König Franz Josef weilte am 18. Juli 1852 im Alt-Orsovaer Agentie-Gebäude der Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft, zu dessen Erinnerung in dem für den Monarchen eingerichtet gewesenen Zimmer eine Marmortafel mit folgender Inschrift angebracht wurde:

„Franciscus Josephus I. Imperator Austriae etinere sua perlustrans Regna hunc terminatem locum sua praesentia glorificavit XV. calend. augusti MDCCCLII et tunc has aedes inhabit tant in hoc cubili somnum coepit.“

Kaiser Franz war im Jahre 1817 hier, doch ist kein Andenken darüber zu finden.

Die Spuren des 1789er Feldzuges sind jedoch auch noch heute zu sehen. Auf dem Gipfel des Berges Allion stand das Zelt Loudon's, in welchem auch Kaiser Josef II. wohnte; ebenso sind auch die Spuren der Artillerie-Batterien noch sichtbar.


Rumänen aus der Umgebung von Orsova und Mehadia.

* * *

Bevor wir die ungarische Grenze überschreiten, um nach Rumänien zu gelangen, wollen wir noch einem Völkerstamme des vielsprachigen Reiches der St. Stefanskrone einige Worte widmen.

Der südliche Theil des Landes litt während der langen Kämpfe mit den Osmanen und deren über anderthalbhundertjähriger Herrschaft am meisten; die ungarischen Bewohner jenes Landestheiles, der unter dem Namen Banat bekannt ist, verschwanden beinahe gänzlich, und nach dem Abzug der Osmanen bevölkerte man die Gegend mit Serben aus Altserbien, Bulgaren, Deutschen, Dalmatinern u. s. w. Neben diesen verschiedenen Einwanderern im Banat und der Bácska finden wir als die älteste autochthone Bevölkerung die Rumänen, im gewöhnlichen Leben Walachen genannt, Nachkommen der von Trajan unterworfenen Daker und der Kreuzung mit den römischen Colonisten. Nach Ansicht einiger Historiker wären die Walachen von Thessalien und Macedonien eingewandert, dies müßte aber in vor-



Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag in Wien

Druck v. Jos. Eberle & Comp. Wien

A. Hartleben's Verlag.

römischer Zeit geschehen sein, denn sowohl die Römer, als später die Gothen und Hunnen fanden dieses Volk schon als erbgesessene autochthone Bevölkerung vor. Die Hauptstadt der Daker, Sarmizegethusa, liegt in Siebenbürgen, und sind deren Trümmer, wie oben erwähnt, noch heute zu sehen. — Die Rumänen des Banates unterscheiden sich an Gestalt, Gesichtszügen, Gebräuchen und Charakter zu ihrem Vortheile von den siebenbürgischen Rumänen, deren einige Stämme, z. B. die sogenannten „Motzen“ und die Hunyader Walachen, mehr den Sioux und Pescherähs als den civilisirten Völkern Europa's ähneln.



Rumänisches Ehepaar in Siebenbürgen. (Seite 675.)

Die Rumänen des Banater Montandistricts und des ehemaligen Romanbanater Grenzregiments sind die fortgeschrittensten.

Die Rumänen siedeln in einem großen Halbkreise von der südöstlichsten Ecke Ungarns durch Siebenbürgen bis in's Mármaroser Comitat und dann jenseits der Karpathen in der Bukowina. Die rumänische Sprache ist eine Tochter der lateinischen, war aber ungemein mit slavischen, bulgarischen und skipetarischen Worten durchsetzt; erst seit etwa 25 Jahren wurde an die Sprachsäuberung und an die Schaffung einer Schriftsprache geschritten und wurden auch die lateinischen Lettern angenommen.

Bis dahin waren rumänische Gebet- und andere Bücher in der Cirillica und sogar in der Glagolitischen Schrift, also in zwei slavischen Alphabeten, gedruckt. Die Sprachreinigung der Rumänen bewegt sich in der Richtung der italienischen Sprache, der man auch schon sehr nahe kam. Um die Sprach-Entwicklung der Rumänen in Ungarn erwarb sich der Literat Vulcanu besondere Verdienste. Die gebildeten Classen der Rumänen Ungarns schließen sich denn auch denen der anderen Nationalitäten an, die Masse des Volkes und selbst die sogenannte Intelligenz in den siebenbürgischen Theilen ist jedoch

durch Jahrhunderte andauernde Unterdrückung sehr verkommen und beginnt sich erst neuerer Zeit zu heben. Der gemeine Rumäne ist genügsam aus Faulheit — um auf der Bärenhaut liegen zu können, ißt er das ganze Jahr Mamaliga (Maisbrei) und Male (Maisbrot) und trinkt schlechten Sliwowica (Pflaumenbranntwein) oder anderen Fusel dazu, während er sich bei einiger Arbeit bessere Nahrung beschaffen könnte. Wie mit der Nahrung ist's auch mit der Wohnung und Reinlichkeit bestellt.

Die Trägheit und der Aberglaube des Rumänen — denn Niemand hat mehr Geister, Gnomen, Vampyre, heimkehrende Seelen ꝛc. als der Walache — dann der reichliche Fuselgenuß depraviren dieses Volk, welches sonst gelehrig wäre und auch ein schöner Schlag Menschen ist — diese Schönheit ist aber bald zerstört. Eine Rumänin von 30 Jahren ist eine völlige Greisin, allerdings ist sie in dem Alter auch schon Großmutter. Diese zeitlichen Heiraten sind mit eine Ursache des physischen und psychischen Verfalls.

Häuser und selbst Kirchen der Rumänen sind oft nur roh aus Balken und Blöcken gezimmert, mit unförmlichen Strohdächern gedeckt, daher auch jeder Brand fast immer eine ganze Ortschaft einäschert.

Die Fenster — was man so uneigentlich nennen könnte — sind klein, die Zimmer unrein, oft auch zugleich Stall und fast ohne Möbel, ohne den leisesten Anflug von bürgerlichem Comfort; ja, man ist — besonders in den siebenbürgischen Theilen — oft verwundert, wie Menschen in solcher Atmosphäre und bei dem Unrathe zu leben vermögen; ebenso steht es mit den Walachen des Arader Comitats; — wer z. B. nach Mikalaka bei Arad fährt, erspart die Reise zu den Südsee-Insulanern. Wie schon erwähnt, ist der Banater Walache, aus der Gegend von Temesvár abwärts, gegen Oravicza bis an die Severiner Grenze, überhaupt in den ehemaligen Militär-Grenzdistricten, auch in dieser Hinsicht über seine Connationalen erhaben.

Die Frauen der Rumänen sind durchwegs fleißiger und arbeitsamer als die Männer, diese Letzteren überlassen aber nicht nur die Haushaltung im engeren Sinne des Wortes, sondern auch das Vieh und den Acker ihren Frauen, die dabei noch immer Zeit gewinnen zum Spinnen und Weben.

Im Weben und in der Flachstickerei entwickeln die Walachinen viel Geschmack und gesunden Farbensinn, deren Muster und Dessins oft sehr

nachahmenswerth sind. Wo die Rumänin hingeht, nimmt sie immer ihren Spinnrocken mit und spinnt auch unterwegs, oder während sie das Vieh weiden läßt. Die Walachinen um Temesvár, Lugos, Mehadia, Oravicza sind hübsche, interessante Gestalten, und findet man darunter Köpfe, wie sich der Maler keine classischeren wünschen kann. Der Anzug derselben ist malerisch: sie tragen gewöhnlich ein bis an die Knöchel reichendes, vorne an der Brust und unten am Saume mit farbigen Fäden zierlich ausgenähtes, an den Aermeln mehr oder weniger reich gesticktes Hemd, welches durch einen breiten, zumeist rothen Gürtel um den Leib gebunden ist; vorne und rückwärts hängt vom Gürtel eine aus selbstgewebtem gestreiften Zeuge und langen bunten Fransen bestehende Schürze — die Katrinza — herab, so daß zu beiden Seiten das manchmal mit Spitzen besetzte Hemd herausschaut. Der Kopfputz ist je nach der Gegend sehr verschieden und wechselt von dem nach Art der Italienerinen gelegten viereckigen Tuche bis zur Haube mit rückwärts aufstehendem Putz à la Linzer Haube. Im Sommer gehen die Weiber bloßfüßig, im Winter und im Sommer an Sonntagen tragen sie Sandalen, Filzschuhe, aus weichem Leder über die Füße geschnürte Flecke, nach Art der Obojke der slavonischen Bauern, endlich in besseren Gegenden Stiefel aus farbigem Saffianleder, meist roth oder gelb.

Die Männer tragen ein langes, mit einem breiten Gürtel am Leibe befestigtes Hemd und Leinenhosen, die bis an die Knöchel reichen. Der besagte Gürtel dient als Magazin für Zunder, Feuerstein, Tabak, Geldbeutel, Taschenmesser und allerlei Kleinigkeiten, so daß er wie eine Bastion vom Leibe vorsteht. Die Kopfbedeckung der Männer ist entweder ein breitkrämpiger Filzhut oder eine Schafpelzmütze. Ueber dem Hemde wird eine mit großen Knöpfen verzierte lederne oder Tuchweste getragen, und im Winter ein Mantel aus Halinatuch oder eine Schaffell-Bunda.

Bei den Hirten und Waldarbeitern dient dieser Schafpelz zugleich als Schlafstätte.

Wir wollen hier noch von den Festen und Gebräuchen der Siebenbürger und ungarischen Rumänen sprechen:

Längst schon sind die Faschingsfreuden der Narrenwoche — septemune nebunilor, wie die Rumänen sagen — verrauscht, das Wahrzeichen dieser

tolllustigen Zeit, der Strohmann, Hodeize, ist von der jauchzenden Dorfjugend auf offenem Felde dem Flammentode übergeben worden, und die magere Siebenwochenzeit der Osterfasten nährt die Bevölkerung in demuthsvoller Entsagung mit ölduftenden Fisolen, Kraut und der unvermeidlichen „Puyszka“ aus Kukuruzmehl.

Kein hellfarbiges Kleid erfreut an diesen Tagen das Auge und in stiller, gläubiger Sammlung lebt sich's fort bis zum „Domenica floriiloru“, d. h. dem Palmsonntage. Dann beleben sich die öden Ruhestätten der einsamen Thäler, Blumen sprießen plötzlich hervor unter den müde hingesunkenen Holzkreuzen, die schlanken, buntbeflaggten Gebirgstannen, die eines jungen Burschen frühes Grab bezeichnen, schmücken sich mit neuem Bänderschmuck und hie und da brennen Lichter auf den Grabhügeln zu Ehren der längst Dahingegangenen.

Je wüster, ungepflegter und lieblos vergessener sonst der Gottesacker des Dorfes erscheint, je gleichgiltiger sonst der Landmann über die Gräber wegschreitet, um so frommer erscheint die Pflege des Todtenfeldes am Tage der blühenden Palmen. Während sonst im ganzen Jahre der durch keinen Zaun geschützte Ruheort nicht mehr, nicht weniger als des Nachbars Feld von Mensch und Vieh profanirt und entweiht wird, so scheint an diesem Tage sich Jeder zu erinnern, daß diese Stätte das Feld der ewigen Saat sein solle, dessen Ernte am Tage des Gerichts eingeheimst wird.

Nun folgt die „große Woche“, d. h. „septemune mare“, die Charwoche, wo das Osterbrot gebacken wird, um am Gründonnerstage geweiht zu werden. Sorgfältig und fromm liest der Rumäne von diesem geweihten Kuchen jedes Krümchen auf, um es dem Futter des Viehes beizumengen, damit auch dabei der Segen Gottes wohne. Heute ist's, wo alle Glocken verstummen, und an ihre Stelle tritt die Lärmklapper, Toca, die mit ihrem betäubenden Rasseln bei dem mächtig lodernden Feuer ertönt, das die Dorfburschen vor der Kirche angezündet haben und die ganze Nacht auf den Charfreitag unterhalten. Niemand schläft, und die Frau, welche diese Nacht verschläft, wird dafür mit ewiger Trägheit gestraft. Am Abende geht's lustig in den Höfen her; die Buben winden Kränze, bezeichnen einen Jeden mit einem Namen und werfen die grünen Gewinde auf die Dächer der

Namensbezeichneten; fällt der Kranz herab, dann ist's aus mit dem Eigenthümer dieses Hauses — er wird keine Kränze mehr winden sehen, es war seine letzte Charwoche.

In der Nacht dann verlassen die Jungen, Einer nach dem Andern, das große Feuer, ersteigen Dächer, Thore und Thürme, um über Alle, die sie hassen, Unglück heraufzubeschwören.

Die Nacht auf den Charsamstag ist den Gebeten für die ewige Ruhe der Verstorbenen geweiht, während der Charsamstag selbst mit Ostervorbereitungen, besonders auch mit Weihwasserbesprengung des Viehes, zugebracht wird. Geheimnißvoll geht's in der Osternacht zu. Hexen treiben ihr lichtscheues Wesen, in Ruinen und Höhlen leuchten colossale Schätze, die von den kühnen Schatzgräbern in dieser Nacht selbst, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen, gehoben werden müssen.

Unwiderstehlich anziehend und verführerisch ist das Auflodern dieser Schätze, aber Sünde ist's dennoch, sich ihnen zu nahen, denn wachend und betend, wie der Herr sagt, soll diese Nacht in der Kirche zugebracht werden, und wehe Dem, den Mitternacht anderswo, als beim nächtlichen Gottesdienste überrascht. Wehe Dem, der hier, wenn die Gläubigen, paarweise vor den lichterstrahlenden Altar hintretend, den allversöhnenden Freuden- und Friedenskuß austauschen, nicht zugegen ist, um sich mit seinem Feinde zu vergleichen im Angesichte Gottes und seines Dieners, des betenden Popen. Eine Krankheit für's ganze Jahr und viel Schlimmes zieht ein solch' gottlos versäumter Kirchgang in der heiligen Osternacht nach sich.

Dann wird's Morgen. Ueber Berg, Thal, Flur und Haide zieht freudig tönendes Glockengeläute. Glück Dem, der unter diesem Geläute die Welt betreten, denn Alles wird ihm gelingen. Wer aber an diesem Freudentage zur stillen Ruhestätte hinausbegleitet wird, den betrauern Alle tief und schmerzlich, denn an diesem Tage sterben, heißt zweimal sterben. Keine Ehe darf am Ostersonntage geschlossen, keine Reise unternommen, kein wichtiges Geschäft abgemacht werden. Im Farbentopfe tanzen die bunten Eier, und der Löffel, der sie umdreht, muß heute im breiten buntabgesteppten Ledergürtel der Burschen figuriren. Viel Schmaus und Tanz findet an diesem Tage statt, und selbst der ärmste Schafhirt, ciobana, erhält ein wohlgenährtes Lamm zum Geschenke.

Am Ostermontage ist großes Kinderfest. Die Kinder besuchen ihre Pathen, was bekanntlich in Oesterreich nach Emaus gehen heißt, und werden von diesen tüchtig bewirthet. Die Jungen stellen sich auf die Brücken und bringen da den ganzen Tag als Schildwachen zu, um die Hexen zu zwingen, herbeizukommen, und so sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Folgt nun die „weise Woche", „septemune cea luminata", eine Nachfeier gegen Hagel und Kälte bei der Saatfrucht. Damit ist die Osterfeier abgeschlossen und die Gemeinde erwartet mit Ungeduld den nächsten Festtag, den „Sanct Georgstag". Am Vorabende steht allerwärts vor den Hausthüren der zauberbeschwörende Dornstrauch, Rugi, und Alles wacht in Haus, Stall und Flur, denn gute und böse Geister treiben heute Nacht allerlei Schabernack, Unfug und unliebsame Kurzweil. Wer mit glimmender Pfeife im Munde einschläft, der wacht mit einem Todtenbein darinnen auf. Natürlich „blühen" auch wieder Schätze und verborgene Judas-Silberlinge tief in der Erde, und wo wäre dies mehr der Fall als in Siebenbürgen, dieser reichen Erde, die aller Völker Fuß im Kreislaufe der Jahrhunderte berührt? Der Georgitag ist sodann vorzüglich ein Hirtenfest, wo der Frühling beginnt. Die Schafe werden heute Stück für Stück gezählt, und die Schäfer erhalten einen feisten Hammel zum Geschenk. Christi Himmelfahrt, Suirea la cerin, begrüßt hierauf blumengeschmückte Häuser und Gehöfte, und vor den Fenstern der jungen Mädchen wächst der stattliche, glattgeschälte Maibaum, Armindeni, mit seinem bänderbeflaggten, preislockenden Federbusche empor. Die kletterlustige Dorfjugend kalfatert sich die Hände und Fußsohlen mit Pech und vergnügt sich im lustigen Kletterwettkampf. Nun ist das schöne, alte Pfingstfest da, die Rosalie der Rumänen, vielleicht von den zu Pfingsten erscheinenden slavischen Wassernixen, „Rusalki" genannt. Dies ist das echte wahre „Tanzfest" par excellence im Jahre und heißt als solches: „Reege".

Aus allen kleinen und großen Ortschaften strömen da Mädchen und Burschen in den Hauptorten zusammen und die Zigeunerbanden haben vollauf zu fiedeln und zu blasen. Von Dorf zu Dorf ziehen die besten Tänzer — „Kaluscheri" — in gar wunderlichem Aufputz, um sich allenthalben sehen zu lassen. Gewaltig grimmige Federbüsche nicken auf den breitkrämpigen

Hüten, metallschuppige Gürtel rasseln an den Hüften, von denen buntfarbige Schnupftücher herabflattern, und zwei mit Messingbuckeln beschlagene Lederriemen kreuzen sich über Brust und Rücken.

Von ihrem „Wataff“, d. h. „Vortänzer“ und „Vorsänger“, geführt, treten sie in die ländlich geschmückten Tanzsäle, deren Pracht sich meist in strohgedeckten Heuschobern breit macht. Der Vortänzer hat, wie der „Vates“ der römischen „Collini Salier“ — eine Vergleichung, auf die ein Hermannstädter Gelehrter uns aufmerksam machte — unbeschränkte Macht über die Tänzer; er nimmt welche auf, setzt sie ab oder schließt sie aus, je nach seinem Gutdünken, kurz, er ist ihr Meister oder Präses. Der Tanz selbst nun, „jokul kaluscherilor“ genannt, wird gemeiniglich um eine in dem Boden steckende Fahne herum, und zwar Solo getanzt. Die Burschen neigen, bücken, recken, drehen und verdrehen sich dabei auf die spaßhafteste Weise, blitzschnell, Schlag auf Schlag, unversehens, schwindelerregend und mit so viel künstlich halsbrecherischen Sprüngen, daß dem Publikum Hören und Sehen vergehen muß.

Dabei schwingen sie lange Stöcke und singen ein eintönig Lied mit dem wildausgestoßenen Refrain: „pe ea“, d. h. „auf sie“, nämlich die Fahne, deren sich einer der Tänzer mit einem Male ungestüm bemächtigt, um sie aus dem Boden herauszuzerren, worauf der ganze Troß in scheinbarer Flucht auseinanderstiebt. In dieser Weise geht der Tanz fort, bis Jeder seine Kunst im raschen Entführen der Fahne zur Genüge dargethan. Im Allgemeinen flößt der Vortänzer allen seinen Landsleuten und Religionsgenossen eine geheime Scheu ein, indem allenthalben die Ueberzeugung fest steht, nur beim Teufel als Tanzlehrer sei eine solche Kunst zu erlernen.

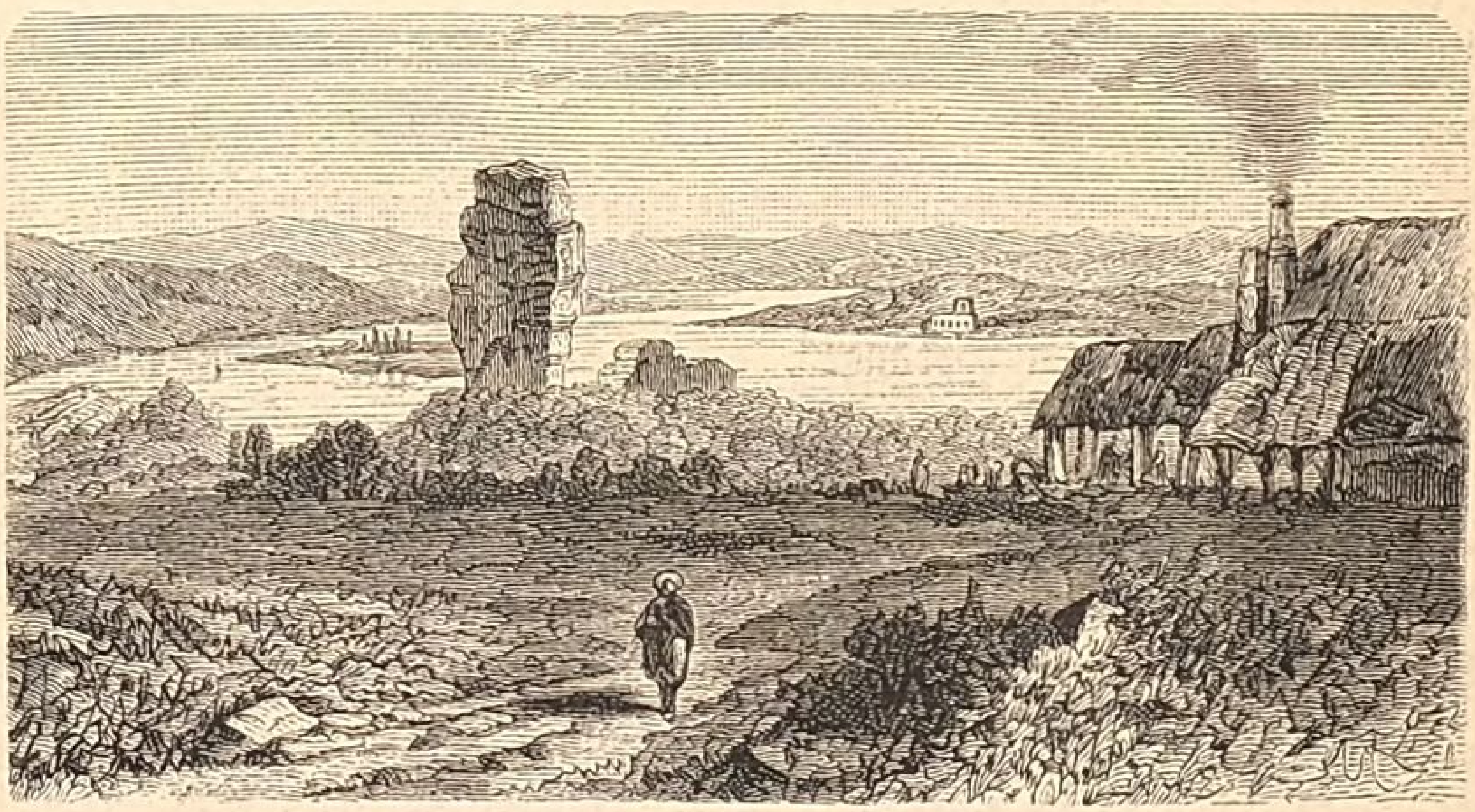
Aber auch als Sprachlehrer muß der vielseitig gebildete Teufel herhalten, denn wie uns der Pope von Diósd allen Ernstes anvertraute, giebt's in der Pfingstnacht entlegene Orte, wo zehn, aber nur „zehn“ Personen alle lebenden Sprachen in „einer Nacht“ erlernen können.

Ein reicher Mann wäre, wem Satan sein Privileg zum Geschenk machte, denn eine solche geheime Sprachschule müßte dem wißbegierigen Publikum die immensesten linguistischen Vortheile bieten.

Wieder ist's einsam und winterlich in unserem paradiesischen Thale am Ostabhange der Goldgebirge.

Wir sitzen beim Popen im patriarchalischen Familienzirkel. Auf den schimmernden Linnen des gedeckten Tisches winkt beim Scheine der Wachskerze das Christmahl des heiligen Vorabends — das zuckerbestreute, gekochte Weizengericht und eine Flasche Wein. Und obwohl der Christ noch nicht geboren, erwarten wir ihn dennoch in Begleitung seines getreuen Himmelsportiers Petrus und seines goldblonden Lieblings Johannes.

Da plötzlich erklingt unter den Fenstern ein langsamer getragener



Ruinen der Trajansbrücke. (Seite 684.)

Gesang, und Alles lauscht. Es sind die Christburschen, die „Kolindetorii", welche beim Priesterhause ihre Christnacht-Runde durch's Dorf begonnen. Und sie singen ein seltsam anheimelndes Krippenlied, wie es vielleicht die bethlehemischen Hirten gesungen haben mögen.

Diese Weihnachtslieder, zweifelsohne nach der von den heidnischen Slaven am 25. December gefeierten Friedensgöttin Kolinda „Kolinda-Lieder" genannt, haben viel Analoges mit dem uralten „Noëls" der Bretagne, den „Kolendras" der albanesischen Christen, den „Calendas" der Provence und insbesondere endlich mit den „Kolenda-Liedern", welche in Oberschlesien bei dem Neujahr-Umgange der Priester gesungen zu werden pflegen.

Bei den Rumänen bilden diese Lieder, theils geistlichen, theils weltlichen Inhaltes, eine interessante Eigenart von nationaler Volkspoesie, welche manche tiefschöne, recht poetische Blüthe getrieben hat.*)

Drei Uhr war's in der Nacht, als wir die Mette besuchten. In der Frauen-Abtheilung, d. h. der kleinen Vorkirche, pflegen die griechischen Schismatiker ihre Frauen, als wären sie des wahren Heiligthums nicht würdiger als die Islams-Bekennerinen des wahren Paradieses, zusammenzupferchen. In der Männerkirche lehnten die greisen Honoratioren des Dorfes in ihren Nischensesseln und murmelten schlaftrunken einen Psalm. Im Scheine der



Gladowa. (Seite 684.)

Glasflußampeln schnitten die himmelblauen und feuerfarbigen Heiligen der Ikonostase blöde Grimassen und vorn auf dem Betaltar schaute ein byzantinischer Christus die Versammlung mit verweinten Augen an. Jetzt erhob sich der Ministrant in wunderlicher Plumpheit mit seinen mächtigen Reiterstiefeln und ergriff das Rauchfaß.

Eine Hand fuhr durch die geschlossene Portière der Ikonostasenthüre, Dampfwolken qualmten, und durch die duftigen Wolken tauchte

---

*) Man lese nur die jüngst erschienene Sammlung von Kolinda-Liedern, welche Marianu Marianescu, ein seiner Forschungen auf dem Gebiete der Nationalpoesie wegen hochverdienter rumänischer Gelehrter, sehr sinnig zusammengestellt hat, und C. v. Vincenti's Abhandlung hierüber.

ein blondes Haupt. . . . . Es war der Pope und alle Stirnen senkten sich. . . . .

Schlichtes, stilles, armseliges Dorfkirchlein, wie frei, wie lichtvoll erschienen mir einen Augenblick deine Räume! Welch' süß' Geheimniß umwob diesen wundervollen Priesterkopf, ein Geheimniß, das Hunderte dieser naiven Herzen bis in ihre Tiefen durchschauerte. . . . .

Aus ist's, die Psalmen sind verklungen, der Christtag dämmert empor. Schon erscheinen die Kolinda-Burschen wieder und in ihrem Gefolge zwei Träger, der Eine „Judas", der das Geld in Empfang nehmen soll, der Andere das „Pferd", um die gespendeten Lebensmittel hinwegzutragen. Heute aber besuchen sie die Häuser mit der Krippe, dem Bethlehem, „eu Viflaimulu", wie sie sagen. Der rumänischen Weihnachtssage gemäß, die von einem über das wildfluthende Meer dahinschwimmenden Stiere erzählt, auf dessen goldenen Hörnern eine goldene Wiege ruht, spielt einer der Christburschen den auch in den polnischen Weihnachtsspielen bekannten Stier, hier bei den Rumänen „Surka" genannt. Wunderlich genug erscheint er hier als gehörnter, in Kotzen gehüllter Popanz, der mit einem hölzernen Storchschnabel klappert und, dabei die tollsten Sprünge machend, als Kinderfresser mit unverkennbaren Herodes-Absichten figurirt. Eine bescheidene Kupfermünze, dem Furchtbaren in den Schnabel geschoben, genügt jedoch, ihn unschädlich zu machen.

Wer indeß den „Surka" vorstellt, darf während sechs Wochen weder die Kirche besuchen, noch ein Sacrament empfangen, denn seine Maske gilt, trotz der frommen Sage, für Teufelswerk.

Die Weihnachtsspiele mit den Kolinda-Liedern, welche bis zum dritten Weihnachtstag dauern, nicht in seinem Hause gehabt zu haben, gilt als ein Schimpf, den Jedermann zu vermeiden sucht.

Am letzten Tage, wo dann die „Kolindetorii" die Mädchen der Dörfer zur gemeinsamen Verjubelung der empfangenen Gaben einladen, werden die Kolinde des „jüngsten Gerichtes" abgesungen, die einen ganz besonderen Cyklus bilden. —

Gleich unterhalb Orsova beginnen die den letzten Theil der oben geschilderten Strecke bildenden Stromschnellen und Engpässe, welche als das

eigentliche große Eiserne Thor *) allgemein bekannt und gefürchtet sind.

Die Donau wird hier auf beiden Seiten von hohen Felsen eingefaßt, welche Ausläufer der Karpathen und des Balkan sind; aber nicht blos am Ufer ragen diese Klippen empor, sondern sie finden sich auch überall im Flusse selbst und veranlassen gefährliche Wirbel. Durch dieselben theilt sich hier die Donau in drei Arme oder Canäle, von denen der in der Mitte der breiteste ist, jedoch wie die beiden anderen viele Untiefen darbietet. Der Strom ist so reißend, daß man zwei deutsche Meilen auf die Stunde rechnet, und die Schiffer können nur mit der äußersten Vorsicht durch die vielen engen Gänge und Felsen hindurch steuern, zumal das Tosen der Wellen so stark ist, daß es fast unmöglich wird, ein gesprochenes Wort zu verstehen. Die Türken nennen diese ganze Enge Demirkapi (das Eiserne Thor), sie ist beinahe eine Stunde lang, und selbst wenn man glücklich über die vielen Wirbel des Prigrada-Riffes hinaus ist (vor der Insel Bamil befinden sich allein deren 23), hat man noch eine ziemliche Strecke durch Felsen zu passiren, welche indessen nicht mehr so gefahrbringend sind. Jenseits des Eisernen Thores wird das Ufer auf der rumänischen Seite eben, auf der serbischen bleibt es

*) Mit der Prigrada verlassen wir die ungarische Donau und wollen hier die Seehöhen des Normalwasserspiegels dieses Stromes vom Draueck bis an's Eiserne Thor nach den neuesten Messungen mittheilen:

		Seehöhe von der Adria in Meter	Kilometer-Entfernung von Theben
Bukovár		75·62	636
Neusatz		71·15	720
Slankamen (Theiß-Mündung)		69·01	773
Semlin (Save-Mündung)		67·28	816
Pancsowa (Temes-Mündung)		66·50	834
Moldowa		62·12	942
Stenka	Katarakte	59·76	962
Kozla	Katarakte	58·33	974
Izlás	Katarakte	54·64	987
Juz	Katarakte	45·79	1006
Orsova		43·40	1036
Eisernes Thor (Prigrada-Riff)		35·88	1046

Seehöhen bis Theben siehe Seite 401, bis an's Draueck Seite 562.

dagegen felsig. Der Reisende begrüßt nun die Trümmer der berühmten Trajanischen Brücke, und gegenüber auf der serbischen Seite die Klippen, von welchen aus sie gezogen wurde. Diese Trümmer bestehen aus mehreren großen Pfeilern, die aus Steinblöcken erbaut und nach dem Flusse zu mit römischen Ziegeln gedeckt sind. Trajan ließ dieselbe im Jahre 105 n. Chr. von dem Architekten Apollodorus Damascenus aufführen. Nach der Beschreibung, welche Dio-Cassius von ihr geliefert, hatte sie 20 Pfeiler, deren jeder 150 Fuß über dem Grunde und 60 Fuß breit war und sich von den anderen in einer Entfernung von 170 Fuß befand.*) Trajan's Nachfolger, Hadrian, ließ jedoch aus politischen Ursachen dieses Meisterwerk der Baukunst wieder einreißen. Nicht weit von der Brücke liegt das walachische Dorf Sozorny, das Servinium der Römer, und diesem schräg gegenüber die kleine Festung Gladowa auf dem rechten Donau-Ufer. Von hier an nimmt die Gegend zu beiden Seiten einen ganz anderen Charakter an; der Fluß macht eine südliche Krümmung und erweitert sein Bett bedeutend, die Berge laufen mehr und mehr aus oder ziehen sich zurück, und die Ufer werden immer ebener. Alles hat nun einen mehr türkischen Anstrich, und der Reisende bemerkt deutlich, daß er die Grenze, jenseits welcher der Islam noch bis vor kurzem herrschte, überschritten hat.

Zur Linken begrenzen den Horizont in weiter Entfernung die schneebedeckten Karpathen, während Alles diesseits als eine große weite Ebene erscheint mit wüsten Sandstrichen, die sich tief in das Binnenland hineinziehen und nur hie und da durch Weideplätze unterbrochen werden. Näher dem Ufer beleben Viehheerden die sonst eintönige Landschaft, und dicht am Wasser erheben sich Schilfhütten, in welchen die Quarantaineposten stationirt sind. Von Interesse ist noch, dicht bei der Trajansbrücke, auf dem rechten Donau-Ufer, das serbische Dorf Wirkitza wegen seines Hausenfanges. Weiterhin, da, wo der Timok in die Donau fällt, ist die Grenze zwischen

*) „Per ea tempora Trajanus lapideum pontem in Istro fecit, opus sane mirandum et maxime memorabile, cui caetera illius opera vix adaequare possis. Viginti stant ex quadrato lapide pilae, quarum altitudo centum et quinquaginta pedum, praeter fundamenta habetur; latitudo sexaginta pedes continet; distant inter se centum et septuaginta pedibus, fornicibus vero conjunguntur.“

Bulgarien und Serbien und die Stelle, wo einst die Römer ein starkes Lager und eine gepflasterte Heerstraße hatten. Am rechten Donau-Ufer erheben sich auf einem hohen Felsen die Ruinen einer alten Burg und zu Füßen derselben dehnt sich der Flecken Florentin aus. Der Reisende gelangt nun zu der Stadt und Festung Widdin auf dem rechten Donau-Ufer, sie war bis zum Schluß des Friedens von San Stefano der Sitz eines türkischen Pascha (einst des berühmten Rebellen Paswan-Oglu) und eines griechisch nichtunirten Erzbischofes und hat 25.000 Einwohner. Die Festung ist groß und stark befestigt und gewährt durch die vielen Minarets und Moscheen in der Stadt einen imposanten Anblick, doch zeigt sich im Innern großer Verfall. 1689 wurden die Türken hier von den Kaiserlichen geschlagen und Widdin erobert, indessen kam die Festung sammt der Stadt 1690 wieder in die Hände ihrer alten Gebieter und ist bis in die neueste Zeit in denselben geblieben.

Widdin war bis 1878 die Hauptstadt des Tuna-Vilajets und gehört jetzt zu dem neu geschaffenen Fürstenthum Bulgarien, dessen nicht neidenswerthes Scepter Fürst Alexander I. führt.

Gegenüber von Widdin liegt der rumänische Ort Kalafat.

Wir sind jetzt im Laufe unserer Donau-Thalfahrt an eine Stelle gelangt, wo wir am linken Ufer das Fürstenthum Rumänien, am rechten das neu geschaffene Donau-Bulgarien vor uns haben.

Wir wollen uns mit beiden ein wenig befassen und den Leser mit deren Statistik und Topographie bekannt machen.

Rumänien.

Die gesetzlich vereinigten Fürstenthümer Moldau und Walachei bilden einen Staat unter dem Namen Romania, diesen als solchen wollen wir in diesem Werke in Betracht ziehen; uns interessirt in erster Reihe die Walachei, respective deren beide sich längs der Donau hinziehende Theile. Ueber drei Viertheile dieses Landes bestehen aus Ebene, auf der wir oft im Umkreise von zehn Quadrat-Meilen keinen Baum sehen. Die Berge Rumäniens sind eigentlich nur die Ausläufer und Abdachungen der siebenbürgischen und Banater Gebirge. Die Flüsse dieses Landes sind: die Donau, der Schill, die Aluta Ardjisch, Dimbovitza, Buzeo, Szereth, nebst mehreren kleinen unbedeutenden Flüßchen.

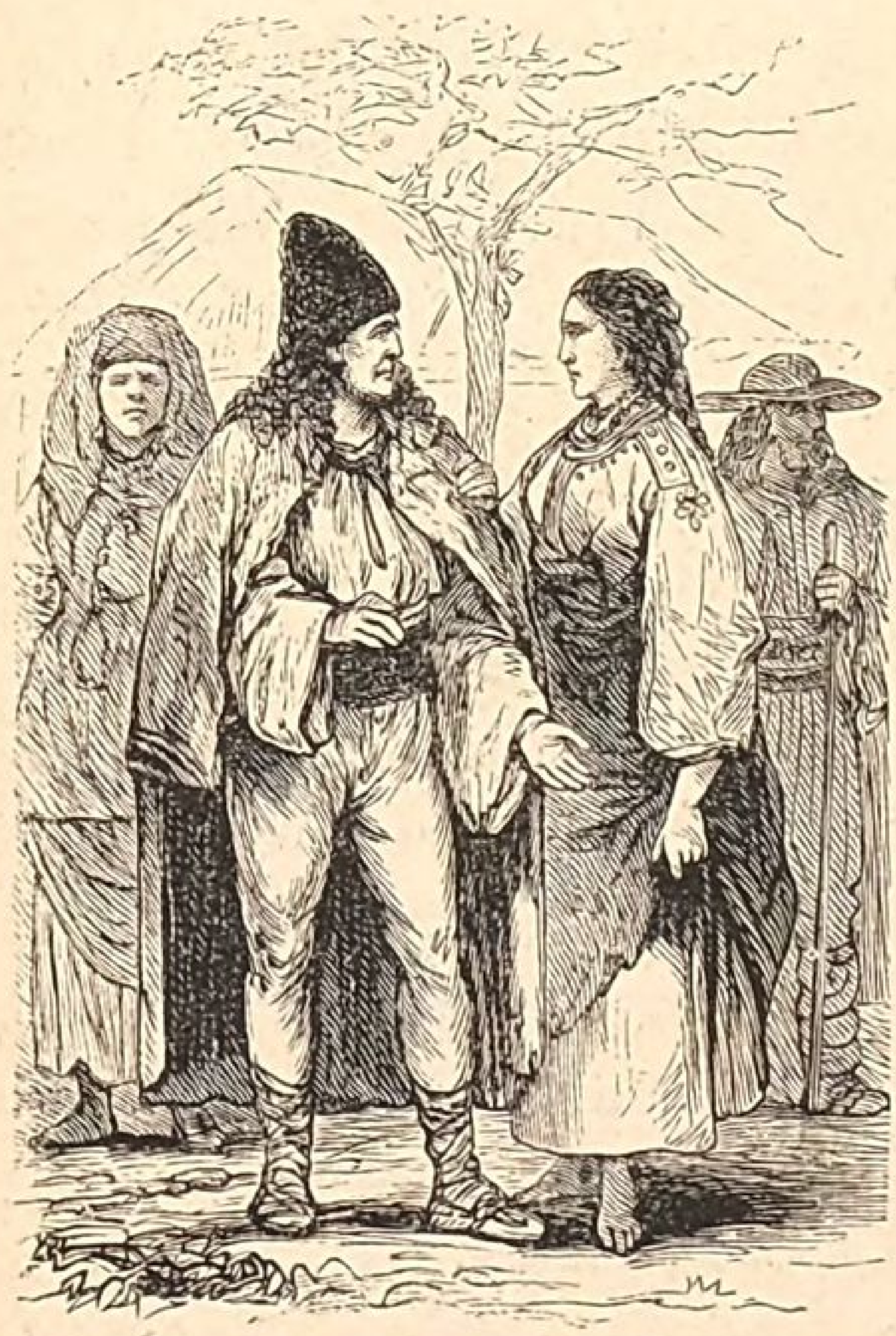
Die Walachei besteht aus folgenden Kreisen: Argesiu 87·4 Quadrat-Meilen, Braila 108·2 Quadrat-Meilen, Budeu 89·1 Quadrat-Meilen, Dimbovitza 66·3 Quadrat-Meilen, Dolje 115·6, Gorje 51·8, Jalomitia 146·2, Ilfovu 73·2, Mehedinti 99·9, Muscelu 29·1, Altu 62·1, Prahova 88·8, Ramnicu-Saratu 59·6, Romanati 69·9, Telcormanu 65·8, Valcea 47·3, Vlasca 69·7, daher zusammen 1330 Quadrat-Meilen, nach den letzten Vermessungen und Grenzberichtigungen 127.584 Quadrat-Kilometer mit 5,269.057 Einwohnern; dazu kommt jetzt noch die Dobrudscha als transdanubisches Rumänien, welche aber bisher noch nicht vermessen wurde, und deren Bevölkerungsziffer nach der Uebernahme durch die Rumänen mit 150.560 festgestellt wurde.

Die heutige Walachei bildete in alten Zeiten den südlichen Theil Daciens, welches Trajan zu einer römischen Provinz und theilweise Straf-

Colonie machte, von Kaiser Aurelian aber im Jahre 273 wieder verlassen wurde. Im 4. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung wechselten da Gothen, Hunnen und andere Völker miteinander ab, bis dann später slavische Stämme sich mit den Resten der römischen Colonisten und den Ueberbleibseln der Daker mischten; aus diesen Völkerresten gingen dann die jetzigen Rumänen hervor, welche beinahe nie selbstständig waren, sondern bald die Bulgaren, bald die Ungarn, bald die siebenbürgischen Fürsten und die Osmanli als Oberherren hatten. Im Jahre 1003 annectirte König Stefan den Kreis von Krajova, welcher nach dem Passarovitzer Frieden als Severiner Banat abermals zu Ungarn gehörte; einen Theil des letzteren bildet das heutige Severiner Comitat. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zog aus Siebenbürgen der Truppenführer Radu Negru von der Fogaraser Gegend nach der Walachei, nahm den Landestheil an der Dimbovitza in seinen Besitz, vertheilte denselben unter seine Unterheerführer, die nachmaligen Bojaren, und eroberte allmälich die große und kleine Walachei. Im 16. Jahrhundert kam die Walachei unter türkische Oberhoheit; von da an verschacherte die Pforte die Fürstenwürde der Moldau und Walachei an die Meistbietenden; obgleich dies anfänglich einheimische Fürsten waren, so verfiel das Land unter denselben dennoch sichtlich. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Fürstenwürde stets auf drei Jahre an Phanarioten verpachtet, welche da vollends ein Raubsystem einführten. Im Jahre 1802 erlangten die Russen von der Pforte das Protectionsrecht über die Donaufürstenthümer und wurden von nun an die Fürsten auf sieben Jahre erwählt. Das Land zahlte den Türken Tribut, die Throncandidaten aber erkauften sich die Gunst der russischen Großen, welche „Capitals-Anlage“ sie dann aus dem Lande sich, reichlich verzinst, herausschlagen wollten — so war dann das Volk doppelt geschunden und bezahlte die Protection (!) sehr theuer. Diese durch beinahe 350 Jahre anhaltenden Zustände, besonders aber die Wirthschaft während der sechs Decennien bis 1859, machen es begreiflich, wenn dieses mit so gutem Boden und reichlichen Producten gesegnete Land so sehr zurückblieb.

Im Jahre 1821 setzte die Pforte im Einvernehmen mit Rußland die Eingeborenen Stourdza und Ghyka in die Fürstenstühle der Moldau und

Walachei; vom Jahre 1826 an wählten die Bojaren frei auf je drei Jahre die Fürsten. Später wurden die Fürsten auf Lebensdauer gewählt und 1834 auch die staatlichen Verhältnisse einigermaßen geregelt. Im Jahre 1858 kam die Union der Fürstenthümer zu Stande, wodurch die Rumänen die russische „Protection" endlich los wurden. Die vereinigten Fürstenthümer zahlten an die Pforte den unbedeutenden Tribut von 133.330 Silber-Thalern. Im Februar 1859 wählten die vereinigten Landtage der Moldau und Walachei den Obersten Cuza zum Fürsten von Rumänien unter dem Namen Alexander Johann I. Nach der seit 1866 revidirten giltigen Verfassung besteht der Senat aus 76, das Abgeordnetenhaus aus 157 Mitgliedern. — Unter der Regierung Cuza's wurden die großen ausgedehnten Kirchengüter säcularisirt und zu Staatsdomänen erklärt. Unter diesem Fürsten wurde auch endlich die Befreiung der Bauern und die Grundentlastung durchgeführt. Im Jahre 1866 stürzte eine Conspiration der Großen den Fürsten Cuza. Durch das Plebiscit vom 20. April 1866 erlangte Karl Prinz von Hohenzollern-Sigmaringen den rumänischen Thron. Am 20. Mai desselben Jahres betrat Prinz Karl zu Turn-Severin als erwählter Fürst von Rumänien sein neues Land. Am 24. October 1866 wurde er als solcher von den europäischen Mächten und der Pforte anerkannt. Am 15. November 1869 vermälte sich der junge Fürst mit Elisabeth, Tochter des verstorbenen Fürsten Hermann von Wied, geboren zu Neuwied.


Rumänen aus der Kleinen Walachei.

Der junge Fürst, welcher sich mit redlichem Bemühen an die Ordnung der Angelegenheiten seines neuen Vaterlandes machte, war durchaus nicht

auf Rosen gebettet, ja Anfangs 1870 standen die Dinge schon so schief, daß ihn beinahe das Schicksal Cuza's ereilte. Seitdem hat sich das wohl zum Besseren gewendet, aber zu so rechter Ruhe und ersprießlichem Arbeiten kam man trotzdem nicht, und dürfte das wohl erst jetzt nach erlangter Unabhängigkeit der Fall werden.

Die jüngsten Kriegsereignisse und deren Einfluß auf die Stellung



Rumänische Officiere und Soldaten. (Seite 690.)

Rumäniens sind noch in frischer Erinnerung. Den Antheil der jungen rumänischen Armee, welche diesmal ihre Feuertaufe erhielt, an diesen Ereignissen werden wir an den betreffenden Stellen schildern.

Die Zustände in Rumänien, die erst in neuester Zeit einer langsamen, aber stetigen Besserung entgegen geführt werden, waren noch lange nach Beendigung des vorletzten Türkenkrieges sehr primitiver Art, mehr asiatischer als europäischer Natur. „Noch Anfangs der Sechziger-Jahre kannte man im Lande keine unseren Culturbegriffen entsprechenden Hôtels; nur Herbergen für

Händler und Wanderer mit bescheidensten Ansprüchen waren vorhanden, und in denselben soll zwischen den Ställen für Last- und Zugthiere und den Schlafräumen für ihre menschlichen Begleiter kein merklicher Unterschied geherrscht haben. Interessenten für die Naturgeschichte der Insecten fanden wenigstens hier wie dort Gelegenheit zu Studien. Wer nicht zu ihnen zählte und vom Thierleben gern geschieden war; wer europäische Cultur kannte, sich an fleißigen Seifenconsum gewöhnt hatte und das ewig unveräußerliche Recht besaß, sich zu den anständigen Menschen zu zählen — so sagt ein deutscher Reisender — der besuchte in Moldau-Walachien ganz gewiß kein Wirthshaus, auch wenn es den stolzen Titel Hôtel führte. Nein, er ging vielmehr als Gast zum Präfecten oder Landrath, der amtlich verpflichtet war, ein Zimmer für Reisende zu halten, oder er suchte Quartier in den Klöstern."

Vierzehn Jahre deutschen Wesens aber haben in Rumänien eine erfreuliche Umwandlung hervorgebracht, die sich ganz besonders während des jüngsten Krieges bemerkbar machte. Bis zum Krim-Kriege hatten die Fürstenthümer Moldau und Walachei nichts, was den Namen eines Heeres verdient hätte, und noch unter Alexander Johann I. (Cuza) war die Armee eine solche, daß das Vertrauen in dieselbe ein sehr geringes gewesen. Schlachttage wie jene von Smirdân und die Erstürmung der Grivitza-Redoute, endlich das Factum, daß die rumänische Armee es war, welche den Löwen von Plewna bewältigte, setzten Europa durch das Unerwartete in Erstaunen.

Nach dem Gesetze vom 11. Juni 1868, modificirt am 12. März 1874, ist die Militärverfassung Rumäniens folgende: Die Armee besteht: a) aus dem stehenden Heer mit der Reserve; b) der Landwehr sammt Reserve; c) den Milizen; d) der Bürgergarde bezüglich der Stadtgemeinden und e) dem Landsturm bezüglich der Landgemeinden. Die Dienstpflicht beginnt mit dem 21. und endet mit dem 46. Lebensjahre.

Das stehende Heer hat vier Divisionen für Rumänien und die fünfte für die Dobrudscha, jede zu zwei Brigaden. Der Friedensstand der Linie ist 880 Officiere, 67 Beamte, 16.222 Mann, 2739 Pferde und 69 Geschütze.

Im Mai 1878 war der Stand der mobilisirten Armee 42.000 Mann Infanterie, 4000 Mann Reiterei, 2000 Mann Artillerie, ohne den Train

gerechnet. Nach dem Berliner Tractat und nachdem auch die zwischen Rußland und Rumänien strittigen Grenzfragen ausgetragen waren, wurde die Armee wieder auf den Friedensstand gebracht.

Wenn die Linie: 8 Regimenter Infanterie, 4 Bataillons Jäger, 2 Regimenter Hußaren, 4 Regimenter Artillerie mit je 7 Batterien, 3 Sectionen Arbeiter und die Genietruppen, dann die Landwehr: 16 Regimenter Dorobanzen, 8 Regimenter Calaraşi (Reiter), 32 Batterien Geschütze und die Miliz aufgeboten werden, vermag Rumänien 150.000 Mann mit 288 Geschützen zu mobilisiren.

Die Kriegsschiffe sind: 3 Dampfer und 6 Kanonenschaluppen mit 20 Officieren, 246 Artilleristen und Matrosen.

In Nachstehendem geben wir die interessanteren statistischen Daten über Rumänien, dessen Volksbewegung, Handel, Schifffahrt 2c.

Da es mit zu den Zwecken dieses Buches gehört, die Wichtigkeit der Donau als Handelsstraße darzuthun, so werden nachfolgende Ziffern in dieser Richtung sehr zweckförderend sein.

Handelsbewegung der rumänischen Donauhäfen 1878.

Name des Hafens	Eingelaufene Schiffe		Abgegangene Schiffe	
	Zahl	Tonnengehalt	Zahl	Tonnengehalt
Galatz	4038	552.677	4022	546.145
Braïla	3231	603.373	3097	589.816
Giurgjevo	781	117.194	810	113.662
Turn-Severin	617	125.184	610	121.016
Stirbey	574	45.829	512	38.906
Andere kleinere Häfen . .	1888	259.060	1915	242.687
Total . . .	11.129	1,703.317	10.966	1,652.232

Die Cerealien-Ausfuhr Rumäniens betrug 105·2 Millionen Lei,*) der Export an Schlachtvieh 13·5 Millionen Lei.

*) Das Münzsystem Rumäniens ist jenes der Lateinischen Union. Der Leu (Plural Lei) ist gleich dem Franc. Münzsorten sind: Gold-Carol à 20 Lei, Silberstücke à 5, 2, 1, $^1/_2$ Lei, Kupfermünzen à 10, 5, 2, 1 Banu (= Centime).

Das Eisenbahnnetz Rumäniens ist folgendes:

a) Linien im Betrieb: Bukarest—Giurgjevo—Smarda 72 Kilometer, Jassy—Ungheni 22 Kilometer, Ploësti—Predeal 86 Kilometer, Roman—Sutschawa—Jassy 224 Kilometer, Roman—Bukarest—Verceserova mit der Abzweigung Tecuci—Berlad 921 Kilometer, Černavoda—Küstendsche 63 Kilometer. Zusammen 1388 Kilometer.

b) Linien im Bau: Fokschan—Buzéo—Marachesti 90 Kilometer.

c) Linien in Tracirung: Bukarest—Gura-Jalomitza zur Verbindung der Hauptstadt mit der Dobrudscha und dem Schwarzen Meer.

Hier sei auch der Europäischen Donau-Commission gedacht. Ihr Sitz ist zu Galatz; sie wurde durch Artikel XVI des Pariser Vertrages vom 30. März 1856 errichtet und durch den Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 neu bestätigt.

Nach dem Vertrage vom 13. März 1871 von den Mächten zu London signirt, functionirt die Commission noch durch 12 Jahre. Die Neutralität der ausgeführten und auszuführenden Arbeiten von Isaktscha abwärts ist für alle Zeiten garantirt.

Nun wollen wir den Faden der Schilderung von Land und Leuten wieder aufnehmen: Wir erzählten, wie man ehedem auch in Klöstern gastliche Aufnahme suchte und auch bereitwilligst fand.

Da die meisten der frommen Wohnstätten dem griechisch-orientalischen Cultus angehörten, so darf man sich von diesen Klosterherbergen auch keine zu glänzenden Vorstellungen machen, namentlich nicht an Küche und Keller Ansprüche erheben, die nach unseren Begriffen einem Kloster wohl angemessen wären. Beim Fleisch, beim Fisch, selbst bei Eiern durfte man den Reiz der Neuheit und Frische nicht für ein nothwendiges Erforderniß halten. An dem Nationalessen, Kukuruz-(Mais-)Brei, hätte man theilnehmen können, wäre nicht der Orientalen duftiges Gewürz, der Knoblauch, zu sehr daran verschwendet gewesen, wie fast an allen Gerichten. Und der Wein? Er soll so gewesen sein, daß die meisten Gäste das Wasser vorzogen.

Bevor die jetzt wenigstens in den Anfängen und in ein paar Hauptlinien vorhandenen Eisenbahnen gebaut waren, befanden sich die Verkehrsmittel in einem fast unbeschreiblichen Zustande. Die Postwagen, meist

Karuzzen (wovon unser stolzes Wort Carosse herstammt), waren Leiterwägelchen, in denen sich der Passagier festbinden lassen mußte, weil er auf den holperigen Wegen leicht hinausfliegen konnte, ohne daß es der Postillon auch nur gemerkt hätte. Wer dieses geheime Hinauswerfen vermeiden wollte und ein geschlossenes Extra-Fuhrwerk miethete, mußte in den Ansprüchen auf das Gespann alle Fürsten Europa's überbieten, denn achtspännig wäre ihm keine Fahrt gelungen. Mit sechzehn Pferden abfahrend, bekam man unterwegs noch vier bis sechs zugelegt, und auch dann noch verging den Thieren in dem mehrere Fuß tiefen Schlamm Kraft und Lust zum Ziehen. Eine sonderbare Travestie der blühenden orientalischen Bildersprache kam nun zum Vorschein, wenn der Postillone Aerger sich in Flüchen Luft machte, wie z. B. „Verflucht sei der Kaffee, den unser Herrgott morgen Früh trinken wird!"

Der Zug von Humor, der sich in dieser Ausdrucksweise verräth, entspricht dem Charakter des Volkes; derselbe ist harmlos und gut. In den einsamsten Steppen kann der Fremde unangefochten reisen; Hirten oder Zigeuner, die einzigen Menschen, die ihm begegnen, denken nicht an Raub; so arm sie sind, so wenig Bedürfnisse kennen sie, und auch bei Volksfesten, wo angesessene und nomadisirende Landleute zu Tausenden versammelt sind, sieht man seltener Trunkene als in manchem hochcivilisirten Lande bei ähnlichen Gelegenheiten.

Excesse bei solchen Versammlungen kennt man gar nicht, so daß der Arm der Gerechtigkeit, der im Westen durch zahlreiche Gendarmen die Autorität handhabt, in den als halb barbarisch verschrieenen Donau-Fürstenthümern überall, wo das Volk seine kargen Freuden genießt, vollständig ruhen darf.

Von altersher ist Rumänien ein Stammsitz der Zigeuner gewesen; sie sollen sich der Sage nach hier schon umhergetrieben haben, als noch der römische Kaiser Trajan das alte Dakien beherrschte. Zahlreich auf dem Lande wie in den Städten vertreten, zeigen sie wenig von der Romantik, mit welcher unsere Phantasie nach Romanen und Theaterstücken sie umgiebt.

Als Maurer und Handlanger bei den Bauten entbehren sie ganz den Nimbus der Poesie; als Kesselflicker haben sie wenigstens den Vorzug

eines malerischen Aeußern, einen höheren Schwung aber bekommen sie erst, wenn sie sich zu Musikbanden gruppiren. Man darf aber bei dem verlockenden wilden Taumel ihrer Töne nicht daran denken, daß diese armen Menschen über Nacht sich unter Erdaufwürfen in Gräben verkriechen, hinter Bretter verschanzen und sich glücklich preisen, wenn ihnen der Keller eines unvollendeten Neubaues ein festeres Obdach gewährt. Selbstgewühlte Erdhöhlen hatten sie sogar vor noch nicht langer Zeit in der Residenz.

Denn das glänzende Bukarest, die stolze Stadt der Bojaren, mit ihren fast anderthalb Hundert an der Zahl erreichenden Kirchen, griechischer, römischer, reformirter, lutherischer und jüdischer Confession, gleicht, trotz seiner vielen prächtigen Paläste, mehr einem Haufen zusammengeschobener Dörfer als einer Stadt. Große, zum Theile öde Plätze, zuweilen Teiche da und dort, sogar ein Wäldchen blieben inmitten der Häuser zurück; zahlreiche Trümmerhaufen, Schutt, Ueberreste von Mauern und Kellern vervollständigen das sonderbare Bild; die schärfsten Contraste, armselige Baracken neben hohen von Pracht strotzenden Gebäuden, sind nichts Ungewöhnliches.

Bezeichnend genug heißt in der Residenz die für die Corsofahrten der schönen Welt bestimmte Straße „die Chaussée", denn es giebt eben nur eine dort, und eine platte, feste Landstraße ist im ganzen Lande eine solche Rarität, daß die Rumänen schon glücklich sind, sich auf den Besitz einer einzigen berufen zu können. Daß sie nur eine Viertelmeile lang ist, nimmt ihr nichts von ihrem Werthe, denn auf dieser kurzen Strecke ist mehr Verkehr als auf irgend einer Landstraße von hundertfacher Länge bei uns. Im Winter wie im Sommer besucht man die Chaussée, und es ist viel geschehen, sie zu einem angenehmen Promenade-Ort zu machen. Von Seite der Behörden meinen wir — denn von Seite des eleganten Publikums wird der Corso so reich ausgestattet, daß wenig Residenzen mit ihm wetteifern können. Welche Pracht der Carossen, welche Mannigfaltigkeit der fahrenden und promenirenden schönen Welt! Die gute Gesellschaft bevorzugt die Chaussée ganz auffällig, und es ist längst guter Ton geworden, nur auf der Chaussée zu Fuß zu gehen — auf allen anderen Wegen läßt man sich nur in der Kutsche oder zu Pferde erblicken. Das wäre nun für alle Damen selbstverständlich, denn die Beschaffenheit der Wege verbietet ihnen jede Fußwanderung

von selbst. Aber auch die Herren machen sich eine Regel daraus, und so kommt es denn, daß man auf der Chaussée Gelegenheit hat, die Bewohner der Bojarenstadt der Reihe nach zu mustern.

Bukarest liegt an der Grenzscheide des Orients; seine reicheren Bewohner haben Paris gesehen, sind Figuren des modernen abendländischen Lebens geworden, aber an kleinen Merkmalen erkennt der geübte Blick dennoch die Halb-Orientalen wieder.

Und nun besteht neben dem Glanze des Reichthums das tiefste Elend in dieser Stadt und in diesem Lande. Bei einem wunderbar fruchtbringenden Boden, bei einem ursprünglich durchaus guten Volkscharakter fragt man nach der Ursache der Zustände, fragt nach der Quelle der Armuth. Von altersher war das Gebiet der heutigen Moldau und Walachei der Tummelplatz der verschiedenen Völker, deren eines immer das andere verdrängte.

Die weiter oben geschilderte Ausbeutung durch Fremde und Einheimische, dabei die Vernachlässigung der Volkserziehung brachten dieses Land trotz seines fruchtbaren Bodens dahin, von wo es sich erst durch die seit anderthalb Decennien begonnene, lang andauernde ernste Arbeit erheben wird.

Nun machen wir auch eine Excursion in das Innere des Landes. Die große rumänische Ebene hat den Charakter einer Steppe mit wenig oder gar keinen natürlichen Waldungen, ist aber keineswegs eine schauerliche, unfruchtbare Wüste. Auch ist sie nicht ganz ohne Baumwuchs; nicht nur in den Ortschaften und Weilern findet man besonders Akazien, Pappeln, Espen, Maulbeerbäume und verschiedene Obstbäume, sondern auch die Ufer der Flüsse und stehenden Gewässer schmücken verschiedene Bäume und Sträucher, namentlich Weiden und Erlen; ja hie und da finden wir auch Eichenwaldungen. Doch nimmt der Baumwuchs jedenfalls eine untergeordnete Stelle ein neben den ausgedehnten Feldern, Wiesen und Weiden, und in manchen Gegenden fehlt er gänzlich. Die üppigsten Felder und Wiesen wechseln mit öden Sandstrichen, dürren Weiden und Sümpfen, die zum Theile ganz mit hohen Rohrdickichten bewachsen sind. Die niedrigen Ufer der Flüsse und Seen sind überall mit Rohrwaldungen bedeckt. Auf den Feldern wogen üppige Saaten, Weizen, Korn, Gerste, Hafer, Reps und Mais; an anderen Stellen sehen wir ausgedehnte Hanf-, Tabak- oder Melonenfelder;

hie und da finden wir Hirsefelder, im Severiner Kreise auch einige Reisfelder; andere Strecken sind mit Mohn, Sonnenblumen, Zuckerrüben, Bohnen, Linsen oder allerlei Futterkräutern bedeckt. Ja selbst ausgedehnte Weingärten finden wir in manchen Gegenden. Die Flora des Tieflandes der Walachei hat einen ganz eigenthümlichen Charakter und eine überraschende Mannigfaltigkeit. Die Flur der nassen fetten Wiesen unterscheidet sich von der der Sümpfe, die zum Theile salzig sind; wieder andere Blumen finden wir auf dem Flugsande und noch andere auf dem von Natur weniger beweglichen oder durch Kunst gebundenen Sande.



Nonne, rumänischer Landgeistlicher und orientalischer Mönch.
(Seite 692.)

Es giebt viele einheimische Gewächse, die außerhalb der Walachei und den ähnlich gestalteten Niederungen an der Theiß in Ungarn nicht, oder doch höchst selten vorkommen. Namentlich ist die Flora des Flugsandes im Auslande wenig bekannt. Auf dem gebundenen Sande kommen im Allgemeinen dieselben Pflanzen vor wie auf dem Flugsande, nur sind sie kräftiger und weniger behaart. Einen großen Pflanzenreichthum bieten auch die Sümpfe dar. In manchen Sümpfen wächst häufig ein großer Wasserschierling (Cicuta virose). Die hochstämmige giftige Pflanze entwickelt sich so üppig, daß sie wie ein kleiner Baum aussieht. Sie hat große, dicke, knotige Wurzeln, die voller Höhlen sind, in welchen sich ein weißlicher Saft befindet. Von außen haben die Wurzeln viele Ringe, aus denen Haare hervorbrechen, die im Wasser schwimmen oder im Schlamme wurzeln. Die Blätter und der

Same sind denen der Petersilie ähnlich. Die Pflanze hat einen ekelhaften, betäubenden Geruch und enthält ein schnell tödtendes Gift. Das Vieh, welches beim Grasen einige Blätter davon frißt, schwillt schnell auf und stirbt; der Mensch wird betäubt und fällt in Ohnmacht, wenn er nur ein Blatt oder ein Stückchen Wurzel an seinen Hut heftet.

Ebenso wie die Flora hat auch die Fauna Rumäniens Aehnlichkeit mit jener von Ungarn und Siebenbürgen. Die meisten der dort beobachteten Thiere kommen auch in der walachischen Ebene vor. Geier und Adler erscheinen nur selten, desto häufiger sind die Weihen und Falken. Von den Singvögeln ist die Lerche am häufigsten. Viele Zugvögel durchziehen die Ebene und halten sich länger oder kürzer darin auf. Besonders aber sind die einheimischen und wandernden Sumpf- und Schwimmvögel sehr häufig. Da finden wir zwei Arten Kraniche, acht Arten Reiher, vier Arten Lappentaucher, mehrere Schnepfenarten, zwei Arten Pelikane, zwei Arten Scharben, allerlei Möven und Seeschwalben, drei Arten Seetaucher, die vom hohen Norden hierher wandern, wozu sich manchmal auch die Gryllumne gesellt; ferner drei Schwanen-Arten, mehrere Arten Wildgänse, achtzehn Arten Wildenten, endlich auch den großen Trappen, den größten Vogel Europa's, der 20 bis 30 Pfund wiegt. Der Storch aber ist das charakteristische Bild der Steppe.



Rumänische Mädchen von Turn-Severin. (Seite 702.)

Verweilen wir einen Augenblick an einem See des Tieflandes. Das äußerste Ufer desselben bedecken Erlen und Weiden, dann folgt

die Rohrwaldung, die schwertförmige Segge, die braune Wasserkolbe; hier ranken die Stengel der fünfeckigen Wassernuß, dort wiegt sich der Mannaschwingel; hier ragen die breiten Blätter der Klette über den Rand des Wassers, dort breitet der Wasserschlauch einen grünen Teppich über den Wasserspiegel. Auf einem Fuße stehend, trauert hier der Storch, dort reinigt, auf den Kletten sitzend, das Heer der tauchenden Blaßhühner sein Gefieder; oben kreist und schreit mit gellender Stimme der schopfige Kibitz, aus dem Röhricht erschallt das rauhe Schnarren des Enterichs mit glänzendem Kopfe, oder das Brüllen der Rohrdommel. Hier setzt sich auf eine schwimmende Insel der edle Reiher, um plötzlich wieder zu verschwinden, dort stürzt sich der eierfressende Adler hinab, um den brütenden Vogel aus seinem Neste zu verscheuchen. Auch der schwarze Storch, der Strandreiter und Taucher und das Heer der Enten beleben den See und freuen sich ihres Lebens, während sich die Schaaren der Krähen auf den Zweigen der Erlen wiegen. — Da senken sich die Schatten des Abends hernieder, ein kühler Wind säuselt dahin, der See rauscht und braust, der Fuchs heult in dem Röhricht, die Fledermaus schwirrt in unheimlichem Fluge.

Die schönste Staffage des Tieflandes bilden die zahlreichen und großen Heerden der Hausthiere, die Schafe, Rinder und Pferde. Das Melk- und Arbeitsvieh wird gewöhnlich in der Nähe der Ortschaften und der Gehöfte geweidet. Hingegen bleiben die sogenannten wilden Heerden Sommer und Winter draußen unter freiem Himmel; nur eine aus Ruthen oder Rohr geflochtene Hürde, welche aus drei, von einem Mittelpunkt ausstrahlenden Flügeln besteht, die etwa 9 Fuß hoch sind, dient ihnen zum Schutze vor den kalten Winterstürmen. Instinktmäßig flüchtet sich die Heerde hinter denjenigen Hürdenflügel, welcher eben den Wind auffängt und so einigen Schutz gewährt. Die Wohnung des Hirten besteht aus einer ebenfalls dachlosen Hürde aus Ruthen oder wohl auch aus Brettern, welche mit ihren 5 Fuß hohen Seiten einen viereckigen Raum umschließt mit der Habe, dem Kochgeschirr und dem Herde des Hirten. Diese luftige Wohnung kann von einem Orte zum andern getragen werden. Die halbwilden Heerden bleiben nur während des Sommers auf den Triften und werden im Spätherbst nach Hause in die Stallungen getrieben, während das Arbeitsvieh und die Melkkühe jeden Abend nach

Hause ziehen. Ein schlanker, schöner und kräftiger Wuchs und lange, weit auseinander stehende Hörner zeichnen die der ungarischen Race ähnlichen Rinder aus. Das einheimische Pferd ist nicht groß, hat aber viel Feuer und kann besonders durch Kreuzung mit dem englischen und anderen Race-Pferden sehr veredelt werden.

So einförmig die Steppe auch erscheinen mag, so bietet sie dennoch dem Beobachter einen überraschenden Wechsel der großartigsten Landschaftsbilder. — Tiefes Schweigen lagert auf der dunkeln Ebene, düsteres Grau hüllt den Himmel ein; da zuckt im Osten ein weißer Streifen empor, dann wieder einer und noch einer, endlich ergießt sich ein matter weißer Schimmer am Saume des Horizonts aus, da wo er auf der Steppe zu ruhen scheint, die Sterne erbleichen und verschwinden.

Heller und heller wird es im Osten, die Gegenstände rings umher fangen an sichtbar zu werden, ihre Umrisse treten wie dunkle Schatten bei dem Lichtschimmer heraus, der die Luft erfüllt, die Steppe hebt sich, ein Streifen nach dem andern, aus der Dämmerung, die zerfließenden Grenzen des Horizonts weichen nach allen Seiten weiter zurück, der Raum wächst, die Steppe erscheint schmuck und frisch, wie neu geschaffen, der ferne Brunnenschwengel zeichnet sich in scharfen Umrissen ab, die Viehheerden regen sich, Kühe brummen halblaut, die Pferde trampeln, die Schafe blöken. Eine feine Röthe schwebt am Himmel, sanft verschwimmt sie in's Violette, dann erhebt sich blutigroth und langsam die Sonne, nach und nach zerreißt sie die Schleier, die sie umhüllten, plötzlich verschwindet das Roth des Himmels und das ganze Gewölbe desselben bedeckt ein tiefblauer Schleier. Die Königin des Tages erstrahlt immer glänzender und prächtiger, ein blanker schillernder Stahlglanz breitet sich über den ganzen Himmel aus. Die laue Luft der Nacht ist verschwunden, frische Kühle weht durch die Ebene, auf den Grashalmen glitzern Thautropfen, die sich im Glanze der Morgensonne wiegen. Nun erwacht die ganze Natur, die Heerden ziehen auf die Weiden, hinter ihnen die Hirten und Hunde; Kaninchen huschen aus einem Sandloch in's andere; Hasen hüpfen über die Felder, Ziesel spielen vor den Erdlöchern, Störche klappern bedächtig, das Heer der Lerchen durchschmettert die Luft. Nun erscheint auch der Raubvogel, wie ein schwarzer Punkt schwebt er am Himmel; der Punkt wächst,

bewegt sich, bekömmt Flügel, man bemerkt deren Schläge, endlich vernimmt man auch die kreischende Stimme des Vogels. An den Brunnen erscheinen braune Mädchen, auf der Schulter tragen sie eine Stange, an deren Enden ein antik geformter Wasserkrug hängt. Vielleicht wartet ihrer schon ein schmucker Bursche, der die Stange des Brunnens mit dem Eimer niederzieht und ihnen zuvorkommend die Krüge füllt.

Wer ein offenes Auge und Verständniß hat, wird der Natur überall die schönste Seite abzugewinnen verstehen; die unendliche Ebene hat ebenso ihren Reiz, wie das Meer oder wie die Alpen. Eine Fata Morgana auf der Steppe ist nicht minder erhebend, als das Glühen des Monte Rosa.

Bevor wir den Faden der beschreibenden Thalfahrt aufnehmen, blicken wir vorerst auf's rechte Ufer der Donau hinüber, nach:

Bulgarien.

Das andere Land, dessen Ufer die Wellen der Donau bespülen und welches wir fortan am rechten Gestade berühren, ist das neu geschaffene Fürstenthum Bulgarien.

Bulgarien war einst ein selbstständiges mächtiges Kaiserreich, vor welchem selbst Byzanz zitterte, seit nahezu fünfhundert Jahren aber steht es unter türkischer Oberhoheit und bildete bis zur Beendigung des 1877/78er Krieges das „Tuna-Vilajet". Das eigentliche Donau-Bulgarien bildet das neue Fürstenthum, welches von der Timok-Mündung bis zum Fort Arab-Tabia reicht und die ehemaligen Sandschake von Widdin, Tultscha und Silistria umfaßt; die Südgrenze bildet der Balkan und die Gegend zwischen dem Ibar und der Bugarska-Morawa; die westliche die Kopavnik-Berge Serbiens, die Abhänge des Svieti-Nicola und der Timok. Die Nordgrenze bildet durchwegs die Donau.

Das ehemalige Tuna-Vilajet umfaßt 63.865 Quadrat-Kilometer und zählte vor dem Kriege etwas über drei Millionen Einwohner sammt dem jetzigen Ostrumelien; — wenn da und dort von fünf Millionen gesprochen wird, so ist das eine arge Uebertreibung. Die eigentlichen Bulgaren zählen nicht viel über anderthalb Millionen, und giebt es deren noch 5000 in

Serbien, 50.000 in Rumänien, 20.000 in Süd-Ungarn, 40.000 auf russischem Gebiete. Das Fürstenthum zählt nach der Abgrenzung im Sinne des Berliner Tractats 1,859.000 Einwohner.

Donau-Bulgarien besitzt heute eine Eisenbahn, welche nach dem Schwarzen Meere zu führt: Rustschuk-Varna; die zweite Černavoda-Küstendsche liegt in der an Rumänien abgetretenen Dobrudscha.

Ueber die Nationalität der Bulgaren und deren Abstammung sprachen wir im ersten Abschnitte dieses Werkes bei Besprechung der Donau-Völker.

Die Culturstufe der Bulgaren steht am Pegel der Civilisation bei Null. Dies ist in erster Reihe an ihrer Behausung zu erkennen; Mithad Pascha, der doch ein Freund der Bulgaren war und während seiner leider nur zu kurz dauernden Statthalterschaft für dieselben that, was nur Menschen möglich, rief oft in Verzweiflung aus: „Die einzige Aufgabe eines Bulgaren ist: bis zum Himmel hinan zu stinken". Den Charakter der Bulgaren aber haben die Protokolle der Rhodope-Commission verewigt, bei deren Durchlesung Klio ihr Antlitz verhüllte.

Nach dem Berliner Vertrage ist das Fürstenthum Bulgarien ein constitutionelles erbliches Fürstenthum unter der Oberhoheit der Pforte. Die National-Versammlung wird gebildet aus dem bulgarischen Exarchen, der Hälfte der Bischöfe, der Hälfte der Gerichtspräsidenten, der Hälfte der Handels- und Gewerbekammern — welche Institutionen aber alle erst zu schaffen sind, — dann aus Volksdeputirten, je Einer auf 20.000 Seelen der Bevölkerung gerechnet. Staatsreligion ist die griechisch-orientalische.

Der am 29. April 1879 von der National-Versammlung erwählte Fürst von Bulgarien, Alexander I., ist am 5. April 1857 geboren, als Sohn des Prinzen Alexander von Hessen und der Prinzessin Julie von Battenberg, geborenen Gräfin Hauke.

Die Hauptstadt Sophia zählt 18.000, Tirnowa 12.000, Widdin 19.000, Rustschuk 23.000 und Varna 16.000 Einwohner.

Nach dieser kurzen Skizze des Wissenswerthesten über das neue Fürstenthum setzen wir unsere Fahrt da fort, wo wir dieselbe unterbrachen.

Am Prigrada-Riff, dem Demirkapi oder Eisernen Thor, nahmen wir von den Stromschnellen und Kataratten, zugleich auch von der ungarischen Grenze Abschied und folgen nun am linken Ufer rumänischem Gebiet.

Der erste Donauhafen, den wir anlaufen, ist:

Turn-Severin (ungarisch Szörény-Torony), welche Stadt lange Zeit hindurch eine Grenzfestung des ehemaligen Severiner Banates war. Heute ist dies eine aufstrebende Handelsstadt von nahezu 8000 Einwohnern, Sitz der Präfectur, eines Gerichtshofes, eines k. und k. österreichisch-ungarischen Consulats. Hier hat die Donau-Dampfschiff-Gesellschaft auch ein Werft. Seit zwei Jahren ist Turn-Severin durch die Verciorova-Bahn in directem Eilzugverkehr mit Temesvár-Budapest-Wien.

Hier war es auch, wo am 20. Mai 1866 Fürst Carol zum ersten Male rumänischen Boden betrat.

Turn-Severin war auch der Endpunkt der Studienfahrt des „Donau-Vereins", welcher dieselbe am 20. September 1879 antrat; von hier aus zerstreuten sich die Theilnehmer, und nur eine kleine Gruppe von etwa dreißig Mitgliedern trat auch die Rückreise mittelst Schiff nach Budapest an, um die herrliche Partie Prigrada-Báziás auch stromaufwärts zu passiren und dann an der Mündung des Franzens-Canals, gegenüber Battina Studien zu machen.

Einen der Theilnehmer begeisterte diese Reise derart, daß er sogar den Maschinisten des Dampfers, *) der zur Studienfahrt benützt wurde, in nicht üblen Zeilen besang:

Ein Glas dem Maschinisten!

Die „Sophie" kam den Strom herauf,
Sie brachte oft schon hohe Gäste,
Doch heute galt ihr rascher Lauf
Als Ziel auch einem Feste.

Ein wack'rer Mann ist da am Bord,
Er wirkt mit Dampf und Eisen,
Er jagt das Schiff von Ort zu Ort,
Das kann ich stets beweisen.

*) Der Stab der „Sophie" war für diese Fahrt wie folgt zusammengestellt: Capitän Karl Marchetti, Schiffs-Inspector, als Reiseleiter. Capitän Ernest Freiherr von Karwinsky, Commandant des Postdampfers. Seconde-Capitän Eduard Gangl. Controlor Lehel Molnár. Erster Maschinist Peter Haentjens.

Nicht oben ist sein Wirkungskreis,
Das alle Welt kann schauen,
Die Triebkraft fördert er mit Fleiß
Und stillem Selbstvertrauen.

Geheimnißvoll im untern Raum
Da ist sein wohlthätig Streben;
Er gönnt sich die Ruhe kaum
Und schafft und wirkt durch's Leben.

Er ist die Seel' im ganzen Schiff;
Umsonst wär's Commandiren,
Umsonst des Steuermannes Griff,
Um's Rad zu dirigiren.

Dem Manne nun bring' ich mein Glas
Und trinke auf sein Wohl:
Er lebe froh, gesund, und das
Sind meiner Wünsche Zoll.

Nun betreten wir die schon oben erwähnte erste Stadt Bulgariens, die uns auf unserem Wege begegnet. Widdin ist sehr ausgebreitet und war bis vor kurzem eine starke Festung. Ein großer Theil der Bevölkerung wohnte in dieser selbst, als der inneren Stadt, die Außen- und Vorstädte lagen an der östlichen und südwestlichen Seite der Festung; die Bevölkerung besteht aus Türken, Bulgaren, Israeliten, Armeniern und Walachen — die Türken und Juden wandern jetzt massenhaft aus, da sie tagtäglich den Grausamkeiten und Plünderungen seitens der Bulgaren ausgesetzt sind. Widdin besaß vor Ausbruch des Krieges 3400 Wohnhäuser, 1730 Verkaufsläden, 3 große Kasernen, Arsenal, Militär- und Civilspital, 5 Badehäuser, 24 Moscheen, 5 christliche Kirchen und eine Synagoge.

Widdin war im Herbst 1849 der Zufluchtsort der ungarischen Flüchtlinge und eines Theiles des Insurgentenheeres.

Die hervorragendsten Emigranten aus dem Civilstande waren in Widdin folgende: Kossuth, Graf Kasimir Batthyány (Szemere war blos durchgereist), Balog sammt Sohn, Gabriel Egressy, Hazman, Lorody, Gyurman sammt Frau, Szöllösy, Grimm, Vuja Joanovics sammt Sohn, Fülöp, Ullmann, Gida Ács, Prick, Hazay, Timáry, Mihailovics, Lévay sammt Familie, Gloß sammt Frau, Lemmi, Lülei sammt Familie, Sipos u. s. w.

Das Militär bestand aus den Generälen: Mészáros, Perczel, Bem, Dembinsky, Guyon, Kmetty, Stein, Visocky und Bulharm; aus drei Obersten, acht Oberstlieutenants, vierzehn Majoren, siebenundsechzig Hauptleuten, neunundvierzig Oberlieutenants und hundertzwanzig Lieutenants, zusammen: 270 Stabs- und Oberofficieren; die Mannschaft aus 56 Wachtmeistern,



Widdin.
Einzug der rumänischen Truppen am 24. Februar 1878.

121 Corporälen und 2894 Gemeinen. Zählen wir noch 114 Frauen und Kinder hinzu, so bestand die ungarische Emigration aus 3686 Seelen.

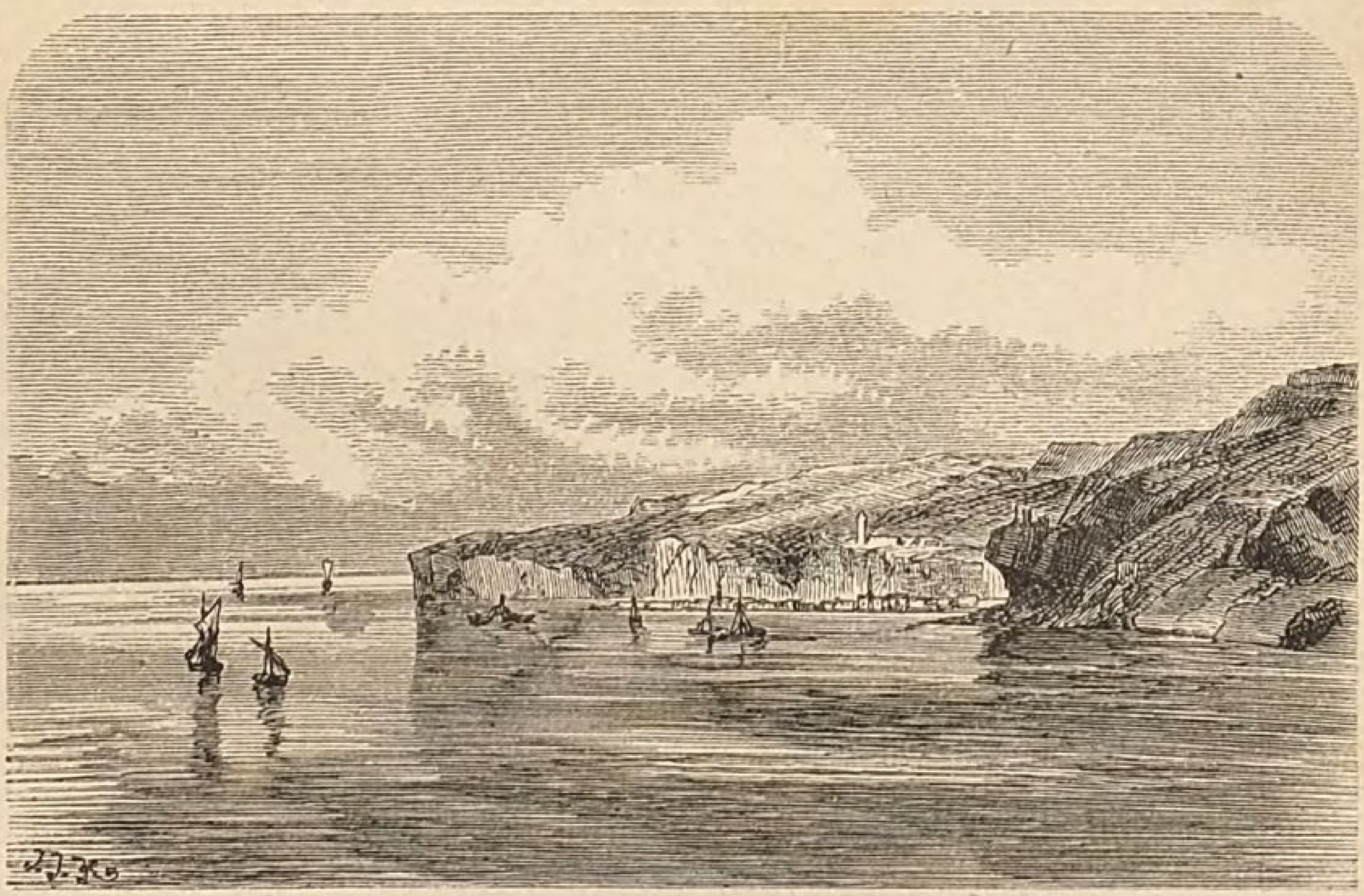
Die polnische Legion belief sich auf 1200 — die italienische auf 700 Mann.

Um aber das Bild des Lagerlebens zu vervollständigen, müssen wir noch die türkischen, bulgarischen und jüdischen Marketender hinzufügen, die sich in 50—60 Holzbuden in der Nähe des Lagers niederließen und Kaffee, Obst, Brot, Wein, Branntwein und sonstige Delicatessen feilboten.

Auf Wunsch der österreichischen und russischen Regierung wurden die Emigranten, welche sich die Türken auszuliefern weigerten, nach Kjutajah in Klein-Asien internirt.

Unsere beigegebene Illustration zeigt das Einrücken der Rumänen nach der erfolgten Uebergabe von Widdin.

Gerade gegenüber von Widdin liegt die Ortschaft Kalafat, am rumänischen Ufer, welche im vorletzten Kriege gleichfalls eine größere Rolle spielte wie auch diesmal. Am 6. Januar 1854 fand hier ein Gefecht statt,



Nicopolis. (Seite 708.)

nach demselben setzten sich die Russen fest, wurden aber am 19. April desselben Jahres beim versuchten Donau-Uebergang auf's Haupt geschlagen. Kalafat war vom Beginne des Krieges 1877 durch rumänische Truppen besetzt, die es gegen jeden Angriff sicher stellten. Am 27. Mai traf Fürst Karl daselbst ein und ließ das Feuer gegen Widdin eröffnen. Er selbst befand sich mit seinem Generalstabe in einer Batterie, in welche mehrere türkische Granaten einschlugen.

Wiederholte Versuche der Türken, sich in den Besitz der wichtigen strategischen Position von Kalafat zu setzen, die in den früheren Kriegen stets in ihren Händen war, wurden vereitelt. Bei der Einnahme der Vorwerke

von Widdin im Januar 1878 wirkten die Batterien von Kalafat mit großem Erfolge.

Den Ereignissen des jüngsten Krieges entstammt das folgende epische Gedicht:

Kalafat.

Die Donau strömet breit dahin,
So kraftbewußt, so ruhevoll;
Sie hält das Land im Arme fest
Und hat's an die weiche Brust gepreßt,
Dess' Marken sie beschützen soll.

Widdin und Kalafat, die steh'n
In Abendsonnengluth getaucht,
Die Ruhe athmet überall —
Da zuckt ein Blitz, da dröhnt ein Knall,
Die Erde bebt, das Wasser raucht.


Es zischen in die gold'ne Fluth,
Es sausen durch die Lüfte schwer,
Aus schwarzen Schlünden ausgesandt,
Als Brudergruß von Land zu Land
Die mächt'gen Bomben hin und her.

Hoch oben auf der Batterie,
Da steht Fürst Karl so ruhig da;
Ihr Mannen, schaut den Tod nur an,
Der Führer selber denkt nicht d'ran,
Was ihn umringet, drohend nah.

Er schaut mit ernstem Angesicht
Hinaus und denkt, ob's ihm wohl glückt,
Daß er Widdin mit seiner Schaar
Bestürmt, daß er die Donau gar
Für seine Helden überbrückt.

Da kracht es einen Schritt vor ihm,
Und splitternd sprüht es um ihn her;
Sie schau'n erschrocken auf und seh'n
Dort oben ihren Fürsten steh'n,
Allein, im Feuermeer.

Der Eine schlug entsetzt das Kreuz,
Der And're stürzte in die Knie;
„Der Fürst! ach unser Fürst verletzt,
„Der Steuermann, den nichts ersetzt,
„Und Niemand!“ riefen jammernd sie.



A. Hartleben's Verlag.
Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag in Wien.
Druck v. Jos. Eberle & Co, Wien.

Doch hoch die Mütze schwingend, rief
Er hell und laut, aus starker Brust:
„Hurrah! das ist Musik für mich,
„Die hab' ich gern, die kenne ich,
„Nach dieser hatt' ich Lust!"

Die Donau hat den Ruf gehört,
Ihr lacht das Herz, sie kennt den Ton,
In ihren Wellen singt es jung,
In zärtlicher Erwiderung
Dem Hohenzollernsohn!

Kalafat ist ein im Zunehmen begriffener Marktflecken, der sich zum bedeutenden Getreidehandelsplatz entwickelt.

Zwischen Widdin und der Lom-Mündung liegt Ardscher-Palanka, an jener Stelle, wo seinerzeit Retaria, die römische Hauptstadt Mösiens, stand. Sodann folgt am bulgarischen Ufer Lom-Palanka, Dampfschiff-Station und Donauhafen für die Gegend am Lom bis Nisch. Am rumänischen Ufer sehen wir bis zur Schill-Mündung nur flaches Inundations-Terrain und keine Ortschaften.

Rahova oder Oreava hat 334 Häuser, 3 Moscheen und eine bulgarisch-griechische Kirche; dieser Ort soll der Sitz der neuen bulgarischen Dampfschiff-Unternehmung werden; gegenüber liegt Piquet, auch Beket, der Donauhafen für den Krajovaer Kreis, sonst aber ganz unansehnlich. Nun gelangen wir rechts an die Isker-Mündung und links gegenüber an den Balta-Potelu-See, ein ausgedehntes schilfiges Wasser, welches nur durch einen schmalen Landstreifen von der Donau getrennt ist. Gegenüber der Wid-Mündung liegt die rumänische Ortschaft Turnu-Magurelli an der Aluta-Mündung, welche da die Grenze zwischen der kleinen und großen Walachei bildet; der Markt zählt 3000 Einwohner, welche lebhaften Getreidehandel treiben.

Die Donau-Linie von Cetate bis Turnu-Magurelli war während des ganzen Krieges durch rumänische Truppen besetzt; in die Kleine Walachei ist kein Russe gekommen. In Beket waren rumänische Batterien, die bei der Einnahme von Rahova große Dienste leisteten.

In Corabia fand den 1. September, unter persönlicher Leitung des Fürsten Carol, auf einer zu diesem Zwecke errichteten Pontonbrücke der

Uebergang der rumänischen Truppen statt, um den Russen vor Plevna zu Hilfe zu eilen. Diese Brücke wurde den folgenden Tag abgebrochen und zwischen Turnu-Magurelli und Nicopolis wieder aufgestellt, um bis zum Falle von Plevna als Operationsbasis und Zufuhrsstraße für die rumänische Armee zu dienen.

Wir gelangen nun an das auch geschichtlich denkwürdige Nicopolis, welches vor Ausbruch des Krieges 5200 Türken, 300 Bulgaren und 100 Israeliten als Bewohner zählte. Nicopolis wurde von den Römern nach Besiegung der Daker gegründet.

Den im Jahre 1395 unterbrochenen Krieg gegen die Türken setzte König Sigismund im Jahre 1396 fort und zog durch Serbien mit einem Heere von 60.000 Mann bis vor Nicopolis (Nikápoly); diesem stellte Bajazid 200.000 wohlgerüstete Krieger entgegen; Sigismund mußte fliehen und kam auf dem Umwege über Constantinopel und Rhodus wieder nach Dalmatien.

Die Schlacht wurde eingeleitet und verloren durch das Ungestüm der französischen Hilfstruppen und Ritter, welche, trotz der Warnung Sigismund's, Bajazid angriffen.

De Froissart erzählt uns den Verlauf der denkwürdigen Schlacht, wie folgt: Ein Herold des Königs ritt vor die Reihen der französischen Ritter und sagte laut vernehmbar: „Ich bin hierher gesandt von meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, der Euch durch mich bitten läßt, die Schlacht nicht eher zu beginnen, als bis Ihr Weiteres von ihm gehört habt, denn er vermuthet und fürchtet sehr, daß die Kundschafter keine genaue Nachricht über die Zahl der Türken gebracht haben. Binnen zwei Stunden sollt Ihr Gewisseres erfahren; wir haben Kundschafter ausgeschickt, welche weiter vorgehen werden als die früheren und uns bessere Nachricht bringen. Seid versichert, daß Euch die Türken nicht eher angreifen, als bis Ihr sie dazu zwingt oder bis sie ihre ganze Macht beisammen haben. Ihr werdet thun, was Ihr für das Beste haltet, aber das sind meines Herrn, des Königs, Befehle." Als er dieses gesagt hatte, verließ sie der ungarische Marschall, und die Herren traten zusammen, um zu überlegen, was zu thun sei. v. Coucy wurde um seine Meinung gefragt und erwiderte, der

König von Ungarn habe das Recht, ihnen Befehl zu ertheilen, und was er verlange, sei ganz gerecht. Aber der Graf von Eu, Connetable von Frankreich, fühlte sich verletzt, daß er nicht zuerst um seine Meinung gefragt worden, und widersetzte sich aus Trotz und Bosheit dem, was v. Coucy gesagt, indem er hinzufügte: „Ja ja, der König von Ungarn wünscht die ganze Ehre des Tages zu haben, er hat uns den Vortrab gegeben und jetzt möcht' er uns ihn wieder nehmen, um den ersten Schlag zu führen. Mag, wer will glauben, was er uns melden läßt; ich für meinen Theil werde es nimmer thun.“ Sich darauf an den Ritter wendend, der sein Banner trug, sagte er: „Zu Gottes und des heiligen Georg's Namen, Du wirst mich heute beweisen sehen, daß ich ein guter Ritter bin!“ v. Coucy betrachtete dies als eine sehr eitle Rede des Connetable und, sich zu Jean de Vienne wendend, der das Banner Unserer Frau in Bewahrung hatte, und bei welchem sich alle Anderen sammeln sollten, fragte er, was geschehen müsse? „Herr von Coucy — erwiderte dieser — wenn Wahrheit und Vernunft nicht gehört werden, so müssen Thorheit und Anmaßung herrschen. Der Graf von Eu ist entschlossen, den Feind anzugreifen, also müssen wir ihm folgen; aber wir würden größeren Vortheil haben, wenn wir des Königs von Ungarn Befehle abwarteten und Alle vereinigt wären!“ Während sie sich so mit einander unterhielten, näherten sich die Ungläubigen immer mehr, die beiden Flügel ihrer Armee, welche jeder 60.000 Mann stark waren, schlossen sich bereits um Jene. Als die Christen dies bemerkten, wollten sie sich zurückziehen, aber es war unmöglich, da sie schon ganz umzingelt waren. Viele Ritter und Edelleute, welche in den Waffen erprobt waren, sahen jetzt ein, daß die Schlacht verloren gehen müsse. Demungeachtet rückten sie vor, der Fahne Unserer heiligen Jungfrau folgend, die von dem tapferen Ritter Jean de Vienne getragen wurde. Die französischen Ritter waren so reich gekleidet in ihren Wappenröcken, daß sie wie kleine Könige aussahen; als sie aber auf die Türken stießen, waren sie, wie man mir gesagt hat, nicht mehr als 700, was vollkommen die Thorheit ihres Benehmens zeigte; denn hätten sie auf das ungarische Heer gewartet, das aus 60.000 Mann bestand, so würden sie vielleicht einen Sieg davon getragen haben. Ihrem Stolze und ihrer Anmaßung ist

der ganze Verlust zuzuschreiben, der so groß war, daß die Franzosen seit dem Tage von Roncesvalles, wo die zwölf Pairs von Frankreich erschlagen wurden, keine so bedeutende Niederlage erlitten hatten. Ehe sie jedoch besiegt wurden, richteten sie ein großes Blutbad unter den Türken an, obwohl viele Ritter und Edelleute voraussahen, daß sie durch ihre eigene Thorheit in den gewissen Tod gingen. Die Franzosen schlugen den Vortrab in die Flucht und verfolgten ihn bis in ein Thal, wo sich Bajazid mit dem Hauptheere aufgestellt hatte. Sie wären gerne wieder umgekehrt, da sie Berberpferde ritten, aber sie konnten nicht, denn sie sahen sich auf allen Seiten eingeschlossen. Die Schlacht tobte demzufolge mit großer Wuth und dauerte beträchtliche Zeit.

Dem Könige von Ungarn wurde die Botschaft gebracht, daß die Franzosen, Engländer und Deutschen seinen Befehlen nicht gehorcht, sondern sich mit den Türken in ein Gefecht eingelassen hätten. Er war sehr zornig, als er dies hörte, sah voraus, daß Alle würden niedergemacht werden, und sagte zu dem Großmeister von Rhodus, der neben ihm hielt: „Wir werden die Schlacht durch die Eitelkeit der Franzosen verlieren!“ Bei diesen Worten blickte er sich um und gewahrte, daß die Seinigen flohen, von Schrecken ergriffen, und daß die Türken sie verfolgten. Er sah nun ein, daß der Tag unrettbar verloren sei, als Diejenigen, die ihn umgaben, riefen: „Herr, rettet Euch! Denn werdet Ihr gefangen genommen oder getödtet, so ist Ungarn unwiederbringlich verloren; — flieht, ehe es zu spät ist!“ Das Gemetzel bei dem Rückzuge war fürchterlich, aber Gott stand dem Könige und dem Großmeister von Rhodus bei; denn als sie die Donau erreichten, fanden sie ein kleines Schiff, welches dem Großmeister gehörte. Sie bestiegen es mit nur fünf anderen Männern und setzten an das jenseitige Ufer über. Hätten sie gezögert, so wären sie getödtet oder gefangen genommen worden; die Türken erreichten den Fluß, gerade als sie überfuhren, und richteten ein gräßliches Blutbad unter dem Gefolge des Königs an.

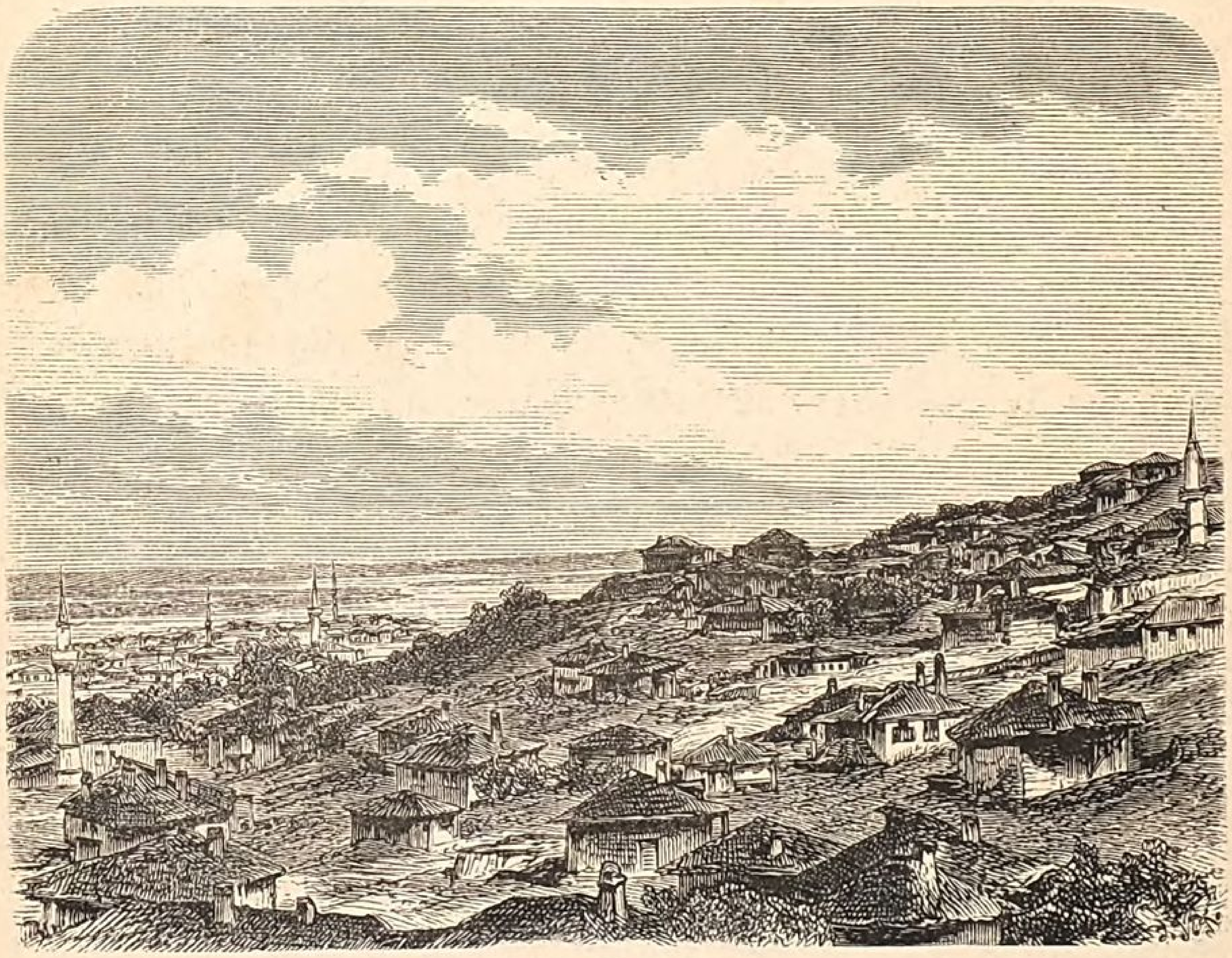
Kehren wir nun nach dem Schlachtfelde zurück, wo die Franzosen und Deutschen noch immer mit verzweifeltem Muthe fochten. Herr von Montcaurel, ein tapferer Ritter aus dem Artois, sagte zu seinem Knappen, als er sah, daß die Niederlage unvermeidlich sei, und weil er seinen Sohn

zu retten wünschte, der noch sehr jung war: „Bringe meinen Sohn fort! Du kannst dort durch den offenen Flügel entwischen; rette meinen Sohn, und ich will den Ausgang mit meinen Gefährten erwarten.“ Der Jüngling erklärte jedoch, seinen Vater nicht verlassen zu wollen, bis dieser ihn selbst dazu zwang. Der treue Knappe brachte ihn sicher bis an das Ufer der Donau, aber er ertrank bei dem Uebersetzen. Guillaume de Tremouille und dessen Sohn verrichteten große Thaten der Tapferkeit, ehe sie erschlagen wurden; Jean de Vienne, der die Fahne unserer heiligen Jungfrau trug, wurde trotz seiner Heldenthaten getödtet; doch behielt er die Fahne fest in der Hand und wurde mit derselben todt auf dem Schlachtfelde gefunden. Das ganze französische Heer, das an dem Kampfe bei Nicopolis theilgenommen, fand seinen Untergang daselbst. Jean de Bourgogne, Graf von Nevers, war wunderbar reich gekleidet, eben so Guy de la Rivière und viele Barone und Ritter aus Burgund aus Verehrung für ihn. Zwei Edelleute aus der Picardie, Guillaume d'Eu und der Einäugige von Montquel, zeigten, wie bei allen früheren Gelegenheiten, den größten Muth. Zweimal hieben sie sich durch das türkische Heer durch und kehrten in das Gefecht zurück, zuletzt wurden sie aber erschlagen.

Nach mehreren anderen Einzelheiten, welche wir jedoch wegen der Beschränkung des uns vergönnten Raumes übergehen, fährt Froissart fort: Als Bajazid sich erfrischt und seine Kleider gewechselt hatte, beschloß er, die Todten auf dem Schlachtfelde zu besuchen, denn ihm war gesagt worden, daß ihm der Sieg theuer zu stehen gekommen sei; dies überraschte ihn, und er wollte es nicht glauben. Er bestieg sein Roß und begab sich, von seinen Vezieren, seinen Edelleuten und seinen Paschas begleitet, auf das Schlachtfeld, wo er fand, daß das, was man ihm gesagt hatte, wahr sei, namentlich daß, wo ein todter Christ lag, dreißig erschlagene Türken daneben lägen. Als er dies sah, rief er aus: „Das ist in der That ein hartes Gefecht für unsere Leute gewesen, diese Christen haben sich wie Verzweifelte gewehrt, aber ich werde das Blutbad schon an ihren Gefangenen rächen!“

So weit Froissart. — Bajazid brachte die Drohung auch wirklich in Erfüllung. Nachdem er den Grafen von Nevers und 24 andere Edelleute,

deren Geburt und Reichthum die Dolmetscher bezeugten, zurückgestellt hatte, ließ er die übrigen französischen Gefangenen, welche den blutigen Tag überlebten, vor seinen Thron bringen, und da sie sich weigerten, ihren Glauben abzuschwören, in seiner Gegenwart hinrichten. Einem einzigen Ritter schenkte er das Leben und gestattete ihm, nach Paris zurück zu kehren, um dort die Niederlage zu berichten und das Lösegeld für die



Sistova. (Seite 716.)

Gefangenen auszuwirken. Mittlerweile wurden diese als Zeugen des Sieges im türkischen Lager zur Schau gestellt. Endlich, nach langem Zögern, willigte Bajazid ein, ein Lösegeld von 200.000 Ducaten für die französischen Edlen anzunehmen.

Auch während des jüngsten orientalischen Krieges spielte Nicopolis eine bedeutende Rolle, denn nach dem Donau-Uebergange und der Einnahme war es Operationsbasis der rumänischen Armee.

Am 22. December 1877 Abends traf Fürst Karl, von Plevna kommend, in Nicopolis ein; stundenlang ritt er über die mit Leichen bedeckten

Schneefelder — denn Tausende von Türken, die in Plevna capitulirt hatten, waren auf dem Marsche vor Hunger und Kälte umgekommen. Die Nacht brachte er in Nicopolis zu, wo 11.000 Türken internirt waren, die Besatzung dagegen nur aus einem rumänischen Dorobanzen-Bataillon bestand; den 23. Morgens setzte der Fürst in einem kleinen Boote, nicht ohne Lebensgefahr, über die mit Eisschollen bedeckte Donau nach Turnu-Magurelli, von wo er den folgenden Tag die Rückreise nach Bukarest antrat. — Die Brücke war schon einige Tage vorher durch den Eisgang zerstört worden.



Rustschuk und Giurgjevo. (Seite 716.)

Nach der Einnahme von Rahowa wurden sämmtliche Ortschaften auf dem rechten Ufer bis Widdin durch rumänische Truppen rasch hintereinander besetzt. Florentin wurde durch die „Roschior" — rothen Hußaren — eingenommen. Damals entstand nach Art des deutschen Kriegsliedes folgendes Gedicht:

Die Wacht an der Donau.

O sei nicht bang, mein herrlich Land,
Wir schützen dich mit starker Hand;
Sieh' dort der Türken Banner weh'n,
Wo brüllend die Kanonen steh'n,
Ob sie auch tausend Bomben spei'n,
Mit unserm Karl hinein, hinein!

Die Donau war uns immer gut,
Sie trägt uns heut' auf starker Fluth,
Es singt aus ihrer Wogen Schwall:
Nun Kinder! frisch! erstürmt den Wall! —
Wir wollen stürmen, heldenhaft,
Mit unserm Karl ist Gottes Kraft!

Wir brechen deiner Ketten Last,
Du Land, das uns geboren hast!
Schaut einmal auf, das Kreuz gemacht,
Dann lustig vorwärts in die Schlacht!
Mein Lied erschall', mein Banner flieg',
Mit unserm Karl durch Tod zum Sieg!

Schief gegenüber von Nicopolis, am linken Ufer der Donau, auf einer hohen Uferböschung liegt das rumänische Städtchen

Turnu-Magurelli mit nahezu 5000 Einwohnern. Hier mündet die aus Siebenbürgen kommende Aluta in die Donau; am linken Ufer des erstgenannten Flusses sieht man noch die Ueberreste einer alten türkischen Festung, welche bis zum Frieden von Adrianopel den diesseitigen fortificatorischen Brückenkopf für Nicopolis bildete und den Donau-Uebergang deckte.

In der Umgegend wird viel Getreide gebaut, welches da zur Verschiffung gelangt; Turnu-Magurelli ist einer der bedeutenden Donauhäfen für den rumänischen Exporthandel und im steten Zunehmen begriffen.

Auch etwas Landwein, oder wie er hier genannt wird, „Gartenwein", übrigens ein Verwandter des Grüneberger Dreimänner-Weines, baut man hier.

Am linken Ufer, weiter abwärts, folgt nun Zimnitza mit einem Schlosse des Fürsten Ypsilanti; im Kriege 1877—1878 war diese etwa 4500 Einwohner zählende Stadt oft genannt, als Hauptquartier des Czaren und Uebergangspunkt der russischen Truppen.

Während der Schrecken des letzten Krieges dichtete Fürstin Elisabeth von Rumänien, eine geborene Prinzessin von Wied, folgende Ballade:

Ein Sohn für's Vaterland.

Es prasseln die Granaten
Herab auf Stadt und Land,
Zerhacken alle Saaten,
Entzünden Brand auf Brand.

In dichten Rauch verhüllet,
Zieht matt die Donau hin,
Ein Krachen rings umbrüllet
Die müde Wanderin.

Sie hört ein wirres Klagen,
Als jammerte die Stadt,
Sie schaut ein wildes Jagen,
Es rennt, was Füße hat.

Es will, mit ihrem Knaben
Am Arm, die Mutter flieh'n,
Die Todesschrecken haben
Ihr Flügel heut' verlieh'n.

Ob auch ihr Herz erzittert,
Sie fliegt den Weg entlang,
Da heult es, braust und splittert
Ganz nah' mit Donnerklang.

Sie hört ein leises Jammern,
Der Knabe wird so schwer,
Sie fühlt ein banges Klammern,
Dann weht kein Seufzer mehr.

Vorüber ist ihr Hoffen,
Vorbei ist Glück und Lust —
Zum Tode ward getroffen
Das Kind an ihrer Brust.

Es ist vor jenen Allen,
Die in den Kampf gesandt,
Im Mutterarm gefallen
Ein Sohn für's Vaterland!

Bevor wir von dieser Donau-Section Abschied nehmen, in welcher die Wid-Mündung und von dieser aufwärts Plevna liegt, wollen wir der jungen rumänischen Armee noch einige Worte widmen. Unter dem Fürsten Karl wurde sowohl das Wehrgesetz als auch die Heeresorganisation neu gestaltet, und als deren Resultat ging jene Armee hervor, welche sich vor Grivitza tapferer hielt als die schlachtenerprobte russische Armee.

Unser Bild auf Seite 689 stellt, von links nach rechts gesehen, einen Infanteristen, einen Officier der Roschiori, einen Oberst-Divisionär, einen Officier der Calaraschi, endlich einen Jäger vor; wie wir sehen, lehnt sich die Uniformirung theils österreichisch-ungarischen, theils französischen Vorbildern an.

Von Nicopolis an geht die Donau ein Stück direct östlich und bildet zahlreiche Inseln; hinter einer der größeren derselben, Persina genannt, welche in der Thalfahrt zur Rechten liegen bleibt, ist Bulgarisch Belina, im letzten Kriege öfter genannt; gegenüber, am rumänischen Ufer, ist der Sehoya-See, ebenfalls nur durch einen schmalen Landstreifen von der Donau getrennt, wie weiter oben der Balta Potelu.

Wir gelangen nun nach Sistova, von wo an die Donau eine Wendung nach Nordost macht.

Die Stadt Sistova bietet mit ihrer Burgruine einen interessanten Anblick; sie ist zwischen Bergen eingekeilt und besitzt beiläufig 16.000 Einwohner, von welchen 7000 Bulgaren, 4500 Türken, 600 Zigeuner, das übrige Juden und Fremde sind, hat 2367 Häuser, bis 1878 28 türkische Gasthäuser, 19 Moscheen, deren großer Theil während des Krieges in Trümmer geschossen wurde; 5 griechisch-orientalische Kirchen. Hier wurde am 23. August 1791 der berühmte Sistover Friede geschlossen. Im Jahre 1868 erfolgten in den naheliegenden tatarisch-bulgarischen Dörfern Stizar und Karahissar blutige Zusammenstöße zwischen den türkischen Truppen und den walachisch-bulgarischen Freischaaren.

Gegen Mittag bringt uns der Dampfer nach Rustschuk, dem Ausgangspunkte der nach Varna führenden Eisenbahn. Bis zum Ausbruche des Krieges war dies die eigentliche Hauptstadt Donau-Bulgariens und zählt 36.000 Einwohner, davon sind aber nur 8000 Bulgaren; die Stadt hat eine Colonie von sogenannten „Spaniolen", welche 1000 Köpfe zählt; es sind dies Nachkommen jener Juden, welche seinerzeit aus Spanien vertrieben wurden. In kleinerer Anzahl findet man da noch Engländer, Franzosen, Deutsche, Ungarn, Italiener, Serben, Walachen und ziemlich viel Griechen. Die Festungsmauern umgaben die ganze Stadt, in welche fünf feste steinerne Thore führten — gegen die Donau hin waren außerdem 16 befestigte Batterien errichtet. Heute liegt das Alles in Trümmern und harrt der arbeitsamen Hände, welche die Stadt aus ihrem Schutt erheben sollen. Rustschuk, welches vor Ausbruch des Krieges auf dem besten Wege war, emporzublühen, zählt 4360 Häuser, 1184 Verkaufsladen, 822 Niederlagsmagazine, 1 Dampfmühle — dabei allerdings auch 4 Teké, das sind Derwischklöster

— aber auch in der Zukunft ist diese Stadt zufolge ihrer Lage berufen, im Handelsverkehr der unteren Donau eine bedeutende Rolle zu spielen.

Unterhalb Rustschuk mündet der Kara-Lom; in dieser Flußmündung lag früher die türkische Donau-Flottille, und jetzt ist sie der Hafen der russisch-bulgarischen Kanonenbote. Neuerer Zeit erhoben sich auch mehrere Häuser nach europäischer Bauart mit Balkons und hübschen Balustraden und bescheidenen Ansprüchen genügende Hôtels. Mithad Pascha, dem Wohlthäter Bulgariens, verdankt Rustschuk, daß die verwahrloste Zigeunervorstadt an der Donau abgetragen und der Donau-Quai gepflastert wurde. Der Bahnhof der Varna-Bahn befindet sich am Nordostende der Stadt, etwa 10 Minuten vor den Wällen. Rustschuk war zu allen Zeiten für den Donau-Uebergang ein strategisch wichtiger Punkt.

Die Russen belagerten die Festung 1810 vom 26. Juni bis 27. September, an welchem Tage der Commandant Bosnjak Aga doch capituliren mußte. Am 10. Juli 1811 aber mußte Kutasov die Festung wieder den Türken übergeben; auch im 1829er Feldzug war Rustschuk viel umstritten. Während des Krim-Feldzuges ging die Rustschuker Besatzung über die Donau und schlug die Russen bei Fratešti. Der für die Türken unglückliche Ausgang des 1877—1878er Feldzuges ist noch in Aller lebhafter Erinnerung.

Rustschuk ist von schönen Obstgärten umgeben; lohnend ist auch der Ausflug in's Lomflußthal nach Dolopkiöi. Bei dem Dorfe Bassarabov befindet sich das angebliche Grab des heiligen Demetrius. Diese Stadt hat zufolge ihrer Lage eine bedeutende commercielle Zukunft und ist schon jetzt von solcher Bedeutung, daß Oesterreich-Ungarn, Rußland, Frankreich, England, das Deutsche Reich, Italien und noch andere Staaten hier Consulate unterhalten.

An Gewerbszweigen werden hier betrieben: Gerberei, Leder- und Wollfärberei, Schiffbau, Fischerei, auch ist der Getreidehandel ein bedeutender.

Von hier ist die directe Verbindung mit Constantinopel durch die in sieben Stunden nach Varna führende Eisenbahn hergestellt. Von letztgenannter Stadt an verkehren regelmäßig die Dampfer des Oesterreichisch-ungarischen Lloyd. An dieser Bahnlinie liegt als Hauptstation Schumla, die während aller russisch-türkischen Kriege viel umfochtene Festung.

Von Rasgrad, einer Station der Rustschuk-Varna-Bahn, gelangt man mittelst Wagen, in etwa sechs Stunden — wenn der Weg gut ist — nach Eski-Dschumaja, berühmt durch seine bedeutende Messe.

Dieselbe findet jährlich während des Monates Mai statt, und versieht sich daselbst fast das ganze nördliche Bulgarien mit den nöthigen Manufacturwaaren, Eisen- und Email-Kochgeschirren und noch vielen anderen Industrie-Artikeln.

Gegenüber von Rustschuk, am walachischen Ufer, liegt Giurgjevo, Hauptort des Kreises von Vlașca, welcher ehemals befestigt war und als Vorwerk der Festung Rustschuk diente. Nach dem Frieden von Adrianopel 1829 mußten diese Befestigungen abgetragen werden. Hier schlug Omer Pascha am 4. Juli 1854 die Russen auf die empfindlichste Weise.

Rustschuk gegenüber spaltet sich die Donau in zwei Arme, zwischen welchen mehrere kleinere und zwei große Inseln liegen. Auf dem nördlichen, rumänischen Ufer der Donau ist das Terrain viel tiefer als auf der bulgarischen Seite. Doch, wo die offene Stadt Giurgjevo (oder Giúrgiú, wie die Rumänen sie nennen), erhebt sich der Boden einige Meter hoch und senkt sich östlich davon, so daß, wenn im Frühling der Schnee schmilzt oder in regnerischen Jahren Hochwasser kommt, die Donau viele Morgen Landes überfluthet und dann den Anblick eines großen Landsee's gewährt. Der kleinere Arm der Donau, welcher sich nächst dem rumänischen Ufer hinzieht, wird von den größeren Handelsschiffen nur dann benutzt, wenn die Stromhöhe der Donau eine bedeutende ist; in trockenen Jahren und fast jedesmal im Herbst bei niedrigem Wasserstand der Donau benutzen die Schiffer als Landungsort einen mehr östlich liegenden Punkt, der Smârda heißt.

Der östliche Handelsplatz Giurgjevo muß schon vor undenklicher Zeit von den alten Griechen und Römern angelegt worden sein, denn wann diese Stadt erbaut worden, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Dem Namen nach erwies sich die später angelegte Stadt als genuesische Gründung. Die Genuesen trieben bekanntlich zur Zeit der Kreuzzüge einen gewinnreichen Handel in diesen Gegenden. Heute noch trägt eine kleine Insel, welche vom rumänischen Ufer durch einen schmalen Canal getrennt ist, den Namen San Giorgio. Diese Insel zeigt Spuren von früheren Befestigungen, und nach den Umrissen derselben

zu urtheilen, ist es mehr als wahrscheinlich, daß wir es hier mit den Resten eines römischen Castells zu thun haben.

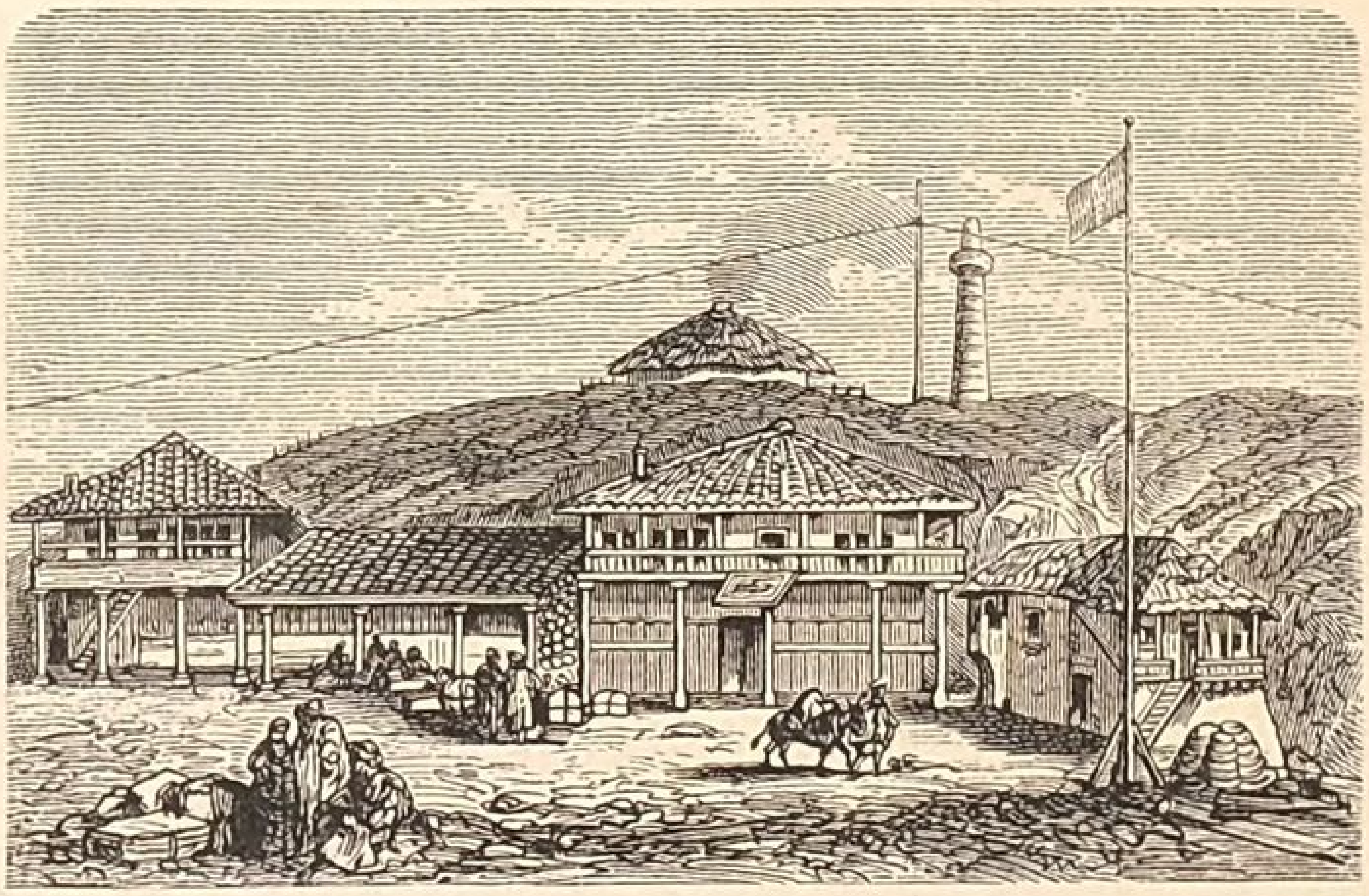
Dieses Castell San Giorgio hat zu verschiedenen Zeiten eine große Rolle gespielt. In den hartnäckigen Kämpfen zwischen den Christen und den über die Donau vordringenden Türken wurde das Castell sowohl von der einen als auch von der anderen kriegführenden Partei stark befestigt. Sultan Mohammed I., welcher mit einem großen Heere in die Walachei eindrang, um Rache zu nehmen für die von dem Fürsten der Walachei, Mircea Bassarab, dem Bruder des Sultans, Namens Musa, geleistete Hilfe, verwüstete das Land und mehrere Städte, darunter auch Giúrgiú mit dem Castell San Giorgio. Wenige Jahre nachher, unter dem tapferen Fürsten Dan III., genannt Dracul (der Teufel), wurde die Stadt von dem Fremdenjoche wieder befreit. König Sigismund von Ungarn schloß ein Bündniß mit dem Fürsten der Walachei gegen einen Nebenbuhler des Letzteren.

Von da an hatten Stadt und Schloß wechselvolle Schicksale und litten ungemein während der Türkenkriege. Giurgjevo blieb sodann unter dem Joche der osmanischen Herrschaft bis zum Frieden von Adrianopel vom Jahre 1829. Während der nun folgenden russisch-türkischen Kriege wurden mehrere blutige Gefechte in der Nähe von Giurgjevo geliefert, besonders im Jahre 1773, als es den Russen nach einem vollständigen Siege über die Türken und einer mehrere Monate währenden Belagerung gelang, die Stadt zu erobern; dieselbe wurde aber nach dem Friedensschluß wieder den Türken zurückgegeben. Nach dem Frieden von Adrianopel wurden Giurgjevo, Turnu-Magurelli und Braila dem rumänischen Fürstenthum wieder einverleibt. Die Mauern der Stadt und Festung wurden geschleift, und seit jener Zeit hob sich Giurgjevo schnell empor als natürlicher Donau-Handelshafen von Bukarest, mit welcher Stadt Giurgjevo durch die 1870 erbaute, in Rumänien erste, 67 Kilometer lange Eisenbahn verbunden ist.

Die heutige Stadt Giurgjevo hat nichts mehr von ihrem früheren Aussehen bewahrt als einige kleine Reste der ehemaligen Befestigungen. Neue Bauten werden jedes Jahr aufgeführt. Ein guter Hafen macht den Handel einträglicher, daher viele Handeltreibende, und zwar Griechen, Deutsche, Russen, Israeliten und Bulgaren, hier ihren Aufenthalt nahmen.

Von dem in der Mitte der Stadt gelegenen großen Platze gehen breite Straßen nach allen Richtungen. Giurgjevo zählt heute über 21.000 Einwohner und ist in stetem Zunehmen begriffen.

Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft und Oesterreichisch-ungarischer Lloyd haben hier ihre Agentien. Die Aussicht auf die sich breit dahinwälzende Donau und auf die gegenüber auf dem viel höheren Ufer liegende bulgarische Stadt Rustschuk ist eine überaus reizende. Nur durch zwei, höchst selten durch drei Monate im Jahre, wenn während eines strengen Winters die Donau zufriert, stockt der Schiffsverkehr.



Dampfschiff-Agentur in Giurgjevo.

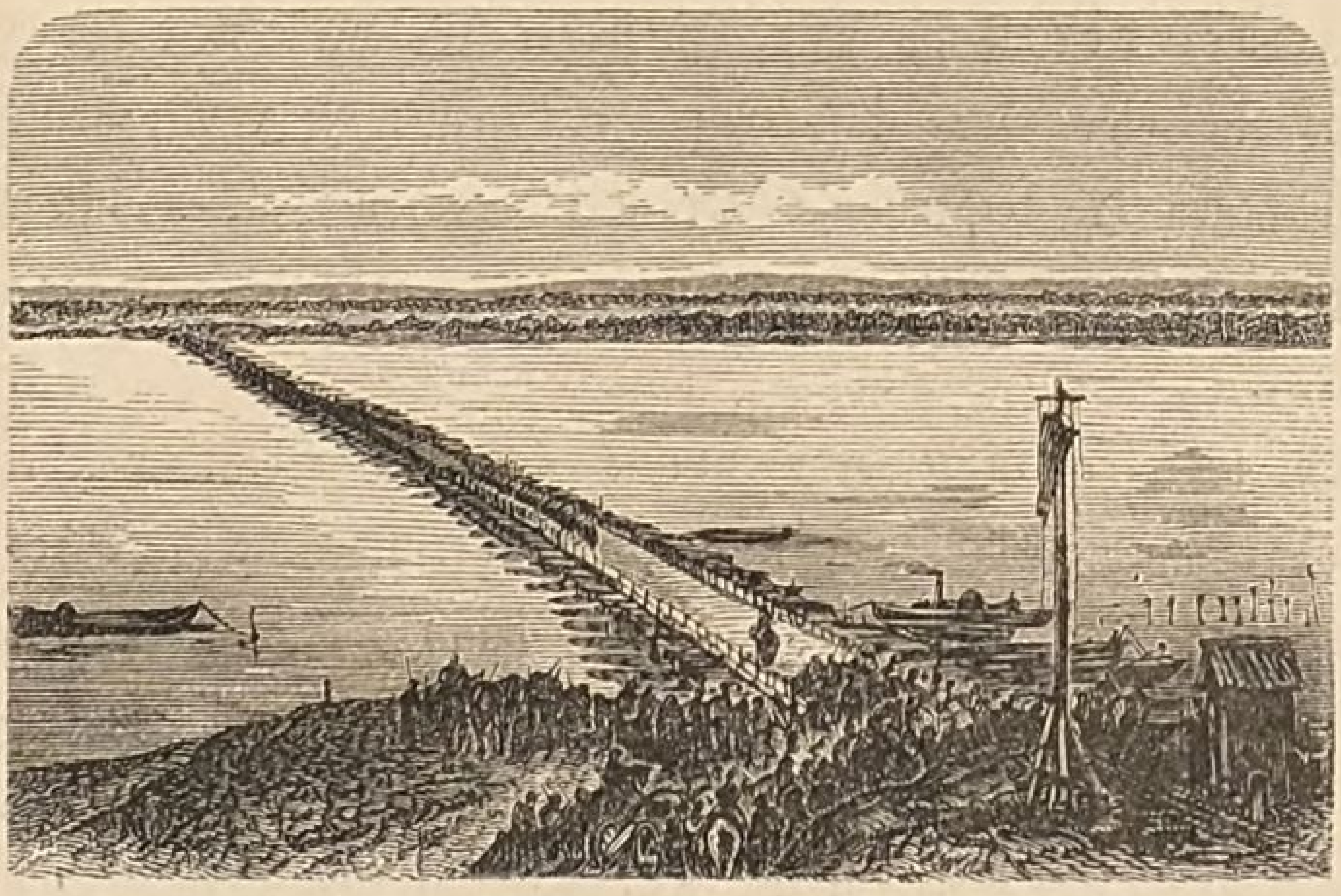
Während der Kämpfe zwischen Türken und Russen im Jahre 1853 und auch durch das Bombardement von 1877—1878 hat die Stadt viel gelitten; doch mußte während des letzten Krieges die Stadt von den Einwohnern bis zum Friedensschluß verlassen werden.

Giurgjevo war bei Beginn der Feindseligkeiten durch rumänische Truppen besetzt, die, nachdem der strategische Aufmarsch der russischen Armee in Rumänien vollendet war, durch diese abgelöst wurden. Die Stadt litt bedeutend unter dem Bombardement. Am 25. Juni besuchte Fürst Karl die unglückliche Stadt in dem Augenblicke, als eben ein neues heftiges Bombardement begann und die ganze Bevölkerung auf der Flucht war. Die Geschosse erreichten das außerhalb der Stadt gelegene Spital, wo der Fürst

die durch die verschiedenen früheren Beschießungen verwundeten Einwohner Giurgjevo's aufsuchte.

Da von hier die Eisenbahn nach Rumäniens Hauptstadt abweicht, so wollen wir Bukarest und die Fahrt dahin beschreiben.

Gerade in der Mitte des Weges zwischen Giurgjevo und Bukarest, nicht weit von der Mündung des kleinen Flusses Calnistea in den Ardschisch (rumänisch: Arges), liegt auf einer vom Calnistea gebildeten Insel das in Verfall gerathene Kloster Comana, jetzt Eisenbahnstation. Der Name dieses Ortes erinnert uns an die vom 11. bis zum 13. Jahrhundert hier weilenden



Kriegsbrücke zwischen Rustschuk und Giurgjevo. (Seite 717.)

Kumanen. Das den gleichen Namen führende Dorf zählt 6- bis 700 Einwohner und ist von einem Schilfteich und einem großen Eichenwald begrenzt. Geschichtlich festgestellt ist, daß dieses Kloster im 15. Jahrhundert von dem walachischen Fürsten Vlad, genannt der Pfähler, gegründet worden ist. Dieser Fürst, der durch seine Grausamkeit Furcht und Entsetzen erregte, von dem man sagte, daß er während seiner Herrschaft nicht weniger als 20.000 Menschen pfählen ließ, hat, obgleich mit türkischer Hilfe auf den Thron gelangt, sich dennoch unabhängig von den Osmanen erklärt, und fürchtete nicht, sich mit Sultan Mohammed II., dem Eroberer Constantinopels, im Kampfe zu messen. Zu diesem Behufe wählte er in seinem Lande mehrere zur Vertheidigung günstig gelegene Punkte und befestigte sie. Im 17. Jahrhundert erweiterte

und stellte man das Kloster Comana in dem jetzigen Zustand wieder her. Im Jahre 1769 entbrannte ein heißer Kampf um das stark befestigte Kloster zwischen den Russen und Türken und blieben die Letzteren Sieger.

Nicht weit vom Kloster Comana, etwa 16 Kilometer gerade in westlicher Richtung auf der alten Straße zwischen Giurgjevo, liegt am rechten Ufer des Baches Neaglorú das Dorf Calugareni, das Thermopyle der Rumänen. Hier stand am 11. August 1595 der in Schlachten ergraute Großvezier mit einer Macht von über 180.000 Streitern gegenüber einem kleinen Heere von 16.000 Christen, die ihr Vaterland und den Glauben der Väter zu vertheidigen gekommen waren.

Michael der Tapfere, Fürst der Walachei, war der Führer der Letzteren. Volle vier Tage kämpften die Christen mit Muth und Todesverachtung gegen die Uebermacht der andringenden Türken, so daß selbst der Großvezier über ihr Wagniß, sich mit einem so großen Heere zu messen, erstaunt war.

Nach tapferer Gegenwehr mußte sich das christliche Heer in die gebirgigen Gegenden zurückziehen, um dort die versprochene Hilfe des deutschen Kaisers und des Fürsten von Siebenbürgen zu erwarten.

Nach Comana passirt der Train eine eiserne Brücke über den Ardschisch und fährt in den drei Viertelstunden südwestlich von Bukarest entfernten Bahnhof von Filaret ein, als Endstation für Rumäniens Hauptstadt.

Wagen, die sich Fiaker nennen, aber sehr viel Geduld und christliche Demuth seitens ihrer Passagiere in Anspruch nehmen, führen den Reisenden für zwei Lei (80 Kr. Silber) nach der Stadt.

Rumäniens Hauptstadt zählt nach der letzten Aufnahme 221.805 Einwohner, darunter über 75.000 Fremde aus aller Herren Ländern.

Bukarest hat 111 Kirchen und Kapellen, darunter zwei katholische und eine protestantische, nebst einem helvetischen Bethaus, 26 altgläubige Klöster und 6 Hospitäler, welch' letztere zumeist Stiftungen sind, endlich 13 Synagogen.

Die Stadt wird von der Dimbovitza durchflossen, deren schlammige Fluthen im Sommer furchtbare Odeurs ausströmen und die Malaria verbreiten; das schmutzige Wasser wird von 15 kleinen Brücken überspannt. In neuerer Zeit wurden viele Straßen theils gepflastert, theils macadamisirt, Gas-

beleuchtung, Tramways und Droschken, nach Art der Wiener Comfortables, eingeführt; trotzdem ist die unregelmäßig angelegte, unverhältnißmäßig ausgedehnte Stadt mit ihren zumeist niedrigen Häusern, von einem rein orientalischen Gepräge; neben einem schönen Bojarenhaus oder öffentlichen Gebäude steht eine miserable ebenerdige, mit Blech bedachte Hütte in wüstem Durcheinander.

Bukarest ist administrativ in fünf Bezirke getheilt: Nord (oder wie er hier genannt wird, der gelbe Stadttheil), Centrum (roth), West (grün), Ost (schwarz), Süd (blau).

Die Stadt durchschneidet von Süd nach Nord die Straße Podu Mogoschoï als Hauptverkehrsader, die zweitnächste bedeutende Straße ist die Lipzcani, daher den Namen führend, weil die Bukarester Geschäftsleute ehedem ihre Waaren fast ausschließlich von der Leipziger Messe holten. Diese beiden Straßen sind die einzigen Bukarests, welche einen vollkommen westländischen Charakter haben.

Hervorragend unter den öffentlichen Gebäuden sind das Residenzschloß, welches allerdings für ein Fürstenheim sehr einfach ist, dann das Residenztheater, Kriegsministerium, diese drei auf der Mogoschoï, dann auf dem Boulevard die Universität mit einem Friesgemälde ober dem Haupteingange, Pallas Athene und die Musen darstellend. Vor der Hochschule steht die Reiterstatue Michael's III., des von 1592—1601 regierenden Wojwoden der Walachei.

Von den zahlreichen Kirchen und Kapellen sind nur bemerkenswerth die in Kreuzform gebaute griechische Kirche S. Antim und die Stavropulo-Kapelle durch ihren Sculpturschmuck. Auf einer Anhöhe im Süden der Stadt steht die seit 1834 restaurirte Metropolitankirche, daneben die Wohnung des Metropoliten und in derselben Straße das Abgeordnetenhaus. Nordöstlich von den eben erwähnten Gebäuden steht die Kirche San Spiridion mit ihren schönen Glockenthürmen. — Im Centrum-Stadttheil ist die Kirche Curte Vezke, aus dem 15. Jahrhundert stammend, 1847 restaurirt und zum größten Theile neu aufgeführt. Seit neuerer Zeit haben auch die Protestanten helvetischer Confession (Calviner) ein Bethaus in Bukarest.

Vor der Stadt liegen zwei, an Sonn- und Feiertagen stark besuchte Parks, deren schönerer, von der Bukarester beau monde besuchte, der Kisileopark mit Restauration ist.

Eigentlich Sehenswerthes giebt es für den Westeuropäer in Bukarest nicht, dagegen ist es Jedermann zu empfehlen, der einmal seine Reise bis Giurgjevo ausdehnte, den Abstecher nach Bukarest nicht zu unterlassen, denn er wird da ein so eigenthümliches Stück orientalischen Lebens kennen lernen, eine so mannigfaltig zusammengewürfelte ethnographische Musterkarte, wie vielleicht außer Stambul nirgends.

Auch die socialen Abstände treten nirgends so schroff zu Tage wie eben hier.

Trotzdem seit 1866 ein deutscher Prinz über die vereinigten Fürstenthümer herrscht, ist deutsches Wesen durchaus noch nicht zum Durchbruch gelangt und herrschen bei den besseren Classen durchwegs französische Sitten vor, leider mehr der äußere Schliff als die wirkliche „éducation"; darin gleichen sich die rumänischen Bojaren und russischen Großen auf ein Haar. Ganz bedeutend ist die Handelsentwicklung Bukarests, welche jetzt durch die doppelte Schienenverbindung mit Oesterreich-Ungarn über Verciorova und Kronstadt im entschiedenen Zunehmen begriffen ist.

Ueber sociales Leben und die Geschichte Bukarests sei noch Folgendes erwähnt:

Wenn man vom Bahnhofe von Filaret das ausgedehnte Häusermeer und die hoch emporragenden Spitzen der Kirchthürme, das Ganze umgeben von Gärten mit Obstbäumen, Weinbergen und schlanken Pappeln, erblickt, ist man versucht, zu glauben, daß Bukarest wirklich, wie es der Name bekundet, eine Freudenstadt sei. Und dem ist auch so. Selten findet man eine Stadt, in welcher die Einwohner, seien sie arm oder reich, niedrig oder vornehm, sich an öffentlicher Lustbarkeit so allgemein durch Wein, Tanz und Musik bis zur Leichtfertigkeit ergötzen würden. In den schönen Sommer- und Herbstnächten hört man überall von einem Ende der Stadt bis zu dem anderen Concerte, sei es in den für die Reichen nach modern europäischer Art elegant eingerichteten Gärten, sei es auf den von Obstbäumen umsäumten

Wiesen, wo der Schenkwirth mit seinem Krug Wein und verschiedenen Braten seine Gäste regalirt. Oft hört man in der Mitternacht Zigeuner-Musikbanden, die Gäste mit ihren Liedern und Gesängen bis zu deren Wohnungen begleiten, daher auch das rumänische Lied:

Dâmbovită opă dulce
Cine o béa, nu se mai duce etc.
(Dâmbovitza, süßes Wasser,
Wer es trinkt, der geht nicht mehr fort.)



Rustschuk, Aufgang zur Festung. (Seite 717.)

Bukarest ist der Knotenpunkt für die Eisenbahnlinien, welche das Innere Rumäniens mit Giurgjevo, Vercserova, Kronstadt und Itzkani verbinden; es ist eine alte Stadt, welche ihre eigene Geschichte hat.

Die Hauptstadt Rumäniens liegt nicht weit von jener Stelle, wo das Sirum der alten Römer gewesen. Nachdem nämlich der Kaiser Trajan zwischen 101—106 n. Chr. Decebal besiegte und ganz Dakien zwischen Theiß und Dnjester eroberte, brachte er aus den verschiedenen Theilen des Römerreiches Einwohner zur Bevölkerung der neuen Provinz, legte Straßen an und ließ viele Städte erbauen, so daß sie in kurzer Zeit darauf auf den Münzen als „Dacia felix" erscheint. Durch die Völkerwanderungen

sind viele der römischen Colonien ganz verschwunden, nur hie und da erinnern die Bauüberreste an die Glanzperiode der römischen Geschichte.

In den mittleren Zeiten ist die Geschichte der Rumänen sehr dunkel. Die Gründung der Stadt Bukarest wird einem sagenhaften Hirten Namens Bukur zugeschrieben, und in der That existirt noch heute auf dem rechten Ufer der Dambovitza eine kleine Kirche, dem heiligen Athanasius gewidmet, den aber das Volk beserica lui Bucur nennt. Eine andere Ueberlieferung will das Namengeben der Stadt dem Mircea beilegen. Als nämlich Mircea sehr vergnügt von dem großen Siege, den er über Bajazid errungen hatte, zurückkehrte, gab er dem befestigten Schloß den Namen Bukuresti, das heißt eine Freudenstadt, weil er den Sultan besiegt hatte, welcher 10.000 Ducaten und 500 Knaben dem Fürstenthum als Tribut auferlegen wollte.

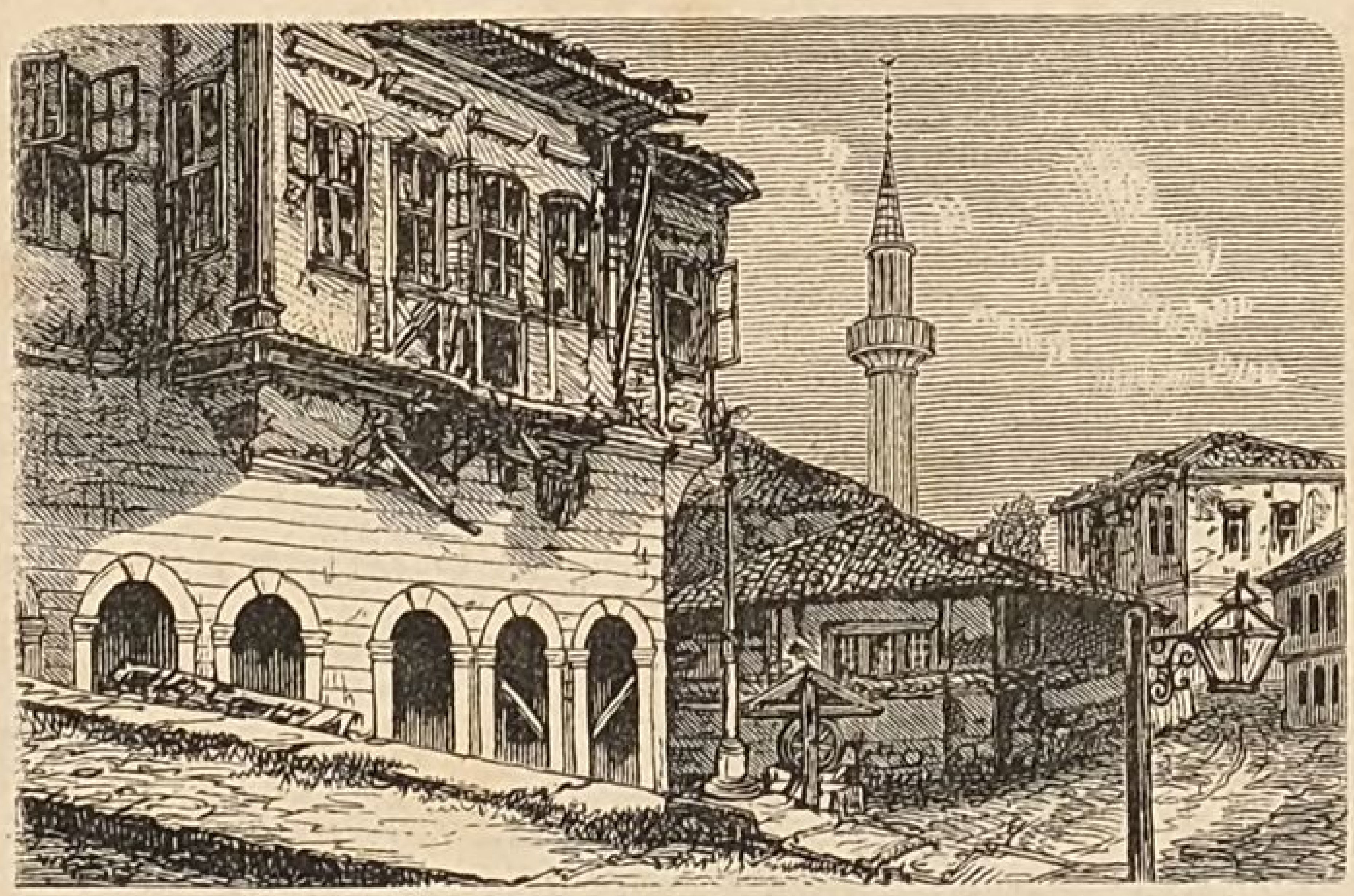
An Wichtigkeit gewinnt Bukarest während der Herrschaft Michael's des Tapferen (1593—1601). Er war nämlich zugleich Ban von Crajova, und als solcher hatte er die fünf Districte auf dem linken Ufer des Oltu zu verwalten. Seine milde und gerechte Verwaltung contrastirte sehr gegen die tyrannische Bedrückung des Volkes durch den damaligen Fürsten Alexander. Dieser wurde auf Michael mißtrauisch und schickte Leute aus, welche ihn gefangen nahmen und nach Bukarest brachten, wo er verurtheilt wurde, den Tod durch Henkershand zu erleiden. Als er am bestimmten Tage, umgeben von Häschern, auf den Hinrichtungsplatz ging, trat er in die Kirche, beserica albă, din Gorgani genannt, um zu beten, und versprach, wenn ihm Gott das Leben schenkte, eine Kirche zu erbauen zu Ehren des heiligen Nikolaus. Er entging auch seinem Schicksale. Als der Henker den stolzen Michael sah, fing er zu zittern an und erklärte, er wage nicht, seine Hand gegen Michael zu erheben. Das Volk, welches bis jetzt schweigend der Hinrichtungsprocession folgte, verlangte jetzt vom Fürsten, er möge den unschuldigen Michael begnadigen. Er wurde denn auch begnadigt. Michael hielt sein gegebenes Versprechen und ließ im Jahre 1598 das Kloster Michai Vodu erbauen, in welchem sich heute das Staatsarchiv befindet. Als der Großvezier Sinan nach den Kämpfen von Calugareni gegen Michael vorrückte, befestigte er Bukarest. Bei seinem Rückzuge ließ er dann das Kloster

Radu Vodu unterminiren. Zum Glücke für die heranziehenden Christen flog das Kloster in die Lüfte, ohne Jemanden zu beschädigen.

Ein ganzer Stadttheil, Batiste, trägt seinen Namen von Baptista Velleli, welcher im 17. Jahrhundert unter Radu XI. und dessen Sohn Alexander eine große Rolle spielte.

Während der Regierung Matei Voda's wurde die Stadt neuerdings befestigt. Er ließ auch die noch heute bestehende, auf Calea Victoriëi (Podu mogoschoï) liegende Sarindar-Kirche erbauen.

Aus dem 17. Jahrhundert haben wir als wichtige Bauten zu ver-



Eine Straße in Rustschuk nach dem Bombardement. (Seite 717.)

zeichnen: die Kathedralkirche, durch Constantin Basarab erbaut im Jahre 1665, das Kloster Cotroceni, durch Serban Cantacuzen, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Hospital Coltea, die bereits erwähnte Kirche Antim und das Kloster Vacaresti.

Im vorigen Jahrhundert fing der Sultan an, die Stelle eines Wojwoden der Walachei und Moldau an seine Günstlinge oder an die Meistbietenden zu vergeben, und damit begann die Periode der Phanarioten-Herrschaft, welche sowohl für die Nation als auch für die Entwicklung der Landeshauptstadt sehr hinderlich war. Mehrere Male wurde die Stadt von Feuersbrunst, Pest oder von türkischen Meuterern, wie die Pasvaniten und Anderen heimgesucht. Die nationale Erhebung von 1821 unter Tudor

Vladimirescu brachte auf den rumänischen Thron wieder einheimische Fürsten. Jetzt nahm auch die Stadt einen Aufschwung. Die alten, mit Balken belegten Straßen wurden mit Steinen gepflastert.

In der neuesten Zeit wurden so viele Straßen regulirt und viele Bauten nach modernem Geschmack ausgeführt, daß Jemand, welcher Bukarest vor 15 Jahren besuchte, es jetzt kaum wieder erkennt.

Wir setzen jetzt wieder die Donaureise fort.


Dame in rumänischer Nationaltracht.


Das linke Ufer verflacht immer mehr, bildet Dünen, Sümpfe und hinter schmalen moorigen Landzungen Seen, welche, mit Rohr und Schilf bewachsen, zahlreichem Wassergeflügel und Wild als Nist- und Zufluchtsort dienen. Gleich unterhalb Giurgjevo liegt einer der größeren dieser Teiche: der Gretschilor-See.


Nach einer Fahrt von drei Stunden kommt der Dampfer ebenfalls am linken Ufer nach Oltenizza, einem Städtchen mit circa 3500 Einwohnern. — Hier mündet der Ardjiš in die Donau.

Oltenizza, das in den früheren Kriegen stets von den Türken besetzt wurde und wo die Russen ehemals manche Schlappe erlitten hatten, ganz besonders am 4. November 1853, war bei Beginn des Krieges ebenfalls von rumänischen Truppen besetzt, die der Fürst wiederholt inspicirte. — Die Brücke von Barbosch war durch die Rumänen gegen die türkischen Monitore vertheidigt bis zur Besetzung durch die Russen nach ihrem Einmarsche in Rumänien.

In der Nähe von Oltenizza giebt es große Fischteiche, und zwar bei Grundu, Spanzov und Fundu.

Ohne den Dampfschiff-Verkehr wäre dieser Theil der Donaustrecke die ödeste Gegend der Welt; der am linken Ufer wohnende Rumäne beginnt





A. Hartleben's Verlag.

Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag in Wien.

Druck v. Jos. Eberle & Co. Wien.

sich erst neuester Zeit commerciell und culturell zu entwickeln, der am andern Ufer der Donau bis vor Kurzem herrschende Osmanli huldigte dem Kêf und der Bulgare war schon am allerwenigsten dazu angethan, hier einiges Leben zu entwickeln. Wie gesagt, am linken Ufer sehen wir, wie sich allmälich ein geordnetes Staatswesen herausschält, dagegen herrscht am rechten Ufer Anarchie und die „Christlichen Tscherkessen", wie ein richtiger Beobachter die Bulgaren nannte, spielen Parlament, ohne den primitivsten Begriff über Mein und Dein zu besitzen.

Eine Katastrophe jagt die andere, und an eine gedeihliche Entwicklung ist da noch lange nicht zu denken. Für die civilisirte Welt aber ist dies nicht so ganz gleichgiltig, denn an eine gedeihliche Handelsentfaltung ist an der untersten Donau nicht zu denken, so lange am rechten Ufer derartige anarchische Zustände, Rechts- und Eigenthumsunsicherheit herrschen. Wir glauben daher auch, daß in nächster Zukunft die Mächte werden eingreifen müssen, um diesen Augiasstall zu räumen.



Rachatlukum- und Sorbethändler.
(Pomak.)

Gegenüber von Oltenizza, am bulgarischen (rechten) Ufer, liegt Turtukai oder Tutrakan, Hauptort des gleichnamigen Kreises des Fürstenthums Bulgarien, mit etwa 8000 Einwohnern, welche Handel und Schifffahrt treiben. Dieser Ort, auf dem hohen bulgarischen, gegen Ueberfluthung geschützten Ufer liegend, hob sich vor dem Kriege sehr und erholt sich auch jetzt rasch von den Kriegsschäden. Er zählt bei 1100 Wohnhäuser, 400 Niederlagsmagazine, 130 offene Kaufläden, 2 griechisch-orthodoxe Kirchen und bis 1877 auch 3 Moscheen, von denen aber jetzt nur eine in gottesdienstlichem Gebrauche steht. Von den Einwohnern der Stadt sind etwas über 3600 Bulgaren, bei 2000 Türken (eigentlich Mohammedaner verschiedener Nationalität, darunter viele Pomaken). Die Uebrigen sind Israeliten, Zigeuner und einige

fremde Handelsleute. Von Turtukai aus leitete Omer Pascha im Winter 1853—54 seinen Feldzug auf's linke Ufer ein, welcher geniale Zug mit der vollständigen Niederlage der Russen bei Oltenizza am 29. Juli 1854 endete. Leider hatten die türkischen Großen es nicht verstanden, die zwanzig Jahre des Friedens nach diesem Siege weise auszunützen, und diese Versäumniß der Effendi-Welt mußte das Volk büßen.

Im Kriege von 1877 wurde der Ort durch die Russen in Brand geschossen, was übrig blieb, das raubten die Bulgaren.

An der bulgarischen Donau haben Cultur und Humanität Rückschritte gemacht; nicht deutsches Wesen, nicht westeuropäisches Wissen ist dort vorgedrungen, sondern russisch-bulgarische Barbarei führt da den Hexensabbath eines „constitutionellen Fürstenthums" auf. Der Strom gleicht aber in dieser Partie auch seinen menschlichen Anrainern.

Gleich unterhalb Turtukai, bei Kütschük-göl, theilen mehrere flache Inseln die Donau in unschiffbare Arme, welche sich bis Tataritza ober Silistria hinziehen. Nun verflacht sich auch das rechte Ufer allmälich und zeigen sich auch auf dieser Seite die Teiche.

Gleich unter Oltenizza beginnen wieder die oben geschilderten Sümpfe, dann folgen die beiden Seen Bojana und Kalaraschi; an einem Seitenarme der Donau, dem sogenannten Borcea-Graben von 47·8 Kilometer Länge, liegt die Stadt Kalaraschi, von welcher der genannte See seinen Namen führt. Der Borcea-Graben wird mit Schiffen befahren und hat für Frachtschiffe zwei Haltestellen: Dudešti, Grumasu, während Kalaraschi Ladestation für Getreide ist.

Gegenüber dem oberen Ende des Borcea-Armes der Donau liegt Silistria, Stadt und Festung, welche in der Geschichte des unteren Donaugebietes eine bedeutende Rolle spielte. Die Stadt ist alt, wahrscheinlich schon von Constantin dem Großen erbaut, war bis zum Abschlusse des Friedens von San Stefano Sitz eines Pascha's und eines griechisch-orientalischen Erzbischofs. In der Nähe der Stadt findet man Reste der langen Mauer, welche die Herrscher von Byzanz aufführen ließen als Schutzwall gegen die Einfälle der Barbaren, und noch viele andere byzantinische Alterthümer.

Wie alle bulgarischen Städte, bietet Silistria von außen einen schönen Anblick; um so bitterer wird man enttäuscht, wenn man in den innern Augiasstall eintritt, zu dessen Reinigung sich bisher kein Herakles fand. Silistria war eine der stärksten der Donau-Festungen; hart am Ufer tritt ein runder Bergsockel hervor, von weitläufigen Befestigungen gekrönt; dies ist das diplomatisch viel umstrittene Fort Arab-Tabia, der Beutebrocken, um den sich Rumänen und Russen noch jetzt streiten. Von Letzteren ist es unleugbar ein häßlicher Zug der Undankbarkeit, daß sie ihre Retter von Grivitza so schnöde behandeln. Unsere Illustration (auf Seite 689): „Gruppe aus der rumänischen Armee“ ist von jenen Truppentheilen genommen, welche das Fort Arab-Tabia seinerzeit den Russen abnahmen.

Im Jahre 1773 stürmten die Russen die Festung am 10. Mai erfolglos; 1810 und 1829 kam Silistria durch Capitulation in den Besitz der Russen, nach den Friedensschlüssen wieder an die Pforte. Im Jahre 1854 belagerte abermals eine russische Armee Silistria vom 17. Mai bis 22. Juni, welche aber mit großem Verluste zurückgeschlagen wurde. Silistria hat auch zwei Vorstädte unterhalb der Festung, welche aber wahre Mistgruben sind und das Non plus ultra von Unreinlichkeit bieten. Von öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen 4 griechisch-orientalische Kirchen, 2 Synagogen, 2 Dšâmi, 12 Moscheen, 2 große Kasernen und 4 Hôtels genannte Herbergen lebender Insecten aller Art.

Zwischen beiden Ufern zieht sich die lange Sumpf-Insel Balta hin, es verflacht auch das rechte Ufer immer mehr und wir finden in dem Holtino-See ein ähnliches Gebilde, wie wir solche bisher am linken Ufer wiederholt begegneten.

Die Ebenen der unteren Donau befinden sich jetzt höchst wahrscheinlich noch in demselben Zustande, in welchem sie zu der Zeit waren, da die Herrscher von Byzanz gegen die Einfälle der Barbaren die bereits erwähnte Schanze aufwerfen ließen. Sie würden wohl ihresgleichen nur in den Prairien und Pampas finden. Die ungeheuren sumpfigen Weideplätze dehnen sich nach allen Richtungen hin aus, nur von zahllosen Heerden, wilden Thieren und Vögeln bevölkert. Hier und da, aber in großer Entfernung von einander, erheben sich elende Dörfer.

Die Donau wendet sich schon oberhalb Turtukai nördlich. Unsere Fahrt fortsetzend, haben wir links die erwähnte Sumpf-Insel und die walachische Niederung, rechts folgen in der Dobrudscha, oder wie es jetzt heißt: Transdanubisches Rumänien, die Orte Rassowa und Jeniköi, hernach Czernawoda. Der doppelreihige Trajanswall, welcher von der Donau bis an's Schwarze Meer läuft, nimmt einestheils bei Jeniköi, anderntheils bei Czernawoda seinen Anfang und vereinigt sich dann kurz vor Küstendje. Unter Czernawoda landeinwärts zieht sich der Karasu-See, zwischen welchem und dem Römerbollwerk die Eisenbahn Czernawoda-Küstendje läuft.

Beide Orte sind ganz unbedeutend und wären kaum genannt, wenn sie nicht die Endpunkte der Eisenbahnverbindung von der Donau zum Schwarzen Meere bilden würden.

Unterhalb Czernawoda macht die Donau eine Beuge nach links gegen Hirsowa. Diese ehemalige Festung ist das Carsium der Römer. Im Feldzuge von 1773 siegte hier der russische General Weißmann. Auf einer Anhöhe sind Reste der zerstörten Festung zu sehen. Hirsowa hat nur 3000 Einwohner, 440 Wohnhäuser, 1 orthodoxe Kirche und 2 Moscheen.

Die Donau wird von hier an sehr breit und durch die zahlreichen Inseln, welche sie umschließt und welche das Fahrwasser sehr häufig verändern, für die Schifffahrt sehr gefährlich.

Am linken Ufer folgt nun die Dampfschiffstation Gura-Jalomicza, wichtig für die Getreideverladung.

Zwischen öden Ufern und unbedeutenden Flecken und Dörfern kommen wir an die bulgarische Stadt Matschin; der nach diesem Orte benannte Donau-Arm hat eine Länge von 110·8 Kilometern, beginnt bei der Baka-Insel und geht bis Braila. An der Stelle, wo sich der Matschiner Arm mit der linksseitigen Donau vereinigt, zwischen den Tümpeln Serban und Gavan-See, fand 1854 während des Krim-Krieges, bei niedrigem Wasserstande, der schwierige, aber gelungene Donau-Uebergang der Russen statt. Die Russen unter Gorčákow hatten ihre Batterien von Braila westlich über Ciskani, Tikilešti und Gropeni bis zur Straße nach Gura-Jalomicza errichtet und deckten von da aus den Uebergang. Diese Stelle der Donau läßt sich eigentlich schwer

schildern, denn während das Dobrudscha-Ufer bei Matschin hoch ist, auf der Straße nach Babadagh gegen Kamonka abdacht, liegt zwischen den beiden Hauptarmen die langgestreckte Sumpf-Insel Filipoï mit darüber in wechselnder Höhe fließendem Wasser, dahinter der Serban-See und Dimulaša-Sumpf und bis zum linken Ufer weitere zwei Inseln zwischen sehr wechselndem Fahrwasser. Von Braila bis zur Pruth-Mündung wiederholt sich diese Formation noch einmal, indem die Donau zwischen dem erwähnten Gavan-See, dem Bratisch- und Krakea-See läuft, dessen Abfluß sich unter Reni mit der durch den Pruth verstärkten Donau vereinigt. Durch diese zwischenliegenden Seen, Sümpfe, Inseln, Bänke erreicht hier die Donau eine ungeheure Breite bei sehr unzuverlässigem Fahrwasser.


Rumänische Bergbewohner mit Bären.

Braila, von den Moldauern Brailov, von den Türken Ibrahil genannt, ist der bedeutendste Hafenort der unteren Donau und zählt über 40.000 Einwohner, welche Zahl noch in stetiger Zunahme begriffen ist.

Das Interessanteste in Braila ist unbedingt das Völkergemisch, aus welchem die Einwohnerschaft besteht, denn es dürfte in Europa und Anatolien keine Nationalität geben, welche hier und in Galatz nicht ihre seßhaften Repräsentanten hätte. Braila besitzt auch einige geregelte, europäischen Begriffen entsprechende Straßen mit besseren Wohnhäusern. Längs des Donau-Quai's concentrirt sich der Handel in zahlreichen Magazinen und Speichen; dieser Theil der Stadt macht vollkommen den Eindruck eines Seehandelsplatzes, umsomehr, da bei günstigem Wasserstande Segler langer Fahrt bis hierher kommen.

Zu Ende des vorigen und Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts war Braila befestigt und hatte türkische Besatzung; am 28. Januar 1770

wurde die Stadt durch die Russen zerstört und in Brand gesteckt, im Jahre 1828 vertheidigte Soliman Pascha die Veste heldenmüthig. Nach dem Frieden von Adrianopel verlor die Türkei das Besatzungsrecht am linken Ufer der Donau. Der weiter oben geschilderte Flußübergang der Russen fand am 22. März 1854 statt. Doch mußten nach der Schlacht von Oltenizza die moskowitischen Schaaren im August desselben Jahres auch Braila räumen.

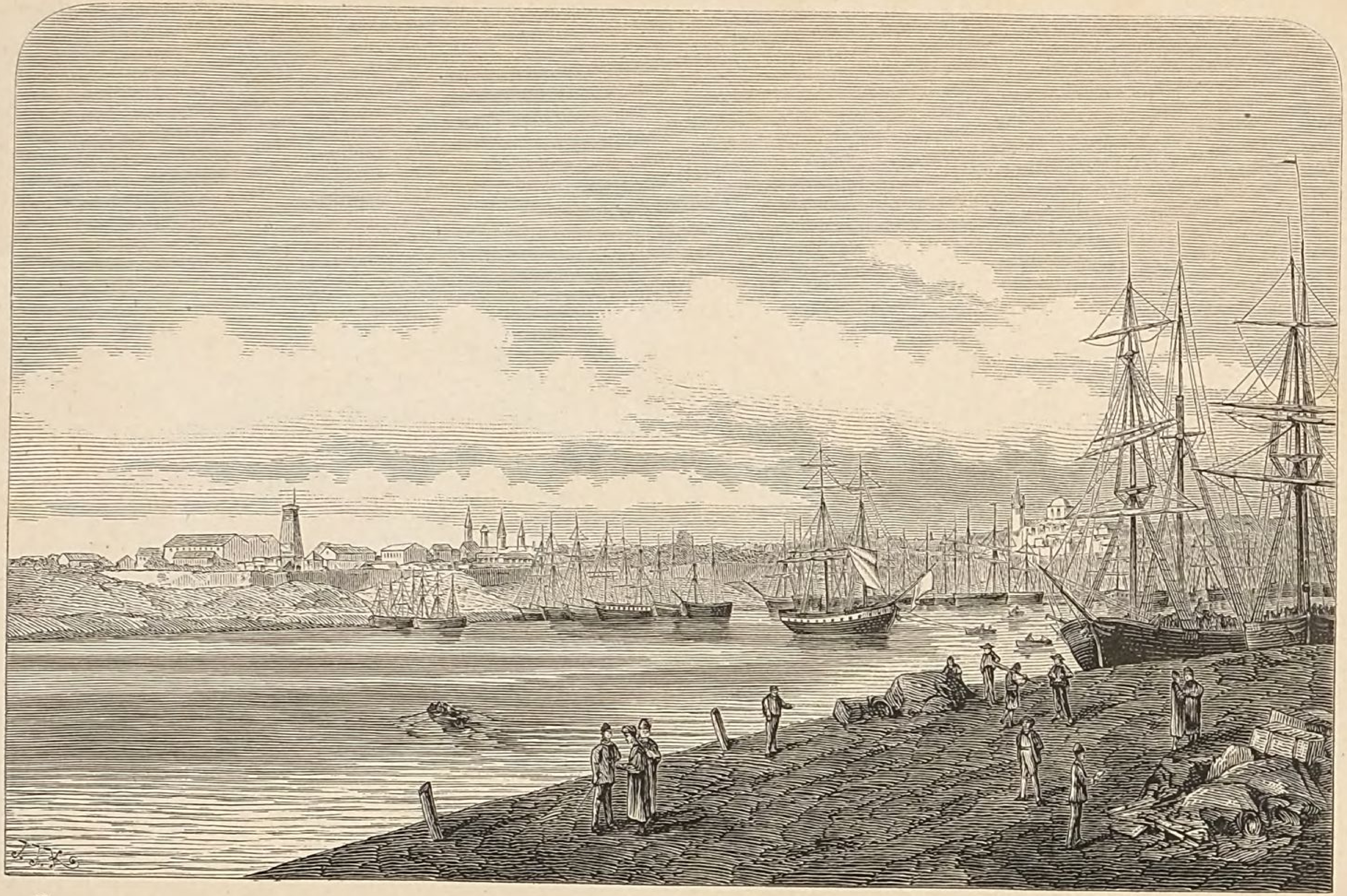
Braila ist Freihafen, Sitz der Präfectur, des Bezirksgerichtes und Handelstribunals, der Handelskammer und der Consulate der verschiedenen Mächte. Von der Einwohnerschaft ist kaum die Hälfte autochthon, alles Uebrige besteht aus Fremden, davon etwa zwanzig Procent Griechen und zwölf Procent Deutsche. Im Volksgarten steht das 1828 zum Andenken an die Demolirung der türkischen Festung errichtete Monument. Von Braila geht eine Eisenbahn nach der Hauptstadt Rumäniens, eine andere Linie nach Buzeu-Fokschani.

Am linken Ufer kommen wir an die Szereth-Mündung, welcher Fluß ehemals die Grenze zwischen der Walachei und Moldau (den Vilajets Eflak und Bogdan) bildete; jenseits der Szerethbrücke, etwa 22 Kilometer von Braila, liegt die Hafenstadt Galatz mit über 80.000 Einwohnern, welche gleich der vorgenannten im raschen Aufschwunge begriffen ist. Galatz hat in Allem den echt orientalischen Typus, und obgleich weit größer als Braila, steht es diesem an Comfort und Reinlichkeit weit nach.

Auch hier ist, ebenso wie in Braila, das Völkergemisch ein recht buntes, die österreichisch-ungarischen Unterthanen allein übersteigen die Zahl von dreitausend; ganz bedeutend ist auch die griechische Colonie.

Die Stadt liegt auf einer Anhöhe; Mehala, das ist die Hafenvorstadt, zieht sich längs des Donau-Ufers hin, dessen Quais jetzt im Ausbau begriffen sind. Die Stadt hat circa 25 Kirchen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, doch ist darunter nur die griechisch-orientalische Kathedrale bemerkenswerth. Der Gradina Publicá, Volksgarten, wurde während der letzten Jahre mehr gepflegt und mit einem Restaurations-Locale versehen.

Der Hafen von Galatz macht ganz den maritimen Eindruck; Segel- und Dampfschiffe von großem Tonnengehalt nehmen hier ihre Ladungen ein oder schiffen solche aus.



23.

Braila.

Die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft, der Oesterreichisch-ungarische Lloyd, die Messageries-Maritimes, die Russische Handelsschifffahrts-Compagnie haben hier ihre ständigen Agentien und unterhalten regelmäßige Fahrten nach Odessa, Constantinopel, den Pontus- und Mittelmeer-Stationen. Alle Schifffahrt treibenden Mächte halten hier Consulate.

Galatz ist auch Sitz der europäischen Donau-Commission, welche durch den Artikel XVI des Pariser Friedens vom 30. März 1856 eingesetzt und durch den Berliner Tractat vom 13. Juli 1878 neu bestätigt wurde. Diese Commission ist von der rumänischen Regierung unabhängig und übt als gemeinsame Vertretung der Vertragsmächte und Rumäniens gewisse souveräne Rechte auf der Donau von Isaktscha abwärts aus; sie handhabt bis Sulina die Strompolizei, beschließt und verkündet die Gesetzeskraft besitzenden Reglements, hebt die Schifffahrtstaxen ein, schließt Anlehen ab und verwendet die Einnahmen zu den öffentlichen Arbeiten in der Mündungssection der Donau.

Nach dem Londoner Tractat vom 13. März 1871, gezeichnet durch die Bevollmächtigten der Vertragsstaaten, hat die Donau-Commission noch zwölf Jahre zu bestehen. Die Neutralität und der internationale Schutz der bereits vollendeten und noch in Ausführung begriffenen Arbeiten aber sind für ewige Zeiten gesichert.

Dieser letztere Punkt war bisher allerdings von sehr problematischem Werthe, denn bekanntlich haben die Russen 1877 die Sulina-Mündung durch Steinwürfe verrammelt, um den türkischen Kriegsschiffen die Einfahrt unmöglich zu machen. So lange aber in Bulgarien das Fürstenthum nur eine russische Satrapie bleibt, ist der Friede an der unteren Donau nicht dauernd gesichert. Der internationalen Commission und den Vertragsmächten ist in dieser Beziehung noch eine große Aufgabe für die Zukunft aufbehalten.

Die finanzielle Gebarung der Donau-Commission für das Jahr 1878 gestaltete sich nach dem amtlichen Rechnungsabschluß wie folgt:

Ausgaben:

Administration	166.595	Francs
Technischer Dienst	243.870	„
Anlehensoperation	506.369	„
Verschiedene Lasten	33.134	„
Totale	949.968	Francs.

Einnahmen:

Eingehobene Schifffahrtstaxen .	1,850.312	Francs
Ueberschuß von 1877	294.736	„
Verschiedene Einnahmen . . .	21.011	„
Zinsen der Depots in der rumänischen Bank	13.016	„
Totale	2,179.075	Francs.

Ueberschuß . . .	1,229.107	Francs, davon gehen ab für
Materialankauf . .	96.163	„ somit reiner
Ueberschuß .	1,132.944	Francs.


Die Schulden der Commission bestanden am 1. Januar 1879: 1. Vorschuß von der Hohen Pforte mit 4% Verzinsung und von 1883 an zu amortisiren im Betrage von 4,404.702 Francs. 2. 4%iges Anlehen bei Bischofsheim und Goldschmidt in London, contrahirt unter der Gutstehung der Vertragsstaaten im Jahre 1868 mit 1,392.540 Francs, amortisirbar von 1882 an. Zusammen 5,797.242 Francs. Dagegen sind die Activen der Commission 2,971.659 Francs; außerdem noch der Pilotagefond von Sulina mit 56.825 Francs; ferner der Reservefond mit 68.623 Francs und für Sulina 27.455 Francs.


Da die Commission, vom Londoner Tractat an gerechnet, noch zwölf — somit noch drei Jahre der Thätigkeit vor sich hat — so kann mit Gewißheit vorausgesetzt werden, daß sie auch ihr Werk vollständiger gedeihlicher Vollendung entgegenführen wird.

Gegenüber von Galatz, auf den Höhen von Bujuk-Dagh, ist in der Nacht vom 22. zum 23. Juni 1877 das erste Blut in der Dobrudscha geflossen.

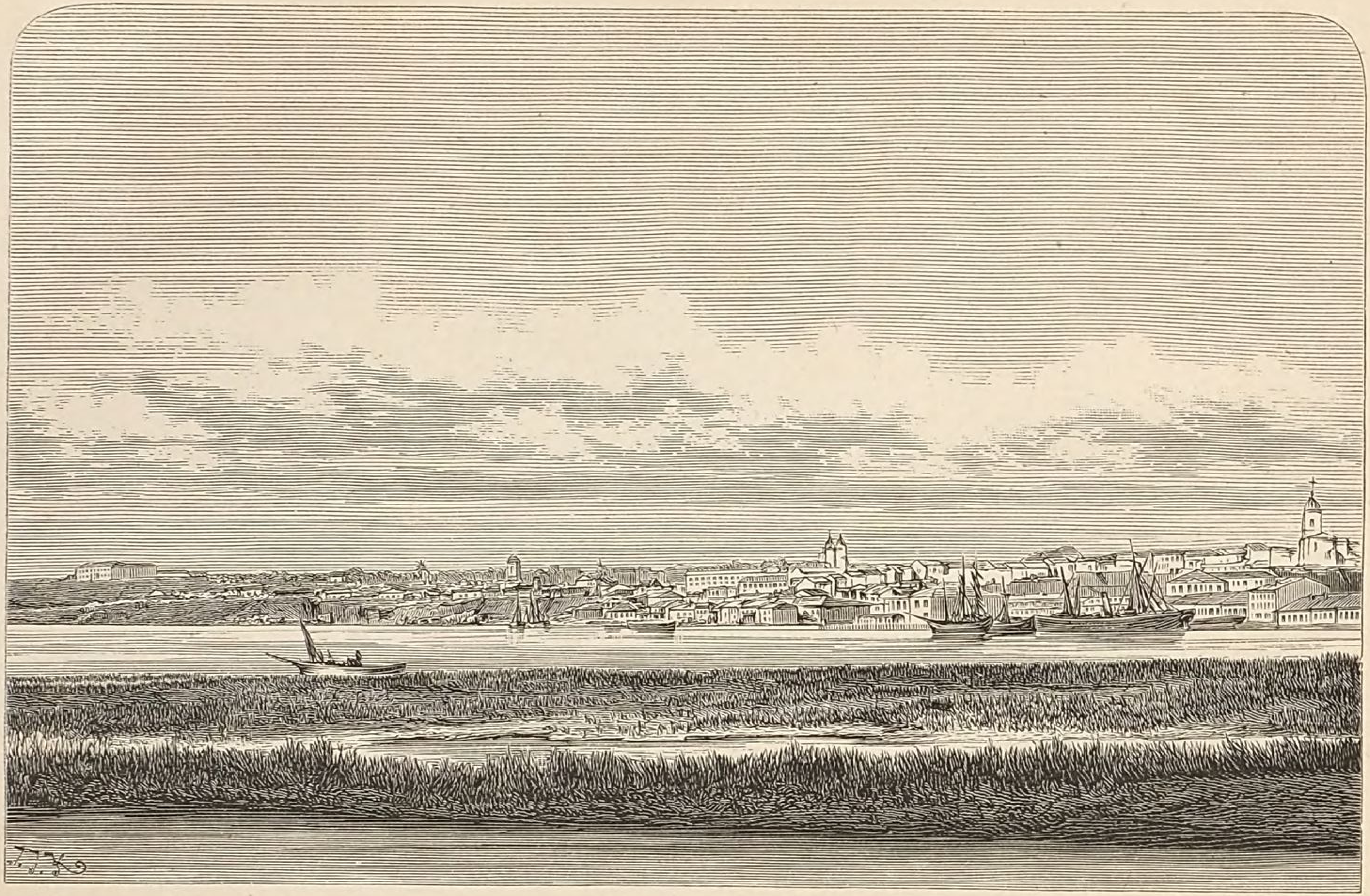
Die Donau macht jetzt einen Bogen nach Nordosten, am Bratischsee vorbei zur Pruth-Mündung, jenseits welcher das moldauische Städtchen Reni liegt. Hernach folgt am linken Ufer das Jalpuch-Delta, welches ebenfalls einen nur durch einen schmalen Landstreifen von der Donau getrennten See bildet, und der gleichartige See Kagarlin.

Nach dem nordöstlichen Bogen macht die Donau eine scharfe Curve gegen Südost mit der Insel Ploskoï, dann folgt der Ort Isaktscha, berühmt durch die Schlacht im Jahre 1854, und kurz darauf sind wir vor





A.Hartleben's Verlag. Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag, Wien. Druck v. Jos. Eberle & Co. Wien.

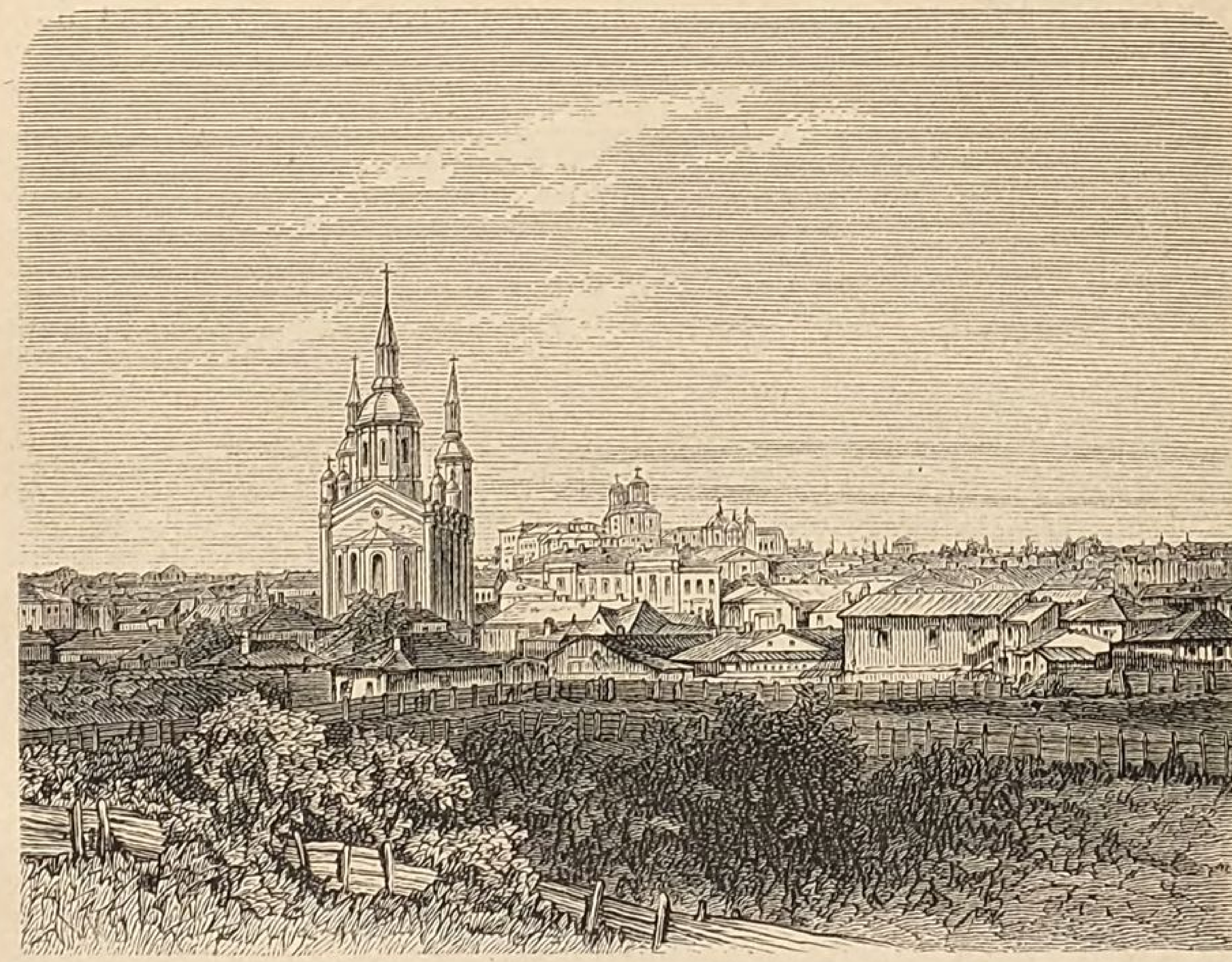


24.

Galatz.

den Inseln Tschatal und Leti, das heißt am Beginne des Donau-Delta's, des Mündungsgebietes.

Der letzte Ort am Dobrudscha-Ufer, bevor sich die Mündungs-Arme theilen, ist Tultscha, zugleich auch die letzte Station der Donau-Dampfer, da von hier ab schon das für die Seefahrt nach Odessa eingerichtete Schiff geht. Diese Stadt hat 14.000 Einwohner und ist der Sitz der Consulate



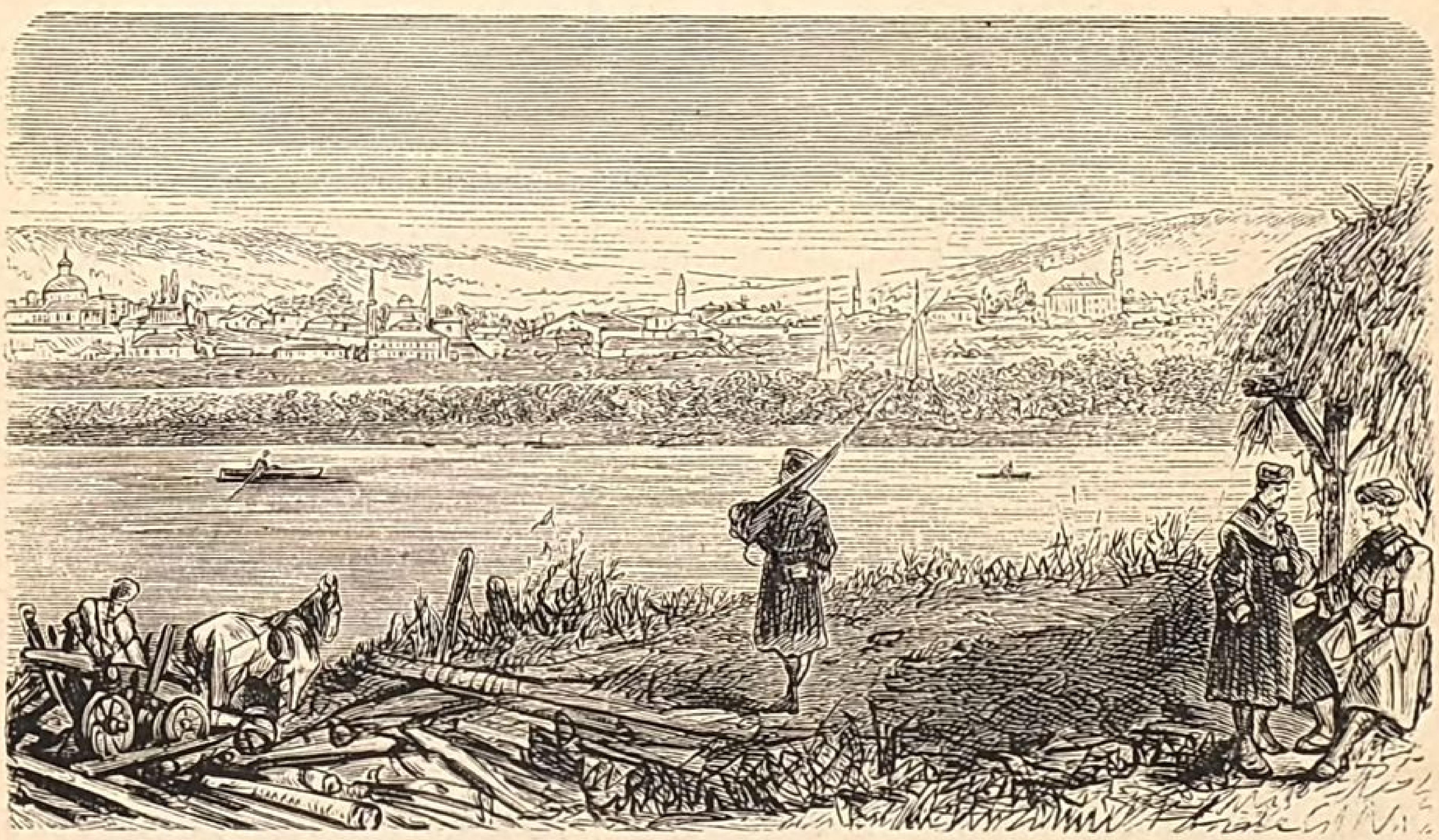
Bukarest. (Seite 723.)

fast aller Schifffahrt treibenden Staaten. Im letzten Kriege spielte dieser Ort insoferne eine Rolle, als hier der Uebergang in die Dobrudscha stattfand und auch die russische Donau-Flottille von hier aus operirte.

Bei Tultscha theilt sich die Donau in drei Arme; der mittlere, in gerader Richtung laufende, ist der Sulina-Arm, jener links der Kilia- und der rechts abzweigende der Georgs-Arm. Der letztere ist in seinem Mündungsstücke ganz versandet, kommt somit bei der Schifffahrt gar nicht in Betracht; der Kilia-Arm, von 65·2 Kilometern Länge, beginnt bei Tschatal d'Ismaïl,

berührt die Stadt Ismaïl und endet in der nordöstlichen Mündung des Stromes. Ismaïl zählt 21.000 Einwohner, darunter viele fremde Mohammedaner und einheimische islamitische Tataren, welche ihre Moscheen haben; die Bazars und Kaufläden sind hier schon ganz nach orientalischer Einrichtung.

Im Jahre 1799 wurde diese damals blühendste Stadt Bessarabiens durch Suwórow zerstört; 1812 kam Ismaïl an Rußland, nach den segensreichen Bestimmungen des Pariser Tractats von 1856 an Rumänien und gehört nun wieder zu Rußland, welches somit leider abermals an der Donau Fuß



Silistria. (Seite 730.)

faßte, und so ist eines der Hauptergebnisse des Orientkrieges wieder zerstört.

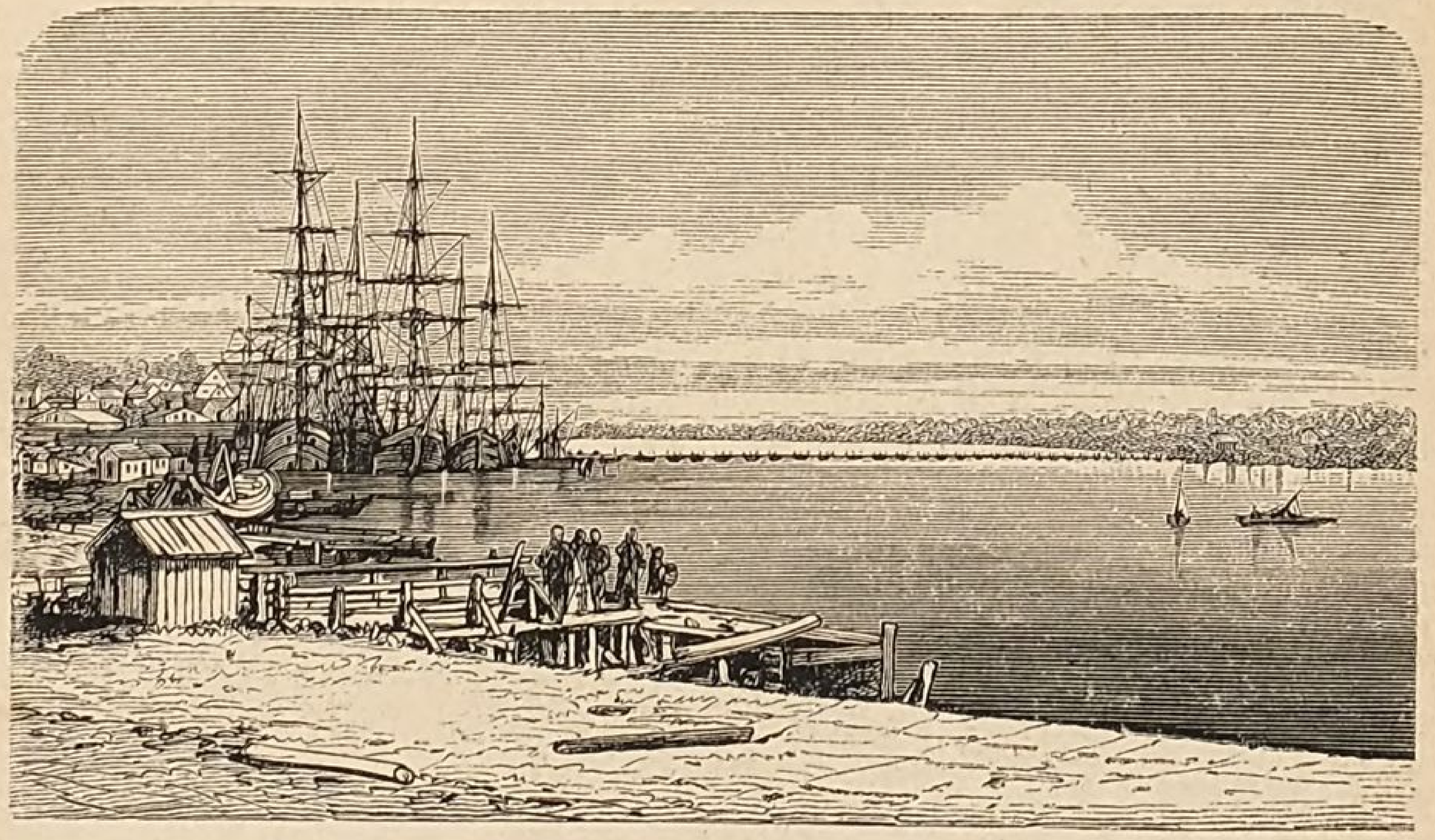
Von der alten Festung zu Ismaïl sind kaum welche Ueberreste zu sehen. Der Dom von Ismaïl gehört zu den schönsten der unteren Donauländer.

Der Sulina- und der Georgs-Arm bilden die St. Georgs-Insel, die Insel Dranow zwischen dem Georgs-Arm und dem Rasin-See drängt einen Arm südwestlich ab, welcher den Kurd Boghasi, die südlichste Mündung, bildet.

Nahe der Mündung des nordöstlichen Mündungsarmes liegt Kilia, eine sich erst neuerer Zeit entwickelnde Hafenstadt, welche jetzt ebenfalls regel-

mäßig von den Dampfern berührt wird, und Vilkow, Exportstation für Fische, Hausen und Donau-Caviar.

Wir nähern uns nun rasch dem Ende der Reise; zwischen sumpfigen, oft überschwemmten Ufern kommen wir an den Flecken Suline-Boghasi, den Ort der mittleren Mündung der Donau in das Schwarze Meer. Auf der linken oder rumänischen Seite steht die Stadt Sulina (siehe Illustration auf Seite 744 dieses Buches), welche, seitdem die europäische Donau-Commission hier Hafen- und Quaibauten aufführt, fortwährend im Strombette und an der im Meere vor



Ismaïl. (Seite 738.)

der Mündung liegenden Sandanhäufung baggern läßt, sich zu einer bedeutenden Hafenstadt erhebt, deren vielsprachige Bewohner an Zahl stetig zunehmen.

Die Mehrzahl der Einwohnerschaft bilden die Griechen. Für den Fachmann bieten ein hervorragendes Interesse die großartigen Bauten, welche die europäische Donau-Commission hier ausführen ließ. Auch am bulgarischen Ufer ist ein Mündungshafenort, Jeni-Fanal, das heißt „Neuer Leuchtthurm", welcher aber bisher ganz unbedeutend blieb.

Welche Bedeutung der Verkehr aus dem Schwarzen Meere in die Donau und umgekehrt schon jetzt erreicht hat, wird man aus der nachfolgenden Tabelle ersehen.

Schifffahrtsbewegung zu Sulina im Jahre 1878.

Die nachstehenden Daten umfassen nur die ausgelaufenen Schiffe, ohne die Packetboote und Postdampfer.

Flagge:	Dampfer		Segelschiffe		Total	
	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen	Zahl	Tonnen
England	483	411.598	24	6.198	507	417.796
Griechenland	15	10.260	656	109.996	671	120.256
Oesterreich-Ungarn . .	87	44.923	18	3.894	105	48.817
Frankreich	43	33.318	—	—	43	33.318
Rußland	52	23.090	23	2.034	75	25.124
Türkei	—	—	358	25.082	358	25.082
Italien	—	—	42	11.772	42	11.772
Verschiedene:	20	12.658	41	5.640	61	18.298
Total 1878	700	535.847	1162	164.616	1862	700.463
„ 1877 *) (Kriegsjahr)	164	134.812	298	49.605	462	184·417

Der Hauptausfuhrartikel ist Getreide. Der Export sämmtlicher unterer Donauhäfen belief sich

im Jahre 1878 auf 4,727.091 engl. Quarters
„ „ 1877 „ 1,247.428 „ „
„ „ 1876 „ 5,448.664 „ „

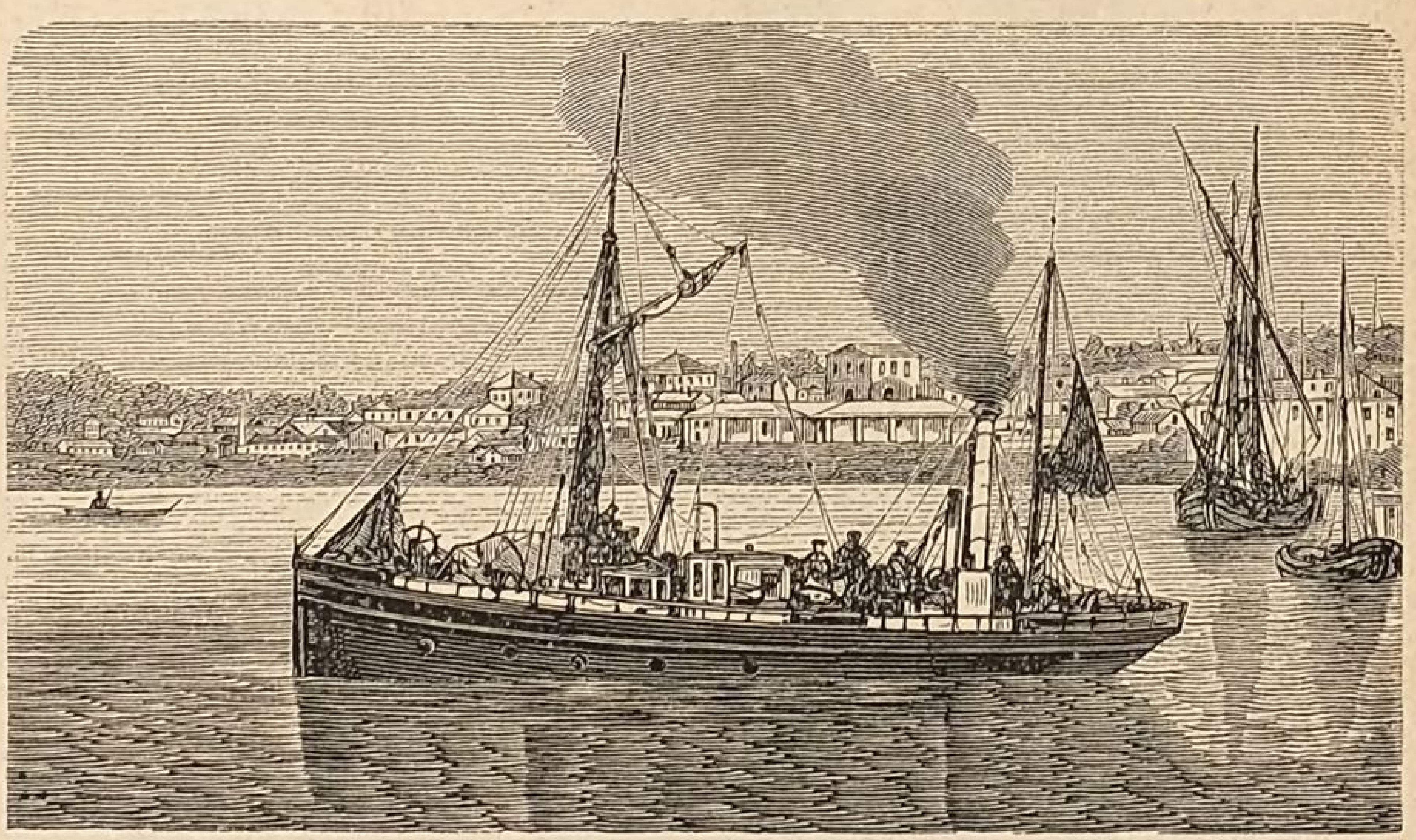
Auch in dieser Ziffer kommt also der Einfluß der Kriegsereignisse zum Ausdruck.

Wir sind jetzt am Schlusse unserer Donaufahrt unter freundlicher Begleitung des Lesers angelangt, halten es aber für unsere Pflicht, ehe wir dankbar von demselben scheiden, noch Einiges über die verschiedenen Donau-Mündungen mitzutheilen, wobei wir den Ausführungen Wolff's, Rumy's und des Grafen Vincenz Batthyányi folgen.

Man streitet darüber, ob die Donau sieben, sechs oder nur fünf Ausflüsse oder Mündungen habe. Nach Ammianus Marcellinus, Solinus und dem Vater der neueren Geographen, Büsching (der ihnen folgte), hat die Donau sieben Ausflüsse, nach Plinius und Tacitus nur sechs, und nach

*) Während dieses Jahres war, wie schon oben erwähnt, die Sulina-Mündung durch viele Monate ganz verlegt und unpraktikabel.

Herodot, Strabo, Dionysius und unter den Neueren nach Kleemann (der sich im Jahre 1764 eine Zeitlang zu Kilia Nova aufhielt) und dem Antiquarius der Donau nur fünf. Die Annahme von sieben Mündungen oder Ausflüssen ist vorzuziehen. Die Namen der sieben Mündungen waren zu den Zeiten des Plinius (Hist. Natur. lib. IV. cap. 12) folgende: Peuce von der gleichnamigen Insel, sonst Hierostoma oder sacrum ostium (ἱεροστομα). Naracustoma oder Narcostoma (ναχκοστομα), segne ostium (faule Mündung), von dem faulen oder langsamen Flusse so genannt; Calostoma



Tultscha. (Seite 737.)

(καλοστομα) oder pulchrum ostium; Pseudostoma (Ψευδοστομα), falsum ostium, weil dieser Ausfluß fast den halben Weg unter der Erde fortläuft und die Insel Konopa bildet; Boreostoma (βορεοστομα), boreale ostium, die nördliche Mündung; Spiraeostoma (σπειραιοστομα), flexuosum ostium, von seinen Biegungen so genannt. Die siebente nannte man Stenostoma (στενοστομα), angustum ostium. Diejenigen, die nur fünf Mündungen anführen, lassen die Mündungen Spiraeostoma und Stenostoma weg, und jene, die mit Plinius sechs Mündungen annehmen, halten die letzte für eine und dieselbe. Auch die Türken nehmen sechs Donau-Mündungen in Bulgarien an und nennen sie: Suline-Boghasi, Kedrille-Boghasi, Salona-Boghasi,

Kütschük-Boghasi, Portessa-Boghasi und Kurd-Boghasi. Nimmt man nun diese an und fügt die Mündung in Bessarabien bei Kilia Nova hinzu, so kommen sieben Ausflüsse heraus. Auch Tacitus (de moribus German. I.) sagte: „Danubius molli et clementer edito montis Abnoos paludibus hauritur.“ Daß die Griechen und Römer bald mehr, bald weniger Ausflüsse des Donaustromes zählten, kam wahrscheinlich daher (wie schon Cellarius in Notitia Orbis antiqui lib. II. cap. VIII. bemerkte), weil durch die Länge der Zeit die Ausflüsse sich öfters verändern konnten, was von den Ausflüssen des Nils bekannt ist.



Rumänische Zigeunerin, rumänischer Bauer, Galatzer Taglöhner.

Wohl haben sich das Donau-Delta und die Mündungen nicht nur im Laufe der Jahrhunderte, sondern selbst seit den letzten vierzig Jahren sehr verändert, und hat die Donau heute in der Richtung von Nordosten nach Südwesten folgende Mündungen:

1. Kilia, durch vorliegende Inseln in zwei Ausflüsse getheilt,
2. Sulina mit Jeni Fanal, ein regulirter Ausfluß,
3. Kedrille-Boghasi (St. Georgs-Mündung), versandet,
4. Dunawetz, südwestlich in die Lagunen des Rasin-See's auslaufend.

Der dieser Lagune vorliegende Lido hat drei Oeffnungen: Jalowa-Boghasi, Porlitze-Boghasi und Kurd-Boghasi. Somit hat die Donau heute factisch vier Mündungsarme mit sieben Ausflüssen in's Schwarze Meer.

An den beiden oberen Mündungen, Kilia und Sulina, ergießt sich die Wassermasse der Donau mit solcher Heftigkeit in den Pontus Euxinus, das Schwarze Meer, daß das Süßwasser des Stromes noch auf eine große Entfernung unvermischt zwischen den Meereswogen läuft.

Schließlich noch einige Worte über die Bewohner des im Berliner Tractate an Rußland zurückgegebenen Theiles von Bessarabien.

Die Bessarabier sind theils Moldauer, also rumänischer Zunge, theils mohammedanische Tataren, theils — seitdem dieser Landestheil zum ersten Male dem moskowitischen Reiche angehörte — Russen.



Zinzar aus der Dobrudscha.

Ganz Bessarabien gehörte einst zum alten moldauischen Hospodarat, wurde im Jahre 1485 von Sultan Bajazid II. erobert und bildete ein selbstständiges Sandschak; die Tataren zogen 1568 von der Wolga in die Niederungen zwischen Pruth, Donau und Schwarzem Meer.

Als die Russen im Jahre 1807 unter dem General Mayendorff Bessarabien in Besitz nahmen, wurde ein großer Theil der Tataren mit Weib und Kind, Heerden und Habseligkeiten nach Kuban im asiatischen Rußland versetzt.

Als wir den Prospect dieses Werkes ausgaben, sagten wir in demselben: Der Leser wird finden, welch' reiches Material auf allen Gebieten des Wissens und der Forschung die Donau entlang ihres Laufes beut, und wie sehr dieser Strom es verdient, zum mindesten jener Beachtung theilhaftig zu werden, die der Rhein schon so lange genießt. In der That wird damit nur eine alte Schuld abgetragen, und ein neuerer Schriftsteller hat mit so kräftig nachdrücklichen Worten darauf hingewiesen, daß es uns angezeigt erscheint, diese selbst für die Sache

mitsprechen zu lassen; er sagt: „Wie lebt der alte Vater der Romantik, der sagenhafte Rhein, in den Liedern und Dichtungen unseres Volkes, und wie wenig gedenken dieselben der großen Herzader Germaniens, der Donau! Ein Fremdling unserer Geschichte müßte aus ihnen schließen, die schönsten und fruchtbarsten Scenen des deutschen Drama hätten das schöne Rheinthal zu ihrem Schauplatze gehabt. Und doch beschaut sich von den Uferhöhen der Donau ein größeres Stück der Geschichte des deutschen Vaterlandes in den immer wiederkehrenden Fluthen.“ —



Sulina aus der Vogelperspective.

Nun, wir trachteten da Vieles gut zu machen, und ist es uns mit unserem bescheidenen Wirken gelungen, all' die längs des Stromes vorhandenen Bausteine zusammen zu tragen, um unserem Lieblingsstrome, der Donau, ein würdiges schriftstellerisches Denkmal zu errichten, so ist dies Bewußtsein unser schönster Lohn.

Leider müssen wir mit der Nachricht von der Zerstörung eines Baudenkmales schließen. Das auf Seite 253 unseres Buches geschilderte Schloß Kreuzen ist nicht mehr! — Aus Grein an der Donau wird nämlich berichtet: „Am Samstag, den 3. April 1880, um Mitternacht, brannte der

letzte bewohnbare Theil des herzoglich Coburg'schen Schlosses Kreuzen bei Grein an der Donau nieder. Den Anstrengungen der freiwilligen Feuerwehren von Grein, Kreuzen rc. gelang es, die Mobilien der dortigen Inwohner zu retten. Es war ein schauerlich-imposanter Anblick, von der circa zehn Minuten entfernten Wasser-Heilanstalt Kreuzen aus die Feuersäulen auflodern zu sehen. Wo ehemals eines der schönsten und größten Schlösser von Oberösterreich gestanden, ragten nach wenigen Stunden nur mehr geschwärzte Ruinenreste empor."

Dagegen ist eine andere, vielfach verbreitete Nachricht glücklicherweise nicht wahr. Das Erdbeben in Süd-Ungarn während des Winters 1879/80 hat wohl auf der Insel Moldova Schaden angerichtet, aber die Thürme des Göngerdzsinlik sind nicht eingestürzt, sondern die alte Veste Galambócz steht noch, als Zeuge vergangener Tage, am rechten Ufer der Einfahrt zur Kataraktenstrecke, das Auge des Reisenden entzückend.

Nun, freundlicher und nachsichtiger Leser, der Du uns bisher begleitet, sagen wir Dir ein dankbares Lebewohl und hoffen ein fröhliches Wiedersehen auf einer anderen Fahrt, wenn Du diesmal mit unserer Führung zufrieden warst.

Ende.

Anhang.

I.

Der dreiundsiebzigste Geburtstag des Dampfschiffes.

II.

Das fünfzigjährige Jubiläum der Donau-Dampfschifffahrt
und das Wirken des Grafen Stefan Széchenyi an der unteren Donau.

III.

Die neueste Bewegung auf dem Gebiete der Donau-Angelegenheiten.

Der dreiundsiebzigste Geburtstag des Dampfschiffes.

Am 17. August 1807 fand die erste längere Probefahrt mit einem Dampfboote statt, welches sich als fahrfähig erwies, und von da an wurde dieses, heute eine so große Rolle spielende Vehikel fortwährend verbessert. Das Dampfschiff entsprang aber ebensowenig, wie welche große Erfindung immer, fertig dem Haupte seines Schöpfers, sondern genau ein volles Jahrhundert dauerten die Versuche, welche endlich zur Construction eines brauchbaren Fahrzeuges führten. Im Jahre 1707 schon war Papin, noch heute bekannt durch den nach ihm benannten „Papin'schen Dampfkochtopf", so weit gelangt in seinen Proben, mit Hilfe des Dampfes „gegen den Wind" zu fahren. Diese erste Dampferprobefahrt fand in Deutschland statt bei Kassel; über deren Verlauf gehen verschiedene Sagen; so sollen nach einer dieser Mythen die Weserschiffer den Dampfer Papin's zerstört haben aus Furcht vor der Concurrenz. Volle sechs Decennien später, nachdem James Watt die Dampfmaschine vervollkommt hatte, machte ein Marquis de Jouffroy neuerliche Versuche mit der Construction eines Dampfschiffes. Der Marquis imitirte in seinem Boote einen schwimmenden Hund und trieb die Dampfmaschine vier bewegliche Schwimmfüße.

Die Compagnie, welche diese Erfindung hätte exploitiren sollen, kam nicht zu Stande, und damit geriethen Marquis und Schiff wieder in Vergessenheit. Im Jahre 1788 machte die schottische Maschinbaufirma „Miller, Taylor and Symington" einen neuerlichen Versuch; dies war schon ein Raddampfer, getrieben von einer im Innern laufenden endlosen Kette das Schiff fuhr zwar mit leidlichem Erfolge, aber zur dauernden Anwendung kam das System nicht.

Endlich sollte das Werk doch gelingen, aber nicht in Europa, sondern in Nordamerika. Der Kanzler Livingstone, welcher als Gesandter der

jungen Union in Paris während des Jahres 1801 weilte, lernte dort seinen Landsmann Robert Fulton kennen, und nach mehrfachen mißgünstig abgewiesenen Versuchen — die wir weiter unten schildern wollen — in Frankreich und England verlegten die beiden Amerikaner das Versuchsfeld in ihre Heimat.

„Die bildende Kunst hat einen Vertreter gehabt, dessen keiner ihrer Jünger sich mehr erinnern dürfte, obschon er zu den bedeutendsten Männern aller Zeiten, namentlich zu den ersten Wohlthätern der Menschheit gezählt werden muß; der Erfinder des Dampfschiffes war ein Maler. Man hat ihn in den Annalen der Kunstgeschichte nicht aufgeführt; kaum Jemand weiß, daß Robert Fulton die ganze Periode seiner Jugendjahre in Philadelphia als Porträtmaler verlebt hat, und daß er, einem ländlichen Orte in Pennsylvanien (Litle Britain in der Grafschaft Lancaster) entsprossen, aus sich selbst so viel lernte, um mit seiner Kunst das Capital zum Ankauf einer Farm zu erübrigen und dann, nach Sicherung dieses Besitzes, die Reise über den Ocean nach London zu machen zur Ausbildung bei seinem Landsmann Benjamin West. *)

Da kam der Empiriker in Conflict mit seinen Idealen. Des Meisters Werkstatt, in welcher die Schlachtenbilder aus dem nordamerikanischen Befreiungskriege entstanden (der Tod des General Wolff war eines derselben), brachte dem strebsamen einundzwanzigjährigen jungen Manne die große Kluft zwischen wahrer Kunst und handwerksmäßiger Fertigkeit so gewaltig zum Bewußtsein, daß er alle Kraft zusammennehmen mußte, um nicht nach dem ersten Versuche auf alle weiteren zu verzichten. Benjamin West kam tröstend und ermunternd dem Niedergeschlagenen zu Hilfe, und freilich konnte der erfahrene Künstler Beispiele genug nachweisen, daß Muth und Ausdauer zum guten Ziele geführt hatten.

Beide Eigenschaften besaß Robert Fulton. Als er im elterlichen Hause ohne jede Anleitung Kupferstiche nachzeichnete, bis ihm die Copie zum Verwechseln gelang; als er dann, von einem Anstreicher über die Behandlung der Oelfarbe belehrt, an seinem eigenen Conterfei vor dem Spiegel so lange

*) „Politik" vom 9. März 1877.

malte, bis ein Kind ihn in dem Bilde erkannte — da hatte er bewiesen, daß er den Erfolg zähen Festhaltens zu schätzen wußte. Und auch jetzt wollte er diesen Beweis noch einmal liefern.

Zwei volle Jahre arbeitete er unter West's Leitung, machte den Cursus der Kunst nach des Meisters System ganz neu von unten auf durch, und erst dann, als er einsah, daß er seinen Zweck, ganz Großes, ganz Außerordentliches zu leisten, bei der Malerei niemals erreichen werde, entsagte er ihr für immer. Denn nur nach dem Höchsten war sein Streben gerichtet, und der Fall, daß er sein Ideal auf anderem Gebiete suchen müßte, war längst vorhergesehen. Fulton hatte sich seit Jahr und Tag mit Mechanik beschäftigt, wobei ihm seine große Fertigkeit im Zeichnen sehr zu statten kam; er hatte auch allerlei Versuche neuer mechanischer Constructionen auf dem Papier angestellt und seine Zeichnungen mehreren Notabeln Alt-Englands eingesandt, sodann hatte er die Versuche mehrerer Vorgänger, eine neue bewegende Kraft zu erfinden, eifrigst zu studiren begonnen. Im Jahre 1793 richtete er ein Schreiben an den Herzog von Bridgewater und den Grafen Stanhope, in welchem er den Plan, Schiffe durch Dampfkraft zu treiben, ausführlich entwickelte."

Der erstgenannte Protector der Großindustrie, welcher eben damals den berühmten Bridgewater-Canal von seinen Steinkohlengruben bis nach Manchester baute, engagirte Fulton sofort bei seinem großartigen Werke, und als Beamter des Herzogs kam er zu Birmingham in Berührung mit James Watt, dem Erfinder der Dampfmaschine. Keinerlei nähere Beziehung ist nachweisbar zwischen dem Manne, der die weltbewegende Kraft entdeckt, und Jenem, der sie zuerst in großem Maße zur Anwendung gebracht. Fulton ließ sich nur das Beispiel Watt's dienen, um seine nachhaltige Ausdauer nachzuahmen. Noch sollte viele Zeit bis zur Verwirklichung seines Hauptplanes vergehen und ein Ortswechsel für sein Streben von großem Einflusse werden. Denn erst, als er 1796, von dem amerikanischen Gesandten veranlaßt, London mit Paris vertauschte, als er in der französischen Hauptstadt das großartige Ingenieur-Institut und dessen Notabilitäten kennen lernte, — erst da ging ihm die ganze Bedeutung seines neuen Berufes auf. Fulton entwickelte nun in demselben seine ganze Energie;

er erfand damals in Paris eine Marmorschneide- und Polirmühle, ein unterseeisch fahrendes Boot und einen Torpedo.

Die Ausführung seines seit nunmehr zwölf Jahren verfolgten großen Planes setzte Hilfsmittel voraus, deren Beschaffung auf ungewöhnlichem Wege erfolgen mußte, nachdem die Kriege Napoleon's alle gewöhnlichen Wege versperrten. Fulton machte den Versuch, den großen Weltbeherrscher selbst in sein Interesse zu ziehen, den Haß desselben gegen England auszubeuten; er versprach dem Kaiser die Erbauung einer Anzahl Dampfschiffe zur Eroberung des stolzen Inselreiches. Je gewaltiger das Project war, desto kälter nahm es der Kaiser auf, desto weniger zeigte er Verständniß und Interesse. Als Fulton, aller seiner Hoffnungen beraubt, das Audienzzimmer verließ, trat eben Fürst Metternich ein. „Sahen Sie den Mann da?" fragte der Kaiser. „Ja, Sire; ich dachte an Marius auf den Trümmern von Karthago." — „Dieser Mann ist ein Narr; er hat mich, denken Sie nur, überreden wollen, mit heißem Wasser Kriegsschiffe zu treiben, um in England landen zu können!"

Nun machte Fulton, nachdem er in der alten Welt schnöde zurückgewiesen worden, den ersten Versuch in der neuen, und dieser gelang besser. Unter dem Schutze seines Gönners Livingstone und mit Hilfe des Schiffbaumeisters Brown in New-York brachte er binnen Jahresfrist das erste vollkommen gelungene Dampfschiff zu Stande, welches im August 1807 vom Stapel lief. Es legte bei der Probefahrt am 17. desselben Monats den Weg von New-York bis Albany, 120 Seemeilen stromaufwärts, in 32 Stunden zurück.

Und als Napoleon, der Weltbeherrscher, entthront und aller seiner Macht beraubt, im August 1815 von dem Deck des Linienschiffes „Northumberland" auf den weiten Ocean hinausschaute, als er die Fahrt in's Exil nach St. Helena machte, sah er am fernen Horizont Dampf und Rauch aufsteigen aus dem Schlote eines Schiffes, das „mit heißem Wasser fuhr", und welches der „Narr" erfunden hatte, den er verachtet, weil er ihn nicht verstanden hatte.

Seinen vollständigen Triumph erlebte Fulton, nicht aber das lange erhoffte, wohlverdiente Glück. Processe um sein Recht machten ihm den Lohn

streitig; mehrere der nordamerikanischen Staaten bestritten das ihm von der Centralregierung übertragene Patent zu alleiniger Dampfschifffahrt auf den amerikanischen Flüssen vor den Gerichten. Ungeheuere Kosten waren die Folge. — Fulton verarmte gänzlich, sein Muth war gebrochen, seine Kraft erschöpft.

Kaum fünfzig Jahre alt, starb er im Februar 1815, über 100.000 Dollars Schulden hinterlassend.

Und so theilte auch Fulton das Schicksal der meisten der großen Erfinder, und auf ihn finden die Worte des großen deutschen Dichters Anwendung:

D'rum ehret ihn, denn was dem Mann das Leben
Nur halb gewährt, muß ganz die Nachwelt geben.

Daran wollten auch wir denken aus Anlaß des dreiundsiebzigsten Geburtstages des Dampfschiffes: 17. August 1880.

Das fünfzigjährige Jubiläum der Donau-Dampfschifffahrt und das Wirken des Grafen Stefan Széchenyi an der unteren Donau.

Am 4. September 1830 machte der Dampfer „Franz I.“ seine erste regelmäßige Fahrt zwischen Wien und Budapest, es war das ein kleines Dampfschiff ohne Salon und Oberdeck, welches das heute an so großen Comfort gewohnte Publikum sich scheuen würde zu betreten, und wie freudig wurde dieses erste Dampfboot an allen Stationen begrüßt. Nach elfjähriger Fahrt wurde dieses Schiff 1841 außer Dienst gestellt. Heute fahren auf der Donau und ihren Nebenflüssen — die via Sulina und Kilia aufwärts kommenden Schiffe ungerechnet — bei 250 Dampfschiffe, wovon 193 der Ersten Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft gehören, dann bei 800 eiserne, 80 hölzerne Schleppboote und 400 gedeckte Getreideschiffe. Aus Anlaß dieses

fünfzigjährigen Gedenktages geziemt es sich, daß wir uns jener Männer erinnern, welche den Keim legten zu diesem so herrlich sich entwickelnden Verkehr.

Wir begegnen da zuerst dem Namen jenes Mannes, dem das dankbare Vaterland soeben ein Denkmal errichtet auf dem Franz Josefsplatz zu Budapest vor der Akademie der Wissenschaften, zu deren Gründung er den Impuls gegeben. Vom hohen Sockel blickt das Standbild Graf Stefan Széchenyi's auf die imposante Kettenbrücke, ebenfalls sein Werk, und die Donauquais mit den zahlreichen davor ankernden Dampfschiffen, so daß das eherne Bild des großen Mannes recht inmitten seiner Werke aufragt.

Zwei Engländer waren es, Andrews und Prichard, welche auf Veranlassung Széchenyi's ein Patent nahmen; dieses lösten die Wiener Banquiers Johann Baptist Freiherr von Puthon und Johann Heinrich Freiherr von Geymüller ab und gründeten auf dessen Grundlage die Erste Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft mit der vorläufigen Dauer von fünfzehn Jahren.

Wir haben im Laufe dieses Jahres in in- und ausländischen Zeitschriften viele Aufsätze über dieses fünfzigjährige Jubiläum gelesen, merkwürdigerweise aber finden wir nirgends die Namen der fünf Schöpfer dieser Unternehmung, und doch begegnen wir den Spuren ihres Wirkens überall längs des herrlichen Stromes, und ganz besonders ist es Graf Stefan Széchenyi, der unvergeßliche Patriot, dessen Andenken eng verwoben ist mit Allem, was die Donau betrifft, und darum seien seinem Wirken die nachfolgenden Zeilen gewidmet.

Im Frühjahre 1830 reiste Széchenyi auf einem gewöhnlichen Holzschiffe Sina's von Pest bis Neusatz und von dort in Begleitung Lehmann's, von dem noch die Rede sein wird, bis zum Schwarzen Meere, von wo er auf einem Segelschiffe seine Reise nach Constantinopel fortsetzte.

Bevor Széchenyi die Reise nach Constantinopel antrat, gewann seine Lieblingsidee, die Schaffung der Donau-Dampfschifffahrt, in der oben beschriebenen Weise ihre praktische Lösung.

Es hatten wohl schon vor einigen Jahren mehrere Unternehmer das Privilegium zur Gründung einer Dampfschifffahrts-Gesellschaft erhalten, diese jedoch kamen zu keinem Erfolge, entweder weil sie die maßgebenden Banquiers für ihre Angelegenheit nicht zu gewinnen vermochten, oder weil sie sich mit dem Capitale Széchenyi's an geistigen Fähigkeiten nicht messen konnten. Erst später, als Széchenyi an die Spitze der Cultur- und Reformbewegung trat, entstand unter der Leitung der englischen Schiffsrheder in Venedig, John Andrews und Josef Prichard, eine Gesellschaft, die am 17. April 1828 behufs Gründung einer Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft ein dreijähriges Privilegium erhielt. Széchenyi gelang es, diese Firma für sich zu gewinnen, und er zeichnete nicht nur selbst einen bedeutenden Geldbetrag, sondern, was den Erfolg noch mehr sicherte, gewann auch den Palatin Erzherzog Josef und die Wiener Banquiers Benvenutti, Baron Geymüller und Baron Puthon für dieses Unternehmen. Zur Illustration der damaligen Sachlage sei erwähnt, daß in ganz Ungarn nur dreizehn Actien an Mann gebracht wurden; doch darüber war Széchenyi nicht im geringsten besorgt, der, nachdem er den Fürsten Milosch von Serbien, Sina, Eskeles und noch andere Banquiers für das Unternehmen gewonnen hatte, es verstand, auch die ungarischen Aristokraten und Grundbesitzer als Actionäre für dasselbe allmälich heranzuziehen.

Nach Sicherung des Unternehmens und Constituirung der Gesellschaft machte sich Széchenyi in Begleitung von Sachverständigen auf den Weg, um die Donau zu studiren und die erforderlichen Verbindungen anzuknüpfen. Dies geschah im Jahre 1830, als er, mit reichen Erfahrungen ausgestattet, von Constantinopel zurückkehrte. Nun befaßte er sich auch mit dem Gedanken, wie das Privilegium auf 15 Jahre zu verlängern, ja sogar auf 90 Jahre auszudehnen wäre, denn er war durch den ersten scheinbaren Mißerfolg nicht im geringsten verzagt, sondern rechnete, nachdem er, wie oben erwähnt, den Fürsten Milosch, Sina, Eskeles und noch andere Banquiers für das Unternehmen gewonnen hatte, ganz zuverlässig darauf, daß es möglich sei, die sich nur bis Semlin erstreckende Dampfschifffahrt nun über Galatz bis Odessa-Constantinopel auszudehnen.

Noch nie hatte sich ein Privatunternehmen so gewaltig gehoben, wie diese Dampfschifffahrts-Gesellschaft.

Wer hätte damals geglaubt, daß, als im Jahre 1830 das erste Dampfschiff „Franz I." die Wellen der Donau durchschnitt und im Jahre 1834 der zweite Dampfer „Argo" das Eiserne Thor passirte, der Verkehr sich so rapid heben werde, daß vom letzteren Jahre an jährlich nicht nur ein, sondern 2—13 Dampfschiffe aus der Werfte hervorgingen, abgesehen davon, daß die Gesellschaft im Jahre 1874 von der „ungarischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft" 45 Dampfschiffe und schon früher den Fahrpark der baierischen Dampfschiff-Unternehmung ankaufte.

Graf Stefan Széchenyi war in seiner Jugend als schmucker Officier der Löwe des Salons; erst als er zur Gründung der ungarischen Akademie der Wissenschaften die Revenuen eines Jahres seiner ausgedehnten Güter opferte, wurde er auch auf dem Gebiete des öffentlichen Wirkens bekannt. Aus diesem Hußaren-Officier wurde dann jener geniale und weitsehende Mann, der über die Verwirklichung epochaler Unternehmungen nachzudenken begann. Die Ideen, welche ihn fortan beschäftigten, waren unter anderen: die Hebung des ungarischen Nationaltheaters, der Bau einer stabilen Brücke zwischen Budapest, ein Eisenbahnnetz und die Donau-Dampfschifffahrt, mit welch' letzterer, seiner Lieblingsidee, wir uns, als mit dem eigentlichen Thema dieses Aufsatzes, ausführlich befassen wollen.

Die Schwierigkeiten, welche sich der Schifffahrt entgegenstellten, entgingen seiner Aufmerksamkeit durchaus nicht, und er trachtete denn auch sie zu beseitigen. Er machte einen Ausflug nach Orsova, um die Beseitigung jener Schwierigkeiten in den Kreis seiner Pläne zu ziehen, welche den Welthandel und die Verbindung mit dem Oriente nicht nur in das engste Geleise drängten, sondern oft auch unmöglich machten. Diese Schwierigkeiten sind: das „Eiserne Thor" und dessen Gefährten, „die Katarakte". Nicht so sehr die Beseitigung dieser Felsenriffe allein, als vielmehr deren genaue Untersuchung und theilweise Regulirung machte die Dampfschifffahrt auf der untern Donau möglich, welche am linken Donau-Ufer auch die Regulirung der unter Széchenyi's Namen bekannten Landstraße nach sich zog, die mit der jenseitigen, auf dem rechten Donau-Ufer durch Tiberius begonnenen und

unter Trajan beendeten, in das in die Donau sich erstreckende Felsengebirge gemeißelten Römerstraße parallel läuft, deren Spuren von Drenkova bis Ogradena noch jetzt zu sehen sind.

Ein jeder vorsichtige Feldherr muß, wenn er einen Kriegsplan entwirft, um den Erfolg sichern zu können, unter Anderem das Terrain kennen. Széchenyi sah es ein, daß auf der von Moldova abwärts sich erstreckenden Linie der Donau-Engpässe Orsova der geeignetste Punkt sei, auf den er sich stützen könne. Hier schlug er sein Hauptquartier auf, und hier suchte er sich unter den Localkenntnisse besitzenden Männern den geeignetsten Mann aus, mit welchem er in fortwährender Verbindung stand. Dieser war der wohlhabende Kaufmann Fota Popovich, der gut türkisch, griechisch, russisch, rumänisch, serbisch, deutsch und französisch sprach, bei welchem Széchenyi durch zwei Jahre in Orsova wohnte und mit dem er von 1830 bis zum Ausbruche der 1848er Bewegung im freundschaftlichsten Verkehr stand.

Széchenyi war, als er 1830 mit Popovich bekannt wurde, 38 Jahre alt. Von Orsova reiste er mit dem Grafen Johann Waldstein, dem Ingenieur Beszédes und noch anderen fünf Begleitern nach Galatz und von dort nach Constantinopel. Das nächste Ziel seiner Reise war, in Constantinopel Alles aufzubieten, damit er die Schifffahrt bis Galatz ermögliche, ja sogar bis Odessa und Constantinopel frei mache; ferner damit er das Terrain kennen lerne und dasselbe durch seinen Ingenieur fachmännisch untersuchen lasse. Auf der Rückreise erkrankte er jedoch so schwer, daß er auf dem Schiffe (bei Hirsova) am 17. Juli 1830 jenen berühmten Brief dem Grafen Waldstein dictirte. Derselbe sollte für den Fall, als er seinen Schmerzen erliegen würde, sein politisches Testament sein. In diesem Briefe betonte er, daß es zur Hebung Ungarns drei Mittel gebe: Nationalität, Communication und endlich die commercielle Verbindung mit anderen Nationen.

Als er genesen war, verfolgte er in Widdin und Semlin seine Pläne und schrieb in letzterer Stadt am 13. October 1830 folgenden Brief an Lazar Fota Popovich in Orsova:*)

---

*) Die Daten zu diesem Aufsatze verdanken wir einem Vortrage, den der Pfarrer von Orsova, Herr Anton Boleszny, am 23. Mai 1878 in der Jahresversammlung des „Südungarischen Geschichts- und Alterthumsforschervereins“ hielt.

„Lieber Popovich!

Bevor ich diesen Ort verlasse, um auf den Landtag zu eilen, will ich mich noch in Ihr gütiges Andenken zurückrufen, um Ihnen für alle Ihre Gefälligkeiten zu danken.

Ich habe alle meine Zwecke glücklich erreicht. War aber recht krank, und so alle meine Reisegefährten, keiner ausgenommen; der Bediente, der uns nach Mehadia begleitete, starb sogar. Wir sind Alle beinahe schon ganz gut.

Den Internuntius ersuchte ich, Ihnen einen Ferman zu senden. Er sagte: „Er könne keinen generalen Ferman geben, es wäre nie geschehen, — es müsse aber angezeigt werden auf was. Und dann habe es keinen Anstand."

Ist Ihnen auf diese Art gedient, so schreiben Sie geradezu nach Constantinopel und berufen Sie sich keck auf mich.

Haben Sie Zeit, so schreiben Sie mir nach Pest. Will's Gott und hindern es die Menschen nicht, so soll die Donau bald anders aussehen.

Vor kurzer Zeit war ich bei Milosch, der ist ganz für die Regulation! Uebermorgen reise ich ab.

Leben Sie wohl und bleiben Sie meiner eingedenk.

Graf Stefan Széchenyi."

Nach Beendigung des ungarischen Landtages von 1830—1831 war es Széchenyi's erste Sorge, daß die Anzahl der Dampfschiffe vermehrt werde, was auch 1832 geschah, insofern neben „Franz I." und „Argo" zwei neue Dampfschiffe: die „Donau" und „Pannonia", dem Verkehr übergeben wurden. In demselben Jahre wurde Széchenyi zum königlichen Commissär ernannt, als welcher er zur Oberleitung jener Arbeiten nach Orsova kam, die zur fachmännischen Untersuchung der Donau-Engen nothwendig waren. Es wurden in Moldova und Orsova Pegel aufgestellt, um das Fallen und Steigen des Wassers beobachten zu können, und nachdem die Donau-Engen untersucht waren, wurden in diesem Jahre die theoretischen Arbeiten und alle jene Verfügungen durchgeführt, welche nothwendig waren, um im nächsten Jahre an die Sprengung der Felsen schreiten zu können. Zu diesen Vorarbeiten war der Wasserstand sehr günstig, insofern die Donau im Herbste derartig gefallen war,

daß in den Engen die tausend und tausendartigen Formen und Größen der Felsenriffe im Donaubette deutlich zu sehen waren. Im Frühlinge dieses Jahres kamen mit Széchenyi unter der Leitung des Landes-Ober-Ingenieurs Paul Vásárhelyi *) fünfzehn Ingenieure in die Gegend bei Moldova hinab.

Um die Hindernisse auf der Donau zu bewältigen und die Entwicklung derselben in einen europäischen Canal zu beschleunigen, arbeitete Széchenyi mit größter Anstrengung aller seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Für diesen Plan gewann er auch den Erzherzog Palatin Josef, der in seinem Erlasse vom 26. September 1833, Z. 1062, seine Billigung darüber aussprach, daß die Dampfschifffahrt bis zum Schwarzen Meere ausgedehnt werde. Széchenyi wandte sich auch an die Regierung, damit sie das Unternehmen durch offene Protection unterstützen, bei den serbischen, walachischen und türkischen Behörden die Sicherung der Person und des Eigenthums urgiren und die Abänderung einiger contumaz- und dreißigstämtlichen Vorschriften erwirken möge. Bezüglich der Contumaz-Anstalt hatte Széchenyi in eigener Person praktisch erfahren, daß nämlich, abgesehen davon, daß das Contumazhalten die engste Einkerkerung und eine wahre Quälerei war, die 10, 20, ja sogar 30 Tage dauerte, diese auch zweck- und nutzlos, für den Handel aber sehr schädlich war. Die Contumaz-Vorschriften wurden mit einer solchen Strenge gehandhabt und vollzogen, daß die sich denselben Widersetzenden zu harten und strengen Strafen verurtheilt wurden. Es geschah sogar, worauf sich noch jetzt lebende Menschen erinnern, daß das Kriegsgericht Jemanden deshalb zum Tode verurtheilte, weil er sich wiederholt den Vorschriften widersetzte oder diese auf Schleichwegen umging.

Mit welcher Unannehmlichkeit und mit welchem Zeitverluste das Verweilen in der Contumaz-Anstalt verbunden war, das illustrirt am besten der aus der Contumaz-Anstalt zu Zsupanek am 25. October 1834 an Ladislaus

---

*) Was Vásárhelyi, dessen Genialität Széchenyi sofort erkannte, geleistet, steht noch heute unübertroffen da. Mit seinen Federn haben sich gar Manche geschmückt — so der Hofrath Passetti, der während des Bach'schen Provisoriums in der Ofener k. k. Statthalterei Zutritt zum Mappen-Archive hatte und sich die Vásárhelyi'schen Arbeiten zu eigen machte.

Der Verfasser.

von Szögyényi geschriebene Brief des Grafen Széchenyi, dessen diesbezüglicher Theil folgendermaßen lautet:

„Geehrter Freund!

Ich quäle mich mit den Türken und Walachen mehr ab, als mit den Felsenriffen der Donau; ich sitze hier bei all' meiner Sehnsucht als ein contumazirender Gefangener.

Auf meine Langeweile wirft nicht nur die Hoffnung einer schöneren, sicherern, doch ferneren Zukunft ein belebendes Licht, sondern es erwärmen auch Deine am 8. October geschriebenen freundlichen Zeilen meine Brust zu anmuthsvolleren Empfindungen."

Széchenyi war wegen der Ausführung seines großartigen Planes, worin er nur durch den Erzherzog Palatin unterstützt wurde, so besorgt, daß er denselben in einem Memorandum dringend bat, diese Angelegenheit ja nicht seinen Händen entfallen zu lassen, denn wenn sie vor das Dicasterium oder den obersten Kriegsrath gelangt, würde die Angelegenheit der Dampfschifffahrt und der Stromregulirung ad calendas graecas verschoben. Er trat außer mit dem Erzherzog Palatin auch noch mit dem Minister des Aeußern, Fürsten Metternich, und mit dem Präsidenten des Hofkriegsrathes, Grafen Hardegg, in Verbindung.

Széchenyi hatte im Jahre 1833 außer der Oberleitung der technischen Vorarbeiten und fachmännischen Prüfungen überall, selbst in den höchsten Kreisen, den Boden für seine Sache vorbereitet. In der Versammlung vom 2. December 1833 erwirkte er die Einwilligung der Actionäre, daß, nachdem die Dampfschifffahrt bereits bis Moldova ausgedehnt sei, neue Actien zum Bau von drei neuen Dampfschiffen emittirt würden, sowie auch, daß er im Jahre 1834 mit dem dazu geeignetsten Dampfschiffe durch die Donau-Engen bringen könne, damit dasselbe unterhalb des Eisernen Thores zwischen Skella, Gladova und Galatz den Verkehr vermittle. — In dem sicheren Bewußtsein des Erfolges sagte Széchenyi, daß die Donau-Engen bereits untersucht und darüber kein Zweifel mehr vorhanden sei, daß, wenn der Pegel $1\frac{1}{2}$ Meter Wasser zeige, die Donau-Engen mit kleineren Dampfschiffen passirt werden können und somit die Dampfschifffahrt dann von Wien bis Constantinopel in's Leben gerufen werden könne.

Nach dieser Versammlung der Actionäre reiste Graf Széchenyi mit dem Grafen Georg Andrássy und dem leitenden Ingenieur Vásárhelyi nach England, um für die neuen Dampfschiffe, Baggerschiffe und zur Sprengung der Felsen die nöthigen Maschinen zu kaufen. Nach beiläufig vier Monaten kehrte er von dort zurück und kam Anfangs Juni mit seinem Secretär Tasner und zwei Dienern in Moldova an.

Die Dampfschifffahrt zog die Entstehung der sogenannten „Széchenyi-Straße“ nach sich, die mit so großen Opfern aus dem Grunde hergestellt werden mußte, weil bei niedrigem Wasserstande im Herbste selbst die kleinsten Dampfer das Eiserne Thor nicht passiren konnten, daher sowohl Passagiere als Waaren bis oberhalb der Untiefen zu Lande weiterbefördert werden mußten.

Der Bau dieser Straße wurde im Frühjahre 1834 begonnen und benöthigte von Baziás bis Moldova blos einer Beschotterung; von Moldova an mußten jedoch die sich bis in die Donau erstreckenden Felsen gesprengt werden.

Diese Arbeiten hielten Széchenyi während der 1834—1835er Reichstagsperiode mit wenig Ausnahmen von den Sitzungssälen ferne. Er kam selbst nach Moldova, wo in seiner Gegenwart, unter der Leitung Vásárhelyi's, mehrere tausend Arbeiter das Werk in Angriff nahmen. Széchenyi hielt sich während der Monate Juni und Juli zwischen Moldova, Berzaszka, Szvinicza und Plavisevicza auf.

Széchenyi verweilte 1834 einige Tage in Orsova und eilte dann, da der Wasserstand der Donau außerordentlich sank, auf den Schauplatz seines Wirkens. Er ließ nicht nur den Bau der Straße mit Aufgebot aller Kräfte forciren, sondern begann auch, mit den mittlerweile aus England angekommenen Maschinen jene Felsen zu sprengen, welche im Donaubette die Engen bildeten.

Daß die Donau auch bei kleinstem Wasserstande mit Schiffen zu befahren wäre, konnte vorläufig nicht in den Plänen Széchenyi's liegen; erstens deshalb nicht, weil mit den damaligen Sprengmaschinen und Materialien nur bei einem geringen Wasserstande mit Erfolg hätte gearbeitet werden können; zweitens aber deshalb nicht, weil nur im Herbste, und das

nicht in jedem Jahre, zu solchen Arbeiten eine auch nur halbwegs günstige Gelegenheit sich zu ergeben pflegt.

Es war vielmehr von mehreren Seiten in Anregung gebracht worden, diese gefährlichen Stellen der Donau durch Seitencanäle zu umgehen, wie es die Römer beim Eisernen Thore thaten. So z. B. legte Vásárhelyi im Jahre 1834 den Plan vor: die Stenka durch einen tausend Meter langen Canal zu umgehen, *) dessen Wasserstand zwei und einen halben Meter betragen würde. Széchenyi ließ auch im October und November desselben Jahres mehrere tausend Kubikmeter Felsen aus der Stenka entfernen.

In der Felsenpartie Szirinje, beziehungsweise in den Engen Kozla und Dojke, wurden zwar auch Sprengungen vorgenommen, jedoch in kleinerem Maßstabe. Vásárhelyi schlug zwar die Bestimmung der Richtung des Canalbettes in dieser Enge vor, welcher Vorschlag jedoch nicht angenommen wurde, da über dreihunderttausend Kubikmeter Felsen zu sprengen gewesen wären, was ungeheuere Auslagen verursacht hätte, indem die Kosten für einen Kubikmeter mit 15 Gulden in Voranschlag gebracht waren. (Es gab damals weder Dynamit, noch prismatisches Pulver.)

Vásárhelyi schlug wieder die Umgehung der Katarakte Izlás und Tachtalia durch einen am linken Donau-Ufer zu grabenden 2600 Meter langen Canal vor, ebenso auch den nach dem Eisernen Thore gefährlichsten Katarakt Greben und Jucz durch einen kürzeren, das Eiserne Thor aber durch einen längeren Canal.

Der 11. April des Jahres 1834 war jener Tag, an welchem das erste Dampfschiff, Namens „Argo“, unter der Leitung des ersten Capitäns Johann Lehmann und Second-Capitäns Visconti zwischen den furchtbarsten Klippen das Eiserne Thor passirte. Széchenyi konnte bei dieser ersten Dampfschifffahrts-Probe durch das Eiserne Thor nicht erscheinen. Der diplomatische Vertreter war Philippovich, k. k. Generalstabs-Oberst. Von Jenen, die bei der ersten Probefahrt anwesend waren, lebt nur noch Einer, und zwar Gustav, der Sohn des Capitäns Johann Lehmann, gegen-

*) Um beinahe vierzig Jahre später kam Oberbaurath Ritter von Wex zu demselben Resultate.

wärtig Dampfschifffahrts-Inspector in Turn-Severin. Der „Argo" kam bis zur Sulina und machte auch auf dem Schwarzen Meere eine kleine Probefahrt.

So hatte Széchenyi die gefürchteten Hindernisse besiegt und die Welt in Staunen versetzt; seine Popularität im Lande wuchs so sehr, daß er im nächsten Jahre in Angelegenheit der Kettenbrücke schon einer günstigeren Stimmung begegnete.

Nachdem nach Besiegung der Hindernisse die Dampfschifffahrt zwischen dem Eisernen Thore und Galatz begonnen hatte, betrieb Széchenyi die Verbindung zwischen Galatz und Constantinopel und erreichte nicht nur dieses Ziel, sondern es winkte ihm auch die Aussicht, daß die Dampfschifffahrt zwischen Constantinopel und Smyrna werde ausgedehnt werden können, was der am 23. December 1834 an Széchenyi gerichtete Brief des Palatins Erzherzog Josef bezeugt.

Die Straße am linken Ufer wurde im Jahre 1834 bis Plavisevicza fertig; doch jetzt erst begann die schwierige Arbeit: die Kazan-Enge. — Der in die Donau reichende Felsen mußte in der Länge einer ganzen Meile gesprengt werden, woran 3000 Menschen arbeiteten.

Im September kam Széchenyi hinab und leitete die Arbeiten bei dem Kazan-Engpasse, wo ungeheure Felsen fast senkrecht die Donau begrenzten. Neben der Ponyikova-Höhle waren für Széchenyi und seine Umgebung interimistische Wohnungen errichtet worden; als Keller dienten die Höhlen in den Felsen.

Széchenyi reiste mit seiner Familie während des Sommers 1836 nach Mehadia, wo letztere über die ganze Badesaison verblieb und dann und wann einen Ausflug nach Orsova und Umgebung unternahm, während er selbst anfangs die Arbeiten am Kazan, dann bei den Katarakten Izlás, Tachtalia, Greben und dem Eisernen Thore besichtigte, was bis zum Eintritte des Hochwassers im Herbste währte.

Die Széchenyi-Straße wurde im Jahre 1837 dem Verkehr übergeben.

Als die Széchenyi-Straße eröffnet war, beschränkte sich die Thätigkeit Széchenyi's im nächsten Jahre auf die theilweise Sprengung der

Felsen des Eisernen Thores, wozu der Wasserstand günstig war. In der Contumaz-Angelegenheit geschah auch Etwas, indem zur Erleichterung des Dampfschiff-Verkehrs in Orsova knapp an der Donau eine Filial-Contumaz-Anstalt errichtet wurde.

Wegen Beseitigung der Schifffahrts-Hindernisse am Eisernen Thor reiste Széchenyi 1838, sowie auch in den folgenden Jahren nach Orsova und arbeitete fleißig.

Er hatte seine Lieblingsidee, die Donau schiffbar zu machen, verwirklicht; sein Ziel: die Engen mit Dampfschiffen zu übersetzen, erreicht; jener Plan jedoch, die Donau beim Eisernen Thore und bei den übrigen Katarakten auch beim kleinsten Wasserstande schiffbar zu machen, oder diese Hindernisse durch Canalisirungen zu umgehen, gelang ihm nicht, und zwar aus dem Grunde: weil nicht nur die erforderlichen Geldmittel, sondern auch der gute Wille dazu mangelte.

Széchenyi schrieb auch danach mehrere, hauptsächlich private Briefe an Fota Popovich; den letzten am 27. April 1846, in welchem er das Ableben Vásárhelyi's empfindlich bedauert und unter anderen auch folgende Worte gebrauchte: „Gute Nacht, Demirkapi.“ *) Sein ferne sehendes Genie sagte also dem Eisernen Thore gute Nacht. Die Vollendung seines genialen Werkes aber ist auch heute, nach vierunddreißig Jahren, ein leider noch unerreichtes pium desiderium.

Dieser letzte Brief Széchenyi's lautet folgendermaßen:

„Lieber Popovich!

Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank für Ihren Brief vom 15. d. M.

Sie sind der Erste, der mir den Sieg „Lajos“ **) mittheilte. — Gute Nacht, „Demirkapi“!

Wenn ich auch nur fünf freie Minuten hätte, so würde ich auch diese Ihnen widmen . . . ., doch ich bin leider mit verschiedenartigen Beschäftigungen so sehr überladen, daß mir keine Zeit übrig bleibt, Sie auf das

*) Eisernes Thor.

**) Name eines Dampfschiffes.

freundschaftlichste zu begrüßen und mir Ihr ferneres Wohlwollen zu erbitten.

Vásárhelyi ist zu meinem Bedauern wirklich gestorben, was mir keine geringe Verwirrung verursacht.

Pest, am 27. April 1846. Stefan Széchenyi m. p."

Daß Széchenyi dem Eisernen Thore gute Nacht sagte, findet darin seine Erklärung, weil neben dem Geld- und Willensmangel auch die politischen Wellen hoch zu gehen und die Arbeiten am Eisernen Thore mit dem Verschlingen zu bedrohen begannen, was sein scharfer Blick sofort erkannte.

Die Römer bauten auf dem rechten Donau-Ufer von Regensburg bis zum Schwarzen Meere Landstraßen; Trajan ließ im Engpasse des Kazan für Fußgeher einen Weg in die Felsen meißeln und das Eiserne Thor durch einen Canal umgehen, dessen Spuren noch heute die Größe des Werkes verkünden.

Seit Kaiser Trajan vergingen 1733 Jahre, während welch' großem Zeitraume zur Beseitigung dieser Hindernisse, welche auf der unteren Donau Verkehr und Handel hemmten, nichts geschah. Es war daher ein zweiter Trajan nothwendig, der durch eine am linken Donau-Ufer hergestellte Landstraße auf dem Lande und durch die Dampfschifffahrt auf dem Wasser den Verkehr herstellte und den Handel gegen den Orient ausdehnte, und dieser zweite Trajan war Stefan Graf Széchenyi.

Die neueste Bewegung auf dem Gebiete der Donau-Angelegenheiten.

Als wir im Herbste des Jahres 1878 nach jahrelangem Sammeln des Materials an die Abfassung dieses Buches schritten, herrschte in den Donau-Angelegenheiten große, leider nur zu große Stille. Was seit der vielversprechenden, in mächtigen Zügen angelegten Thätigkeit Széchenyi's, die in verhängnißvoller Weise unterbrochen wurde, geschah, ist in wenigen Worten gesagt.

Nach den Széchenyi-Vásárhelyi'schen Arbeiten und den Entwürfen des genialen Paleocapa wurden auch während der Fünfziger-Jahre, zumeist auf Grundlage jener Pläne und Berechnungen, zur Beseitigung der Dampfschifffahrts-Hindernisse Versuche vorgenommen; es entwarf nämlich der damalige k. k. Ingenieur und jetzige Oberbaurath Ritter von Wex im Auftrage der Wiener Regierung einen Plan, doch mehr geschah nicht. Im Jahre 1854 erschien eine Abtheilung Pionniere aus dem Coronini'schen Armeecorps unter der Leitung des k. k. Ingenieurs Meißburg beim Eisernen Thore, um daselbst factisch die Regulirungsarbeiten zu beginnen, doch unterließen sie aus bisher unbekannten Gründen die Vornahme der Arbeiten und zogen — ab. Der durch die Regulirung des Mississippi berühmte amerikanische Ingenieur Mr. Wm. Mac'Alpine wurde im Jahre 1873 von Seite der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft mit dem Auftrage betraut, das Eiserne Thor und die übrigen Engen zum Gegenstand seiner Untersuchungen zu machen, doch wird sein Plan geheim gehalten. In neuester Zeit schloß der österreichisch-ungarische Botschafter in Constantinopel am 19. Juni 1873 mit dem ottomanischen Minister des Aeußern einen Präliminar-Vertrag ab, in welchem beide Regierungen die Nothwendigkeit der Regulirung des Eisernen Thores anerkannten und die Bereitwilligkeit aussprachen, daß sie zur Durchführung der Arbeiten gemeinschaftlich ein Anlehen aufnehmen und eine Commission entsenden, die auch im October jenes Jahres in Orsova eintraf. Die Commission begann auf Grundlage der durch Vásárhelyi angefertigten Karten sogleich die technischen Vorarbeiten, beendigte dieselben im nächsten Jahre, stellte den Kostenvoranschlag mit 14 Millionen Francs fest und übergab das Operat dem königl. ungarischen Communications-Ministerium, welches dasselbe im Wege des Ministeriums des Aeußern nach Constantinopel sandte. Die factischen Arbeiten wären somit schon während der abgelaufenen Jahre in Angriff genommen worden, doch der Ausbruch des orientalischen Krieges schob dieselben wieder bis auf glücklichere und ruhigere Zeiten hinaus.

Der Artikel 57 des Berliner Vertrages vom Jahre 1878 legt nun die Sache abermals in die Hände Oesterreich-Ungarns, und nun macht sich längs des Stromes eine recht wohlthätige Agitation bemerkbar.

Die Donau ist die natürlichste und kürzeste Handelsstraße von Osten nach Westen, und umgekehrt, und darum muß man trachten, sie von allen Hindernissen zu befreien, ja diesen Weg sogar abzukürzen. Man erkannte endlich die Wichtigkeit der Donau und erfaßte die großen Ideen Széchenyi's. Es entstand der „Donau-Verein", welcher am 9. Juni 1879 seine constituirende Generalversammlung abhielt und zur Zeit 32 stiftende und 373 ordentliche Mitglieder zählt. Vom 20. bis 28. September 1879 unternahmen 150 Mitglieder des Vereines eine Studienreise von Wien bis Turn-Severin, und jetzt prüft der Verein alle von 1834 bis 1879 entstandenen, auf das Eiserne Thor Bezug habenden Projecte. Aber auch hoch oben, da, wo der Strom schiffbar zu werden beginnt, in Ulm, Donauwörth, Regensburg, Straubing, Deggendorf, Passau, regt es sich und man sucht Fühlung mit allen Donau-Interessenten.

Die Donau ist bei Kelheim durch den Ludwigs-Canal oder Donau-Main-Canal mit dem Main und dadurch mit dem Rhein und hierdurch mit sämmtlichen Wasserstraßen Deutschlands, Frankreichs und der Niederlande, sowie der Nordsee verbunden.

Wenn man bis jetzt von dem Segen dieser Verbindung noch wenig verspürte, so rührt dies von dem unregulirten Zustand unserer eigenen Flüsse her, die zu viele Hindernisse aufweisen. Eine Verbindung der Donau mit sämmtlichen Flüssen und Canälen Deutschlands und der Ostsee wäre sehr leicht durch den Ausbau des Donau-Oder-Canals möglich. Selbst mit den Flüssen Rußlands würde die Donau durch diesen Canal theilweise verbunden werden; kurz gesagt, die Zukunft der Donau liegt in der Verbindung sämmtlicher Wasserstraßen Mitteleuropa's untereinander, der des Westens mit denen des Ostens, welche Aufgabe von keinem anderen Flusse gelöst werden kann.

Die Donau, welche früherer Zeit in Oberösterreich für die Schifffahrt beinahe unüberwindliche Hindernisse aufzuweisen hatte, bedarf keiner besonderen Kosten mehr, um in Oesterreich vollkommen regulirt zu werden, und der Durchstich der Donau bei Wien, welcher bis jetzt blos eine Localregulirung ist, bildet bereits den Grundstein zur Regulirung der ganzen Stromlänge. Wenn auch mitunter über das mehr oder minder vollkommene Gelingen

dieser Regulirung Kritik geübt wird, so muß immerhin in Betracht gezogen werden, daß ja kaum ein größerer Bau, ohne einer Kritik zu begegnen, ausgeführt worden ist. Wird der obere und der untere Theil dieses Stromes auch regulirt und dadurch ein Ganzes geschaffen, dann erst ist die Regulirung bei Wien ein gelungenes Werk.

Die Haupthindernisse der Schifffahrt auf der Donau in Ungarn sind bekanntlich die Strecken zwischen „Theben und Gönyö", das „Eiserne Thor" und einige Versandungen des Flußbettes vor Gran und unterhalb Budapest.

Die Kosten der Regulirung der Donaustrecke „Theben-Gönyö" belaufen sich auf circa 10 Millionen Gulden nach den gründlichen Berechnungen des Wasserbau-Ingenieurs Enea Lanfranconi in Preßburg, welcher die Frage seit sechs Jahren studirt und für den ganzen Donaustrom umfassende Detailmessungen und Projecte ausgearbeitet hat.

Die Beseitigung der Schifffahrts-Hindernisse vor Gran und unterhalb Budapest wird nach Angabe der Regierung 2 Millionen, jener beim Eisernen Thore aber circa 11 Millionen Gulden in Anspruch nehmen. Hier wollen wir nochmals erwähnen, daß die Regulirung des Eisernen Thores durch den Berliner Vertrag eine der nächst zu lösenden Aufgaben für die österreichisch-ungarische Monarchie geworden ist. In eben dem genannten Vertrage aber ist der Monarchie die Einhebung einer Péage, Schifffahrtszoll, gestattet, welcher die Verzinsung der präliminirten 11 Millionen Gulden reichlich decken wird. Wir haben es bisher mit einer Ziffer von 23 Millionen Gulden zu thun, dazu kommen noch in der Strecke Fischamend-Theben 15 Millionen, so daß bei der verhältnißmäßig geringen Ausgabe von 38 Millionen Gulden oder 95 Millionen Francs eine Handelsstraße von Rumänien bis Baiern hergestellt werden kann! Frankreich ist eben daran: für einen Canal, der, die Umschiffung von Gibraltar vermeidlich machend, vom Atlantischen in's Mittelländische Meer führen soll, 600 Millionen Francs zu opfern. Nun bleibt zur Vervollständigung noch erübrigt, das Mündungsstück der Donau abzukürzen, und auch hierüber liegt das Project vor in dem

„Canara-Canal", als kürzeste Verbindung der Donau mit dem Schwarzen Meere. *)

Den Lauf der Donau verfolgend, kommen wir in der Dobrudscha auf eine Stelle, wo die Donau in ihrem östlichen Laufe, den dieselbe von Belgrad bis Czernawoda verfolgt, der Küste des Schwarzen Meeres zwischen Czernawoda und Boascik auf eine Distanz von 45·4 Kilometer sich nähert, jedoch, statt hier in das Schwarze Meer einzumünden, ihren östlichen Lauf langsam ändert und, nördlich gegen Galatz sich wendend, von der Küste des Schwarzen Meeres sich entfernt, so daß die Luftlinie von Galatz in der Richtung des Stromes und des Deltagebietes 137 Kilometer beträgt; erst bei Galatz lenkt sie ihren nördlichen Lauf gegen Osten und ergießt sich auf großen Umwegen und unter Zurücklassung eines massenhaften Flußgeschiebes und der damit verbundenen Versandung und Versumpfung des Deltagebietes in's Schwarze Meer.

Eine Meile oberhalb Tultscha theilt sich der Strom in große Mündungsarme und es beginnt ein Deltaland von circa 47 Quadratmeilen; eine große Wildniß, durchschnitten von Flußarmen, Seen und Sümpfen, die, meistens zu seicht und versandet, für größere Schiffe nicht passirbar sind.

Diese arge Zersplitterung des Fahrwassers, verbunden mit Versandung und Versumpfung der ganzen Ausmündung, ist die Folge des sehr geringen Gefälles in der unteren Donaugegend, welches von Galatz bis zur Mündung circa 1 : 15.000 beträgt.

Bei dem jetzigen Laufe der Donau mit so geringem Gefälle, 1 : 12.000 bis 1 : 15.000 bei der Ausmündung, würde jede Regulirung der Mündung der Donau nicht nur mit großen Kosten verbunden sein, denn die Regulirungs-Arbeiten müßten sich auf das ganze Deltagebiet von circa 114 Kilometer Länge erstrecken, sondern sie würde auch nur eine momentane Abhilfe schaffen, da das nächste Hochwasser auf tieferen, sagen wir künstlich ausgebaggerten Stellen immer Geschiebe ablagern würde.

Diesem Uebelstande, der verhängnißvoll für alle an der Donau liegenden und Schifffahrt treibenden Länder ist, kann nur radical abgeholfen

*) Vortrag des Ingenieurs Constantin Barsky, gehalten in der Fachsitzung des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines am 12. Februar 1880.

werden durch eine bedeutende Verkürzung des Flußlaufes und der damit verbundenen Gefällsvermehrung, so daß das Flußgeschiebe weder im Flußbette selbst, noch im Ausmündungshafen, sondern außerhalb desselben zur Ablagerung kommt. Um den Lauf der Donau möglichst abzukürzen, findet sich die passendste Anzapfungsstelle bei Boascik, wo die gegenüberliegende Canara-Bucht des Schwarzen Meeres, einen natürlichen Hafen bildend, kaum 38 Kilometer in der Luftlinie von der Donau entfernt ist.

Die ganze Länge des Canara-Canals würde 47 Kilometer betragen, und der Canal daher ein fünffach größeres Gefälle als der jetzige Lauf der Donau bekommen.

Die Länge der Donau-Schifffahrt von Boascik bis zur Mündung beträgt 36 Meilen, 273 Kilometer, jene des Canara-Canals nur circa 6 Meilen. Es würde also für die Schifffahrt eine Distanz-Abkürzung von 30 Meilen erzielt werden.

Das bestehende Gefälle der Donau von Boascik bis zur Mündung ist 1:12.000 bis 1:15.000. Das zukünftige Gefälle des Canara-Canals bei einer fünffachen Distanz-Verkürzung und derselben Höhendifferenz zwischen Boascik und dem Schwarzen Meere würde nur 1:2000 bis 1:2400 betragen.

Der Canara-Canal würde eine Breite von 50 Meter an der Sohle und 75 Meter an der Wasseroberfläche bekommen bei einer Wassertiefe von 8 Meter, so daß die größten Schiffe den Canal ohne Anstand passiren könnten.

Die Baukosten des Canals würden nach approximativer Zusammenstellung (bei einer Erdbewegung von circa 23 Millionen Kubik-Meter) circa 9 bis 10 Millionen österreichische Gulden betragen.

Die zur Herstellung des Canals und der nothwendigen Nebenanlagen erforderlichen Grundflächen würden circa 1100 österreichische Joch beanspruchen. Bei den vielen Schwierigkeiten, welche die Donau in ihrem jetzigen Laufe in der unteren Donaugegend und besonders bei der Ausmündung der Schifffahrt bietet, und bei dem Umstande, als durch drei Monate in jedem strengen Winter die Mündung der Donau nicht passirbar ist, wodurch in dem Handelsverkehre Stockungen und bei diversen Dampfschifffahrts-Gesellschaften größere Verluste entstehen, läßt sich nachweisen, daß unter der Annahme von

15 Millionen Zoll-Centnern und $^{1}/_{2}$ Million Menschen, die jährlich die Sulina-Mündung passiren, nach Herstellung des Canara-Canals der gesammte Frachten- und Personenverkehr daselbst um circa 2 Millionen billiger kommen würde.

Die rumänischen Handelsplätze Galatz, Braila, Hirsova, Czernawoda u. s. w. würden durch Anlage des Canara-Canals in ihrem Handel nichts einbüßen, sondern sogar gewinnen, da größere Handelsschiffe aller Nationen, vom Bosporus kommend, durch den Canara-Canal direct nach Galatz, Braila, Hirsova, Czernawoda u. s. w. gelangen könnten.

Da der Canara-Canal, bei 75 Meter Breite an der Wasseroberfläche, circa $^{1}/_{10}$ des ganzen Donauwassers absorbiren würde, und da unterhalb der Anzapfungsstelle Boascik die Donau mächtige Zuflüsse erhält (Jalomnica, Seret und Prut), so würde die Donau noch immer so gewaltige Wassermassen führen, daß die größeren Handelsschiffe, die beim Canara-Canal einfahren, bis Reni verkehren könnten.

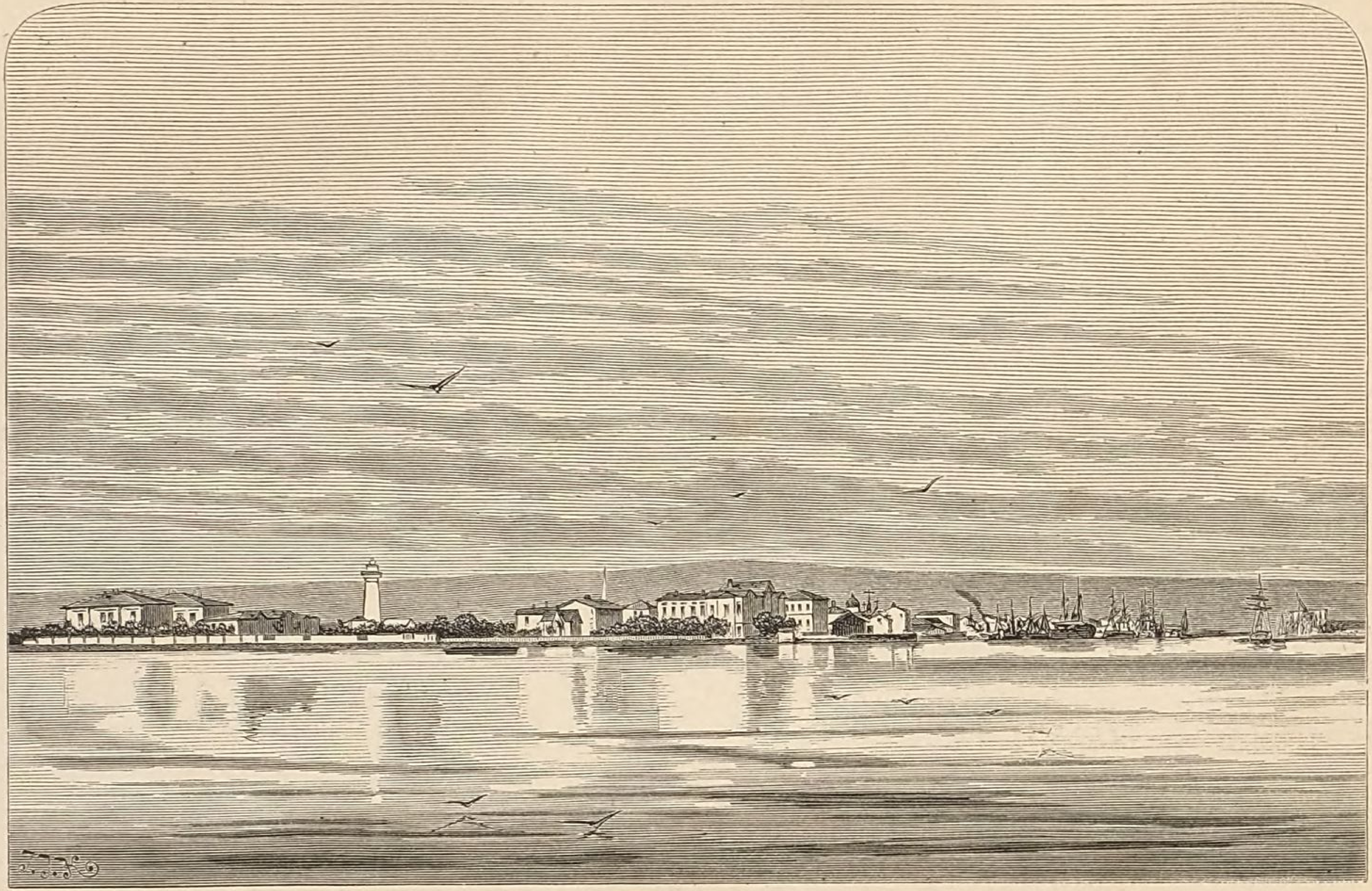
Oberhalb Tultscha könnte man durch einen gewaltigen Querdamm den Georgs- und Sulina-Arm einführen. Dieses Werk, welches selbst Rußland kaum zum Gegner haben dürfte, da durch die Regulirung und Schiffbarmachung der nördlichen Kilia-Donau die russische Provinz „Süd-Bessarabien" in handelspolitischer Hinsicht bedeutend gewinnen würde, könnte von Rumänien ausgeführt werden, das durch Fruchtbarmachung des Deltagebietes einen enormen Vermögenszuwachs erlangen und außerdem die Bedeutung der Dobrudscha heben würde.

Die Kosten des Canara-Canals zu der obigen Ziffer hinzugerechnet, ergeben sich 48 Millionen Gulden = 120 Millionen Francs, für welchen Betrag eine ununterbrochene Fahrstraße vom Schwarzen Meer bis Passau hergestellt wird, das ist die kürzeste Linie von Ost nach West.

Wie wichtig und zugleich rentabel aber diese abgekürzte Linie ist, das wird man aus nachfolgender Aufstellung ersehen. Während wir diese Zeilen schreiben, ist von Professor F. Ržiha eine uns zur Verfügung gestellte graphische Darstellung unter der Presse: „Die Wege des Getreideverkehrs", aus welcher wir ersehen, daß Getreide gebende Länder folgende sind: Südrußland mit 50 Millionen Meter-Centner, Rumänien mit 10 Millionen

und Ungarn ebenfalls mit 10 Millionen — daher zusammen 70 Millionen Meter-Centner, dem gegenüber stehen die Getreide nehmenden Länder: Großbritannien 65 Millionen, Scandinavien 3 Millionen, Frankreich 3 Millionen, Schweiz 5 Millionen, Deutschland 13 Millionen, Belgien und Holland 5 Millionen, Italien 7 Millionen, Griechenland 0·5 Millionen, also ein Bedarf von circa 102 Millionen Meter-Centner; den Ausfall von 32 Millionen deckt Amerika. Das Riesenquantum von 70 Millionen Meter-Centnern strebt also westwärts, sucht aber heute den Abfluß aus der Donau und dem Schwarzen Meere durch die Dardanellen hinaus, auf dem Umwege über Marseille, um Gibraltar herum, nach den westlichen und nördlichen Häfen.

Selbst das südrussische Getreide, von Odessa aus verschifft, gravitirt nach der Donau, denn nur so gelangt es schnell und noch vor der amerikanischen Ernte nach dem Westen. Diese Ziffern und Verhältnisse sprechen so überzeugend, daß die Donau-Angelegenheiten nun unbedingt zum Durchbruche gelangen müssen. Sehen die Regierungen der betheiligten deutschen Staaten, welche Quantitäten Donau-aufwärts kommen, so werden sie nicht verabsäumen, den Ludwigs-Donau-Main-Rhein-Canal auf Schiffe von größerem Deplacement einzurichten. Wir legen nun die Feder mit ebenso großer Beruhigung und Befriedigung nieder, denn während bei Beginn unserer Arbeit: „Die Donau", der Strom verwaist seine ungeebneten Bahnen floß, sehen wir beim Abschluß unseres bescheidenen Wirkens ein Bewegen, Weben und Streben, welches zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Ein ganz kleines Körnlein dazu beigetragen zu haben, wird man auch uns zugestehen.



25.

Sulina-Mündung.

I. Beilage zur Stromkarte.

Sulina-Mündung.

Arbeiten seit August 1873, ausgeführt durch die Europäische Donau-Commission.

(Nach dem für dieses Werk am 5. April 1880 gelieferten Elaborate der „Commission Européenne du Danube". Finanzielle Gebarung der Commission, siehe Seite 735 unter „Galatz".)

In ihrem zweiten Berichte vom 1. August 1873 hat die Commission Mittheilung gemacht und Rechnung gelegt über die bis Ende 1872 ausgeführten Vervollständigungs-Arbeiten an den Mündungen.

Seither wurden folgende Arbeiten vollendet: I. An der Sulina-Mündung. Außer der Instandhaltung der Moli mußte der Anschluß des nördlichen Dammes im Jahre 1873 um 150 Fuß, im Jahre 1876 um 200 Fuß gegen die Landseite hin verlängert werden, um die Abnahme der normalen Wasserhöhe zu verhindern.

Nachdem der Wasserstrich durch die Bank im Süden gegen den Molo gedrückt wurde, hat sich im Jahre 1876 die Nothwendigkeit herausgestellt, den südlichen Damm um 200 Fuß zu verlängern. Im Jahre 1879 wurde eine feste Unterlage zwischen den Köpfen der Dämme ausgeführt, um das Fahrwasser zu reguliren. Diese Unterlage giebt der Ausfahrt eine Tiefe von 25 Fuß bei tiefstem Wasserstande. Die Verlängerung des südlichen Dammes um 457 Fuß, welche im Jahre 1869 ausgeführt wurde, ist ebenfalls 1879 durch Versicherungsbauten consolidirt worden. Die jetzige Lage ist aus der Skizze auf Seite 777 zu ersehen. Vom Jahre 1872 bis 1879 wurden für die Sulina-Dämme 754.654 Francs verausgabt. (Tabelle I.)

II. Außerordentliche Arbeiten, ausgeführt von 1872—1879 (Tabelle II), im Gesammtbetrage von 59.504 Francs 50 Centimes. In Anbetracht der außerordentlichen Zunahme der Dimensionen der auf der unteren Donau verkehrenden Dampfer stellte sich im Jahre 1874 die Nothwendigkeit heraus, das Profil des Fahrwassers zu erweitern; dasselbe beträgt jetzt 260 Fuß. Diese Erweiterung wurde 1875 beendet und giebt Tabelle III die Kostenübersicht dieser Arbeit, ebenso wie der vom Jahre 1872—1879 gemachten Ausgaben für den Sulina-Arm und jenem von Tschatal d'Ismaïl. — Tabelle IV giebt die Uebersicht der Ausgabensumme seit Beginn der Arbeiten.

In der Section „Austria" wurden am rechten Ufer sechs Sporne in der Gesammtlänge von 1060 Fuß ausgeführt und das linke Ufer durch eine Steinbekleidung von 4600 Fuß Länge geschützt. Die übrigen Arbeiten sind aus der Tabelle zu ersehen. Die wichtigste darunter ist die im Tschatal d'Ismaïl ausgeführte, eines vorliegenden Molo's von 1400 Fuß Länge, welcher mit dem linken Ufer durch einen Sporn von 6 Fuß Länge verbunden ist.



A. Hartleben's Verlag.
Kartogr. lith. Anst. v. G. Freytag in Wien.
Druck v. Jos. Eberle & Co., Wien.

Tabelle I.

Dämme der Sulina.

		Fr.
Bau, Erhaltung und Versicherung vom 21. April 1858 bis 30. September 1871		4,633.798.—
Erhaltung der Dämme von 1872 bis inclusive 1879	Fr. 576.532.—	
Verlängerung des nördlichen Dammes	„ 17.382.—	
Verlängerung des südlichen Dammes	„ 154.292.—	
Feste Unterlage zwischen den Dämmen	„ 6.448.—	754.654.—
	Totale . . .	5,388.452.—

Tabelle II.

Außerordentliche Arbeiten.

		Fr.
I. Fortsetzung der Uferverkleidung im Hafen von Sulina 1874 bis 1876	Fr. 9.821.29	
II. Reconstruction des Unterbaues des Leuchtthurmes von St. Georg 1879	„ 22.531.91	
III. Ausstecken der Bojen zwischen Isaktscha und Galatz 1879	„ 10.802.85	
IV. Meilensteine zwischen Tschatal d'Ismaïl und Galatz 1879	„ 13.615.22	
V. Aufschüttung zwischen der Verkleidung und dem südlichen Damm 1876	„ 2.733.23	59.504.50
Bis 1872 gemachte Ausgaben		361.405.39
	Totale . . .	420.909.89

Tabelle III.

Neue Arbeiten im Strome.

(Vom Jahre 1872 bis einschließlich 1879.)

		Fr.
Ausweitung des Strombettes 1874	Fr. 39.556.68	
„ „ „ 1875	„ 12.246.55	51.803.23
Section „Austria", Sporne 1873	Fr. 33.123.39	
„ „ Verkleidung 1874	„ 21.016.64	
„ „ „ 1875	„ 29.456.36	83.596.39
Obere Section „Austria", Sporne und Verkleidung 1876		30.218.97
Section „Gorgova", Verkleidung 1876	Fr. 3.916.50	
„ „ „ 1879	„ 14.749.—	18.665.50
„ „Monodendri", Verkleidung 1875		10.146.21
„ „Tschobangirla", Sporne 1872 . . .	Fr. 31.779.05	
„ „ „ 1873 . . .	„ 2.672.—	34.451.05
	Fürtrag . . .	228.881.35

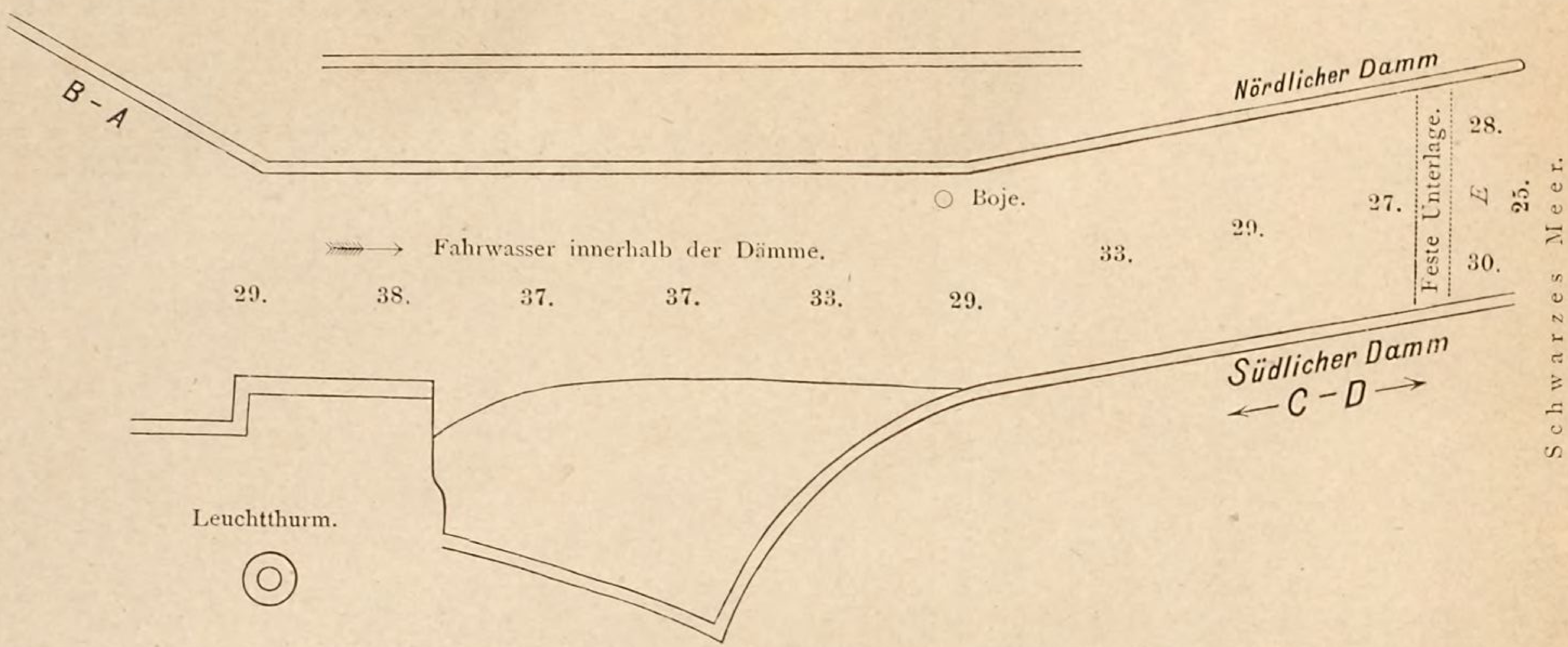
		Fr.
Uebertrag . . .		228.881.35
Section „Veniko", Sporne und Verkleidung 1873	Fr. 20.635.65	
" " " " " 1874	„ 5.369.22	26.004.87
„ „Masurale", Sporne 1879		15.438.—
„ „Argagnis", Sporne und Verkleidung 1878	Fr. 14.632.01	
" " " " 1879	„ 6.082.—	20.714.01
„ obere „Argagnis," Sporne und Verkleidung 1872		13.303.26
„ 43. Meile, Sporne und Verkleidung 1878	Fr. 29.096.41	
" " " " " 1879	„ 11.338.50	40.434.91
Tschatal d'Ismaïl, Sporn 1873	Fr. 253.028.62	
" " " 1874	„ 34.225.01	
" " " 1875	„ 27.315.17	
" " " 1876	„ 35.796.25	350.365.05
Totale . . .		695.141.45

Tabelle IV.

Ausgaben für Arbeiten im Strome.

Distanz von der Mündung in Mille	Benennung der Stelle	Ausgaben vom Beginne der Arbeiten bis 31. December 1879
		Fr.
19	Batmisch-Kavak	157.000.—
20	Batmisch-Kavak, obere . . .	20.628.—
23	Durchstich des M	384.993.—
24	Section untere „Austria" .	83.596.—
26	„ obere „ . .	48.423.—
27½ bis 30½	Gorgova	512.533.—
32	Kalo-Ayros	39.430.—
34	Monodendri	71.446.—
35	Tschobangirla	34.451.—
37	Veniko	26.005.—
39	Masurale	15.438.—
40	Argagnis, untere	39.400.—
41	Argagnis	403.612.—
42	Argagnis, obere	58.237.—
43		40.455.—
44	Tschatal St. Georges . . .	281.222.—
54	Tschatal d'Ismaïl	350.365.—
	Materialvorrath am 31. December 1871	471.203.—
	Totale	3,038.417.—

SULINA-MÜNDUNG.



Nördlicher Damm	*A*	Verlängerung	1873	150	Fuss.
» »	*B*	»	1876	200	»
Südlicher Damm	*C*	Befestigung	1879	457	»
» »	*D*	Verlängerung	1876/77	200	»

E Einfahrt zwischen den Köpfen der Moli.

Meilen- und Kilometerzeiger

der Donau und der mit Dampfern befahrenen Nebenflüsse.

I. Donau.

Regensburg-Sulina (320·0 Meilen = 2427·5 Kilometer).

(Die mit † bezeichneten Orte sind keine Dampfschiff-Stationen für Personenverkehr.)

	Meilen	Kilometer
Regensburg †	. .	. .
Straubing †	7·7	58·4
Deggendorf †	12·5	94·8
Vilshofen †	17·2	130·5
Passau	20·3	154·0
Obernzell	22·4	169·9
Engelhartszell	23·7	179·8
Nieder-Ranna	24·4	185·6
Wesenufer	24·7	187·4
Ober-Mühel	26·7	202·5
Neuhaus	27·9	211·6
Aschach	28·9	219·2
Brandstadt (Efferding)	29·3	222·3
Ottensheim (Wilhering)	31·2	236·7
Linz	32·2	244·3
Mauthhausen	35·2	267·0
Wallsee	37·6	285·2
Grein	39·6	300·4
Persenbeug	42·3	320·9
Ybbs	42·3	320·9
Marbach	43·5	330·0
Groß-Pöchlarn	44·2	335·3
Weiteneck	45·0	341·4
Melk	45·3	343·6
Aggsbach	46·6	353·1

	Meilen	Kilometer
Spitz	47·6	361·1
Weißenkirchen	48·3	366·4
Stein (Krems)	49·7	377·0
Hollenburg	50·8	385·4
Traismauer	51·6	391·4
Zwentendorf	53·4	405·1
Tulln	55·0	417·2
Greifenstein	56·9	431·6
Korneuburg	57·8	438·6
Klosterneuburg †	58·1	440·7
Nußdorf	59·0	447·6
Wien (Prater-Quai)	60·0	455·2
Kaiser-Ebersdorf	60·9	462·0
Fischamend †	62·4	473·4
Hainburg	65·9	499·9
Theben	66·4	503·7
Preßburg	67·9	515·1
Körtvélyes	71·6	543·2
Böös-Varjas	75·7	574·3
Gönyö (Raab)	79·5	603·1
Uj-Szöny (rechts)	82·7	627·4
Komorn (links)	82·7	627·4
Duna-Almás	84·8	643·0
Piszke †	86·5	656·2
Sattel-Neudorf †	87·3	662·3
Gran (rechts)	89·1	675·1
Párkány † (links)	89·1	675·1
Szobb †	90·7	688·0
Groß-Maros (Localdampfer)	92·3	700·2
Waitzen	94·3	715·4
Ofen (Budapest II) rechts	98·5	747·2
Pest (Budapest IV) links	98·5	747·2
Promontor †	99·7	756·3
Tétény †	100·6	763·1
Ercsény	102·9	780·6
Adony (Loré)	105·0	796·6
Taß	106·6	808·7
Szalk	107·5	815·5
Apostag	108·7	824·6
Duna-Földvár	109·9	833·7
Harta	111·6	846·6
Ordas	112·8	855·7
Paks	113·6	861·8

	Meilen	Kilometer
Kalocsa (Foktü)	115·0	872·4
Dombori † (Tolna)	117·2	889·1
Gemencz (Szegzárd)	118·5	898·9
Baja	121·5	921·7
Duna-Szekcsö	124·0	940·7
Mohács	125·7	953·6
Bezdán	129·1	979·3
Apatin	133·8	1015·0
Draueck (Essek)	136·2	1033·2
Gombos-Bogojéva	138·1	1047·7
Dálja	139·8	1060·5
Vukovár	142·2	1078·7
Novosello	143·9	1091·6
Illok	146·7	1112·8
Palanka	147·4	1118·1
Čerevič	150·3	1140·0
Futtak	150·8	1144·0
Kamenitz †	152·3	1155·4
Neusatz	152·8	1159·2
Karlovitz	154·6	1172·8
Theiß-Mündung †	158·5	1202·4
Semlin	163·9	1243·3
Save-Mündung †	164·5	1247·9
Pancsova (Vorcontumaz)	166·5	1263·1
Semendria †	171·5	1301·0
Kubin	171·9	1304·0
Dubravicza †	173·3	1314·7
Baziás	177·1	1343·5
Gradište (Dampfer der Staats-Eisenbahn-Gesellschaft)	179·0	1357·9
Alt-Moldova	180·3	1367·8
Drenkova	184·8	1401·9
Milanovac †	187·9	1425·4
Alt-Orsova	192·9	1463·3
Verciserova	193·5	1467·9
Turn-Severin	195·8	1485·4
Radujevac	206·1	1563·5
Kalafat	213·6	1620·4
Widdin	214·3	1625·7
Lom-Palanka	219·8	1667.4
Oreava (Rahova) rechts	228·5	1733·4
Piquet (Beket) links	228·5	1733·4
Korabia	234·7	1780·4
Nicopolis	239·5	1816·8

	Meilen	Kilometer
Turn-Magurelli	240·0	1820·6
Sistow (rechts)	244·8	1857·1
Zimnitza (links)	244·8	1857·1
Rustschuk	252·4	1914·7
Giurgjevo	253·3	1921·5
Turtukaj	260·4	1975·3
Oltenitza	261·0	1979·9
Silistria	267·7	2030·7
Kâlarâschi	268·7	2038·3
Rassowa †	275·6	2090·7
Czernawoda	277·4	2104·3
Hirsowa	284·0	2154·4
Gura-Jalomitza	285·0	2162·0
Braila	294·4	2233·3
Galatz	297·3	2255·3
Pruth-Mündung †	297·9	2259·8
Reni	300·0	2275·8
Isaktscha	303·6	2303·1
Tschatal d'Ismaïl †	306·8	2327·4
Tultscha	307·8	2335·0
Tschatal St. Georges †	309·1	2344·9
Sulina †	320·0	2427·5
a) Wiener Donau-Canal (1·8 Meilen = 13·7 Kilometer).		
Nußdorf	.	.
Karlskettensteg	0·8	6·1
Weißgärber	0·9	6·8
Kaiser-Ebersdorf	1·8	13·7
b) Raaber Arm (2·1 Meilen = 15·9 Kilometer).		
Raab	.	.
Vének (Csárda) †	1·5	11·4
Gönyö	2·1	15·9
c) Szt. Endréer Arm (5·0 Meilen = 37·9 Kilometer).		
Groß-Maros	.	.
Bogdány	0·8	6·1
Tahy-Tótfalu	1·8	13·7
Szent-Endre	3·1	23·5
Neu-Pest	5·0	37·9

	Meilen	Kilometer
d) Csepeler Arm (7·9 Meilen = 59·9 Kilometer).		
Budapest (Brücke)	.	.
Soroksár †	1·7	12·9
Sziget-Szent-Miklós †	2·7	20·5
Csép †	4·0	30·3
Sziget-Szent-Márton †	4·5	34·1
Ráczkeve	5·5	41·7
Dömsöd	6·7	50·8
Taß	7·9	59·9
e) Tolnaer Arm (3·5 Meilen = 26·6 Kilometer).		
Dombori †	.	.
Fadd †	1·0	7·6
Tolna	1·6	12·1
Sárviz-Mündung †	1·7	12·9
Untere Ausmündung †	3·5	26·6
f) Opovaer Graben (7·8 Meilen = 59·2 Kilometer).		
Surduk †	.	.
Opova †	0·8	6·1
Pancsova (Stadt)	7·4	56·1
Pancsova (Vorcontumaz)	7·8	59·2
Temes-Mündung †	7·8	59·2
g) Borcea-Graben (6·3 Meilen = 47·8 Kilometer).		
Dudešti †	.	.
Grumasu †	6·3	47·8
h) Matschiner Arm (14·6 Meilen = 110·8 Kilometer).		
Baka-Insel †	.	.
Dojeni †	4·9	37·2
Ostrovu †	6·3	47·8
Jakobsberg	9·9	75·1
Turkuïoa †	10·0	75·9
Matschin	12·6	95·6
Braila	14·6	110·8
i) Kilia-Arm (8·6 Meilen = 65·2 Kilometer).		
Tschatal d'Ismaïl †	.	.
Ismaïl †	2·9	22·0
Kilia	8·6	65·2

II. Inn.

Simbach-Passau (8·3 Meilen = 63·0 Kilometer).

	Meilen	Kilometer
Simbach	.	.
Obernberg	3·4	25·8
Reichersberg †	4·0	30·3
St. Florian †	5·4	41·0
Schärding †	5·7	43·2
Neuburg †	6·7	50·8
Passau	8·3	63·0

III. Drau.

Barcs-Draueck (20·5 Meilen = 155·5 Kilometer).

	Meilen	Kilometer
Barcs	.	.
Sopje	4·6	34·9
Moslavina	7·4	56·1
Miholjac	9·9	75·1
Valpó	13·5	102·4
Essek (Brücke)	18·0	136·5
Draueck † (Umsteigplatz von Essek)	20·5	155·5

IV. Theiß.

Tokay-Theißeck (101·2 Meilen = 767·7 Kilometer).

	Meilen	Kilometer
Tokay †	.	.
Tisza-Lúcz †	8·7	66·0
Tisza-Füred †	20·2	153·2
Szolnok †	41·5	314·8
Szentes †	57·1	433·2
Maros-Mündung †	68·5	519·6
Szegedin	68·8	521·9
Ó-Kanizsa	73·8	559·8
Török-Kanizsa	74·3	563·6
Zenta	78·5	595·5
Ada	80·9	613·7
Ó-Becse	86·7	657·7
Török-Becse	87·7	665·3
Tisza-Földvár (Franzens-Canal)	88·9	674·4
Titel	99·9	757·8
Theißeck (Umsteigstation)	101·2	767·7

V. Save.

Zaprag-Save-Mündung (78·5 Meilen = 595·5 Kilometer).

	Meilen	Kilometer
Zaprag †	.	.
Lonja †	6·1	46·3
Jasenovac	11·1	84·2
Alt-Gradiska	17·4	132·0
Svinjar †	22·6	171·4
Kobaš †	25·9	196·5
Brod	30·0	227·6
Šamac	37·7	286·0
Županje	43·4	329·2
Rajevoselo	47·6	361·1
Brčka †	48·5	367·9
Jamina †	51·7	392·2
Rača	55·0	417·2
Bosut-Mündung †	57·2	433·9
Mitrovitz	60·4	458·2
Klenak †	64·5	489·3
Šabac	64·8	491·6
Obrenovac	73·4	556·8
Belgrad	78·4	594·7
Save-Mündung †	78·5	595·5

VI. Kulpa.

Sissek-Kulpa-Mündung (15·0 Meilen = 114·0 Kilometer).

	Meilen	Kilometer
Sissek	.	.
Zaprag †	0·3	2·3
Kulpa-Mündung †	0·3	2·3

Alphabetisches Register.

Die **gothisch** gedruckten, sind Personen-, Völker- und Sachen-Namen.

K.

L.

M.

Seite

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

70 Lagen 48 Lagen ausgeklebt

Alt- und Neu-Wien

oder

Geschichte der Kaiserstadt und ihrer Umgebungen.

Seit dem Entstehen bis auf den heutigen Tag

und in allen Beziehungen zur gesammten Monarchie geschildert

von

Moriz Bermann.

Mit 312 Illustrationen, Bildnissen, Initialen und Plänen von hervorragenden Künstlern.

76 Bogen. Groß-Octav.

In einem Bande geheftet 7 fl. 50 kr. = 13 M. 50 Pf. — In einem Original-Prachtbande 9 fl. = 16 M. 20 Pf. — In zwei Halbbänden à 3 fl. 75 kr. = 6 M. 75 Pf. — Auch in 25 Lieferungen à 30 kr. = 60 Pf.

In ebenso würdigender, als lebensfrischer Weise geschrieben, zugleich belehrend und als Herz und Geist anregende Unterhaltungs-Lectüre geltend, umfaßt das vorliegende Werk die Geschichte der Kaiserstadt Wien von ihrer Entstehung bis auf den heutigen Tag, wo sie mit ihren Prachtbauten, den herrlichen Straßen, Plätzen und Gärten sich mit allen Hauptstädten des Festlandes zu messen vermag. Um das Bild ganz zu vollenden, sind auch die wunderherrlichen Umgebungen der Metropole an der Donau, deren sich keine andere Residenz in solcher Schönheit und Fülle zu rühmen vermag, einbezogen worden.

Das Werk hat eine wirklich bedeutende Reichhaltigkeit in der Schilderung interessanter und wichtiger Vorfallenheiten, und verdient ganz besonders das prägnant hervortretende Erblühen des Neuen Wien unter Kaiser Karl VI. bis zum Neuesten Wien unter Kaiser Franz Josef I. die regste Aufmerksamkeit. Die Zeitperioden Karl's VI., Maria Theresiens, Josef's II. mit den Gebäudeverschönerungen und freisinnigen Institutionen, darunter höchst interessante Einzelnheiten; die Verschönerungen Wiens unter Franz I. und Ferdinand dem Gütigen, die Kriegseinfälle, das vormärzliche Wien mit seinen lebenslustigen Bewohnern, die Geschichte der Theater, Vergnügungen, Prater, Wasserglacis, Basteien; Volksfiguren und Volksfängerthum 2c.; das Jahr 1848 in seinen markantesten Momenten, die Regierung Franz Josef's I., das neueste Wien 1849 bis 1880 mit allen Institutionen und den Prachtbauten der Neuzeit — all dies bietet wahrhaftig ein unumgänglich nöthiges Lese- und Nachschlagebuch für Alle, die irgend über Wiens Einzelnheiten unterrichtet sein wollen. Das reiche Register von Tausenden von Artikeln erleichtert in zweckmäßigster Weise die Auffindung. Mit Liebe und Emsigkeit hat der Verfasser alle die schönen Perlen aneinandergereiht, welche sich in Wien und seiner Geschichte seit dessen Entstehen vorfinden, und man muß sagen, daß er seine Aufgabe in gelungenster Weise gelöst hat. Die Ausstattung des Werkes ist eine liebevolle und glänzende.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Heksch, Alexander F.,

Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes ; mit 200 Illustrationen und einer Stromkarte

Wien [u.a.] 1881